# Friedrich der Grosse, konig von Preussen

Theobald Chauber

Digitized by Google

Presented by Mrs. F. Heinemann

~~UNS. 162 EE. 13.~~

Vet. Ger. III B. 119

Digitized by Google

Presented by Mrs. F. Heinemann

~~UNS. 162 EE. 13~~

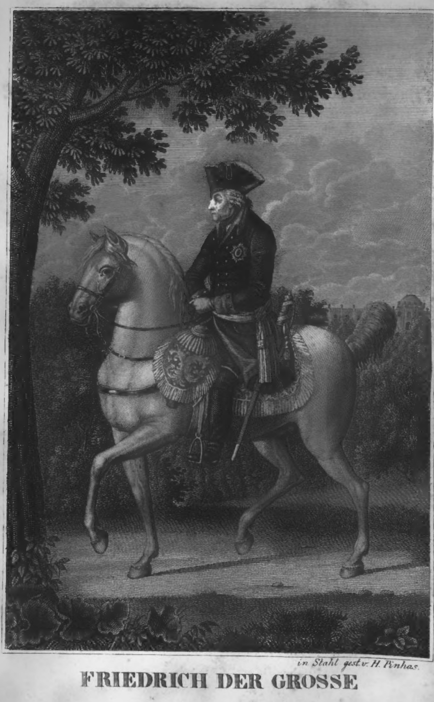
Vet. Ger. III B. 119

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



in Stahl gest. v. H. Pinhas.

**FRIEDRICH DER GROSSE**

*König von Preussen*

Digitized by Google

Digitized by Google

Berthold Auerbach

Digitized by Google

# Friedrich der Große,

## König von Preußen.

---

## Sein Leben und Wirken;

nebst einer

gedrängten Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Für

Leser aller Stände nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet

von

Theobald Chauber.

Mit 5 Stahlstichen und 24 Holzschnittbildern.

---

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1834.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 JAN 1959
OF OXFORD
LIBRARY

# Vorrede.

„Nur zwei Tugenden gibt es, o! wären sie beide
vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe
auch gut.“

Schiller.

Wie dieses Motto überhaupt dazu dienen mag, das Urtheil über viele große Individualitäten der Geschichte von dem idealen auf den historischen und rein praktischen Standpunkt zu stellen, so mag es auch hier am Eingange einer Biographie Friedrichs II. stehen, um vielleicht als Friedensspruch für die Ausgleichung der noch immer streitenden Ansichten über diesen Monarchen angenommen zu werden. Die Einen sehen in ihm noch immer nichts als einen bizarren, launenhaften Militärdespoten, während Andere ihn seiner segensreichen Wirksamkeit wegen fast vergöttern zu müssen glauben *); hier wird er als Kriegsheld, als Mann

*) Dieß ist im eigentlichen Sinne des Wortes geschehen! Alle die Worte: groß, vielgeliebt, gerecht rc., schienen schon abgegriffene Scheidemünzen zu sein, man stieg in den tiefsten Schacht des patriotischen Herzens hinab, und prägte aus den dort gefundenen Goldbarren das Wort: Einzig. Aber nicht minder hyperbolisch als zweideutig ist dieses Epitheton. Jean Paul, der sonst in überschwenglichen Ausdrücken bei Friedrich gar keine Grenze zu kennen scheint, sagt in seinem Kometen: „Man kann

der neuen Zeit gepriesen, während man ihn dort des Atheismus, der Mißachtung des historischen, und auch oft des angebornen Rechtes wegen, die man bei ihm zu finden glaubt, dem Spotte und der Herabwürdigung preiszugeben sich bemüht ꝛc. — So kam es, daß Viele, die Friedrichs Charakter und Regierungsweise verstanden, und Viele die sie nicht verstanden, Lob und Tadel seinem Andenken zu weihen sich berufen fühlten. Bei einem so vielseitigen thatenreichen Leben werden sich leicht einzelne Thatsachen aufgreifen lassen, die man als Belege für die aufgestellte Ansicht gebrauchen kann.

Das vorliegende Werk möge als ein bescheidener Versuch betrachtet werden, um die verschiedenen Erscheinungen in Friedrichs Charakter und Regierung auf ihren historischen Grund in der Zeit und auf ihren psychologischen in Friedrich selbst zurückzuführen. Bei dem Versuche aber, das Wesen einer historischen Person nachzuconstruiren, stellt sich zwar die allgemeine Wahrheit immer heraus, daß — nach dem Ausdrucke Jean Pauls — „jeder Menschen-Charakter corynthisches Erz ist," dennoch aber wird sich die zeitliche und sächliche Vermischung der Elemente stets annäherungsweise bestimmen lassen.

Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten finden sich aber, wenn man Friedrichs Charakter und Regierung, in ihrer Entwicklung und Fortbildung aus sich heraus, und in den durch die Zeitverhältnisse hinzugetretenen Umständen, darzustellen unternimmt. Friedrich und die Begebenheiten seiner Zeit bilden den Wendepunkt einer großen weltgeschichtlichen Epoche. Das Mittelalter war allmälig mehr und mehr erstorben. Das Streben nach Freiheit und Selbstständigkeit in göttlichen und menschlichen Dingen hatte den Kern der gebildeten und sich bildenden Welt zu neuer Lebensthätigkeit angeregt. Da bestieg Friedrich den Thron,

---

in einem erlaubten Sinne sagen, der Untergang einer bevölkerten Häuserzahl durch Erdfälle und Wassersturz wirke in der geistigen Welt oft weniger, als der Untergang eines Kraftmenschen, der wie alles Große nur einmal erscheint, daher der Beiname des Einzigen bei Friedrich II. so überflüssig, ja zweideutig gewesen."

angethan mit allen Attributen mittelalteriger Herrschermacht, in sich bewegt von den mächtig widerstrebenden Ideen der Zeit. In ihm begann eine Revolution, in ihm Kampf und Widerspruch ohne Ende, die er jedoch durch die Stärke seines ureigenen Wesens unmerklich zu machen verstand. —

Ich habe die nothwendigen und zufälligen Widersprüche in Friedrichs Charakter und Regierung, und unter diesen selbst unverholen angedeutet, wo deren Lösung noch zu problematisch schien. Vielleicht wird mancher dadurch die Einheit, die auch das erste Merkmal des geschichtlichen Kunstwerkes sein soll, verletzt glauben, weil sich das innerste Wesen des dargestellten Objectes nicht in eine einzige Phrase einklammern läßt, weil die vielen Contraste den Rahmen des Kunstwerkes zu zerstückeln scheinen. Aber das Wesen einer in der Geschichte hervorragenden Person, wenn auch in sich vollendet und abgerundet und in diesen Eigenschaften dargestellt, bleibt doch immer nur ein Fragment in der großen fortdauernden Bewegung der Zeit; gerade der Durchbruch der Schranken, in die eine gewisse Zeit eingehegt war, und die dadurch eröffnete unabsehbare Fernsicht sind die Lebensresultate der Männer, die an der Spitze oder am Ende weltgeschichtlicher Epochen wirkend stehen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bildet auch das Leben Friedrichs und dessen Darstellung einen Ring in der unendlichen Kette geschichtlicher Ereignisse, der durch das Eingreifen des darauf folgenden in das Ganze eingegliedert wird. Die Zeit und das Leben Friedrichs reihen sich aber nicht minder durch die in denselben geschehenen Thaten, als auch durch den in ihnen entwickelten Geist, in engerem Zusammenhange den darauf folgenden an. Eine dem äusseren Geschichtsgange parallellaufende Darstellung, der in Friedrich herrschenden und von ihm ausgesprochenen Ideen und Begriffe schien daher gleich nöthig zu sein. Die Abhandlung über die Gesetze ꝛc. erschien für die Darstellung von nicht minderer Bedeutung als die Schlacht bei Leuthen ꝛc. Wenn dadurch ein Bild der ungemessenen Vielseitigkeit, die sich in Friedrichs Leben

kundgab, wenn dadurch ein Bild des damals herrschenden Encyklopädismus in dem Leser erzeugt würde, so müßte dieß als das unmittelbare Ergebniß der Objectivität betrachtet werden. —

Bei einem Buche, das dem größern Publikum zugänglich sein sollte, wird man ein näheres Eingehen in die Fragen über die geistigen Interessen der Zeit nicht für unzweckmäßig halten. Wenn Nachdenken über manche in diesem Buche angeregten Materien, Vergleichung der Vor- oder Rückschritte, die man mancher Orten in der Freiheit der Forschung ꝛc. gemacht, hiedurch erzeugt würden, so wäre die Frage über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der in dieser Stellung gewählten Materien schon genugsam beantwortet. —

Um ein vorurtheilsfreies und selbstständiges Urtheil über Dinge und Personen zu verbreiten, muß wohl stets darauf hingewirkt werden, daß man nie einer Sache der Person wegen, durch die es geschieht, sondern der Person einer Sache wegen, die sie bewirkt, Bedeutung beilegt. Dadurch allein würde wohl jener unwürdigen vornehmen Verachtung, mit der literarische und politische Notabilitäten die einmal für sie eingenommene Nation behandeln, gesteuert werden können. — Hauptsächlich auch aus diesem Grunde wurde in dem vorliegenden Werke die Anekdote, die hier so reiche Ausbeute hätte liefern können, weniger benützt. Ueberhaupt aber waren es vorzugsweise zwei Punkte, die die Richtung des in diesem Werke zu nehmenden Ganges vorzeichneten. Einerseits sollten die Eigenheiten, Schwächen ꝛc. des großen Mannes nicht so hingestellt werden, daß jeder behagliche Philister mit ihm zu messen sich erkühne, andererseits durfte aber durch Verdeckung oder Uebergehung kleiner Fehler und Schwächen der ohnehin zu bekämpfende große Autoritätsglaube nicht noch vermehrt werden. Diese beiden Punkte mußten also, jeder nach seiner Weise, die in unsern Tagen so sehr grassirende Mikrologie vermeiden lehren.

Die hier befolgte Perioden-Eintheilung schien, trotz der Ungleichmäßigkeit, in mehrfacher Beziehung von der Natur des Ge-

genstandes geboten. Ungern habe ich bei der Geschichte des siebenjährigen Krieges die strenge Weise der historischen Erzählung verlassen. Aber die noch immer so sehr verbreiteten irrigen Ansichten über diese wichtige Periode schienen mehr Kritik und mehr augenscheinliche Authenticität — die meist aus den Selbstgeständnissen Friedrichs geschöpft ist — zu erfordern, wenn gleich auch hier die vorgeschriebene Schranke beachtet werden mußte. Gerne hätte ich dagegen die letzte Periode in ihrem kulturgeschichtlichen Theile näher ausgeführt, wenn nicht die schon allzugroße Verzögerung im Erscheinen dieses Werkes mich daran gehindert hätte. Ich war daher genöthigt, hier nur skizzenweise zu verfahren, und nur das, was in unmittelbarster Beziehung mit dem Helden dieser Geschichte stand, anzudeuten. —

Es wäre nun hier der Ort, über die Benützung der mir zu Gebote gestandenen Hilfsquellen Rechenschaft zu geben. Archive waren mir nicht eröffnet. Eine Aufzählung der früheren Druckschriften — deren ausgezeichnetste ich benützte — hat v. Dohm im fünften Bande seiner Denkwürdigkeiten mit beigefügter milder Kritik gegeben. Nur eines in der neuesten Zeit erschienenen Werkes glaube ich einigermaßen erwähnen zu müssen. Es ist dieß das Werk: „Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. Berlin 1832.“ Es kann hier von einer eigentlichen Kritik dieses an sich höchst schätzbaren Werkes nicht die Rede sein, zumal da man dieß als Repressalie gegen den mir gemachten Vorwurf betrachten könnte, nur einen Auszug aus besagtem Werke geliefert zu haben. Aber nur einigermaßen tiefer gehende Beurtheiler werden finden, daß der Friedrich hier ein ganz anderer ist, als der bloße Preußische. In Bezug auf die dem Werke selbst eingestreute Polemik, berufe ich mich auf das: „Difficile est satyram non scribere.“

Die Anmerkung S. 25 fällt nach den neuesten archivarischen Mittheilungen des Hrn. Förster weg, kann aber leider noch in anderer Beziehung gegen manche symbolisirende Mystifikationen heutiger Tage geltend gemacht werden. Die Anmerkung S. 113

ist dahin zu berichtigen, daß jenes unbedeutende Lustspiel allerdings im Drucke erschien. Durch die dermalige Entfernung des Verfassers von dem Druckorte dieses Werkes, sind viele und darunter nicht unbedeutende Druckfehler eingeschlichen. S. 211. Zeile 4 v. o. st. „ein" l. nie. S. 242 in der untersten Zeile der Anmerkung fehlt nach „freilich" das Wörtchen nicht. Die übrigen werden in dem Druckfehler-Verzeichnisse angegeben werden.

---

In der unendlichen Reihe menschlicher Begebenheiten sind es bald einzelne mächtig wirkende Umstände in ihrem Zusammenflusse, bald einzelne hervorragende Personalitäten, welche die großen Erscheinungen, die unsere Aufmerksamkeit erregen, erzeugt haben. Sie beide in ihrem gegenseitigen Zusammenwirken bilden das, was wir Geschichte nennen, in deren Gebiete abwechselnd bald diese, bald jene mehr hervortreten.

So tritt uns — für unser deutsches Vaterland namentlich — in Friedrich dem Großen jener bedeutungsvolle Wendepunkt in der Geschichte neuer Zeit entgegen, von dem aus auf Einmal eine so tief eingreifende Veränderung in Verhältnissen, Sitten und Denkweise sich kundgibt. — Und wahrlich! es waren nicht bloße Worte einer übertriebenen Lobpreisung, sondern es lag ein tiefes historisches Gefühl zu Grunde, wenn man das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert Friedrichs genannt hat. Wie hätte es auch anders seyn können, wie hätte sich an ihn nicht eine durchaus neugeschaffene Ordnung der Dinge knüpfen müssen? Wenn schon ein einziger Gedanke geäußert, eine einzige Großthat vollzogen, oft mächtig einwirkte auf Generationen hinaus, wie mußte nicht eine so lange, allseitige, höchst energische, hochgestellte Wirksamkeit eines Monarchen einen mächtigen Schwung bewirken in ihrer ganzen Sphäre? Wer will berechnen das Wirken oft eines einzelnen Genius in die Unendlichkeit fort, die Kraft des Geistes ermessen, welche, während sie in kleinen Geistern wenigstens den Trieb der Nachahmung erregt, wieder in andern Genien den Zündfunken neuer, oft größerer Schöpfungen anfacht? Wer mag bestimmen, in welcher Art der hochstehende Charakter eines Friedrich auf die Josephe, Peter, Lessinge eingewirkt habe? Das ist

es, was den hervorragenden Charakteren der Menschengeschichte den unauslöschlichen Stempel der Größe aufdrückt, daß sie auch unbewußt oft eben so viel wirkten, als durch das, was sie mit bestimmtem Vorsatze und klarem Bewußtsein erstrebt haben. Das ist die Macht des göttlichen Geistes in der Geschichte.

In diesem Glanze erscheint uns Friedrichs Leben und Wirken, wenn wir es betrachten im Zusammenhange mit der Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, im Zusammenhange mit der Geschichte der Menschheit überhaupt. Aber doch war es zunächst ein mehr bestimmter und abgegränzter Kreis, in welchem sich seine erhabene Wirksamkeit äußerte. Noch lebt im preußischen Volke, welches seine wohlthuende Nähe unmittelbar gefühlt, das dankbare Andenken an ihn lebendig fort. Nicht der Monumente bedarf es, um die Erinnerungen an ihn aufrecht zu erhalten; in dem Innersten eines jeden Vaterlandsfreundes stehen für ihn Denkmale, welche mehr ehren, als granitne Kolosse und bronzne Figuren. In der geheimsten Nische des Herzens bewahrt noch jetzt jeder Preuße das Heiligenbild des großen Königs, wie man ihn so gerne vorzugsweise nennt. War es doch die Erinnerung an ihn und seine glorreichen Zeiten, welche, wie eine heilige Tradition im Munde des Volkes, mit zu dem gehörte, das in Zeiten der Noth und des Drangsals Trost und Stärkung verlieh, und war doch schon das Andenken an ihn eine Aufforderung, welche mit magischer Kraft erwecken mußte zum schönen Kampfe für das Vaterland!

Wohl mag man sich daher gerne das Bild seines Lebens und Wirkens vergegenwärtigen, und auch bei dem Kleineren und minder Bedeutenden in demselben mit Liebe verweilen. Denn so wie der Liebende, der Freund, nicht müde wird, an dem Gegenstande seiner Neigung immer neue Einzelheiten aufzusuchen, gerade weil sie diesem Gegenstande angehören; so mag auch der Bewunderer Friedrichs gerne bei geringeren Zügen und Begebenheiten desselben verweilen. Nur darf über dem Kleinen das Große, über dem Einzelnen das eine in seinem Wesen nicht aus den Augen gelassen werden. Dann mögen wir seinen erhabenen Charakter richtig auffassen, und an ihm lernen, was es heiße: der größte Mann seiner Zeit zu seyn.

## Erster Abschnitt.

# Friedrich's des Grossen Jugendjahre

bis

zu seiner Thronbesteigung

24. Jan. 1712 bis 31. Mai 1740.

Friedrich Wilhelm zieht den Degen gegen seinen Sohn. S. 22.

Digitized by Google

„Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins!" u. s. w. S. 26.

Friedrich II. wurde zu Berlin den 24. Januar 1712 geboren. Er war das vierte Kind und der dritte *) Sohn aus der fruchtbaren Ehe des nachmaligen zweiten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms I., und Sophien Dorotheens, Tochter Georgs I., nachmaligen Königs von Großbrittanien. So viel wir wissen, war seine Geburt von keinen besondern bedeutungsvollen Umständen und Zufällen begleitet. Er sollte weder ausgesetzt werden, wie Moses, Romulus und Cyrus, noch verbrannte um dieselbe Zeit ein Dianentempel, wie bei Alexander; er wurde am lichten Mittag um 11½ Uhr geboren. Doch erzählt man, daß sein Vater über die Geburt eines Prinzen so sehr entzückt gewesen sey, daß er ihn am Kaminfeuer beinahe bis zum Ersticken geliebkost hätte, wenn nicht die Kammerfrau dieß bemerkt und ihn der Todesgefahr entrissen haben würde. Friedrich I., der Großvater des neugebornen Prinzen, war nicht minder erfreut über die Geburt eines männlichen Nachkommen. Die Art und Weise, wie dessen Taufe vollzogen wurde, gibt uns sowohl den deutlichen Beweis der allgemeinen Freude, als sie uns auch ein Bild des damaligen Luxus und des Gepränges an den meisten deutschen Höfen, die den französischen nach-

*) Die beiden früher geborenen Prinzen waren schon im zartesten Alter gestorben.

Digitized by Google

zuahmen sich bestrebten, vor die Augen stellt. Den 31. Januar geschah die Taufe in der Schloßkapelle. Der Prinz wurde in Begleitung vieler Kavaliere und Damen, unter einem Himmel, von der Markgräfin Albrecht Friedrich, die von ihrem Gemahl und dessen Bruder, dem Markgrafen Christian Ludwig, unterstützt war, nach der Kapelle getragen, wo ihn der König selbst übernahm, welcher sich bei dem dritten mit den Glocken der Stadt gegebenen Zeichen sammt der Gemahlin, dem Sohne und dem Fürsten Leopold von Anhalt=Dessau in die glänzend erleuchtete Kapelle, und daselbst unter einen prächtigen mit Gold gestickten Baldachin, dessen vier goldene Quasten vier Ritter des schwarzen Adlerordens, und dessen vier Stangen vier Kammerherrn hielten, begab. Der junge Prinz hatte eine kleine Krone auf dem Haupte, und war in Silberstück, mit Diamanten besetzt, gekleidet, dessen Schleppe sechs Gräfinnen hielten. Der ganze Weg von den Gemächern der Kronprinzessin bis zur Kapelle war mit einer doppelten Reihe von Schweizern und Leibgarden besetzt.

Der reformirte Bischoff Ursinus von Bär verrichtete die Taufe unter Glockengeläute, Kanonendonner, dem Schmettern der Pauken und Trometen. Die abwesenden Pathen waren: Kaiser Karl VI., die verwittwete Kaiserin, Czar Peter I., die Generalstaaten, der Kanton Bern, der Kurprinz von Hannover und die verwittwete Herzogin von Mecklenburg. Diese wurden von dem Könige, der Königin, dem Kronprinzen und dem Fürsten von Anhalt vorgestellt. Der Prinz erhielt den Namen Karl Friedrich.

Aber König Friedrich I. sollte nicht mehr das Glück haben, einen muntern Enkel um sich spielen zu sehen. Denn schon im folgenden Jahre (den 25. Februar 1713) verschied er, und Friedrich Wilhelm bestieg nun den preußischen Königsthron.

Friedrich Wilhelm I. war ein Mann von sehr gesundem Menschenverstande und richtigem Urtheile in Sachen, die er hinlänglich kannte. Er war zur Erziehung dem Grafen von Dohna anvertraut gewesen. Dieser hatte seine Bildung sehr vernachläßigt, und flößte die eigene Liebe zum Gelde auch seinem Zöglinge ein. Selbst nicht wissenschaftlich gebildet, schätzte Friedrich Wilhelm alle Wissenschaft gering, und achtete nur diejenigen Kenntnisse, welche ihm unmittelbar für das Leben brauchbar und nützlich schienen. Von Natur zum Soldaten im engsten Sinne des Wortes geschaffen, war eine rauhe Außenseite und eine gewisse Strenge, die zuweilen Härte wurde, Folge seines eigensten Wesens. Er liebte genaue Wahrheit und die strengste Gerechtigkeit. Mit einer fast übertrieben pünktlichen Ordnungsliebe in seinen Geschäften bekümmerte

merte er sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er hatte ein sehr lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn sehr oft zu übermäßigem Jähzorne hinriß; doch bereute er meistens solche Uebereilungen bald wieder. Widerspruch konnte er am wenigsten ertragen, und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Dadurch ward es den Verschlagenen leicht, sich in seine Launen zu schicken, ihn zu täuschen und als Werkzeug ihrer eigenen Plane zu gebrauchen. Sobald er aber dieses merkte, wurde er sehr erbittert. So fest er auch den Religionsmeinungen, in denen er erzogen war, anhing, so war er doch duldsam gegen Andersdenkende. Zu seinem eifrigsten Streben gehörte jedoch ein Vorsatz, Lutheraner und Reformirte wieder zu vereinigen. Obschon er seiner Familie mit aller väterlichen Liebe angehörte, so forderte er doch von derselben die strengste Unterwerfung unter seinen Willen, und gestattete nicht die mindeste Widerrede. Ebenso wollte er auch den Staat, wie ein Vater seine Kinder, regieren, und forderte von seinen Unterthanen den gleichen unbedingten Gehorsam. Aeußerer Prunk, Cerimoniel und Etiquette, welche er an seines Vaters Hofe so ungewöhnlich hoch gesteigert sah, waren seinem einfachen und lebhaft thätigen Wesen durchaus zuwider, und er liebte es, ganz wie ein Privatmann zu leben. Zuweilen war er Anfällen bittern Lebensüberdrusses und schwarzer Melancholie unterworfen. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft das Soldatenwesen, namentlich aber das Vergnügen an wohlgebildeten, über das Maß langen Soldaten. Er wendete Alles auf, um seine Garden zu einer wirklichen Sammlung von Riesen zu machen. List, ja bisweilen sogar Gewalt wurde angewendet, um aus ganz Europa himmelhohe Figuren, die er in seine Uniform stecken konnte, zusammen zu bringen. Wer seine Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, und fremde Höfe durften ihm nur einige von den beliebten Enakskindern zuschicken, wenn sie die schwierigsten Verhandlungen bald abgethan wissen wollten. Trotz seiner sonstigen Sparsamkeit verwendete er enorme Summen auf das Soldatenwesen. Seine Politik gegen andere Staaten war nicht selten unsicher und schwankend. Friedrich Wilhelms Regierung beförderte im preußischen Staat die wohlthätigsten Veränderungen. Hatte man unter Friedrich I. die Größe des Staats mehr in äußerm Gepränge gesucht, so war es Friedrich Wilhelm, der nicht nur allen äußern Prunk entfernte und den Staatshaushalt auf die einfachsten Elemente zurückführte, sondern auch dadurch, daß er einen bedeutenden Schatz sammelte und der Schöpfer eines tüchtigen Heeres ward, dem bisherigen bloßen Namen eines Königthums eine festere Grundlage gab.

Generalmajor von Grumbkow stand bei ihm an der Spitze der Geschäfte. Dieser war ein ausgezeichneter Minister, und überdieß durch seinen schmiegsamen Geist und die Gewandtheit seines Wesens ganz für den Umgang dieses Monarchen geeignet. Unter der schönen Außenseite aber verbarg er eine übermäßige Selbstsucht, die seine ganze Handlungsweise bestimmte.

Mit ihm theilte des Königs ganzes Vertrauen der Fürst von Anhalt-Dessau, welcher, ein Schüler Eugens, einer der besten Heerführer seiner Zeit war. Seinem abschreckenden Aeußern aber entsprach seine innere Gemüthsverfassung, und nicht selten war diese der Grund übermäßiger Härte.

Die Königin Sophie Dorothea, eine sonst gutherzige und mildthätige Frau, strebte sehr nach Herrschaft am Hofe, und störte dadurch die Eintracht mit ihrem Gatten, welcher nicht die mindeste Einmischung in seine Geschäfte dulden mochte. Setzte sie ihre Plane nicht offen durch, so nahm sie auch wohl zu Intriguen ihre Zuflucht. In der Bewilligung ihres Vertrauens war sie unglaublich schwach, auch wenn es ihr oft augenscheinlichen Schaden brachte. In der Absicht, durch ihre Kinder ihre Plane durchzuführen, setzte sie dieselben oft in die traurige Verlegenheit, gegen den Willen ihres Vaters zu handeln, und war mit die Ursache später entstandener Zwietracht.

Man hat später in dem Charakter Friedrichs des Großen Aehnlichkeit mit seiner Großmutter Sophie Charlotte finden wollen. Jedenfalls ist sie dadurch merkwürdig, daß sie, obschon sie vor Friedrichs Geburt starb, dennoch unmittelbaren Einfluß auf seine Erziehung hatte. Madame de Recoules, welche aus einer angesehenen Familie in der Normandie stammte, war mit den ersten unter Ludwig XIV. aus Frankreich flüchtenden Protestanten nach Brandenburg gekommen, wo sie ein freundliches Asyl und in Sophien Charlotten eine huldreiche Beschützerin fand. Letztere, welche früher selbst einige Zeit am Hofe Ludwigs XIV. gelebt hatte, gewann diese geistreiche Frau bald lieb, und übergab ihr die Erziehung ihres einzigen Prinzen (Friedrich Wilhelm), dessen Liebe und Achtung sie sich so zu gewinnen und so sehr zu erhalten vermochte, daß er ihr später die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder vertraute, und ihr besondere Aufmerksamkeit auf Friedrich empfahl. Auch dieses ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung erwarb sie sich in dem Grade, daß er ihr noch als König zugethan war, und in ihrem Hause oft an geistreichen Gesellschaften Antheil nahm. Nicht lange vor seinem Tode erfuhr er zufällig, daß noch eine alte Freundin seiner ersten Erzieherin, eine Wittwe Barbier, lebe, und sogleich schrieb er an dieselbe und machte ihr ein Geschenk.

Auch der erste männliche Lehrer Friedrichs, Duhan de Jandun, war ein französischer Protestant, welcher, durch das Edikt von Nantes aus seinem Vaterlande verbannt, schon als Kind mit seinem Vater in das Brandenburgische kam, sich dort den Studien widmete, und dann später freiwillig in den Kriegsdienst trat. In dem Kriege gegen Karl XII. von Schweden, bei der Belagerung von Stralsund (1715), zeichnete er sich sehr vortheilhaft aus, und wurde dadurch Friedrich Wilhelm I. bekannt, welcher ihm seinen Sohn zur Erziehung übergab. Ueberdieß zeichnete sich Jandun durch einen ernsten, sittlich religiösen Charakter aus.

So waren also die ersten Worte, welche Friedrich vernahm und aussprechen lernte, Französisch. Was Wunder, wenn er diese Sprache bis an sein Lebensende vorzugsweise liebte, besonders da er die deutsche Sprache nur in harten Tönen vernahm und nur zum gemeineren Gebrauche angewendet sah? Deutsche Katechismen und deutsche Gesangbücher gab ihm sein Vater als Strafe zum Auswendiglernen in die Hand. Die ersten Menschen, welche ihm mit Liebe und Wohlwollen begegneten, welche seine frühesten Begriffe entwickelten, waren französische Protestanten; französische Denk- und Handlungsweise lernte er im Gegensatze gegen die mindergefällige deutsche in frühester Jugend kennen. Wie natürlich war es also, daß sie schon frühe die Neigung seiner Seele gewannen! So wunderbar sind die Wege der Geschichte! Ludwig XIV. erneuert, von unseligem Fanatismus verleitet, das Schauspiel des Religionszwanges, und nöthigt viele Edlen und besser Gebildeten seiner Unterthanen ihr Vaterland zu verlassen. In Brandenburg finden Viele ein Asyl für Glaubens- und Denkfreiheit, und es ist so die Gelegenheit gegeben, daß der junge Prinz, welcher berufen ist, einst die besseren Früchte französischer Bildung in sein Vaterland zu verpflanzen, schon frühe für dieselben vorbereitet wird.

Vom siebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufsicht über dessen Erziehung zwei würdigen Militärs übergeben, dem General Grafen von Finkenstein, der durch den Einfluß der Königin ernannt wurde, und dem Obristen von Kalkstein. Ersterer war ein wackerer Soldat und besaß auch Weltkenntniß; von Kalkstein war nicht minder ein braver Officier. Aber keiner von beiden besaß der Umsicht und Einsicht genug, um die Talente des jungen Prinzen zu ergründen und ihnen eine bestimmte Richtung zu geben. Glückes genug, daß das wahre Genie selten die Richtung verfehlt, welche die Natur ihm vorgezeichnet! — Der junge Graf von Finkenstein, der nachmalige Kabinetsminister Friedrichs, war sein Spielgefährte und blieb sein Freund bis

an sein Lebensende. — Da Friedrich Wilhelm I. ein erklärter Feind aller Bücherweisheit und Schriftgelehrsamkeit war, so erhielt — gleichsam aller Geistesdämmung und Vorsicht zum Hohne — Friedrich, in dem der mächtige Trieb lebte, von Allem, was einem denkenden Wesen das Wichtigste ist, gründlich unterrichtet zu seyn, und bis zu den ersten Ursachen aller Dinge hinaufzudringen, als junger Prinz nur nothdürftigen Unterricht in den Wissenschaften. Das „Reglement, wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll“ gibt uns hievon den deutlichsten Begriff. Es lautet wörtlich folgendermaßen:

„Am Sonntage soll Er des Morgens um sieben Uhr aufstehen, sobald er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bette auf die Knie niederfallen, und zu Gott kurz beten, und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können. Das Gebet soll dieses seyn, so Er auswendig lernen muß:

„„Herr Gott, heiliger Vater! ich danke Dir von Herzen, daß Du mich diese Nacht so gnädiglich bewahret hast; mache mich geschickt zu Deinem heiligen Willen, und daß ich nicht möge heute, auch alle meine Lebtage thun, was mich von Dir scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers willen, Amen!““

Und hierauf das Vater Unser. —“

„Sobald dieß geschehen ist, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Vierthel Stunde fix und fertig seyn, alsdann es ein Vierthel auf acht Uhr ist. Wenn es geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf die Knie; darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es drei Vierthel auf Acht seyn wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Catechismo Noltenii repetiren, und soll dieses geschehen bis neun Uhr; alsdann mit Meinem Sohne zu Mir herunterkommen soll, und mit Mir in die Kirche gehen und essen; der Rest vom Tage aber ist vor Ihn. Des Abends soll er um halb zehn Uhr von mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen, und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knien halten, ein Lied singen, dabei alle seine Domestiquen wieder mit zugegen seyn sollen; alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß Er halb eilf Uhr gleich zu Bette ist.“

„Des Montags um sechs Uhr wird Er gewecket, und sobald solches geschehen ist, sollen sie Ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht, und muß Er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll Er so geschwinde als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Casagnin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indeß daß Er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll Er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit ist, und muß dieses Alles vor halb sieben Uhr fertig seyn. Alsdann Duhan und alle Seine Domestiquen hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, Ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches alles bis sieben Uhr dauert, da die Domestiquen auch wiederum weggehen sollen. Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit Ihm die Historie tractiren; um neun Uhr kommt Noltenius, der soll Ihn bis drei Viertel auf eilf Uhr im Christenthume informiren. Um drei Viertel auf Eilfe soll Er sich das Gesichte geschwinde mit Wasser, und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen, und um eilf Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis zwei Uhr; alsdann Er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da seyn, Ihm von zwei bis drei Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie Ihm sollen aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von drei bis vier Uhr soll Er die Moral tractiren, von vier bis fünf Uhr soll Duhan teutsche Briefe mit Ihm schreiben, und dahin sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um fünf Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren, und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.“

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittag Pantzendorf statt Noltenius von neun bis halb eilf Uhr kommt, und Nachmittags Arithmetik statt Briefschreiben.“

„Mittwoch wie Montag, ausgenommen von sieben bis halb zehn Uhr soll mit Ihm Duhan nichts als die Historie tractiren, und Ihn was auswendig lernen lassen, damit die Memorie verstärkt werde. Halb zehn Uhr soll er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen.“

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch; Nachmittag wie am Montag Nachmittag; statt des deutschen Briefschreibens aber „soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben, und die Rechenkunst.“

„Freitag Vormittag wie Mittwoch, im deutschen Schreiben und Arithmetica.“

„Am Sonnabend soll des Morgens bis halb eilf Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitiret hat, und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei seyn; hat er profitiret, so ist der Nachmittag vor Fritzen; hat Er aber nicht profitiret, so soll Er von zwei bis sechs Uhr alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat.“

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne, und daß er propre und reinlich werde, und nicht so schmutzig sey.“

Diese Instruktion ist vom Könige eigenhändig unterzeichnet.

Besonders hervorzuheben ist noch, daß Friedrich den Religionsunterricht von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche erhielt. Duhan aber, der in dieser Periode als die Hauptperson unter den Lehrern erscheint, hatte sich die ungetheilte Liebe und das volle Zutrauen des Prinzen erworben. Hier stand nun die ganze steife verknöcherte Pedanterie des 18ten Jahrhunderts neben der feinen einnehmenden französischen Eleganz; jene nach dem steifen Schlendrian der Schule als Unterrichtsgegenstand, diese dagegen an der Hand des Geschmacks im Gewande der wohlgefälligen Rede als geistreiche einschmeichelnde Unterhaltung. Mußte nicht hier eine frühzeitige Richtung gerade auf die Seite hin entstehen, von welcher abzulenken sich sein Vater alle Mühe gab?

Obgleich Friedrich stets eine schwache Gesundheit hatte, die in Verbindung mit seiner schwermüthigen Gemüthsstimmung täglich für ihn fürchten ließ, äußerte er dennoch schon frühe viele Talente, aber in diesem Alter wenig Lebhaftigkeit. Er begriff zwar leicht, hatte aber unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. In Gemeinschaft mit seiner geistreichen Schwester Friederike, der nachmaligen Markgräfin von Bayreuth, erhielt er den Unterricht der Lehrer. Duhan gab ihm die beliebtesten französischen Schriftsteller in die Hände, in denen er emsig las. In der noch aufbewahrten Ausgabenrechnung, die ein Beweis ist, wie höchst einfach, ja für einen Prinzen oft kärglich, er erzogen wurde, findet sich die Anschaffung einer Geschichte Karls XII., Königs von Schweden, die er schon in seinem zehnten Lebensjahre las. Dieß gefiel ohne Zweifel seinem Vater, denn in der Instruktion für

seine Hofmeister heißt es: „Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen seyn zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und Ihm zu imprimiren, daß gleichwie nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch seyn würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte, und die einzige Gloria in demselben suchte.“ Auch erhielt der Prinz in den körperlichen Uebungen fleißigen Unterricht, und er bewies hierin große Gewandtheit. Neben diesem lernte er auf dem Clavier Psalmenmelodien spielen; später aber vertauschte er dieses Instrument mit der ihm mehr zusagenden Flöte.

Friedrich trat nun von den Knabenjahren in die angehenden Jünglingsjahre über. Aber je mehr er in den Jahren vorrückte, jo sichtbarer das Gepräge seines selbsteigenen Charakters hervortrat, der den Neigungen und Wünschen seines Vaters oft schnurstracks entgegen war, da er, mehr zu sanften Vergnügungen geneigt, einen entschiedenen Widerwillen gegen alles Geräuschvolle, Lärmende, also auch gegen das Soldatenwesen zeigte (obgleich er schon 1726 Obristlieutenant wurde), fing auch das Verhältniß gegen seinen Vater an, gespannter und drückender zu werden. Stets aber verweigerte es Friedrich, seinen Geist zu unterwerfen, und nicht selten bestärkte ihn in diesem Trotze der ausdrückliche Befehl seiner Mutter und des durch ihren Einfluß angestellten Grafen von Finkenstein. So sah ihn der König selten, ohne ihm mit unnatürlicher Härte zu begegnen. Dieß flößte ihm eine Scheue und Furchtsamkeit ein, die er gegen seinen Vater nie ablegte. Ein deutliches Bild des damaligen Verhältnisses geben nachfolgende zwei Briefe: „Mein lieber Papa!“ — schrieb Friedrich 1728 aus Wusterhausen an seinen Vater. — „Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen seyn, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu seyn, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnä-

digen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das letzte Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken; und mir wieder gnädig seyn wird; indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde, und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respekt bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich." Hierauf erhielt er folgende Antwort: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm." So durch fortgesetzt gesteigerte Mißhelligkeiten entzweiten sich Vater und Sohn immer mehr, und für Friedrich ward seine Jugendzeit eine Schule des Unglücks. Wohl nie hat ein zum Throne Geborener und wohl nur selten im Privatstande Jemand eine so harte Jugend gehabt, wie sie Friedrich geworden *). Aber diese Schule des Ungemachs war ganz dazu geeignet, frühe schon seine Willens- und Thatkraft zu stählen, und den Kern seines Ichs zu wahren gegen jeglichen äußern Andrang. Und daher jener unbezwingbare Gleichmuth, der ihn selten verläßt, und den wir in spätern Tagen des Unglücks so oft an ihm bewundern. Waren ja doch Ungemach und Trübsal seine Jugendgefährten, fühlte er ja die schwere Hand des Geschicks auf sich lasten, als seine Kräfte erst anfingen zu werden, wie sollte er in spätern Tagen, wo er es verstand, mit nervigtem Arm Alles abzuwehren, seufzen und stöhnen unter der augenblicklichen Last des Zufalls?

---

*) Wir haben hie und da schon in diesen Blättern Bemerkungen früherer Geschichtschreiber entlehnt, und glauben hier ein für allemal bemerken zu müssen, daß nach dem Plane vorliegender Schrift wir uns der jedesmaligen Quellenachweisung überheben zu dürfen glaubten.

Schon frühe verursachten dem jungen Prinzen die verschiedenen Plane der Eltern für seine Verheirathung vielen Kummer, ja sie gaben oft zu harten Mißhandlungen gegen ihn und seine Schwester Friederike Anlaß. Die Königin wünschte sehnlichst das Haus, aus welchem sie abstammte, mit dem, in welches sie eingetreten war, zu verbinden; besonders mochte dieß dazu dienen, ihr einen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu verschaffen. Ihr Kronprinz Friedrich sollte mit einer Tochter ihres Bruders, Georgs II., Königs von Großbrittanien, und ihre älteste Tochter mit dessen ältestem Sohne, dem Prinzen von Wallis, vermählt werden. Friedrich Wilhelm war anfangs dieser Doppelheirath nicht sehr abgeneigt. Der Wiener Hof aber, der die zwischen Preußen und England eben damals entstandenen Mißhelligkeiten gerne sah, suchte eine so nahe Verbindung beider Staaten zu hintertreiben. Friedrich Wilhelms Werber, die sogar einige colossale hannöverische Soldaten zur Desertion verleitet hatten, wurden verhaftet; dieß verdroß den König, und es schien sogar zu offenen Feindseligkeiten zwischen beiden Höfen zu kommen; doch wurde dieß vermittelt, aber der innere Funke des Grolls war auf keiner Seite erloschen. Nannte Georg seinen Schwager den „lieben Bruder Unterofficier“ und „des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer, so nannte dieser ihn dafür seinen „lieben Bruder, den Komödianten.“ Selbst bei Tafel, im Angesichte der Königin, fielen solche Schmähreden vor. Friedrich Wilhelm war überdieß der Heirath nun abgeneigt, weil er vorauszusehen glaubte, daß sein Sohn die Absicht habe, nach vollzogener Heirath sich von ihm unabhängig zu machen und in Hannover zu residiren, dessen Statthalterschaft ihm Georg II. abtreten würde, und namentlich zuverläßig glaubte, daß sein Sohn einst nach ganz andern Grundsätzen, als die seinigen waren, regieren, und daß er besonders den Soldatenstand vernachläßigen werde. Deshalb suchte er ihn oft zur Kronentsagung zu bewegen. Friedrich aber antwortete beharrlich, er wolle es thun, wenn sein Vater erklären werde, daß er — unehelich geboren sey. Die Königin aber wollte noch immer ihrem Lieblingsplane nicht entsagen. Alle jene bekannten und unbekannten Intriguen, deren Spielraum oft so groß war an den Höfen des 18ten Jahrhunderts, wurden aufgeboten, um sich gegenseitig zu überlisten. Wer aber am meisten bei diesem Kampfe litt, waren der Kronprinz und seine Schwester. Sie wußten nicht, wohin sie sich wenden, was sie beginnen sollten. Zeigten sie sich, oder schienen sie auch nur dem Willen des Vaters oder der Mutter geneigt, so waren sie von einer oder der andern Seite her den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt.

Das Jahr 1728 hatte den bedeutendsten Einfluß auf Friedrichs Weltansicht und sittlichen Charakter. In seinem Leben tritt hier ein Wendepunkt ein, welcher für immer hätte bedeutend werden mögen, wenn er sich nicht nach dem Compaß seines bessern Ichs, der ihm deutete, wohin er gerathen war, gerichtet hätte. Friedrich Wilhelm war bisweilen Anfällen bittern Lebensüberdrusses und schwerer Melancholie ausgesetzt; diese steigerte sich nun um diese Zeit so sehr, daß er sehr oft den festen Vorsatz äußerte, seine Krone niederzulegen und sich in den Privatstand nach Holland zurückzuziehen. Grumbkow und Seckendorf (der österreichische Gesandte) waren sehr beunruhigt über dieses unerwartete Zwischenspiel, denn dadurch war die Königin, und somit die englische Parthei, Siegerin. Kein Vorstellen, kein Beschwören, eine Handlung nicht zu begehen, die er später zuverlässig bereuen müsse, fruchtete etwas. Der König war in die Hände des edlen und schwärmerisch frommen Franke gerathen *). Dieser ermahnte ihn unabläßig, den irdischen Plunder von sich zu werfen und nach der erhabenen Himmelskrone zu streben. Ohnedieß zur Melancholie und zur religiösen Demuthssucht geneigt, legte nun Friedrich Wilhelm durch gesteigerte Bigotterie sein Gesicht stets in andächtige Falten, und Alles, was um ihn war, sollte seinem Beispiele folgen. Keiner sollte mehr lachen oder fröhlich seyn. Alle Nachmittage hielt er seinen Kindern eine Predigt, der sie, nach der Erzählung seiner Tochter, so eifrig zuhören mußten, als spräche sie der heilige Geist selbst. Da saß nun der sechszehnjährige, lebenskräftige Jüngling neben seiner schön aufblühenden, geistvollen Schwester, und gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Züge märtyrerartig zu verzerren. Aber endlich brach bei Einem oder dem Andern das lange zurückgehaltene Lachen laut hervor, und dann ergoß sich der apostolische Fluch über ihre gottlosen Häupter.

Verwünschte der Prinz diesen Zustand des Lebendigbegrabenwerdens, so war er hier, obgleich aus ganz andern Gründen, einerlei Sinnes mit seinen Feinden (Grumbkow und Seckendorf), welche fürchten mußten, daß der König ihrer Gewalt gänzlich entrissen würde. Die politischen Rechenmeister berechneten es fein. Sie mußten das Extrem der Lebenstödtung durch das andere Extrem des übermäßigen Lebensgenusses heilen, und hiezu war der Hof König Augusts II. von Polen am geeignetsten. Man bewog den König, dahin abzureisen, und auf Veranlassung v. Suhms, des sächsischen Gesandten, durfte auch Friedrich nach=

*) Des bekannten Gründers des Hallischen Waisenhauses, durch das er ewig den Dank aller Menschenfreunde verdient.

kommen. Hier öffnete sich nun dem aufblühenden Jünglinge eine bisher ungekannte Welt: statt des gewohnten militärischen Ernstes, der strengen Sittlichkeit, oder wenigstens des Scheins derselben, traten ihm hier überall Leichtsinn und sinnlicher Genuß entgegen. Pracht und Ueberfluß jeder Art war mit der üppigsten Verschwendung dargelegt. Alles dieses konnte seine Wirkung auf Friedrichs junge Seele nicht verfehlen, und es schien auf einige Zeit, als wollte sich sein reger und aufstrebender Geist in dem bacchantischen Taumel, der ihn hier umgab, verlieren. Kräftige Naturen, wie seine, werden von allem Guten und Bösen stärker angeregt, als gewöhnliche Menschen. Desto stärker fühlen sie aber auch das Schaale eines wüsten Lebens, das alle großen Gedanken vor ihrem Aufkeimen ertödtet. Friedrichs Umgebung war nicht geeignet, ihn von den betretenen Abwegen zurückzuführen: v. Rochow und v. Kaiserlingk, seine damaligen Aufseher, konnten bei dem schon gereiften Jünglinge keinen Einfluß gewinnen; Keith, der Page des Königs, und nach dessen Versetzung Katt, Lieutenant bei den Gensd'armes, schienen nicht sehr geeignet, dem Willen des Prinzen etwas Besseres entgegenzusetzen. Aus ihm selbst also, oder durch die Dazwischenkunft äußerer Umstände, mußte ihm die Rettung werden, und wir werden sehen, welches von beiden, oder ob beides sich erignete.

Friedrichs Verirrungen können nicht lange angedauert haben, was schon die wenigen Nachrichten, die wir über dieselben besitzen, zeigen, da man sich doch sonst so sehr bemüht hat, alle möglichen, auch die kleinlichsten Nachrichten über diesen großen Mann zusammenzubringen; ein Streben unserer Zeit, das zur Vernichtung aller erhabenen Individualitäten führt *). Und spricht hier nicht seine rege Thätigkeit, seine bis ins Alter ausdauernde Heiterkeit am besten? So war Friedrich höchst wahrscheinlich bereits wieder auf dem Wege zum Guten begriffen, als Friedrich Wilhelm hörte, daß sein Sohn 7000 Thaler Schulden habe. Er erließ daher den 22. Januar 1730 „ein allgemein renovirtes und erweitertes auch geschärftes Edikt wider das Geld-

*) Man glaubt in unsern Tagen, die Größe großer Männer dadurch wahrhaft erfassen zu können, daß man die Masse dessen, was wir von ihnen haben und wissen, und wenn auch durch Kleinigkeiten, recht zu vervollständigen sucht. Ist Jean Paul um so größer, daß wir nun seine Collectaneenbüchse haben? Wie werden sich die Philologen kommender Jahrhunderte freuen, bei Gelegenheit der vielen fragmentarischen Curiositäten in Göthe's Nachlaß beweisen zu können, wie Vieles die Alles verwüstende Zeit von den vollständigen Werken dieses Mannes geraubt haben müsse!

**leihen an Minderjährige,"** wonach Jeder, auch wer einem Prinzen Geld leihe, mit der Karre, und, nach Befinden, auch an Leib und Leben bestraft werden sollte. So war dem Prinzen auf dieser Seite eine ehrenvolle Rückkehr in eine bessere Lebensweise abgeschnitten. Dazu kamen noch täglich die Mißhandlungen seines Vaters, der ihn mit der unerhörtesten Härte behandelte.

Friedrich trat nun in das neunzehnte Lebensjahr. Er maß 5 Fuß 2 Zoll 3 Linien; sein Wuchs war schlank, seine Brust wohl gewölbt, der Bau des Körpers war mehr schwächlich, als stark. Die Gesichtsbildung aber verband auf eine seltene Weise Hoheit und Anmuth, und das durchdringende blitzende Auge, das alle Bewegungen des Gemüthes treu wiedergab, hatte bei aller Schärfe doch etwas durchaus Mildes. — Der neunzehnjährige Jüngling nun — dessen besseres Ich, trotz aller Verirrungen, doch den Wissenschaften und Musen treu geblieben war, und sich so mehr und mehr ausgebildet hatte — fühlte das Drückende seiner Lage täglich mehr, und der Plan reifte in ihm, sich der unwürdigen Behandlung seines Vaters durch die Flucht nach England zu entziehen; besonders da Hotham, der englische Gesandte, ihm die freundlichste Aufnahme daselbst versprochen hatte. Es war Alles bereit, Kath und Keith versprachen, dem Prinzen bis ans Ende der Welt zu folgen, und bei der ersten Gelegenheit wollte man den Plan ins Werk setzen.

Im Mai 1730 versammelten sich sämmtliche sächsische Truppen in einem Lustlager bei Mühlberg. In Uniformen, Livreen, Equipagen ward hier ein Reichthum und eine Pracht entwickelt, wie sie Deutschland noch nie gesehen hatte. Alle Evolutionen und Manövers, die in den Werken des Geschichtschreibers Polybius enthalten sind, wurden hier ausgeführt. Von allen Seiten her strömten die Freunde der Kriegskunst dahin, und unter ihnen war auch Friedrich Wilhelm, der den 30. Mai von Berlin abreiste. Sein ganzer Generalstab und der Kronprinz Friedrich begleiteten ihn. Aber diesen letzten beschäftigten ganz andere Gedanken als die Besichtigung eines — „Theaterschauspiels." Die Unterhandlungen mit England, so gut sie noch vor Kurzem gestanden, hatten sich durch die wiederholte Forderung Englands, daß Friedrich Wilhelm seinen Günstling Grumbkow entlassen sollte, so viel als zerschlagen; denn dieser hatte Gelegenheit gefunden, trotz aller entdeckten Ränke und Hinterliste sich im Vertrauen des Königs mehr als je festzusetzen. Jetzt oder nie! hieß es in dem Prinzen, und er war fest entschlossen, seine Flucht zu bewerkstelligen: aber in Sachsen erhielt er keine Pässe, und so verschob er die Ausführung auf eine andere Gelegenheit, die ihm bald werden sollte.

Den 15. Juli desselben Jahres reiste Friedrich mit seinem Vater über Leipzig nach Altenburg und Anspach, von da nach Augsburg, Ludwigsburg (wo der Herzog von Würtemberg die hohen Gäste drei Tage bewirthete), Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Als sie in Anspach ankamen, beklagte sich der Prinz bei dem Markgrafen über die schlechte Behandlung, die er von seinem Vater erleide. Dieser hatte ihm oft gesagt: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Muth und bist ein bloßer Schurke.“ Solche Worte verwundeten die Seele des Prinzen tief, und unerschütterlich stand sein Entschluß fest. Der Markgraf verweigerte ihm stets Pferde zum Ausreiten, da er seinen Plan ahnte. Einige Meilen von Anspach schickte Friedrich eine Estafette mit einem Briefe an Katt, worin er ihn zur Flucht aufforderte; aber er verfehlte die Aufschrift nach Berlin zu machen, und der Brief kam an einen Vetter von Katt, der 12 Meilen von Berlin auf Werbung stand. — In einem Dorfe in der Nähe von Frankfurt mußte der König mit seinem Gefolge in Scheunen übernachten. Der Prinz, von Rochow und ein Kammerdiener schliefen in einer Scheune. Keiths Bruder, der Leibpage des Königs, war von Friedrich beauftragt, ihn früh vier Uhr zu wecken und ihm Pferde zu verschaffen. Aber anstatt Friedrich zu wecken, gerieth der Knabe an das Bett des Kammerdieners; dieser that, als ob er nichts merke, um desto ungestörter Alles, was vorginge, beobachten zu können. Friedrich sprang auf, kleidete sich selbst an, aber statt seiner Uniform ein französisches Kleid (welches bei Strafe der Kassation verboten war), und ging aus. Der Kammerdiener weckte sogleich Rochow, und dieser in seiner Bestürzung lief schnell zu den Generalen des Königs. Man sucht nun überall den Prinzen, und fand ihn endlich auf dem Pferdemarkt auf einen Wagen gelehnt, still vor sich hinträumend. Wuth und Verzweiflung tobte in seinem Innern als er die Generale erblickte. So nahe die Freiheit, und wieder in die alten, vielleicht in noch härtere Fesseln geschlagen zu werden! Friedrich geberdete sich wie ein Rasender; doch mußte er es geschehen lassen, daß man ihn in die Scheune zurückbrachte, wo er seine Uniform wieder anziehen mußte. Friedrich Wilhelm erfuhr Alles, was vorgegangen war, durch den Obristen von Derschau; doch wollte er sich, bis er Beweise in Händen hätte, nichts merken lassen. Diese kamen, denn der König erhielt den Brief, der an den unrechten Katt gelangt war, und worin Friedrich geschrieben hatte, daß er ihn im Haag unter dem Namen eines Comte d'Alberville treffen werde. Die Obristen von Rochow und von Waldow mußten mit ihrem Kopfe für die Sicherheit

des Kronprinzen haften, und ihn geradeswegs in die Jacht führen, welche zur Wasserfahrt nach Wesel bestimmt war. Als der König seinen Sohn erblickte, drang er so auf ihn ein, daß er ihm mit dem Stockknopfe die Nase blutig schlug. „Nie, rief Friedrich mit verbissenem Schmerze aus, nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten!“ Er ward nun in ein anderes Schiff gebracht, und man nahm ihm seinen Degen und alle seine Kleider ab. So kam man nach Wesel. Der König ließ durch den Festungskommandanten Mosel den Prinzen zu sich rufen, und fragte ihn: „warum er habe desertiren wollen.“ (Dieß waren seine eigenen Worte.) Weil, antwortete der Prinz, Sie mich nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Sclaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreißer, rief der König, der weder Ehre noch Muth hat! — Ich habe dessen so viel wie Sie, antwortete der Prinz, und that nur, was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden. — Da sprang der erzürnte König auf, zog seinen Degen und wollte ihn erstechen; aber jetzt warf sich Mosel dazwischen und rief: „Sire! durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes.“ Von diesem Auftritte an verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen, und Friedrich wurde nach Mittenwalde abgeführt.

Kümmerte den Prinzen sein eigenes Schicksal, von dessen Ausgang er nach solchen Vorgängen alles zu fürchten hatte, so beschäftigte ihn nach den ersten stürmischen Aufwallungen das Schicksal seiner Freunde, die er mit in seinen Plan hineingezogen, noch weit mehr. Doch bald sollte er traurige Gewißheit über ihr Loos erhalten. Keith, Lieutenant bei dem Infanterieregiment (Nr. 31.) zu Wesel, flüchtete sich, nachdem er ein Zettelchen von Friedrich erhalten, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Retten Sie sich, es ist entdeckt.“ Er entkam glücklich nach England, und mußte es geschehen lassen, daß ihn Friedrich Wilhelm „in Effigie aufhenken ließ.“ Nicht so glücklich war der Lieutenant von Katt, der von Berlin aus nachkommen sollte. Jene sorglose Saumseligkeit, die wir so oft an den Menschen bemerken, während das Richterschwert über ihrem Haupte schwebt, jene Verwirrung und Lähmung aller Geisteskräfte, die den Unglücklichen entweder ruhig sitzen läßt — gerade wie das Kaninchen beim Anblick der Schlange sich zusammenkauert und sich nicht von der Stelle bewegt — oder die ihn gewaltsam in sein Verderben reißt, begegnet uns hier, wie so oft im Leben. Schon lief in der Stadt das Gerücht um von den Vorfällen in Wesel. Der Major von Assenburg fragte Katt im Vorbeigehen: „Sind Sie noch hier? das wundert mich.“ „Ich reise diese

Nacht," erwiederte Katt ruhig. Aber in derselben Nacht traf der Verhaftbefehl gegen ihn ein. Man wartete bis zum Morgen, und eben als er zu Pferde steigen wollte, wurde er verhaftet.

Friedrich hatte von der unerbittlichen Strenge seines Vaters Alles, selbst den Tod zu fürchten. Doch benahm er sich in den Verhören, die rasch vor sich gingen, gleichmüthig und mit ruhiger, fester Haltung. Vorzuwerfen hatte er sich nichts; er konnte, durfte sein Vorhaben, seine Thaten nicht beschönigen oder bereuen, denn gerade so, wie sie war, hing sie mit seiner eigensten Art zu seyn und zu denken zusammen. Aber das, was Charakterstärke und Selbstvertrauen war, mußte von seinem Vater als Hartnäckigkeit angesehen und als fortgesetzte halsstarrige Widersetzlichkeit behandelt werden. Auch die Prinzessin Friederike, deren Mitwissenschaft entdeckt worden war, wurde streng verhört und nach des Königs Weise thätlich mißhandelt. Friedrich wurde in seinem Verhör nicht als Prinz behandelt, und Grumbkow nannte ihn nur den „entlaufenen Obristlieutenant Fritz." Es hatten sich die meisten Officiere geweigert, an dem Kriegsgerichte, welches nun constituirt wurde, Theil zu nehmen; man mußte daher das Loos entscheiden lassen. Die Mehrzahl der Mitglieder dieses Kriegsgerichts aber waren auf der Seite Grumbkows und Seckendorfs, der geschwornen Feinde des Prinzen. Auch Katt zeigte sich in dem Verhöre und seinem ganzen Benehmen standhaft, und eines Freundes des Prinzen würdig. Das Erkenntniß des Kriegsgerichts vorurtheilte Katt zur Festungsstrafe, und Friedrich zum Schaffot *). Dönhoff und Linger allein trugen auf Begnadigung an, die übrigen alle stimmten nach dem Willen Grumbkows und Seckendorfs. Ein jeder gab seine Stimme durch eine Stelle aus der Bibel ab. Friedrich Wilhelm änderte den Ausspruch des Kriegsgerichts in Bezug auf Katt in die Verurtheilung zur Todesstrafe um. In dem desfallsigen Urtheile des Königs heißt es: „Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gestecket, und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren: au contraire es Sr. K. M. und dem Herrn General-Feldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wüßten S. K. M. nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. S. K. M. werden auf die Art sich auf keinen Officier, noch

*) Die Akten dieses Kriegsgerichts sind bis jetzt noch nicht vollständig bekannt geworden. Friedrich ließ sie einst in spätern Jahren aus dem Archive holen, las sie durch, und schickte sie dann wieder versiegelt dahin zurück.

Diener, die in Eid und Pflichten seyn, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so gut und leicht durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. S. K. M. sind in Dero Jugend auch durch die Schule gelaufen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: Fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publizirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. M. leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme." — Katt hörte die Verkündigung seines Urtheils mit heldenmüthiger Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung; ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen und sterbe für eine schöne Sache. Den andern Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Hierüber war er Anfangs betroffen, aber bald faßte er sich, und schrieb Briefe voll der zärtlichsten Kindesliebe und Ergebenheit, aber auch der Zerknirschung und Reue. Mit heiterer Miene stieg er in den Wagen, und sagte den vielen Umstehenden ein herzliches Lebewohl. Man kam zu Küstrin an, wo Friedrich in Verhaft war.

Friedrich wurde in seinem Gefängnisse sehr hart behandelt. Außer Bibel und Gebetbuch hatte er keine andere Beschäftigung. Durch eine einzige kleine Oeffnung, von der man seit einigen Tagen das Gitter weggenommen hatte, erhielt er das Licht. Der Prinz sah in gleicher Höhe mit seinem Fenster, und nur einige Schritte von demselben entfernt, ein Todtengerüste aufrichten, und mußte glauben, daß es für ihn selbst bestimmt sey. — Als nun Katt innerhalb der Festung war, sagte sein Begleiter von Schenk zu ihm: Seyn Sie standhaft, lieber Katt! Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen. — „Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken kann." — Friedrich hatte indessen erfahren, was ihm bevorstand. Man hatte ihm ein gleiches braunes Kleid, wie Katt, angezogen; Wuth und Verzweiflung schienen sein ganzes Wesen in Stücke zerreißen zu wollen. Als man ihn zwang, an das Fenster zu gehen, wollte er sich hinausstürzen; man hielt ihn ab. Um Gotteswillen, rief er, verschiebt die

Hinrichtung; ich will dem Könige schreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte! — Und als er ihn das Gerüst ersteigen sah, rief er: Ich bin unglücklich, lieber Katt! ich bin Ursache an deinem Unglück; o! wär ich doch an deiner Stelle! — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf! antwortete Katt niederknieend. — Er ließ sich die Augen nicht verbinden, und hauchte seinen Geist aus mit den Worten: Mein Gott! ich befehle dir meine Seele. Noch sterbend streckte er seine Hand nach des Prinzen Fenster aus. Dieser war in Ohnmacht gefallen, und lag mehre Stunden lang sinnlos da *). Beim Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Der stürmische Schmerz legte sich endlich, eine Thränenfluth erleichterte die Last des schweren Kummers, und es trat der Zustand jenes dumpfen Hinbrütens ein, wo die Gedanken mit Blitzesschnelle gespensterartig neben einander vorbeijagen, wo man in einen geistigen Starrkrampf versinkt, und Gedanken kommen, Gedanken gehen sieht, ohne Etwas dafür zu thun, sie zu vertreiben oder fest zu halten. Das braune Kleid, das man Friedrich angezogen hatte, wollte er nachher nie wieder ablegen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiele. Von Rochow und der Feldprediger Müller waren oft bei ihm im Gefängnisse. Er liebte es sehr, über theologische Gegenstände zu sprechen, und Müller suchte die verkehrten Begriffe, welche Friedrich durch seinen Jugendunterricht von der positiven Religion erhalten hatte, zu berichtigen. Uebrigens änderte sich die äußere Lage des Prinzen im Gefängnisse merklich. Er hatte Gelegenheit gefunden, durch einen Flötenspieler Namens Fredersdorff (der nachmals sein geheimer Kämmerer wurde) seiner Schwester Friederike zu schreiben. De la Motte Fouqué ein junger Officier, erbot sich, die Gefangenschaft mit Friedrich zu theilen, und der König, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, gab hiezu die Erlaubniß **).

---

*) Man hat in neuerer Zeit behauptet, die Angabe: „Katt sey vor den Augen Friedrichs hingerichtet worden," sey nicht wörtlich zu verstehen, sondern heiße wohl nur so viel, daß Friedrich darum gewußt habe. Wir armen Menschen mit unserm gemeinen Menschenverstande, die wir Alles so wörtlich nehmen und die symbolische Sprache gar nicht verstehen! Wir meinen wohl gar, Katt sey wirklich hingerichtet worden? O der Verblendung! Katt ist keine eigentliche Person; er personificirt nur den frühern lockern Geist Friedrichs. Dieser wurde zu Küstrin, wo er gefangen saß, gemordet, so daß er nachher frei von demselben war. So ist es zu verstehen!

**) Man erzählt, daß jeden Abend zu einer bestimmten Stunde, um das nächtliche Studiren des Prinzen zu verhüten, dessen Licht vom wache-

Der König von Schweden, der Landgraf von Hessen, der König von Polen, und sogar der kaiserliche Hof, dessen Absicht, England und Preußen zu entzweien, erreicht war, legten für den Kronprinzen bei Friedrich Wilhelm dringende Fürbitte ein. Obgleich dieser sie beschied, daß er sowohl in seinem Reiche als in seiner Familie seinem eigenen Willen folgen werde, so mochten doch diese Fürbitten bleibenden Eindruck auf ihn machen. War es doch ein Kampf des väterlichen Herzens mit der vermeinten Pflicht der Gerechtigkeit, welche er als Herrscher an allen seinen Unterthanen ohne Unterschied der Person und des Standes üben mußte. Von dem Obristen (nachmaligen General-Feldmarschall) Buddenbrock erzählt man, er habe vor dem Könige seine Brust entblößt und ausgerufen: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Aber auch Grumbkow, dem es am gerathensten scheinen mochte, sich auf diese Weise aus der Sache zu ziehen, änderte auf einmal sein Benehmen gegen den Prinzen, und verwandte sich selbst bei dem Könige für ihn, so daß dieser ihn nach Küstrin zu demselben abreisen ließ. Dießmal nahte er sich dem Prinzen voll Ehrfurcht, beklagte sein Unglück, versicherte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten, und rieth ihm endlich, in einem Tone der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm verspräche, thätig zu seiner Begnadigung mitzuwirken. Friedrich war schwer zu diesem Schritte zu bewegen; doch endlich, als man ihm den Kummer vorstellte, den seine Mutter, die er stets sehr liebte, um ihn litt, so bewog ihn dieses, nachzugeben und an seinen Vater zu schreiben. — Auch der Feldprediger Müller, der mit vieler Umsicht und Klarheit seinen Auftrag vom Könige, den Prinzen von seinen Irrwegen ab und auf bessere Wege zu leiten, ins Werk setzte, hatte den König schon lange mit der fröhlichen Zuversicht erfreut, daß in Friedrichs Brust allmählig ein ruhigerer Geist und ein seinem Vater mehr ergebener Sinn einkehre. Wie sich Friedrich Wilhelms eigenthümlicher Charakter mit seinen Schatten und Lichtseiten stets am treffendsten in seinen eigenen Worten darstellt, so auch hier. „Würdiger lieber Getreuer! schreibt der König an Müller den 8. November 1730, Ich habe eure Berichte vom 6. und 7. dieses wohl erhalten. Es ist euch darauf zur Antwort, daß ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben und fleißig bei den arrestirten

habenden Officier ausgelöscht werden mußte. Fouqué aber sey der Verlegenheit dadurch begegnet, daß er auch für sich ein eigenes Licht verlangte, und behauptete, dieses auszulöschen sey nicht befohlen.

Cron-Printz hingehen, und Ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Hertzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen Mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Honneur begangen; denn Geld zu leyhen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann, und desertiren wollen, kämen von keinem Honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern, und also ohnmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habet ihr Mir auf euer Gewissen, sowie ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnet, gemeldet, daß der Printz in Cüstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Verzeihung bäte über Alles, was er gethan und verbrochen hätte, und daß es Ihm von Hertzen leid thäte, daß Er sich nicht allemal seines Vaters Willen willigst unterworfen hätte. Woferne ihr nun den Cron-Printz also findet, daß er dieses veste vor Gott verspricht, und Ihm seine Sünden von Hertzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich, versicherter-maßen, und auf die Art, wie Ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet ihr in meinem Namen Ihm andeuten, daß Ich Ihn zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber Ich würde Ihn dennoch, aus unverdienter Gnade, aus dem scharfen Arrest lassen, und wiederum Leute bei Ihn geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten; es sollte Ihm die ganze Stadt zum Arrest seyn, so, daß Er nicht aus der Stadt gelassen werde.“ rc. Aber noch mochte Friedrich Wilhelm nicht glauben, daß sein Sohn, den eine so große Kluft im Denken und Handeln von ihm trennte, fortan seinen Fußstapfen nachwandeln würde. Friedrich mußte deshalb die ihm hierüber vorgelegten Punkte feierlichst beschwören, und den 19. November wurde er aus seinem Gefängnisse entlassen. Er arbeitete nun bei der neumärkischen Kammer als jüngster Kriegs- und Domänenrath. Auch der König schickte ihm oft Kriminalurtheile, um sie Namens seiner entweder zu bestätigen oder zu reformiren. So lernte Friedrich schon frühe den ganzen Zustand, Zusammenhang und Hergang der niedern sowohl als der höhern Gerichte aus selbstthätiger Mitwirkung und Einsicht kennen, so erhielt er gründliche Kenntniß von der Verfassung des Landes, der Anwendung allgemeiner Einrichtungen auf eine bestimmte Provinz rc. Er mochte wohl einsehen, wie leicht ein Fürst hintergangen werden kann, der nicht mit eigenen Augen zu sehen im Stande ist. Ueberhaupt mochten solche Beschäftigungen dazu dienen, den Sinn Friedrichs mehr auf das Praktische zu lenken, auf das, was vor Allem Noth thut, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft nämlich würdig zu erfassen, und sich für die ihr obliegenden Pflichten

tüchtig zu machen. — Aber nicht unter immensen Aktenstößen, unter den langweiligen Formalitäten hergebrachter Gerichtsordnungen sollte Friedrichs Geist begraben werden. In den Stunden der Einsamkeit, lebendig eingesargt, hatte er es gefunden, daß nur die höheren Besitzthümer der Menschheit unter allen Verhältnissen Trost und Ruhe zu geben vermögen. Wenn er dann nach dem Befehle seines Vaters (und hier schon sehen wir die Wohlthätigkeit solcher Befehle) im Collegium gearbeitet hatte, gab er sich mit erneuter Kraft und Lust den Wissenschaften und den edleren Vergnügungen hin. Von erfahrenen Männern erhielt er Unterricht in der Finanzwissenschaft und Landwirthschaft, und neben diesem widmete er sich heimlich (denn sein Vater hatte alles Schreiben und Lesen, was nicht auf die Kameralgeschäfte Bezug hätte, streng verboten) seinen Lieblingswissenschaften, der Geschichte, Philosophie und der schönen Literatur. — Aber auch auf seine Handlungsweise hatte diese Prüfungszeit sichtbaren Einfluß geübt. Er selbst schrieb einige Jahre später (1736) an einen Freund: „Die Schule der Widerwärtigkeit ist eine harte Schule; ich bin darin, so zu sagen, erzogen und geboren: das reißt sehr von der Welt los, das läßt uns die Eitelkeit der Dinge, ihre geringe Zuverlässigkeit und den Wechsel einsehen, welchen die Umwälzungen der Zeit nach sich ziehen. Für eine Person meines Alters sind das ganz und gar keine angenehme Betrachtungen; das Fleisch sträubt sich dagegen.“ Das Unglück hatte also seinen Charakter gegen Widerwärtigkeiten gestählt, seine praktischen Kenntnisse sehr erweitert, unstreitig aber auch Bitterkeit in sein junges Herz gebracht, da sein Vorhaben, nach England zu entfliehen, wahrlich keine solche Behandlung verdient hätte, , und es ist ein Zeichen seiner bessern Seele, daß der dadurch in ihm gesäete Menschenhaß, veranlaßt durch die Bereitwilligkeit, mit der man meist die Befehle seines Vaters vollzog und guthieß, nicht tiefere Wurzeln bei ihm schlug.

Allmählig kehrte in Friedrich Wilhelms Seele das Vatergefühl wieder, und je mehr die von ihm beabsichtigten Eheverbindungen in Erfüllung zu gehen schienen, desto mehr bewies er seinen Kindern seine Liebe. Seine zweite Tochter war nun an den Markgrafen von Anspach verheirathet. Nur seine zwei ältesten Kinder waren wegen der leidigen Unterhandlungen mit England noch unverheirathet. Jetzt, da ihm diese versprochen hatten, aus seiner Hand die Ehegatten anzunehmen, war er gütig und liebreich gegen sie, wie noch selten. Friederike hatte unter den Freiern, die man ihr vorgeschlagen, den Erbprinzen von Bayreuth gewählt, weil sie diesen — nicht die andern aber kannte. Am Abende der Verlobung traf von England die Einwilligung in die Doppelheirath

ein, aber — zu spät. Am dritten Abende der Vermählungsfeier (23. Nov. 1731) war großer Ball in den Prunkzimmern des Schlosses. Der Ton der Heiterkeit und der frohen Laune konnte von Niemanden recht getroffen werden. Sowohl der König als die Prinzessin, besonders aber die Königin, hatten noch frisch im Andenken, welch anderes weit höheres Glück ihnen hätte zu Theil werden mögen, wenn nicht des Zufalls Tücke es verhindert hätte. So zwang man sich zu der Heiterkeit, die eigentlich herrschen sollte. Da trat mitten in einer Menuette Friedrich ein, in seiner seltsamen Kleidung von Niemand erkannt, weil von Niemand vermuthet. Als man ihn erkannte, wurde er mit Liebkosungen von der einen und mit Glückwünschen von der andern Seite überhäuft. Aber Friedrich legte seine ernste Kerkermiene nicht ab; langer Gram schien seinen Frohsinn zerfressen zu haben. „Man hätte ihn unmöglich erkannt, wenn man ihn so gesehen, erzählt uns seine Schwester; er hatte sich aber auch ganz und gar verändert. Gewachsen war er nicht, aber sein vieler Kummer und seine sitzende Lebensweise hatten ihn beleibter gemacht. Von der ehemaligen Gelengigkeit seines Körpers waren wenige Spuren mehr da; er war breitschulterig, der Kopf stack ihm in den Schultern, kurz, er war nicht mehr so, wie sonst.“

Der König war sehr zufrieden und heiter, denn obgleich in Friedrichs Benehmen eine gewisse Scheue und Zurückhaltung unverkennbar war, so war eben hiedurch sein Benehmen abgemessener und ruhiger als ehedem. Es wurden nun dem Kronprinzen zu Ehren mehre Bälle und Feste gegeben, wozu man „viele Kriegs- und Hofräthe, mehrere Kaufleute und andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst dero Eheliebsten gnädigst invitiren ließ, die sich diesen Abend auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügten, und mit Speise und Trank bewirthet wurden.“ Des andern Tages baten sämmtliche in Berlin anwesende Obristen und Generale, an ihrer Spitze der Fürst von Dessau, um die Wiederaufnahme des Prinzen in den Kriegsdienst, und hierauf erhielt Friedrich die Befehlshaberstelle über das von der Goltzische Infanterieregiment (Nro. 15.), ging dann den 4. December wieder auf einige Zeit nach Küstrin, und im Februar 1732 nach Ruppin, wo ein Theil des Regiments, das er erhalten hatte, lag. Daselbst nun gab er sich viel mit der Bildung und sorgfältigen Disciplinirung seiner Soldaten ab. Dieß hatte sein Vater nicht erwartet, und es mußte ihn um so mehr freuen, auch hier seinen Sohn den eigenen Wünschen nachkommen zu sehen. Er gestattete ihm auch, daß dem Regimente statt der goldenen Schleifen und Tressen, welche es bisher getragen hatte, silberne gegeben wurden, welche Friedrich mehr liebte.

War das bisherige Leben Friedrichs von der Art, daß unter Zwang und Leiden mancher Art die innere Kraft seines Wesens sich in sich selbst concentriren mußte, so trat nun für ihn jene Periode der Ruhe und des reineren Genusses ein, in der sein eigenstes Wesen selbstständig hervortreten und sich zur künftigen Größe entwickeln konnte, und nach welcher sich selbst der mit Lorbeeren gekrönte Greis, wie nach der goldnen Zeit seines Lebens, zurücksehnte. Hier in Ruppin und in dem nahe gelegenen Lustschlosse Rheinsberg genoß Friedrich Alles, was einem Jünglinge von seinem Alter und Stande zukömmt. Liebte er einen freien ungezwungenen Umgang mit Freunden, die in der Art zu denken und zu handeln mit ihm übereinstimmten, so vertändelte er mit diesen seine Zeit nicht durch Schmausen, Jagen und andere Vergnügungen. Sein Sinn war ein ernster geworden. Halfen ihm Wissenschaft und Kunst, die Tage seiner Leiden ruhig und still gesammelt zu verleben, so waren sie es jetzt, welche ihm die Freuden der jetzigen Tage erhöhten und versüßten. — Rheinsberg war um jene Zeit nichts als ein altes verfallenes Schloß und einige verwilderte Gärten: „aber die Lage war reizend, die Gewässer eines großen Sees spielten fast bis an die Mauern des Schlosses, und ein Wald von Buchen und Eichen umkränzte diesen See in Gestalt eines Amphitheaters.“ Friedrich benutzte, was die Natur ihm hier darbot, unter Mitwirkung seines kunstsinnigen Freundes v. Knobelsdorf, zu schönen Anlagen, und verschönerte das Schloß sowohl von Außen durch neue Gebäude, als von Innen durch sinnreiche Gemälde. Ueber dem innern Eingange las man die Worte: Friderico tranquillitatem colenti. (Friedrich stiller Ruhe geweiht.)

Aber diese Ruhe sollte für jetzt noch durch ein kleines unangenehmes Zwischenspiel, seine Verheirathung nämlich, unterbrochen werden. Friedrich Wilhelm wünschte den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabetha von Braunschweig-Bevern, gegen deren Vater er eine besondere Zuneigung hegte, zu vermählen, und Seckendorf, der österreichische Gesandte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Dieß war nun gar nicht den Wünschen Friedrichs gemäß. Er wollte lieber die Prinzessin Elisabetha Katharina von Mecklenburg, eine Schwestertochter der russischen Kaiserin Anna, ehelichen, welche auch eine reiche Mitgift zu hoffen hatte. An Grumbkow, mit dem er seit seiner Befreiung aus Küstrin in lebhaftem Briefwechsel stand, schrieb er deshalb: „Von diesen Vortheilen finde ich keine bei der bevernschen Prinzessin, welche, wie viele Leute selbst von dem Hofe des Herzogs sagen, keineswegs schön ist, wenig spricht, und die Verdrüßliche spielt. Die gute Kaiserin (von Deutschland) hat selbst so wenig, daß die Summen, welche sie ihrer

Nichte geben dürfte, sehr mäßig seyn würden." Man sieht also, daß bei dem Widerstreben Friedrichs keineswegs Liebe mit im Spiele war, denn er spricht hier von seiner Heirath, wie von irgend einer andern diplomatischen Unterhandlung. Auch war es ihm nicht beschieden, das Glück der Ehe wahrhaft zu genießen. Wie der Doge von Venedig sich ehedem mit dem Meere vermählen mußte, so war der preußische Staat seine Gattin, und unter Kriegsmusik und Kanonendonner begann er den ersten Reigen mit ihr. — Friedrich mußte sich also trotz seines Widerstrebens in eine Verbindung mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern fügen, und die Verlobung wurde zu Berlin mit großer Feierlichkeit begangen, da gerade der Herzog von Lothringen daselbst anwesend war, um Churbrandenburgs Gunst zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs zu gewinnen. Friedrich Wilhelm hatte bei der Verlobung die Ringe selbst gewechselt. Friedrich schreibt über den ganzen Vorfall an seine Lieblingsschwester nach Bayreuth: „Mein Schicksal war ziemlich erträglich. Ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Bücher, meine Flöte und einige mir zugethane Menschen verschafften mir ein ganz angenehmes Leben. Jetzt reißt man mich heraus, um mich zu einer Heirath mit einer Person zu zwingen, die ich gar nicht kenne; man hat mir ein Ja entrissen, das mir sehr schwer geworden ist. Man bestimmt mir die Prinzessin von Bevern. Soll ich denn immer tyrannisirt werden, ohne Hoffnung einer bessern Zeit?" Doch als Friedrich die Prinzessin näher kennen lernte, fand er, daß alle Schilderungen, die man von ihr gemacht, theils übertrieben, theils falsch waren. Die Königin schien ihn gegen diese Heirath einnehmen zu wollen, denn noch hatte sie ihren Plan auf eine Vermählung Friedrichs mit der englischen Prinzessin Amalie nicht aufgegeben. Aber Friedrich war nicht mehr das willenlose Spielzeug in den Händen seiner Mutter; er hütete sich sorgfältig, sich mit dem Könige zu entzweien. Uebrigens zeigte er in seinem ganzen Thun und Lassen einen großen Widerwillen gegen diese Heirath. Im Juni 1733 reiste Friedrich mit dem ganzen Hofstaate zu seinem Vermählungsfeste nach Salzdahlum, einem Lustschlosse bei Wolfenbüttel. Hier wurde den 12. Juni von dem berühmten Abt Mosheim die Trauung vollzogen, und durch mehre Feste gefeiert. Friedrich spielte die ganze Zeit über den Mürrischen und Nachdenkenden, und gab sich oft den Ausbrüchen des fürchterlichsten Jähzorns im Beiseyn seines Vaters hin, in denen er mit barbarischer Härte und Grausamkeit seinen Dienern begegnete. Ja sogar die Herzogin von Braunschweig wurde von seiner üblen Laune nicht verschont. Welche Absicht Friedrich bei dieser ihm damals gar nicht eigenen Handlungs-

weise gehabt habe, läßt sich leicht erkennen. Er wollte seinem Vater zeigen, daß, ob es ihn gleich viele Mühe koste, er dennoch seinem Willen gemäß lebe, und er wollte ein treues Abbild des väterlichen Jähzorns aufstellen. Und in der That ward Friedrich Wilhelm hierüber nachdenkend, und von dieser Zeit an gegen seinen Sohn milder und nachgiebiger. — Den 27. Juni hielt die neuvermählte Kronprinzessin ihren feierlichen Einzug zu Berlin. Der König und der Erbprinz, die schon einige Tage vorher daselbst angelangt waren, eilten, von einem großen Gefolge von Generalen und Officieren begleitet, ihr entgegen. Die Königin und die Prinzessinnen, worunter auch die Markgräfin von Bayreuth sich befand, empfingen sie am Eingange des Schlosses. Letztere gibt uns in ihren Denkwürdigkeiten ein genaues Bild der Kronprinzessin zur damaligen Zeit: „Sie ist groß, nicht sehr schlank, und trägt sich gebückt, was ihr einen sehr üblen Anstand gibt. Ihre Haut ist blendend weiß und von den schönsten Farben gehoben; ihre Augen sind blaßblau und versprechen nicht viel Geist, und das Ganze ihres Gesichts ist so allerliebst und so kindisch, daß man glauben sollte, es gehöre einem Kinde von zwölf Jahren an. Allein alle diese Annehmlichkeiten sind von den Zähnen verdorben, die schwarz und schlecht gereiht sind. Sie hatte weder Anstand noch die geringste Bildung, und viel Beschwerlichkeit sich auszudrücken, so daß man Alles, was sie sagte, errathen mußte, was denn in sehr große Verlegenheit setzte.“ Friedrich hoffte, daß der Umgang seiner Schwester, an die sich anzuschließen er ihr wohlmeinend rieth, von gutem Erfolge für sie seyn müsse; aber er sah sich bald hierin getäuscht. Uebrigens lebte Friedrich — nach der Angabe neuerer Schriftsteller — zehn Jahre ehelich mit seiner Gemahlin, und lernte ihre Herzensgüte und strenge eheliche Treue schätzen.

Die Stunden, wo große Plane reifen, wo erhabene Gedanken und Wünsche mächtig den Busen heben, sind so bedeutungsvoll, oder, wenn man will, noch bedeutungsvoller, als die Stunden der Ausführung. Nicht allen Erdensöhnen ist es beschieden, das, was sie mit freudigem Hochgefühle im Innern geweckt und genährt, in äußerer That zu vollbringen. Wie mancher muß das, für welches er gerne und freudig sein Lebensblut verspritzen möchte, still und ohne Laut in der schweigsamen Gruft des Herzens begraben bis zum Tage der Auferstehung! Würde die Geschichte den Gefühlen, Wünschen und Vorsätzen der Menschen ihre Blätter widmen können, ganz andere Helden würden noch vor unsern Augen auftreten. Aber nicht der bloße Vorsatz, nicht das reine innere Streben und Sehnen, sondern nur das, was zur That ward, was hervortrat aus dem Reiche der Gedanken und sich gleichsam verkörpert

darstellt vor den Augen der bewundernden Menschen, nur das kann aufgezeichnet werden in den Annalen der Menschengeschichte. — Der Gedanke aber, welcher zur Wirklichkeit, der Vorsatz, welcher zur Ausführung gelangt ist, ist so heilig für den Beobachter der Menschen und ihrer Geschichte, als die vollbrachte Großthat selbst. Gerne wallet daher der Bewunderer eines Helden zu der Stätte, wo die ersten Plane seiner Thaten ihre Entstehung hatten. So auch ist dem Beobachter Friedrichs das Leben dieses Helden zu Rheinsberg besonders wichtig, gleichsam als die Geburtsstätte alles Großen und Edlen künftiger Tage.

Nach seiner Verheirathung ward es endlich Friedrich vergönnt, die durch dieselbe unterbrochene Lebensweise ungestört fortzusetzen. Nur im Jahre 1734 brachte ein Feldzug am Rhein wieder einige Störung in dieselbe. Das eben so heldenmüthige als unglückliche Polen war wieder vom Partheikampfe zerrissen, und setzte nun ganz Europa in Bewegung. August II. war gestorben, und Stanislaus Lesczinski, welcher durch denselben vom polnischen Throne vertrieben worden war, suchte seine alten Ansprüche wieder geltend zu machen. Mit ihm stritt um die Krone August III., Sohn August II. Durch den Einfluß Frankreichs war auf dem Reichstage Lesczinski erwählt worden; Oesterreich und Rußland aber brachten es dahin, daß dieser wieder vertrieben und August III. erwählt wurde. Der Kardinal Fleury, welcher damals an der Spitze der französischen Regierung stand, erklärte deshalb Oesterreich den Krieg. Bei Philippsburg stand das österreichische Heer unter dem ergrauten Beschützer und Retter Oesterreichs, dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Franzosen gegenüber. Auch die deutschen Reichsstände ließen ihre Kontingente zu dem österreichischen Heere stoßen, und den 30. Juni 1734 reiste auch Friedrich auf Befehl seines Vaters dahin ab. Als Friedrich den Prinzen Eugen sich vorstellte, bat er um die Erlaubniß, „daß er zusähe, wie ein Held Lorbeeren sammle.“ Und wie einst Marius in dem jungen Cäsar den spätern Helden erkannt haben soll, so auch soll Eugen in dem Prinzen den einstigen großen Feldherrn geahnet haben. Friedrich Wilhelm, der den 13. Juli im Lager anlangte, freute sich sehr, so günstige Urtheile über seinen Sohn zu vernehmen. Der Prinz aber sah sich sehr getäuscht in seinen Erwartungen, da er geglaubt hatte, seine militärische Laufbahn mit einem energischen Kriege unter der Leitung eines in Siegen ergrauten Feldherrn beginnen zu können. In einem später abgefaßten Werke sagt Friedrich selbst: „Es sey nur noch der Schatten des großen Eugen in der Armee gewesen, der sich selbst überlebt hatte, und seinen so fest begründeten Ruhm dem Zufalle einer achtzehnten Schlacht auszusetzen

gefürchtet habe.“ Philippsburg wurde von den Franzosen genommen, und die Unterhandlungen über den Frieden begannen. Friedrich Wilhelm, der sich auf dem Marsche nie von seinen Soldaten trennte, hatte sich eine Krankheit zugezogen, und sich aus dem Lager entfernen müssen. Friedrich hatte von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, in das französische Lager zu gehen. Dort lernte er den Grafen von Chazot kennen, der sein Gesellschafter zu Rheinsberg, sein Freund und späterer Waffengenosse wurde. Im October führte der Prinz die Truppen seines Vaters bis nach Frankfurt am Main. Von hier aus nahm er seinen Weg über Anspach und Bayreuth — wo er seine hocherfreuten Schwestern besuchte — nach Potsdam. Er fand daselbst seinen Vater so krank, daß er einen Theil der Regierungsgeschäfte übernehmen mußte. Bemerkenswerth ist bei diesem Feldzuge noch, was Friedrich oft in spätern Jahren von sich erzählte. „Als ich, sagte er, mit der Armee am Rhein stand, nahm ich mir mit einigen jungen Leuten vor, beständig zu wachen, und dadurch in acht Tagen so viel zu leben als ein Anderer, der des Abends zu Bette geht, in vierzehn Tagen. Vier Tage hielt ich dieses durch Genuß von starkem Kaffee aus; aber die Natur verlangte ihre Rechte; ich schlief sogar bei Tische ein: das Blut hatte sich durch den Gebrauch des Kaffee's und durch die Enthaltung des Schlafes so sehr erhitzt, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte.“

Nach diesem Feldzuge aber lebte Friedrich in Gesellschaft seiner Freunde wieder ganz in philosophischer Zurückgezogenheit. Zu seiner Gesellschaft gehörten vorzüglich: von Kaiserlingk, Jordan, der ehemalige sächsische Premierminister Graf von Manteuffel, der Obrist von Sennig, und noch mehre junge talentvolle Officiere, wie von Buddenbrock, von Kleist, Chazot ꝛc.; neben diesen die geistreichen Künstler Benda, Graun ꝛc. „Die Tage fließen hier, erzählt Bielefeld, ein Mitgenosse dieses schönen Kreises, in einer Ruhe dahin, welche von Lustbarkeiten begleitet ist, wie vernünftige Wesen sie genießen können. Ein königliches Mahl, Götterwein, himmlische Musik, Lustwandlungen in Gärten und Wäldern, Wasserfahrten, Uebung der Künste und Wissenschaften, eine geistreiche und heitere Unterhaltung sind die Genüsse.“ So schildert das Leben in Rheinsberg Bielefeld, welchem mehr die glänzende Außenseite in die Augen stach. Die tiefere Bedeutung aber, welche dasselbe hatte, sprechen am besten folgende Briefe Friedrichs aus. An Suhm schreibt er: „Ich fürchte nicht, Ihnen zu mißfallen, wenn ich Ihnen ein paar Worte von unserm ländlichen Zeitvertreib sage, denn wen man liebt, den möchte man auch gerne das Allerunbedeutendste wissen lassen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei

Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns bloß zu Erholungen und zu Milderungen der Finsterheit und des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesichte bringen können." An seinen geliebten Lehrer Duhan de Jandun *) schrieb er: „Wir sind unserer eine Mandel Freunde, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeiten der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich seyn würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftige Leidenschaften, und wir befleißen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen." Einige Zeit später schrieb Friedrich an denselben: „Ich bin mehr als je unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten." In diesen letzten Worten ist das schöne Streben Friedrichs, dem er bis zum letzten Athemzuge treu geblieben, deutlich ausgesprochen. Wahrheit war es, was er mit aller Innbrunst suchte; Alles ward ihm der Gegenstand reiflicher Untersuchung, die er unbekümmert, wie das Resultat ausfallen werde, anstellte. Mochte es den Heiligenschleier, in den hundertjährige Albernheiten sich verborgen hatten, kühn zerreißen, das konnte, das durfte seine große Seele nicht abschrecken; ein zweiter Bonifacius, legte er muthig die Axt an den Stamm Jahrhunderte lang vergötterter hohler Eichen, harrend des Gottes, der daraus hervortreten und seinen Arm lähmen oder stärken werde. Wohl mochte unter der allzukühnen Hand auch mancher Lebensbaum mit seinen himmlischen Früchten fallen; die Streiche waren nicht in frevlerischer Absicht geführt.

Friedrichs Geist, in welchem die Kraft des Verstandes vorzüglich energisch thätig war, konnte in seinem Streben nach Wahrheit sich nicht anders befriedigt finden, als wenn sich Alles vor seinen Augen in klaren Begriffen darstellen, zergliedern und beweisen ließe. So konnten jene ewigen Wahrheiten, für welche es keinen andern Beweis gibt, als „den

*) Duhan war nämlich nach des Prinzen Verhaftung, als Mitwisser und vielleicht auch mittelbar als Mitschuldiger nach Memel verwiesen worden.

Sternenhimmel über uns, und das moralische Gesetz in uns,“ ihm nie zum dauernden Bewußtseyn kommen. Schlug auch sein Herz in den wärmsten Schlägen für Menschenbeglückung, und finden wir auch seinen spätern Ausspruch:

„Mein höchster Gott ist meine Pflicht!“

in dem Streben seines ganzen Lebens bethätigt, so war ihm doch jenes Reich des Geistes, wo das höhere Daseyn des Menschen sich ihm offenbart, weniger erschlossen worden. Langweilige, streng dogmatische Verkünder des göttlichen Worts hatten ohnedieß die Himmelsblume des höheren Glaubens schon auf dem Jugendpfade seines Lebens mit veralteten Formeln verschüttet, und systematisch seyn wollende Botaniker hatten, um ihre Staubfäden und Griffel zu untersuchen, ihr wieder nachgespürt, und sie dann, ausgepreßt und ausgetrocknet, in dem Herbarium aufbewahrt. So war also Friedrich ganz geeignet, das Streben der französischen Literatur seiner Zeit, als dessen Repräsentant Voltaire genannt werden kann, in sich aufzunehmen und nach Deutschland zu verpflanzen. Dieses Streben, welches mit allen Waffen des Witzes und der Beredtsamkeit ankämpfte gegen die Reste mittelalterlicher Formen in Staat, Kirche und Wissenschaft, hat das Verdienst, daß es der neuen Bildung Bahn gebrochen und die Hindernisse derselben hinweggeräumt hat; wenn schon unter einem blinden Ankampfe gegen Alles, was nur alt und hergebracht war, auch das Gute leiden mußte. Das ist Friedrichs großes Verdienst, daß er dieses Streben in Deutschland repräsentirte, und vom Throne herab als Muster der Nachahmung in demselben voranleuchtete. Schaden konnte es der deutschen Nation im Ganzen weniger bringen, denn war es doch Deutschland, wo, sobald nur die Voltaire da gewesen, schon die Lessinge erstanden, und in demselben Augenblicke, wo die alten Trümmer niedergerissen wurden, einen neuen und herrlichen Bau aufführten! Auch vermochte die persönliche Energie eines Friedrichs, auf einige Zeit wenigstens, den völligen Einsturz des Gebäudes, das die eigene Hand untergraben hatte, bis zur Zeit, wo eine festere Grundlage gelegt wäre, aufzuhalten.

Im Jahre 1736 suchte Friedrich mit Voltaire in nähere Verbindung zu treten, und that hiezu durch nachfolgenden Brief (vom 8. August) den ersten Schritt:

„Ob ich gleich nicht das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft genieße, sind Sie mir doch durch Ihre Schriften bekannt genug: Fundgruben für den Verstand und Kompositionen mit so viel Geschmack ausgeführt, daß ihre Schönheiten mit jeder neuen Lectüre neu zu werden scheinen. Sie sind Abdrücke von dem eigenthümlichen Charakter ihres

Verfassers, der unserm Jahrhundert und dem menschlichen Verstande überhaupt Ehre bringt. Die großen Männer der neueren Zeit werden es Ihnen nur allein zu danken haben, wenn sie, im Fall der Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern wieder in Anregung gebracht werden sollte, den Triumph davon tragen."

„Mit dem Talent eines vortrefflichen Dichters verbinden Sie eine Menge anderer Kenntnisse, die zwar der Poesie verwandt sind, aber doch erst durch Ihren Griffel mit derselben so genau vereinigt worden sind. Noch nie trug ein Dichter Metaphysik in Versen vor; der Ruhm, dieß zuerst unternommen zu haben, war Ihnen aufbewahrt."

„Eben dieser Geschmack an Philosophie, der sich in allen Ihren Schriften kundgibt, hat mich bestimmt, Ihnen eine Uebersetzung von der Anklage und Vertheidigung Wolffs zu überschicken, des berühmtesten Philosophen unseres Zeitalters, den man, weil er die finstern Gegenden der Metaphysik erhellte, und die schwersten Punkte derselben in einer edeln, deutlichen und bündigen Manier behandelte, grausamerweise der Irreligion und des Atheismus beschuldigt hat."

„Das gewöhnliche Schicksal großer Männer! Neid und Verleumdung drücken beständig auf Größere und Bessere ihre giftigen Pfeile ab."

„Jetzt lasse ich auch desselben Verfassers Abhandlung über Gott, über Seele und Welt übersetzen. Sobald sie fertig ist, schicke ich sie Ihnen, in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit aus seinen geometrisch in einander geketteten Sätzen in aller ihrer Stärke zu Ihrer Ueberzeugung sprechen wird."

„Die nachsichtsvolle Theilnahme und Aufmunterung, die Sie den Verehrern der Künste und Wissenschaften nie versagen, läßt mich hoffen, daß Sie mich von der Zahl derjenigen nicht ausschließen werden, die Sie Ihrer Unterweisung würdig finden. Unterweisung nenne ich einen Briefwechsel mit Ihnen, weil er jedem denkenden Wesen nicht anders als nützlich seyn kann. Ich bediene mich Ihrer Ausdrücke, und glaube, ohne den Verdiensten Anderer zu nahe zu treten, behaupten zu können, daß wenig Menschen auf dem Erdkreise existiren, die nicht von Ihnen lernen könnten."

„Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der unwerth wäre, Ihnen gestreut zu werden, sage ich Ihnen, daß mich zahllose Schönheiten an Ihre Werke fesseln. Ihre Henriade hat mich bezaubert, und sie besiegt die flachen Kritiken, die darüber erschienen sind. Das Trauerspiel Cäsar stellt richtig gezeichnete Charaktere und erhabene und wahre Empfindungen dar; man fühlt, daß Brutus entweder Römer oder Engländer ist. Alzire hat alle Reize der Neuheit, und wird durch

die Gegeneinanderstellung roher und verfeinerter Sitten sehr anziehend. In dem Charakter des Guzmann stellen Sie einen Beweis auf, daß blindes Christenthum barbarischer und grausamer macht, als Heidenthum."

„Wenn Corneille, dieser große Mann, der die Bewunderung seiner Zeit war, wieder aufstehen sollte: er würde mit Bewunderung, auch vielleicht mit Neid bemerken, daß die Muse der Tragödie Ihnen die zauberischen Künste, die sie ihm nicht immer verlieh, mit freigebiger Hand zugetheilt hat."

„Was kann man nicht für die Zukunft von dem Verfasser so vieler Meisterwerke erwarten! Was für neue Wunder werden aus der Feder hervorgehen, die ehedem das geistvolle reizende Werk, den Tempel des Geschmacks, hervorbrachte."

„Dieß eben erweckt in mir das heiße Verlangen, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, senden Sie mir dieselben alle, keines ausgenommen. Fänden sich unter den noch ungedruckten einige, die Sie aus nöthiger Vorsicht dem Publikum vorenthalten, so haben Sie mein Wort, daß ich sie mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken, und mich damit begnügen will, sie in meiner Einsamkeit zu lesen, und Ihnen eben so geheim meinen Beifall zu zollen."

„Zwar bauet man in unsern Tagen leider sehr wenig auf Fürstenwort; aber ich hoffe, daß Sie sich von dem allgemeinen Vorurtheile nicht hinreißen lassen, und bei mir eine Ausnahme von der Regel machen werden."

„Ich würde mich durch den Besitz Ihrer Werke reicher fühlen, als ich mich durch den Besitz der unsteten und kleinen Geschenke des Glücks fühlen würde, die das Ungefähr nach seinen Launen gibt und nimmt. Die ersteren kann ich mir durch das Gedächtniß auf immer eigen machen, und sie bleiben mir, so lange mir das Gedächtniß bleibt. Da ich das meinige als keines der stärksten kenne, so bin ich über die Wahl der Sachen, die ich demselben anzuvertrauen werth finde, lange unbestimmt gewesen."

„Wäre die Dichtkunst noch in ihrem alten Zustande; wüßten die Dichter noch nichts weiter, als langweilige Eklogen, einförmige Idyllen, oder geschmacklose Stanzen herzuorgeln, oder ihre Leier höchstens zu Lob- und Ehrengedichten zu stimmen: so würde ich derselben entsagen. Aber Sie veredeln die Kunst, Sie zeigen neue Gesichtspunkte und Pfade, die den älteren Dichtern unbekannt waren. Ihre dichterischen Arbeiten verdienen die Achtung und die Bewunderung besserer Köpfe: sie verbreiten sich über die Hauptgrundsätze der Moral, und lehren denken

und handeln; die Tugend schildern Sie mit den lachendsten Farben, bestimmen den Grundbegriff des wahren Ruhms, und Ihre Manier, Geschmack an den Wissenschaften einzuflößen, ist so fein und anziehend, daß sich jeder Ihrer Leser durch den edlen Eifer belebt fühlt, Ihren Fußstapfen nachzufolgen.“

„Wie oft habe ich mir selbst gesagt: wage dich nicht an ein Unternehmen, dem du nicht gewachsen bist. Um Voltaire nachzuahmen, muß man selbst Voltaire seyn. Sehr lebhaft fühlte ich dann, daß die Vorzüge der Geburt wenig, oder genauer gesagt, hiezu gar nichts helfen. Sie sind nichts als äußere fremdartige Attribute, die mit unserm eigentlichen Wesen nicht zusammenhängen: Geistestalente sind ihnen also weit vorzuziehen.“

„Wie viel Dank ist man denen schuldig, die Wissenschaften und Künste mit Glück anbauen! den Fürsten gebührt es, ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm nicht mich, um Ihre glückliche Thätigkeit zu können? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß unser Land, das wenig Lorbeeren baut, deren nicht so viel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen. Versagt mir auch das Schicksal das Glück, Sie ganz zu besitzen, so darf ich doch wenigstens hoffen, den Mann einmal zu sehen, den ich so lange aus der Ferne bewundere, und Sie mündlich zu versichern, daß ich mit der ganzen Hochachtung, die denen gebührt, welche nur der Fackel der Wahrheit folgen und ihre Kräfte dem allgemeinen Wohle aufopfern, verharre“ ꝛc.

Es erging Friedrich damals, wie es dem jugendlichen Herzen so oft ergeht. Wenn wir die Thaten eines Helden, die Meisterwerke eines Dichters bewundern, so glauben wir leicht, das Leben des Helden müsse eine ununterbrochen fortlaufende Kette von großen Entschlüssen und großen Thaten bilden, das Leben des Dichters sey selbst nichts, als ein fortlaufendes Dichten; jene Gefühle und Phantasien, die uns über alle irdischen Beschränkungen erheben, müßten sein ganzes Seyn und Wirken durchdringen, und die kleinlichen Dinge des Lebens, die uns so oft von der ätherischen Höhe in die platte Wirklichkeit herabziehen, könnten ihn gar nicht berühren. Das Leben des Philosophen, glauben wir, müsse als ein stetes in sich Schauen stets ruhig und harmlos dahingleiten, es müsse ein in sich abgerundetes, sich nirgends im Entferntesten widersprechendes Ganzes seyn. Treten wir aber näher hinzu, so müssen wir gar oft die traurige Erfahrung machen, daß uns die Ferne getäuscht, und daß Hohes und Niederes oft auf einem Boden wuchern und dieselben Säfte saugen. So auch ist die überschwengliche Verehrung, ja Vergötterung, mit welcher Friedrich dem allerdings großen

Voltaire entgegenkam, anzusehen. Daher aber auch jener Sarkasmus, welcher sich in seinen spätern Jahren bei ihm zeigte. Hatte er die größeren Geister nicht so groß gefunden, als er sie zu finden gehofft hatte, so wähnte er die kleinern Geister noch weit kleiner zu finden, als sie wirklich waren. — Von der Größe der Verehrung, welche um jene Zeit Friedrich Voltaire zollte, zugleich aber auch von dem tiefern und edlern Grunde derselben, geben uns folgende Stellen aus verschiedenen Briefen den deutlichsten Begriff: „Sehen Sie meine Handlungen, schreibt Friedrich an Voltaire, künftig als die Früchte Ihrer Lehren an; durch diese ist mein Herz genährt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen.“ Und in einem andern Briefe: „Sie haben keinen Fehler, als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind.“ Hierauf: Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen; und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend.“ Im Januar 1738: „Ich wünschte sehr, in einem temperirten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen, und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gerne entsagte ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Ehrsucht und Ehrbegierde; aber ich fühle nur zu stark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig seyn würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert: doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen.“ In einem andern Briefe heißt es: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu seyn, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie dennoch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek; es hängt über dem Schranke, der unser goldenes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken, und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen: Ihr Bild sey mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. Erinnern Sie sich immer der kleinen Kolonie in Remusberg, und zwar, um Hirtenbriefe nach Ihrer Art an sie zu richten. Dieser Trost ist in Ihrer Abwesenheit nöthig, und Sie sind ihn Ihren Freunden schuldig.“ Den 1. December 1738: „Denken Sie nicht, daß ich meinen Skepticismus übertreibe. Es gibt Wahrheiten, die ich für bewiesen halte, und an denen zu zweifeln mir meine Vernunft nicht erlaubt; ich glaube z. B.: es gebe nur einen Gott und einen Voltaire in der Welt; eben so: Gott habe eines Voltaire bedurft, um dieß

Jahrhundert liebenswürdig zu machen." Den 20. Jan. 1739: „Im Heidenthume brachte man den Göttern die Erstlinge der Ernte und der Weinlese; dem Gotte Jakobs widmete man die Erstgeborenen unter dem Volke Israel; in der römischen Kirche gelobt man den Schutzheiligen nicht bloß die Erstlinge, nicht bloß die jüngeren Söhne, sondern ganze Königreiche, wie das der heilige Ludwig beweist, der dem seinigen zum Besten der Jungfrau Maria entsagte. Ich für meinen Theil habe keine Erstlinge der Ernte, keine Kinder und kein Königreich zu geloben, aber ich weihe Ihnen die Erstlinge meiner Dichtkunst aus dem Jahre 1739. Wäre ich ein Heide, so würde ich sie unter dem Namen Apollo anrufen; wäre ich ein Jude, so hätte ich Sie vielleicht mit dem königlichen Propheten und seinem Sohne verwechselt; und wäre ich ein Papist, zu meinem Schutzheiligen und zu meinem Beichtvater gemacht. Aber da ich nichts von allem diesem bin, so begnüge ich mich damit, daß ich Sie philosophisch hochschätze, Sie als einen Philosophen bewundere, als einen Dichter liebe, und als einen Freund verehre."

Aber über dieser Verehrung Voltaire's und seiner Schriften vergaß Friedrich nicht, auch den Werken anderer Wahrheitsforscher die regste Theilnahme zu schenken. Die Schriften des deutschen Philosophen Wolff hatten um so mehr die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich gezogen, als das Schicksal ihres Verfassers die Theilnahme aller Freunde der Denk- und Gewissensfreiheit erregte; von Suhm übersetzte die Schriften des genannten Philosophen für Friedrich ins Französische, und dieser las dieselben mit allem Eifer eines Geistes, welcher über die wichtigsten Fragen des Lebens Aufschluß sucht. „Glauben Sie nicht, schrieb Friedrich an Suhm aus dem Lager bei Wehlau 1736, daß ich bei den Beschwerden der Reise und den militärischen Beschäftigungen Wolff einen Augenblick aus dem Gesichte verliere." Ebenso an denselben, Ruppin den 15. August 1736: „Ich flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolff wird, wie Sie leicht glauben, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit wird den Göttern der Ruhe und Stille gewidmet seyn. Ein gewisser Dichter Gresset, von dem Sie gehört oder Etwas gelesen haben werden, kömmt zu mir, und mit ihm Jordan, Kaiserlingk, Fouqué und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!

Unter einem heitern Himmel,
Sitzend am Fuße der Buchen,
Forschen wir hier im Wolff,
Zum Trotze unsern Priestern ꝛc."

An denselben schrieb er den 1. Januar 1736: „Wenn die Philosophie meine Seele erleuchtet, so verdanke ich das Ihnen; Sie haben mir den Weg zur Wahrheit eröffnet, und sind das Sprachrohr derselben gewesen.

In eine dunkle Nacht gehüllet war mein Geist,
Als das glänzende Licht, das jetzt mir leuchtet,
Angezündet von deiner Hand mir meine Seele erhellte.
Ich ehrte diese himmlische Flamme,
Und die Tochter des Himmels, die hohe Wahrheit,
Ergoß in mein Herz ihre Kraft und ihre Klarheit."

Auch trug Friedrich Alles dazu bei, um zu bewirken, daß Wolff aus seiner Verbannung wieder nach Preußen zurückberufen würde. Und wirklich gelang ihm dieß; Wolff wurde zurückberufen, aber er verweigerte es, unter der Regierung Friedrich Wilhelms wieder nach Halle zurückzukehren. Den 23. Mai 1740 schrieb Friedrich an Wolff selbst: „Jedes vernünftige wahrheitliebende Wesen muß an dem Werke Theil nehmen, das Sie vor Kurzem herausgegeben haben (nämlich der erste Theil des Naturrechts); aber jeder edle Mann, jeder wahre Bürger des Staats muß es als einen Schatz betrachten, den Ihre Freigebigkeit der Welt schenkt, und den Ihr Scharfsinn entdeckt hat; auf mich hat es um so größern Eindruck gemacht, da Sie es mir zugeeignet haben. Die Philosophen müssen die Vorgesetzten der Könige seyn; mithin ist ihre Pflicht, zu denken: die unserige aber, ihren Vorschriften gemäß zu handeln. Sie müssen die Welt durch Raisonnements unterrichten, wir aber durch unser Beispiel; sie müssen erfinden, wir ausüben. Schon längst lese und studire ich Ihre Schriften und bin überzeugt, daß, wer sie gelesen hat, deren Verfasser nothwendig hochschätzen muß; niemand wird Ihnen diese Gesinnungen verweigern können; ich bitte daher, zu glauben, daß ich mit aller Achtung, die Ihre Verdienste von mir heischen, bin ꝛc."

Während Friedrich so mit dem schönsten Eifer bemüht war, die allgemeineren Anforderungen des Menschen in ihm zu befriedigen, war er nichts desto weniger stets darauf bedacht, sich zu seinem einstigen Berufe auszubilden. „Ich studire aus allen Kräften, schreibt er den 15. November 1737 an Suhm, und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller Dinge zu entledigen, welche mei-

nes Amtes werden könnten; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen, und um mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuere Zeit uns an glänzenden Musterbildern darbietet." — Den Einfluß wenigstens hatte schon damals die französische Zeitphilosophie, die die praktische war, auf ihn, daß er sein thatendürstiges Jugendleben nicht in vagen Spekulationen verlor. — Haben wir also Friedrich gesehen in freundschaftlichem Briefwechsel mit den Forschern der Wahrheit, wo er *nichts* war, als Freund der Künste und Wissenschaften, so unterließ er darüber nichts desto weniger, seinen Briefwechsel mit Grumbkow *fleißig* zu unterhalten. Und die Früchte dieses Briefwechsels mit einem Manne, der selbst hinter den Koulissen der Staatenpolitik stand, begleitet von einem stets regen freien Nachdenken, sind uns noch in einer Schrift, die er schon 1736, also in seinem 24sten Lebensjahre, entwarf, aufbewahrt. Hier zeigt er bereits sehr richtige Vorstellungen über die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse, gepaart mit einer Schärfe des Urtheils, die in der That ganz bewundernswürdig ist. Die Schrift, von der wir sprechen, führt den Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems." Wir geben einen Auszug aus dieser merkwürdigen Schrift, welche, wenn sie richtig beurtheilt werden soll, im Zusammenhange mit dem damaligen Zustande der vorzüglichsten Staaten Europa's betrachtet werden muß.

„Nie, beginnt Friedrich, haben die öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit Europa's mehr verdient, als jetzt. Nach Endigung großer Kriege verwandeln sich die Verhältnisse der Staaten, und mit ihnen die politischen Plane derselben; neue Entwürfe entstehen, neue Bündnisse werden geschlossen, und jeder Einzelne nimmt diejenigen Maßregeln für sich, die er zur Ausführung seiner ehrsüchtigen Plane am Geeignetsten hält. — Wenn es schon der Wißbegierde eines denkenden Mannes würdig ist, in die Geheimnisse der Höfe zu dringen, die Tiefen derselben zu ergründen, und die Wirkungen in ihren Ursachen zu entdecken; so ist es nothwendig, daß ein Fürst, wenn er irgend eine Rolle in Europa spielt, sein Auge auf das Verhalten der Höfe werfe, daß er von dem wahren Interesse der Reiche unterrichtet sey, und daß seine Vorhersehungskunst der Politik, welche die Minister der Höfe leitet, die Absichten gleichsam mit Gewalt entreiße, welche ihre Klugheit vorbereitet und ihre Verstellung den Augen der Welt entzieht."

Wie ein geschickter Mechaniker sich nicht begnügen würde, bloß die Außenseite einer Uhr zu sehen, wie er sie öffnen und die Triebfedern und das Räderwerk untersuchen würde; so läßt ein geschickter Staats-

mann es sich angelegen seyn, die bleibenden Grundsätze der Höfe, die Triebfedern der Staatsklugheit jedes Fürsten, die Quellen der Ereignisse kennen zu lernen. Er schreibt nichts auf Rechnung des Zufalls, sein durchdringender Geist sieht die Zukunft vorher, und durchschaut die Verkettung der Ursachen bis in die entferntesten Jahrhunderte: mit einem Worte, die Klugheit fordert, Alles zu erkennen, um über Alles urtheilen und Allem zuvorkommen zu können."

Er wirft nun einen Blick auf die dem damaligen Zustande vorhergegangenen Ereignisse, und sagt, indem er von dem Verluste spricht, welchen Oesterreich in Italien erlitten: „Ich wage es, zu behaupten, daß nichts so sehr zu dem Glücke der Verbündeten beitrug, als der schlechte Zustand, worin sich alle Provinzen des Kaisers befanden. Die Ursache von dem Verfalle großer Reiche ist stets dieselbe: sie hat immer in der schwachen Verfassung ihrer Staaten den Grund. Der Verfall des römischen Reichs fand seine auffallende Periode in der Zeit, wo sich die Ordnung bei den Truppen verlor, die Kriegszucht verschwunden war, und man die Vorsichtsmaßregeln vernachläßigte, welche die Klugheit für die Sicherheit der Staaten vorschreibt. Der Verlust, den der Kaiser in Italien erlitt, fließt aus denselben Gründen. Da war kein Heer, um dem Feinde den Eingang zu verwehren, keine Magazine und nicht einmal hinlängliche Truppen, um die Festungen zu behaupten, keine geschickte Feldherren, um die Plätze zu vertheidigen; mit einem Worte, von drei Feldzügen verlor der Kaiser, was er nicht anders als durch einen ununterbrochenen Krieg von acht Jahren erobert hatte." Nachdem er die verschiedenen europäischen Staaten betrachtet und besonders das Benehmen des kaiserlichen Hofes bitter getadelt hat, sagt er: „Wir haben jetzt über die Ursachen aus ihren Folgen geurtheilt; noch ist uns übrig, die Ereignisse zu beurtheilen, die wir nach Maßgabe der Ursachen, in die wir eingedrungen sind, zu erwarten haben. — Es kömmt nicht bloß darauf an, die Geheimnisse der Staatskunst zu ergründen, und einen profanen Blick in das Heiligthum der Minister zu werfen; man muß auch die verschiedenen Maßregeln bemerken, welche die Minister befolgen, um ihre Absichten zu erreichen. Nichts lehrt den Charakter der Höfe besser kennen, als wenn man die verschiedenen Arten wahrnimmt, wie ihre Politik sich bei ein und demselben Gegenstande benimmt; dabei wird Alles, ihre Leidenschaften, ihre feinen Künste, ihre Ränke, ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften sichtbar." Nun urtheilt er: „Der kaiserliche Minister zu Warschau brach (bei der Königswahl) in nichts als in Drohungen aus; der französische gebrauchte nichts als schmeichelhafte Worte und Liebkosungen; der eine wollte die

Gemüther schrecken, der andere wollte sie durch seine Süßigkeit gewinnen. Der eine fiel wie ein wüthender Löwe auf seinen Raub; der andere bezauberte, gleich einer Sirene, durch die Anmuth seiner Stimme Jeden, der sich ihm nahte." —

„Nie laßt uns so mißtrauisch gegen diejenigen seyn, die ihre Plane durch keine andern Mittel durchsetzen, als welche ihnen ihr Stolz und ihr Hochmuth eingibt, sie stehen sich selbst dadurch im Wege, daß sie sich verhaßt machen; ihre Gewaltthätigkeit ist ein Gegengift, welches das Gift heilt, womit ihre ehrsüchtigen Absichten uns gefährlich werden könnten. Aber laßt uns vielmehr mißtrauisch gegen diejenigen seyn, die durch geheim wirkende Kunstgriffe, durch Schmeicheleien, durch eine verstellte Süßigkeit uns in die Knechtschaft verstricken wollen: sie werfen uns eine Angel hin, deren Eisen mit einer verführerischen Lockspeise bedeckt ist, die uns aber mit dem Verluste unserer Freiheit betrüget, sobald sich unsere Klugheit berücken läßt." — Nun sucht er zu erforschen, „was die Verbindung der zwei mächtigsten Fürsten Europa's" (Frankreichs und Oestreichs), welche nach dem Feldzuge am Rhein eingetreten war, erwarten lasse. Von Oesterreich sagt er: „Es ist klar, daß die Absichten des kaiserlichen Hofes dahin gehen, die deutsche Kaiserkrone bei dem Hause Oesterreich erblich zu machen. Zu diesem Ende hat er die pragmatische Sanktion gemacht, alle deutschen Fürsten zu gewinnen gesucht, einen Artikel in die Friedensstiftung eingerückt, und eine erstaunliche Menge von besondern Verträgen geschlossen: so wahr ist es, daß das Haus Oesterreich wünschen würde, dem Reiche mit der Zeit das Wahlrecht zu entziehen, die willkührliche Gewalt bei seinem Stamme zu befestigen, und die demokratische Regierungsform, die seit undenklichen Zeiten in Deutschland statt gefunden hat, in eine monarchische zu verwandeln."

Frankreichs Politik gegen Deutschland sucht er in eine Parallele zu setzen mit der Politik Philipps von Macedonien gegen Griechenland. So wie dieser die griechischen Staaten zu entzweien gesucht habe, um sich desto leichter in ihre Angelegenheiten mischen und sie unterjochen zu können, so sieht er die Freundschaftsbündnisse Frankreichs mit einigen deutschen Höfen als fein angelegte Vergrößerungsplane an, besonders, da die Thermopylen Deutschlands (Straßburg) in seiner Gewalt seyen. — Auch zwischen den alten Römern und den damaligen Franzosen entdeckt er Aehnlichkeiten; indem diese wie jene nach einer Universalmonarchie strebten. Er schließt mit folgenden Worten: „Nachdem ich das Verhalten der Staatsmänner Europa's geprüft, das System der Höfe, so weit meine Einsichten reichen, entwickelt, und die gefähr-

lichen Folgen von der Ehrsucht einiger Fürsten aufgedeckt habe: so wage ich es, die Sonde noch tiefer in die Wunde des Staatskörpers zu führen; ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen, und mich bemühen, die geheimsten Ursachen desselben zu entdecken. Wenn diese meine Betrachtungen so glücklich sind, das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden dieselben Wahrheiten darin finden, welche sie nie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler gehört haben würden; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne einnehmen. — Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftete Quelle von Europa's Unglück sind. Sehet hier den Irrthum der meisten Fürsten! Sie glauben, Gott habe, bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen seyen bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders als bis ins Unendliche fehlerhaft seyn: und daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher diese brennende Begierde, Alles an sich reißen, daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, daher ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von diesen irrigen Ideen losmachten, wenn sie bis zu dem Zwecke ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten; so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker sey; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sclaven eines Einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spiele seiner Einfälle zu seyn; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Gütigsten, um ihnen ein Vater zu seyn, für den Menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglück zu fühlen und ihnen beizustehen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, damit er sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege verwickle: mit einem Worte, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, und nicht zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen, dienen würde."

„Stünde dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die beiden Klippen vermeiden, welche zu allen Zeiten den Untergang der Staaten und die Verheerung der Welt verursacht haben: nämlich die ungemessene Ehrsucht und die schimpfliche Vernachläßigung der Geschäfte. Statt unaufhörlich Plane zu Eroberungen zu machen, würden diese Götter der Erde sich alle Mühe geben, das Glück ihres Volkes zu sichern; sie würden allen ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen und ihre Regierung sanft und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen: ihre edlen Thaten müßten es wünschenswerth machen, als ihr Unterthan geboren zu seyn: es müßte unter ihnen eine großmüthige Nacheiferung herrschen, es einander in Güte und Milde zuvorzuthun. Mögen sie inne werden, daß der wahre Ruhm eines Fürsten nicht in der Unterdrückung seiner Nachbarn bestehe, nicht in der Vermehrung der Anzahl seiner Sclaven, sondern in der Erfüllung der Pflichten seines Amtes, in der Beeiferung, den Absichten derer zu entsprechen, die ihn mit Macht bekleidet haben, und von denen ihm die höchste Gewalt übertragen ist.“

„Diese Monarchen sollten bedenken, daß die Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man einem Privatmann mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheut.“

„Von einer andern Seite, wenn die Fürsten immer ihre Pflicht vor Augen hätten, und ihre Obliegenheiten nicht als Beschäftigungen, welche ihrer Größe unwürdig sind, vernachläßigten: so würden sie nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es vielleicht an Talenten fehlt, und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt, als dem Herrn. Die Fürsten würden selbst über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden die äußerste Sorgfalt anwenden, in die Plane derselben einzudringen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen: sie würden sich durch gute Bündnisse gegen die Politik jener unruhigen Geister in Sicherheit setzen, die nicht aufhören, um sich zu greifen, und die, gleich dem Krebse, an Allem nagen und Alles verzehren, was sie berühren. Die Klugheit würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse, welche solche Fürsten schließen, enger zusammenziehen: die Weisheit würde ihre Rathgeberin seyn und die Plane ihrer Feinde in der Geburt ersticken: sie würden ein thätiges Leben, welches beständig die Wohlfahrt des Ganzen zum Zweck hätte, dem trägen und wollüstigen Hofleben vorziehen.“

„Mit einem Worte, es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten; und es ist eine frevelhafte Unge-

rechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechten Anspruch hat."

Im Jahre 1738 schrieb Friedrich eine für die Kenntniß seines Charakters nicht minder bedeutungsvolle Schrift, den Antimacchiavell nemlich. — Nicolo Macchiavelli, einer der hellsten, geistreichsten und gewandtesten Staatsmänner seiner und aller Zeiten, ward zu Florenz geboren, und lebte von 1649 — 1725. Sein Herz blutete, wenn er durch niedrigen Zwiespalt und gemeine Leidenschaften die Bürger seines Vaterlands sich selbst gegenseitig aufreiben sah, und wenn er so wahrnehmen mußte, daß die vaterländische Freiheit täglich mehr ihrem gänzlichen Untergange entgegeneile. Da befestigte sich in ihm der Gedanke, daß das nationale Leben seines Vaterlands nur durch eine starke Aderlasse gerettet werden könne, d. h. er glaubte, daß die Selbstständigkeit seines Vaterlandes nur dann gewahrt werden könne, wenn ein unumschränktes Oberhaupt die Zügel der Regierung ergreifen und die Volkskraft durch alle nur irgend zu Gebote stehenden Mittel zu bestimmten Zwecken anwenden würde. Zu dieser Ansicht konnte er um so eher gelangen, da er, wie man nach Briefen und einzelnen Stellen seiner Schriften ziemlich zuverlässig annehmen kann, den höchst verderblichen Grundsatz hatte: „die Menschen müßten vor Nichts zurückbeben, sie müßten Alles versuchen. Gott sey der Freund der kräftigen Leute; das beweise er am besten dadurch, daß er immer die Schwächern durch die Stärkern verderbe." Lorenzo von Medici schien ihm der Mann zu seyn, der dieser Rolle gewachsen wäre und ihm widmete er zunächst seine Schrift: „der Fürst," von welcher der Kardinal sagte, sie sey mit des Teufels Fingern geschrieben und in welcher er alle Mittel und Wege zeigt, die einmal errungene Macht zu begründen und zu erweitern. Alle nur erdenklichen Laster und Schandthaten einer verabscheuenswerthen Despotie sind hier aufgeboten, um nur das vorgesteckte Ziel zu erreichen und alles dieses mit einer Feinheit und berechnenden Umsicht, daß man, während man fluchen und verwünschen möchte, den Geist anstaunen muß, der die Verhältnisse des menschlichen Lebens so sehr kennt und seine Absichten mit solcher Consequenz durchzuführen weiß. — Man hat die Behauptung aufgestellt, daß diese Schrift für durchgängige Ironie zu nehmen sey und daß sie den Zweck habe, die Schliche und Niederträchtigkeiten der Tyrannei aufzudecken und so zur Freiheitsliebe anzuspornen. Dem sey nun, wie ihm wolle, Friedrich nahm, wie dieß überhaupt die allgemeine Meinung seiner Zeit war, diese Schrift nicht für Ironie an. — In seinem königlichen Herzen

entbrannte daher der Zorn über solche Erniedrigung der Menschen und er wagte es, mit dem gewandten florentinischen Staatsmanne in die Schranken zu treten. „Das Buch des Machiavelli von dem Fürsten, sagt Friedrich in der Vorrede zu seiner Schrift, ist hinsichtlich der Moral eben das, was das Buch des Spinoza hinsichtlich des Glaubens ist. Spinoza untergrub den Grund des Glaubens und suchte das Religionsgebäude umzustürzen; Machiavelli verdarb die Staatskunst und unternahm es, die Vorschriften der wahren Sittenlehre zu vernichten. Die Irrthümer des ersteren waren nur Irrthümer seiner Denkweise: die des letzteren betreffen die Ausübung. Indessen haben doch die Theologen gegen Spinoza die Waffen ergriffen, sein Werk widerlegt und die Lehre von der Gottheit gegen seine Angriffe behauptet; da hingegen Machiavelli nur von wenigen Moralisten angegriffen wurde, und sich, seiner schädlichen Moral und dieses Angriffs ungeachtet, bis auf unsere Zeiten auf dem Lehrstuhle der Politik erhalten hat. Ich wage es, die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen einen Unmenschen zu unternehmen, der dieselbe ausrotten will. Ich wage es, die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Laster entgegen zu setzen, und folge dem Buche des Machiavelli von Kapitel zu Kapitel mit meinen Betrachtungen, damit das Gegengift unmittelbar auf die Vergiftung folge. Ich habe den Fürsten des Machiavell immer für eines der gefährlichsten Bücher angesehen, welche der Welt bekannt geworden sind. Es ist ein Werk, welches natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und Staatsmänner gelangen muß; und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Verstand und Gemüth noch nicht Festigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden, durch Grundsätze, welche seinen Leidenschaften schmeicheln, verderbt werde. Wenn es aber unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Allgemeine hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verführen, welche Völker beherrschen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beispiele derselben ihren Unterthanen aufstellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit seyn sollen. Die Ueberschwemmungen, welche Länder verwüsten, der Blitz, welcher Städte in die Asche legt, und die Pest, welche ganze Gegenden entvölkert, sind auf Erden nicht so schädlich, als gefährliche Grundsätze und unbändige Leidenschaften der Könige. Die Plagen des Himmels dauern nur eine gewisse Zeit, sie verwüsten nur gewisse Gegenden, und so schmerzlich auch ein solcher Verlust ist, so läßt er sich doch wieder ersetzen; aber die Laster der Könige schaden

viel länger und ganzen Völkerschaften. So wie es in der Hand der Fürsten liegt, Gutes zu thun, wenn sie wollen, eben so können sie auch Böses vollbringen, wenn sie es beschlossen haben, und wie beklagenswerth ist nicht der Zustand der Unterthanen, wenn sie von dem Mißbrauch der höchsten Gewalt Alles zu befürchten haben, wenn ihr Vermögen dem Geize des Fürsten, ihre Freiheit seinem Eigenwillen, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt ist. Dieses ist das traurige Bild eines Staates, in welchem der Fürst nach der gegebenen Vorschrift Machiavelli's herrschen würde. Ich kann dieses Vorwort nicht schließen, ohne denjenigen noch ein Wort zu sagen, welche glauben, Machiavelli schreibe bloß dasjenige, was Fürsten wirklich thun, nicht aber, was sie thun sollen. Dieser Gedanke hat, weil er höhnend ist, Vielen gefallen. Diejenigen, welche einen solchen Ausspruch wider die Fürsten gethan haben, sind ohne Zweifel durch die Beispiele einiger bösen Fürsten, welche zur Zeit Machiavelli's lebten, und die er angeführt hat, oder durch das Leben einiger Tyrannen, welche ein Schandfleck der Menschheit waren, verführt worden. Ich bitte aber diese Splitterrichter, zu erwägen, daß mehr als gemeine Tugend erforderlich sey, um den sehr mächtigen Verführungen des Thrones zu widerstehen, und daß es demnach kein Wunder ist, wenn bei einer so großen Anzahl von Fürsten einige Böse unter den Guten angetroffen werden. Erinnert sich nicht die Welt mit Freuden eines Trajan und Antonin, obgleich man auch einen Nero, Caligula und Tiberius unter den römischen Kaisern findet? Es ist also eine große Ungerechtigkeit, einem ganzen Stande dasjenige zur Last zu legen, was nur einzelne Glieder desselben trifft. Man sollte in der Geschichte nur die Namen der guten Fürsten aufbewahren, die Namen der übrigen aber mit ihrer Trägheit, ihren Ungerechtigkeiten und Lastern der ewigen Vergessenheiten übergeben. Die Bücher der Geschichte würden zwar dadurch sehr vermindert werden, aber die Menschheit würde dabei gewinnen, und die Ehre, in der Geschichte zu leben, seinen Namen auf künftige Zeiten, ja bis zur Ewigkeit zu bringen, würde nur eine Vergeltung der Tugend seyn. Machiavelli's Buch würde nicht mehr die Staatsversammlungen anstecken, man würde die Widersprüche, in welche er beständig verfällt, verachten, und sich überzeugen, daß die wahre, allein auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte gegründete Staatskunst der Könige jedenfalls dem falschen und abscheulichen Lehrgebäude vorzuziehen sey, welches aufzustellen Machiavelli gewagt hat." Im ersten Capitel sagt er: „Die Völker haben zu ihrer Ruhe und Sicher-

heit nöthig gefunden, Richter zu haben, die ihre Streitigkeiten schlichten, Beschützer, um sie im Besitze ihres Eigenthums wider ihre Feinde zu vertheidigen; Fürsten, um die zerstreuten Vortheile derselben in ein gemeinschaftliches Interesse zu verbinden. Sie wählten Anfangs diejenigen aus dem Volke, welche sie für die weisesten, billigsten, uneigennützigsten, menschlichsten, tapfersten hielten, um sie zu regieren. Die Gerechtigkeit ist also das Hauptstudium eines Fürsten; das Glück der Völker, die er regiert, ist das, was er jedem andern Vortheile vorziehen muß. Wo bleiben nun jene Ideen von Interesse, von Größe, von Ehrgeiz, von Despotismus? Es ist klar, daß der Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Herr der Völker zu seyn, die unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der erste Bediente derselben ist." *)

So hat uns also Friedrich, noch ehe wir ihn den Thron besteigen sehen, die edelsten Grundsätze und die erhabendsten Ansichten, hinsichtlich der wesentlichsten Beziehungen seiner künftigen Stellung, dargelegt. Durch zwei Schriften zeigt er uns die Richtung, welche er sich nach den zwei Seiten der Wirksamkeit eines Regenten hin, vorgezeichnet. In der ersten Schrift zeigte er, welche Stellung er, andern Regenten und Staaten gegenüber, einzunehmen streben werde, und in der zweiten, wie er das Verhältniß zwischen Regent und Unterthan gestaltet wissen wolle.

Die Zeit, wo Friedrich die Gelegenheit gegeben wurde, diese Grundsätze in der Ausführung zu bewähren, nahte nun heran. Während Friedrich seinen Antimachiavell unter der Aufsicht Voltaire's drucken ließ, zu Anfange des Jahres 1740, war Friedrich Wilhelm von einer heftigen Wassersucht befallen. In der Nacht zwischen dem 26. und 27. Mai wurde dem Prinzen durch einen Courier der bedenkliche Zustand seines Vaters gemeldet, und er reiste sogleich von Rheinsberg nach Potsdam ab. Mit christlicher Ergebenheit trug der König die Leiden seiner schweren Krankheit und verschied den 31. Mai.

Das Verhältniß zwischen Friedrich und seinem Vater hatte sich in der letzten Zeit weit freundlicher gestaltet. Friedrich hatte gelernt, sich mehr dem Willen seines Vaters zu fügen, und auf der andern Seite lernte Friedrich Wilhelm gegen das Ende seiner Tage die Vorzüge seines Sohnes immer mehr schätzen. Ja es schien sogar, als ob seine

*) Diese Schrift Friedrichs wurde zuerst 1740 unter der Aufsicht Voltaire's in Holland gedruckt, mit dem Titel: Antimachiavell, oder Prüfung der Fürsten Machiavelli's mit historischen und politischen Anmerkungen. Sogleich nach ihrem Erscheinen wurde sie in fünf Sprachen übersetzt.

strengen Ansichten über die Wissenschaften sich gemildert hätten. Friedrich schrieb den 21. Dec. 1738 an Camas: „Ich habe eine merkliche Veränderung in dem Humor des Königs gefunden; er hat von den Wissenschaften als von etwas Löblichem gesprochen; er ist außerordentlich gnädig geworden; ich bin entzückt und außer mir vor Freude über das, was ich gesehen und gehört habe. Alles löbliche, was ich sehe, gibt mir eine innere Freude, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe in mir sich verdoppeln, wenn ich so vernünftige, so wahre Ansichten bei dem Urheber meiner Tage finde." — „Die Neuigkeiten des Tages sind, schrieb er 1739 an Suhm, daß der König drei Stunden täglich Wolffs Philosophie liest." Während der Krankheit des Königs schrieb Friedrich an Voltaire: „Meine jetzige Lage beengt meinen Geist so, daß ich beinahe alle Denkkraft verliere:

„Ich seh' im Todeskampf und nahe schon
Den Vater an dem Thor der Unterwelt,
Bestürmt von wilder Qual und Atropos,
Bereit, des Lebens Faden zu durchschneiden.
Die schmerzensvolle Scene trifft mein Herz
Weit stärker, als es meine Weisheit trägt."

Am 27. Juni schrieb er aus Charlottenburg an denselben: „Freitag Abend, den 27. Mai, langte ich in Potsdam an, wo ich den König in einer solchen Lage fand, daß ich mir aus seinem nahen Tode kein Geheimniß machen konnte. Er bewies mir sehr viel Wohlwollen und sprach über eine starke Stunde über die inneren und äußeren Angelegenheit des Königreichs mit seltener Richtigkeit des Urtheils. Den Sonnabend, Sonntag und Montag setzte er diese Unterredungen fort, in sein Schicksal höchst ergeben, seine großen Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit ertragend. Dienstag Morgens 5 Uhr legte er die Regierung in meine Hände, und nahm Abschied von meinen Brüdern, von den ersten Staadsdienern und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich haben ihm in seinen letzten Stunden beigestanden. Mit dem Stoizismus eines Kato ertrug er seine Leiden, und starb den 31. Mai, Dienstag Nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr, mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht, und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will."

---

Zweiter Abschnitt.

---

Von

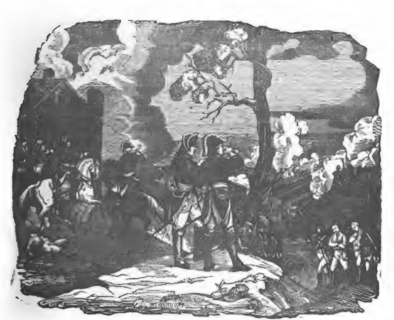
# Friedrich's des Großen

## Thronbesteigung

bis

zum Dresdner Frieden.

**31. Mai 1740 bis 25. December 1745.**



Schlacht bei Soor, 30. Sept. 1745.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Geschichte des preußischen Staats im vorigen Jahrhundert bietet uns die seltene Erscheinung dar, daß drei Regenten unmittelbar auf einander folgten, welche denselben zu einer Bedeutung erhoben, die mit seinen eigentlichen innern Kräften in außergewöhnlichem Verhältnisse stand. Diese drei Regenten waren: Friedrich I., Friedrich Wilhelm, und Friedrich II. Friedrich I. erwarb seinem Staate den Namen des Königthums, und strebte, vom Repräsentionsgeiste geleitet, dahin, durch königliche Anstalten und königlichen Glanz mit andern weit größern Mächten zu wetteifern. Friedrich Wilhelm aber war im Gegensatze zu seinem Vater von dem eifrigsten Streben geleitet, durch Kräftigung seines Staates nach Innen, aus dem Namen eines preußischen Königreiches eine Wahrheit zu machen. Er schuf Schatz und Heer, und wußte namentlich Preußen durch militärische Macht zu heben, indem er dasselbe gleichsam zu einem zweiten Sparta umzuschaffen suchte; ein Streben, welches sowohl die Ursache seines Widerwillens gegen Wissenschaft und die Feinheiten des gesellschaftlichen Lebens, als auch den tiefern Grund seiner früheren Abneigung gegen seinen Sohn Friedrich zeigt, überhaupt aber seine ganze Handlungsweise in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen läßt. Ihm, dessen höchstes Ziel es war, den ganzen Staatshaushalt nach Innen auf die einfachsten Erfordernisse zurückzuführen, um eine desto größere Kraft des Staates nach Außen entwickeln zu können, mußte Alles, was nur von Ferne an Verweichlichung oder Verfeinerung zu gränzen schien, im höchsten Grade verhaßt seyn, und so mußte er auch befürchten, daß ein in allen Feinheiten des Lebens gebildeter Sohn das mühsam zusammengebrachte Werk einer königlichen Macht frevlerisch zerstören, und nur mit den Musen sich vergnügen werde. — „Dieser Fürst ist es, sagt Friedrich II. selbst von seinem Vater, dem Preußen die Gründung seines Heeres, somit also sein ganzes Glück zu danken hat. Und wenn dieses Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so hat auch er an diesem Verdienste Antheil. Wie der Schatten der Eiche, der uns schützt, in der Kraft der Eichel zu suchen ist, aus der sie entsprossen ist: eben so muß man allgemein anerkennen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der Grund des glücklichen Zustandes zu suchen sey, in welchem das königliche Haus nach seinem Tode sich befunden hat.“ Hatte nun aber Friedrich Wil-

helm die Elemente der Macht des preußischen Staates gesammelt, und waren diese gleichsam gewärtig des Geistes, der sie gestalte, so trat jetzt Friedrich II. auf, als der Mann, welcher dieselben durch die Kraft seines Geistes vermehrte, belebte, und eine neue, großartige, das Staunen seiner Zeit und künftiger Jahrhunderte erregende Schöpfung aus ihnen bildete.

Als Friedrich den Thron bestieg, betrugen die Länder seines Staates 2275 Quadratmeilen, welche aber nur von ungefähr drei Millionen Einwohnern bevölkert waren. Die Armee war 72000 Mann stark, worunter fast 26000 Mann Ausländer aller Sprachen waren; „ein Beweis," wie Friedrich sagt, „daß dieß eine Anstrengung der Kräfte war, da drei Millionen Einwohner nicht einmal 50000 Mann vollzählig erhalten konnten, zumal in Kriegszeiten *)." Die Reiterei war vernachläßigt, denn weder Friedrich Wilhelm noch der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Schöpfer des preußischen Heeres, versprachen sich große Wirksamkeit von derselben **). Desto geübter, besonders im kleinen Dienste, war die Infanterie. Der Fürst von Anhalt-Dessau hatte bei derselben zuerst die eisernen Ladstöcke eingeführt, und dadurch das Flintenfeuer schneller und wirksamer gemacht. Durch das unablässige genaue Exerzieren war die ganze Armee mehr in eine einzige, von dem Befehle des Anführers beseelte Masse verwandelt worden, die auf einen Schlag sich in Bewegung setzte, und schnell, genau und mit Ordnung die Bewegungen ausführte. Zwar waren noch viele schwerfällige Evolutionen damals bei der Armee eingeführt, dennoch aber zeichnete sie sich durch Pünktlichkeit und Schnelligkeit auf's Vortheilhafteste aus. Friedrich Wilhelm hatte seine Provinzen in Kantone eingetheilt, Regimenter in dieselben gelegt, und sie angewiesen, sich aus diesem bestimmten Bezirke vollzählig zu erhalten, um dadurch den Unordnungen bei Werbungen zu steuern. Friedrich berichtet, er habe 8,700000 Thaler im Schatze vorgefunden. Es

*) Wir haben von nun an, besonders in der Geschichte der Kriege, Gelegenheit, die eigenen Mittheilungen aus Friedrichs Schriften zu benützen, und führen dieselben meist mit den gewöhnlichen Anführungszeichen an: theils wo uns das Urtheil über die Begebenheiten als richtig erscheint, theils wo dieses Urtheil einen charakteristischen Zug Friedrichs mehr hervorhebt.

**) Friedrich Wilhelm hatte die kaiserliche Reiterei bei Malplaquet dreimal zurückgeschlagen, und der Fürst von Anhalt-Dessau eben dieselbe bei Höchstädt eine förmliche Niederlage erleiden sehen. Daher achteten sie die Reiterei überhaupt gering.

wird aber, nach der anderweitigen Annahme, daß Friedrich Wilhelm jährlich 800000 Thaler zurückgelegt habe, behauptet, Friedrich habe 30 Millionen Thaler vorgefunden und habe dieß — aus guten Gründen — verschwiegen. Sey dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist gewiß, daß sich ein bedeutender Schatz vorfand, den man zu beliebigen Zwecken verwenden konnte. — Die Staatseinkünfte, die gut verwaltet waren, betrugen 7,400000 Thaler, wovon auf die Erhaltung des Heeres allein gegen sechs Millionen verwendet wurden.

Gleich nach dem Tode des Königs hatte sich Friedrich nach Charlottenburg zurückgezogen. „Man glaubte," wie ein Schriftsteller richtig bemerkt, „mit Grund vermuthen zu können, daß ein junger König, der als Kronprinz Wissenschaften und Künste leidenschaftlich liebte, und durch sie feinere Freuden kennen gelernt hatte, nun ein Heer von Künstlern, Gelehrten und witzigen Köpfen versammeln, und um sie desto enger und näher um sich herum zu drängen, einen förmlichen Hof errichten werde, an welchem ein ewiger Zirkeltanz von Festen, Bällen, Schauspielen und kleinen geschmackvollen Liebhabereien sich winden würde. Der Kriegsstand, vermuthete man, würde bei seinem Hange zu den Künsten des Friedens vernachlässigt, und das schwere Regierungssystem, das, nach seines Vorgängers Anlage, die persönliche Thätigkeit des Regenten unausgesetzt erforderte, würde verändert, und stückweise den obersten Staatsbeamten auf die Schultern gelegt werden: diese beiden Pfeiler, die Friedrich Wilhelm seinem Staatssysteme untergestemmt hatte, glaubte man, würde sein Nachfolger niederreißen, weil man bemerkt haben wollte, daß ihm Bücher lieber, als Soldaten, und gesellschaftlicher Umgang angenehmer, als die trockenen Arbeiten des Kabinets wären. Diese falschen Vermuthungen, die man aus dem bisherigen Privatleben Friedrichs gezogen, und die sich von oben herab durch das ganze Land verbreitet hatten, wurden schon in den ersten Tagen nach seinem Regierungsantritt widerlegt: er vermehrte seine Armee, und stellte sich an die Spitze der Staatsgeschäfte."

Bezeichnend ist, was Bielefeld, der in Rheinsberg um Friedrich gewesen, um diese Zeit an einen seiner Freunde schrieb: „Ich habe einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Herzen derer, die jetzt ihre Freude und ihre Ergebenheit für ihren neuen Gebieter so lebhaft äußern; aber der Verstand derer wird mir verdächtig, die glauben können: der König werde nun seinen Schatz öffnen und Geld auf sie regnen lassen, während sie sich nur bücken dürfen, um es aufzulesen. Die gehofft haben, der Prinz werde ihnen ein glänzendes Glück machen, betrügen

sich eben so sehr, als die fürchten, daß ihnen Leid von ihm widerfahren möchte — und kurz, der Tag, wo dieser weise Fürst die Regierung antrat, kann seinem ganzen Lande ein Tag der fehlgeschlagenen Vermuthung heißen.“ Und in einem anderen Briefe schreibt derselbe, als ihn Friedrich zum Legationssecretär machte: „Ich gestehe aufrichtig, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen.“ Die Art, wie Friedrich seine bisherigen Freunde zu Staatsdienern erhob, zeigt den Meister in der Beurtheilung der Kräfte und Talente seiner Umgebung. Jordan ward Geheimrath, Kaiserlingk war Obrist und Adjutant des Königs, Chazot erhielt ein Jägerkorps, und so wurden die Freunde je nach ihren Fähigkeiten mit Aemtern bekleidet. Ein Mann jedoch, der dieß wohl nicht erwartet hatte, wurde sichtlich ausgezeichnet, es war dieß der Finanzminister von Boden. Die öffentliche Meinung war ihm zwar keineswegs günstig, da man ihn der Vermehrung der Einkünfte beschuldigte, die Friedrich Wilhelm besonders aus seinen Domänen zog. Da er aber die genaueste Kenntniß aller Hilfsquellen des Staates besaß, so war er es vornehmlich, dessen Mittheilungen Friedrich sich bediente.

Als die Staatsminister den 2. Juni nach Charlottenburg kamen, um den Eid abzulegen, sprach der König zu ihnen: „Ob wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unsers Höchstgeliebten Herrn Vaters Majestät erwiesen habt; so ist auch ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet, sondern ihr sollt hergegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls mit eben so vieler Sorgfalt für das Beßte des Landes, als für Unser Beßtes zu wachen, um so viel mehr, da wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserm eigenen besondern und des Landes Vortheil, und ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserm eigenen besondern haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen.“ In demselben Sinne zeigte Friedrich den Kammern seine Thronbesteigung an: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes, als Unser besonderes Interesse zu eurem Augenmerk nehmet, inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen.“

Friedrich hatte Gelegenheit, sogleich den Antritt seiner Regierung

durch eine Wohlthat zu bezeichnen. Er öffnete den zweiten Tag nach demselben der Provinz Pommern, welche von Hungersnoth heimgesucht war, die Kornmagazine. Ueberhaupt bezeichnen schon die ersten Tage und Spuren seines Regentenlebens ganz den Geist, den dasselbe beseelte, und geben schon frühe das Zeugniß, daß in Friedrichs Charakter Vorsatz und Ausführung nie getrennt lag, und daß bei ihm die erhabenen Idealen, zu welchen er sich erhoben hatte, nie als bloße Träume einer schwärmerischen Jugend zerrinnen konnten, sondern daß er dieselben im praktischen Wirken in allen einzelnen und auch den kleinsten Fällen sogleich zu verwirklichen wußte. War daher, wie sich Bielefeld ausdrückt, der Tag seines Regierungsantritts ein Tag der fehlgeschlagenen Vermuthungen für diejenigen, welche in ihm bloß einen Freund der feineren Genüsse des Lebens erkannt hatten, so war er es keineswegs für diejenigen, welche auch nur eine Ahnung hatten von dem hohen thatkräftigen Geiste, der in ihm lebte.

Das durch Friedrich Wilhelms Machtspruch völlig gefesselte Wort wurde jetzt seiner Ketten befreit. Den zweiten Tag nach seiner Thronbesteigung ließ er, durch seinen Freund Jordan, den Prediger Formey in Berlin auffordern, eine literärisch-politische Zeitschrift in französischer Sprache herauszugeben. Der König selbst versprach Beiträge zu liefern, und wirklich that er dieses, indem er über kleinere Begebenheiten, die das Interesse des Publikums erregen konnten, seine Beweggründe hier öffentlich auseinandersetzte.

Den 3. Juni erging an das geistliche Departement der Befehl: „Da Sr. k. Maj. in Preußen, unser allergnädigster Herr, der Beförderung der Ehen in dero Landen und der Peuplirung derselben nachtheilig zu sein erachten, daß für die königlichen Dispensationes in Ehesachen Geld gegeben werde: so haben Sie aus landesväterlicher Vorsorge in Gnaden resolviret, dieses gänzlich zu abrogiren und jedermann frei zu geben, sich in denen Casibus, wo die Ehe nicht klar in Gottes Wort verboten, sonder Dispensation und Kosten nach Gefallen zu verheirathen.“

Alles, was nur irgend von bedeutenderem Gewichte war, mußte an den König selbst gebracht werden, und es mag uns ein Bild des vielumfassenden Geistes Friedrichs geben, wenn wir sehen werden, daß ein und derselbe Mann über Unterrichts- und Kirchenwesen, über die Finanzen, die Justiz und das Militärwesen einen Reichthum von Kenntnissen und eine Klarheit der Ansichten entfaltet, die wahrhaft anstaunenswürdig sind. Hier sind es meist nur einzelne lakonische Worte, nur kurze an den Rand geschriebene Bemerkungen, die uns zeigen,

wie schnell, klar und vorurtheilsfrei Friedrich die Dinge überschaute, und gerade in ihrer gedrängten Kürze sprechen sie am besten seinen ureigenen, bündigen und energischen Charakter aus.

Am 22. Juni berichtete das geistliche Departement, „die römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder jenes Glaubens, besonders in Berlin, gäben Anlaß, daß Protestanten zum Katholicismus verleitet würden, solches habe der Generalfiscal Uhden am 13. dieses Monats berichtet; sie fragten also, ob die katholischen Schulen bleiben sollten?“ Der König schrieb an den Rand: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier muß ein jeder nach seiner Façon Selich werden.“ Von diesem Grundsatze geleitet, ließ er auch den 3. Juli bekannt machen, daß er aus eigner Bewegung den lutherischen Predigern in seinen gesammten Ländern freistelle, ob sie die von seinem Vater abgeschafften Kirchenbekleidungen und Ceremonien wieder aufnehmen wollten. Als daher eine Gemeinde, sich auf die königliche Erlaubniß stützend, die „Mitteldinge“ wieder verlangte, und ihr Prediger es ihnen als etwas Unwesentliches zu verweigern suchte, gelangte die Sache an den König, der folgende Entscheidung darüber erließ: „Es ist mir ganz gleichgültig, ob die Gemeinde zu Großdedeleben sich Gebete will absingen oder ablesen lassen, und ob sie bei der Cummunion, am hellen Tage, Lichter anzünden will oder nicht: da aber der Prediger und auch der Inspektor Täuber solche vernünftige Gründe angeben, warum sie den alten Ritus wollen abgeschafft haben; so muß er gegen das ungestüme Zudringen der Gemeinde geschützt und diese belehrt werden, daß es beim Christenthum nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme.“ Friedrich zeigte so, wie sehr er von der Wahrheit des später von ihm ausgesprochenen Satzes durchdrungen sey: „der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldung ist eine zarte Mutter, die sie hegt und blühen macht.“

Die deutschen Fürsten lehrte schon jetzt Friedrich durch sein Beispiel, daß rohe, aus rohen Zeiten herstammende Institute dem Lichte der neueren Zeit und einem milderen Geiste weichen müssen. Vorläufig wurde schon den 3. Juni 1740 die Folter abgeschafft, „außer bei dem Crimen laesae majestatis und Landesverrätherei, auch denen großen Mordthaten, wo viele Menschen ums Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, implicirt sind.“ Aber durch die Kabinetsbefehle vom 27. Juni und 4. August 1754 wurde

sie im Preußischen gänzlich abgeschafft. Nach und nach folgten hierin alle übrigen deutschen Fürsten, zuerst Badens Carl Friedrich.

Um den militärischen Geist seines Staates durch neuen Wetteifer zu beleben und zu steigern, verwandelte Friedrich den, durch Vertheilung an Unwürdige gesunkenen, Orden de la Générosité in den Orden pour la Mérite, der hauptsächlich nur verdienstvollen Militärpersonen ertheilt wurde. — Als die Generale am 2. Juni in Charlottenburg den Eid der Treue leisteten, erklärte ihnen der König: „daß, da sie seine ehemaligen Kriegsgefährten und Zeugen dessen, was sein verstorbener Vater unablässig empfohlen habe, seyen, sie mit desto größerem Eifer beitragen würden, die Ehre seiner Truppen zu befördern.“ Das große potsdamische Grenadierregiment paradirte zum letztenmale bei dem Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelms. Man behauptet mit vieler Zuverlässigkeit, Friedrich Wilhelm selbst habe seinem Thronfolger die Auflösung desselben angerathen, da seine Unterhaltung jährlich 291,248 Thaler kostete, während für jedes der übrigen Infanterieregimenter nur 72000 Thaler verwendet wurden. Es wurde aufgelöst und ein Theil desselben unter andere Regimenter vertheilt. Viele dieser Soldaten reisten nachmals in andern Ländern umher, und ließen sich als Riesen sehen. — Allen Fahnen und Standarten der Armee gab Friedrich den schwarzen Adler mit dem Degen in der einen und dem Scepter in der andern Klaue, mit der Aufschrift: Pro Gloria et Patria. — Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte an Friedrich Wilhelm noch in dessen letzten Tagen folgendes Schreiben gerichtet: „— Ew. K. M. werden gnädigst erlauben, daß ich dieses allerunterthänigst beifüge, da es nunmehro wohl fest ist, daß in Wien resolviret worden, die kaiserlichen Regimenter fast auf ein Drittel zu vermindern, wodurch sie sich von ihrer Schwachheit sehr bloß geben, so sollte unmaßgeblich davor halten, daß wofern es Ew. K. M. Thresor zulasse, daß Ew. K. M. Dero Armee und Regimenter mit einigen tausend Mann anitzo verstärkten, welches gewiß einen excellenten Effect unfehlbar nach sich ziehen wird, und an gantz Europa zeigen, in was vortrefflichen Disposition Ew. K. M. sein; diese Erinnerung werden Ew. K. M. nicht ungnädig aufnehmen, weil es Deroselben zum besten bewußt ist mit was Treue ich Ew. K. M. diene und nichts anders wünsche, als daß sie von Tage zu Tage ihre Armee forridabler machen zum Trotz Dero Feinde.“ ꝛc. Friedrich Wilhelm schrieb unter diesen Brief eigenhändig: „Ich denke zu sterben und habe an meinen elsten Sohn alles gesagt was ich weis.“ Und Friedrich vernachläßigte den wohlgemeinten Rath des

großen Feldherrn keineswegs, sondern er vermehrte seine Armee mit sieben neuen Regimentern, welche er theils von andern Fürsten in seine Dienste nahm, theils einzeln werben ließ.

Auch durch Beförderung der Industrie die inneren Kräfte des Staates zu mehren, ließ sich schon jetzt der König angelegen seyn. In der Instruktion für den Minister von Marschall (vom 27. Juni), der an die Spitze des neuen, von Friedrich errichteten Departements der Manufakturen und Fabriken gestellt war, wurde demselben aufgetragen: „die jetzigen Manufakturen im Lande zu verbessern, — die Manufakturen, so darin noch fehlen, einzuführen, — so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will.“ Den 27. Juli wurde ein Patent bekannt gemacht, „daß alle nützliche und geschickte Leute, welche aus fremden Landen in Berlin sich häuslich niederlassen, außer den bisherigen Beneficiis auch die Accise- und Servis-Freiheit auf zwei Jahre genießen sollen.“

Das Streben nach Wissenschaft und allen höheren menschlichen Erkenntnissen mußte, sobald nur Friedrich an die Spitze des Staates getreten war, mächtig geweckt und angeregt werden. Vorzüglich war es die Academie der Wissenschaften, durch deren Belebung er das wissenschaftliche Streben anzuregen strebte. Dieses Institut, welches im Jahre 1700 unter Friedrich I. von Leibnitz gestiftet worden war, gerieth unter Friedrich Wilhelm in gänzlichen Verfall, und würde von demselben sogar völlig aufgelöst worden seyn, wenn man ihm nicht vorgestellt hätte, daß sie durch Bildung von Militärärzten nützlich sey. *) Friedrich suchte sie für jetzt vorzüglich dadurch zu heben, daß

---

*) Friedrich Wilhelm trieb seinen Spott mit der Academie so weit, daß er einen seiner Hofnarren zum Präsidenten derselben ernannte. In dem merkwürdigen Patente, welches hierüber ausgestellt wurde, heißt es: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preußen u. s. w. urkunden und bekennen vor der eruditen Welt, daß wir dem wohlgebornen, edlen, weisen, hochgelahrten und erfahrnen unsern guten besondern Grafen von Stein in Ansehung seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, Physik, Mechanik, Botanik, Hydraulik, Pneumatik, Statik, nicht weniger in der Kabbala, Kenntniß der guten und bösen Geister, desgleichen in der Lehre von den Präadamiten, der schwarzen Kunst und in Betracht seiner übrigen staunenswürdigen Erfahrung, zum Präsidenten unserer Societät der Wissenschaften bestellt haben 2c. Daferne auch der Präsident an dem Himmel besondere Veränderungen bemerkt, z. B. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen, oder mit dem Saturnus, der Venus und dem Merkur

er Männer von ausgezeichnetem Rufe, unter diesen die Namen: Wolff, Euler, Maupertuis, Voucanson und Algarotti, für dieselbe zu gewinnen strebte, und erst später war ihm die neue Organisirung derselben möglich. — Schon am sechsten Tage nach seiner Thronbesteigung hatte der König an den Konsistorialrath Rheinbeck folgendes Kabinetsschreiben erlassen: „Würdiger besonders lieber Getreuer, Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolff zu schreiben, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in meine Dienste zu gehen, und würde ich ihm alle raisonable Conditiones accordiren.“ Der König schrieb eigenhändig darunter: „Ich bitte ihm, sich umb des Wolffen mühe zu geben, ein mensch der die Wahrheit sucht und sie liebet muß unter aller menschlichen Gesellschaft verehrt gehalten werden, und glaube ich daß er eine Conquéte im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadiret. Friedrich.“ Ein zweites Kabinetsschreiben in dieser Angelegenheit lautet: „Würdiger besonders lieber Getreuer. Ich habe aus eueren Schreiben vernommen, wie der Regierungsrath Wolff meine Dienste annehmen will, welches Mir lieb ist. Ich bin entschlossen, ihn in Berlin zu Aufnahme der Societät der Wissenschaften zu placiren, und kann er daselbst gleichfalls seine Lectiones halten, weil es ihm an Zuhörern nicht fehlen wird. Ich will ihm auch ein Traktament von 2000 Rthlr. geben, wobei er sein gutes Auskommen und zugleich mehrere Bequemlichkeiten als zu Marpurg haben dürfte. Ihr könnet ihm davon Nachricht geben und ich bin 2c.“ Eigenhändig: „Wann der Wolff hier kommen wirdt, so hat er keine Schwierigkeit, den Unsere Academie mus nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein.“

An Voltaire schrieb Friedrich um diese Zeit folgende merkwürdige Briefe. Den 6. Juni. „Theurer Freund! mein Loos hat sich geändert, und ich bin bei den letzten Stunden, bei dem Todeskampfe und bei dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der That

---

in Quadrat stünde, oder daß der Zodiakus sich verrückt oder daß ein Wirbel des Himmels nach der Lehre des Cartesius sich abschleift und verschlingt, und daher eine unmäßige Anzahl von Schwanzsternen zu vermuthen: so hat der Präsident sogleich mit den andern Mitgliedern zu conferiren, die Unordnung zu untersuchen und auf Mittel zu denken derselben abzuhelfen 2c. Er soll auch nicht ermangeln, sein Möglichstes zu thun, daß die Kobolde, Gespenster, Alpen, Irrwische, Wehrwölfe, verwünschte Leute und andere Satansgesellen ausgerottet werden, und soll ein jedes von diesen Unthieren, das er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden u. s. w.“

brauchte ich bei meinem Regierungsantritt diese Lection nicht, um Eckel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu erhalten. Ich hatte den Gedanken, einen kleinen metaphysischen Aufsatz zu schreiben; aber unter der Hand ist ein politischer daraus geworden. Schon glaubte ich mit dem liebenswürdigen Voltaire ringen zu können, und muß nur mit dem alten Machiavell in der Bischofsmütze fechten. Aber, mein lieber Voltaire, wir sind nicht Herren über unser Schicksal, der Strom der Ereignisse reißt uns fort, und wir können uns ihm nicht widersetzen. Halten Sie mich, ich bitte Sie darum, für weiter nichts, als für einen eifrigen Bürger, und einen etwas skeptischen Philosophen, aber für einen wahrhaft treuen Freund. Ums Himmelswillen! Schreiben Sie an mich, wie an einen Menschen, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußern Glanz.

Bis jetzt bleibt mir kaum so viel Zeit übrig, daß ich zu mir selber kommen kann. Ich habe unendlich viele Geschäfte, und mache mir noch mehr dazu, ꝛc.“ Den 12. Juni schrieb er an denselben:

„Nein, nicht im stillen Aufenthalt
Der Wissenschaft, in Rheinsberg mehr,
Von wo Du Verse sonst erhieltst,
Sing' ich dieß Liedchen ohne Kunst.
Denn wisse, jetzt bekämpfen sich
Der Dichter und der Fürst in mir.
Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik,
Und alle Freuden, Voltaire selbst.
Mein höchster Gott ist meine Pflicht.
Wie manche Sorge bringt sie mit,
Wie lastend ist ein Diadem.

Wenn dieser Gott befriedigt ist,
Dann, theurer Voltaire, flieg' ich rasch
Mit Pfeilesschnell' in deinen Arm,
Und lerne dann im Unterricht,
Den mir mein weiser Freund ertheilt,
Wie heilig Königspflichten sind.“

Und den 27. Juni: „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören; und bei dieser Gelegenheit habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Für's Erste habe ich die Macht des Staates durch fünzehn Bataillone, fünf Schwadronen Husaren und eine Schwadron Leibgarde vermehrt, und den Grund zu

unserer neuen Academie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti sind schon gewonnen; von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handels- und Fabrik-Departement errichtet, suche jetzt Maler und Bildhauer herbeizuziehen, und reise nach Preußen, um mir da huldigen zu lassen, aber ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Cerimonien, welche von der Ignoranz eingeführt wurden, und nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Für jetzt ist meine Art zu leben noch nicht recht im Gange; denn die Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um vier Uhr auf, gebrauche bis um acht Uhr die Brunnenkur, schreibe bis zehn Uhr, lasse bis Mittag Regimenter exerziren, schreibe bis fünf Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen laufenden Arbeiten und überdieß noch neue Einrichtungen; bei dem Allem muß ich auch viele unnütze Complimente machen und Cirkulare ergehen lassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich seyn sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getraide für das ganze Land enthalten."

Den Eindruck, welchen schon die erste Thätigkeit des Königs auf die anwesenden Diplomaten machte, schildern am besten folgende Worte aus dem Schreiben eines scharfsichtigen Beobachters an seinem Hofe: „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Finanzminister von Boden, der die Sparsamkeit predigt, und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als bei der vorigen Regierung, Sr. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden; so daß Herr von Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direkt aus dem Kabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt würde; und eben so werden die andern Minister behandelt. Man hielt bisher den Verlust des Herrn von Thulemeier für unersetzlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indessen scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen zu seyn; sein Gehalt ist vertheilt unter den Herrn von Podewils, den Kriegsrath von Ilgen und den Rendanten der Legationskasse, Hofrath von Sellentin. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck

mit bewunderungswürdigem Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der Sr. Majestät ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolge die nöthigen Einleitungen zu machen. Daraus entspringt, daß, da gewisse Dinge sich nur mit Vorsicht und Umschweif behandeln lassen, ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem andern Hofe und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin eingeschlagen hat, zu welchem er gelangen soll und will."

So entwickelte also der König schon in den ersten Wochen seiner Regierung bei einem beständigen Wechsel der Geschäfte die größte Thätigkeit. In der Mitte Juli's reiste er nach Preußen zur Huldigung, deren Förmlichkeiten ihm im Grunde zuwider waren *). Gewöhnlich war sonst dieser Feierlichkeit die verfassungsmäßige Zusicherung der Landesrechte vorangegangen. Aber Friedrich schien nicht geneigt, ein Institut, das schon unter seinen Vorgängern beinahe erstorben war, jetzt wieder zu erneuern, jetzt, wo es darauf ankam, Preußen ganz neu zu organisiren, und dem Ideale nahe zu führen, das unabläßig seinem Geiste vorschwebte. Dieses Ideal aber war das der reinen Monarchie, wo ein Geist und ein Wille den ganzen Organismus des Staats durchdringt und bewegt, und, ungehindert von allen äußeren Hemmnissen und Störungen, das zu vollführen im Stande ist, was das wahre Wohl des Ganzen erfordert. „Ein Fürst, schrieb Friedrich nicht lange vor seiner Thronbesteigung an Voltaire, ist in Beziehung auf sein Volk das, was das Herz in Hinsicht der organischen Zusammensetzung des Körpers ist: es empfängt das Blut aus allen Gliedern und führt es in die äußersten Theile zurück; er empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und gibt ihnen dafür Ueberfluß,

---

*) Am Tage der Huldigung — erzählt man — wollte der König mit einem kleinen Galanteriedegen die Tribüne besteigen, die man für diese Ceremonie errichtet hatte. Der anwesende Marquis d'Argens erinnerte, es wäre gegen die Etiquette, bei solchen Feierlichkeiten einen kleinen Degen zu tragen, es bedürfte eines größeren, und wo möglich eines ordentlichen Schwertes. „Aber woher nehmen?" sagte der König. D'Argens ließ sich von einem Offizier den Degen geben und überreichte ihn dem König, der ihn ansteckte und die Ceremonie damit abthat. „Wie hab' ich's gemacht?" fragte der König nach Endigung derselben, „gut?" — Nicht übel, erwiederte d'Argens, aber ich weiß einen, der es noch besser machte. — „Und der war?" — Ludwig XV. — „Und ich," sagte der König, „ich wüßte einen, der es noch besser gemacht hätte." — Wer könnte der seyn? — „Der Schauspieler Baron!"

Wohlfahrt, Ruhe, so wie Alles, was zum Wohl und zum Wachsthum der Gesellschaft beitragen kann.“ Eine solche Idee des Staates, welche freilich die Garantie der Wohlfahrt desselben in dem Willen und der Fähigkeit eines Einzelnen, nicht aber in zweckmäßigen, von den Gebrechen der Menschen minder abhängigen Institutionen sucht, mußte um so eher einen Friedrich begeistern, als er den Willen und die Kraft in sich fühlte, das erhabene Vorbild eines wahren Fürsten zu erreichen. Rücksichten, welche in Bezug auf den hohen Zweck, den er wollte, ihm als kleinlich erscheinen mußten, und bloße althergebrachte Rechte konnten ihn daher um so weniger hindern, als es hier ein Institut betraf, das seiner Einrichtung nach dem bessern Zwecke, den man in demselben suchen konnte, zu entsprechen nicht im Stande war. Friedrich ließ es also dabei bewenden, daß er die Zusicherung, welche sein Vater bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, auch für sich adoptirte, während doch gerade unter diesem die wesentlichsten Veränderungen in der ständischen Verfassung der Provinz Preußen vorgegangen waren. Zwar wurde der von Friedrich genehmigte Landtag den 12. Juli wirklich eröffnet, aber ohne daß diese wiederhergestellte landtägliche Verfassung, oder die auf diesem Landtage vorgekommenen Berathungen von besonderem Erfolge gewesen wären; denn der König ließ nie wieder einen Landtag in Preußen halten.

Bald darauf (den 15. August) unternahm der König eine Reise nach seinen westphälischen Provinzen. Von hier aus eilte er sodann nach Straßburg, und man vermuthet, daß er Willens gewesen sey, nach Paris zu reisen. Unter dem Namen eines Grafen du Four, begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, der jetzt Graf von Schafgotsch hieß, kamen sie mit einem kleinen Gefolge in Straßburg an. Friedrich, nach französischer Sitte gekleidet, besuchte Abends ein Kaffeehaus, und machte die Bekanntschaft einiger Officiere, die über das feine Französische des fremden Grafen nicht wenig erstaunten. Des andern Mittags ging Friedrich auf den Paradeplatz, und hier wurde er von einem Soldaten, der ehedem in preußischen Diensten gestanden war, sogleich erkannt. Augenblicklich wurde dieß dem Gouverneur von Straßburg, dem Marschall von Broglio, hinterbracht, dem sodann im Gespräche mit Friedrich einigemal der Titel „Ew. Majestät“ entfiel. Als nun Abends das Vivat ertönte, und einige Straßen erleuchtet wurden, als der Dichter Gresset Friedrich eine Ode weihte, die ihn als den Verfasser des Antimacchiavell bezeichnete, sah sich dieser entdeckt, und reiste sogleich den andern Morgen wieder von Straßburg zurück. — Auf der Rückkehr ward ihm die

Erfüllung des schon längst heißgenährten Wunsches einer persönlichen Bekanntschaft mit Voltaire, den er (den 11. September) auf dem Schlosse Moyland bei Kleve traf. Friedrich drückt die durch persönliches Zusammentreffen, wo möglich, noch gesteigerte Verehrung für denselben in einem Briefe an Jordan vom 24. September aus. „Ich habe Voltaire gesehen — schreibt er — auf dessen Bekanntschaft ich so begierig war; aber ich hatte gerade ein viertägiges Fieber, und meine Seele war eben so abgespannt, als mein Körper kraftlos war. Wenn man Leute seiner Art spricht, darf man nicht krank seyn, sondern man muß sich, wo möglich, besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt, als Cicero, so angenehm als Plinius, und so weise als Agrippa; mit einem Worte, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich; jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden; aber bedenke, daß ich zwei Dinge gesehen habe, die mir stets am Herzen lagen: Voltaire und französche Truppen.“

In Westphalen weigerten sich die Einwohner der Baronie Herstal, dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Der Bischoff von Lüttich nämlich behauptete die Landeshoheit über diese Baronie, die aus der oranischen Erbschaft an Preußen gefallen war. Friedrich Wilhelm hatte sich zwar im Jahr 1732 in den Besitz derselben gesetzt, aber die Unterthanen weigerten sich, ihm zu huldigen. Diese Streitigkeit zog sich so sehr in die Länge, daß sie bei Friedrichs Regierungsantritte noch nicht entschieden war. Er erließ, Wesel den 4. Sept. 1740, folgendes Schreiben an den Bischoff von Lüttich: „Mein Vetter! In Erwägung aller der von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in meine unstreitigen Gerechtsame über meine freie Baronie Herstal und wie die Aufrührer zu Herstal seit einigen Jahren in ihrem abscheulichen Ungehorsam gegen Mich bestärkt worden, habe ich Meinem Geheimrath Rambonnet anbefohlen, sich von meinetwegen zu Ihnen zu begeben, und in Meinem Namen von Ihnen innerhalb zweier Tage eine aufrichtige und kathegorische Erklärung zu fordern, ob Sie noch gewillet sind, Ihre vorgegebene Souverainetät über Herstal zu behaupten, und ob Sie die Rebellen zu Herstal in ihrem Unfug und zu verabscheuendem Ungehorsam schützen wollen? Daferne Sie mir diese gerechte Antwort, welche ich mit Recht fordern kann, abschlagen, oder dieselbe aufschieben, so werden Sie sich vor aller Welt der Folgen schuldig machen, die eine solche Verweigerung gewiß nach sich ziehen wird.“ Als der Bischoff die Antwort verzögerte, so standen 1200 preußische Grenadiere sammt

400 Dragonern auf seinem Gebiete und lebten auf seine Kosten. Nach eingetretener Vermittlung von Seiten Oesterreichs und der Niederlande begab sich Friedrich seiner Ansprüche auf die Baronie gegen die Summe von 150000 Thalern, welche ihm der Bischoff erstattete.

Dieses war ein kleines Vorspiel dessen, was bald hierauf sich ereignen sollte, und mochte wohl als ein Anzeichen gelten, daß Friedrich entschlossen sey, alle streitig gemachten Rechten und Ansprüche seiner Krone geltend zu machen, zugleich aber auch anzeigen, mit welcher Energie Friedrich nach Außen auftreten werde.

---

# Der erste schlesische Krieg.

Mit Kaiser Karl VI., welcher den 20. Oktober 1740 starb, erlosch der Mannsstamm der habsburgisch-österreichischen Dynastie. Die Regierung dieses Kaisers war in den letzten Jahren eine ununterbrochene Reihe von unglücklichen Ereignissen und Demüthigungen gewesen, denn er hatte seine einzige Sorgfalt darauf gerichtet, die Grille, sich von allen europäischen Höfen papierne Versicherungen der pragmatischen Sanktion zu verschaffen, durchzuführen. Unter diesem Namen nemlich hatte er eine Erbfolgeordnung aufgestellt, wonach das Recht der Erstgeburt die Thronfolge bestimmen, und bei Ermanglung männlicher Nachkommen die Regierung auf die weibliche Linie, nach seinem Tode also auf seine Tochter Maria Theresia, übergehen sollte. Schon 1724, als man die pragmatische Sanktion öffentlich bekannt machte, wurde der Widerspruch des spanischen, besonders aber des bairischen Hofes laut, welche verschiedene Rechte auf den österreichischen Thron in Anspruch nahmen. Aber Kaiser Karl VI. wendete Alles auf, um sich nur von jedem einzelnen Hofe Gewährleistungen zu verschaffen, und scheute hierin kein Opfer. Frankreich gewährleistete, nachdem er an dasselbe Lothringen und an Don Carlos beide Sicilien abgegeben. Auch die deutsche Reichsversammlung nahm die pragmatische Sanktion durch einen förmlichen Beschluß an. Aber sogleich nach seinem Tode stürzte das Luftgebäude zusammen, welches aufrecht zu erhalten er sich so eifrig bemüht hatte. Es bestätigte sich der Ausspruch des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher, noch kurz vor seinem Tode, dem Kaiser gesagt hatte, „seine Erbin werde besser

fahren, wenn er ihr keine pragmatische Sanktion, wohl aber 200000 Mann Soldaten und eine gefüllte Schatzkammer hinterlasse."

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers kam nach Rheinsberg, als der König am viertägigen Fieber krank lag. Die Aerzte scheuten sich, die Chinarinde anzuwenden; der König aber verordnete sich dieses Mittel selbst, „denn er hatte wichtigere Dinge auszuführen, als seinem Fieber abzuwarten." Mit vieler Ruhe, und ohne irgend eine innere Bewegung blicken zu lassen, hatte der König die Nachricht angehört. Er hielt mehrere Tage hindurch lange und geheime Unterredungen mit dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Podewils, welche eiligst von Berlin herbeigerufen worden waren. Die preußische Armee war alsbald in der größten Thätigkeit: die Regimenter aus den entferntesten Provinzen waren im Anmarsch, Waffen und Feldgeräthe wurden in Bereitschaft gebracht, und Magazine wurden zu Frankfurt an der Oder und zu Krossen angelegt. In den ersten Tagen des Decembers begab sich der König selbst nach Berlin, und reiste von da den 13. nach Krossen ab *), um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Den 16. standen 28000 Preußen auf schlesischem Boden. — „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist — schrieb der König den 28. Oktober von Rheinsberg aus an Algarotti — fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in mir herumgetragen habe." Ebenso an Voltaire: „Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Juni werde es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Actricen, Ballette und Schauspiele. Meine Angelegenheit wegen Lüttich ist ganz geendigt; aber die gegenwärtige hat vielleicht für ganz Europa sehr wichtige Folgen. Jetzt ist die Zeit da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und sie Alle zermalmen wird."

Auf die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und

*) An demselben Tage, an welchem der König in Krossen ankam, zerbrach der morsche Dachstuhl, in welchem die Glocke der Hauptkirche hing. Man hielt den Fall der Glocke für eine böse Vorbedeutung, Friedrich aber gab die Deutung: „das Hohe, das Haus Oesterreich nemlich, wird erniedrigt werden!"

Wohlau machte das brandenburgische Haus schon von früher Zeit her Rechtsansprüche, und nur durch die Macht der Umstände waren Friedrichs Vorgänger verhindert gewesen, dieselben mit Nachdruck gegen das Haus Oestreich geltend zu machen. — Jägerndorf war dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, welcher es als ein böhmisches Lehen besessen hatte, schon in den ersten Zeiten des dreißigjähriger Kriegs (1623) von dem Kaiser Ferdinand II. entrissen worden, als Folge der Acht, mit welcher er bestraft worden war, weil er den Gegenkönig Friedrich von der Pfalz unterstützt hatte. Schon 1642 hatte Churbrandenburg dieses Stammlehen zurückgefordert, weil Lehensuntreue nur Allodien treffen könne. Es war aber zu schwach, sich die Gewährung eines Rechtes zu verschaffen, welches der kaiserliche Hof zwar nicht bestreiten konnte, aber dennoch hartnäckig vorenthielt. Man bot zwar einen Ersatz an Geld an, aber dieser konnte nicht angenommen werden, und es zerschlugen sich also die Unterhandlungen nach einer Dauer von mehr als vierzig Jahren. Die Ansprüche auf Liegnitz und die damit verbundenen Fürstenthümer Brieg und Wohlau begründete ein im Jahre 1537 zwischen den Häusern Liegnitz und Brandenburg geschlossener Erbvereinigungs- und Verbrüderungsvertrag, wonach beide Häuser eine ewige Vereinigung unterhalten, und die Besitzthümer beim Aussterben der einen Linie auf die andere übergehen sollten. Diesen Vertrag erklärte zwar König Ferdinand I. von Böhmen als Oberlehensherr für nichtig, allein die Lehensherrschaft über das Fürstenthum war Böhmen (1329) nur unter der Bedingung übertragen worden, daß den Fürsten von Liegnitz stets das Recht bleiben solle, über dasselbe nach Willkühr zu schalten. Brandenburg ließ daher seine Ansprüche nie fallen, und als das Haus Liegnitz 1675 ausstarb, erneuerte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große dieselben, so wie die auf Jägerndorf. Im Jahre 1686 schloß der Kurfürst mit dem kaiserlichen Hofe einen Traktat, worin er allen seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer entsagte, und dafür von dem Kaiser für sich und seine männlichen Erben das Gebiet von Schwiebus zum Ersatz erhielt. Während aber der kaiserliche Hof diesen Vertrag schloß, ließ er durch seinen Gesandten den Sohn des großen Kurfürsten, den nachmaligen Friedrich I., zu einem geheimen Vertrage bewegen, worin derselbe versprach, sogleich nach dem Antritte seiner Regierung den Schwiebuser Kreis an Oestreich zurückzugeben. Nach dem wirklichen Antritt seiner Regierung erklärte dieser zwar, „daß er hinter das Licht geführt worden und gänzlich entschlossen sey, den ausgestellten Schein in keine Wege zu halten, es koste auch, was

es wolle; weil seine Ehre, Pflicht und Gewissen dabei interessiret wären, und er nicht wolle angesehen seyn, als gäbe er so liederlich Land und Leute hin, und als wollte er die Stücke, die sein Herr Vater zur Chur gebracht, ohne Noth und Ursach wieder dissipiren.“ Er wurde aber durch Drohungen gezwungen, seinen Vertrag zu halten. — Schon Friedrich Wilhelm war Anfangs geneigt, die alten Ansprüche wieder geltend zu machen, einerseits aber hielt er es für weiser, seinem Staate erst die nöthigen inneren Kräfte zu sammeln, und andererseits war er durch Seckendorf für Oestreich gewonnen worden. Sogar die pragmatische Sanktion hatte er verbürgt, jedoch unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm das Erbrecht über Jülich und Berg versicherte. Der Kaiser versprach ihm die eventuelle Erbfolge, aber er erfüllte sein Versprechen nicht, sondern versprach das betreffende Erbe dem Hause Sulzbach. So war also Friedrich von der Gewährleistung der pragmatischen Sanktion entbunden, indem der verstorbene König dieselbe nur bedingungsweise übernommen hatte.

Jetzt war also die Gelegenheit gegeben, die alten, wenn auch zweifelhaften, oder wenigstens bestrittenen Rechte auf die Fürstenthümer Schlesiens sich mit kühner Hand wieder zu erwerben. Es bedurfte eines kräftigen Entschlusses. „Auf der einen Seite zeigte sich — wie dieses Friedrich selbst auseinandersetzt — das mächtige Haus Oestreich, welchem es bei seinen weitläufigen Provinzen nicht an inneren Hilfsquellen fehlen konnte; und eine Tochter des Kaisers, die, wenn sie angegriffen ward, Bundesgenossen an dem Könige von England, der Republik Holland, und an den meisten deutschen Reichsfürsten, als Gewährsmänner der pragmatischen Sanktion, finden mußte. Der Herzog von Kurland, welcher damals an der Spitze der russischen Regierung stand, war im Solde des Wiener Hofes. Außerdem konnte die junge Königin von Ungarn Sachsen in ihr Interesse ziehen, wenn sie demselben einige Kreise von Böhmen abtrat, und was endlich die bestimmtere Ausführung betraf, so mußte man wegen der Unfruchtbarkeit des Jahres 1740 fürchten, daß es unmöglich seyn würde, Magazine anzulegen und den Truppen Lebensmittel zu verschaffen. Die Gefahren waren groß. — Das zweifelhafte Glück der Waffen mußte Besorgniß erregen; denn Eine verlorne Schlacht konnte entscheidend seyn. Der König hatte keine Bundesgenossen, und konnte nur Truppen ohne Erfahrung den alten östreichischen Soldaten entgegenstellen, die unter den Waffen grau geworden, und in so vielen Feldzügen zum Kriege abgehärtet waren.

Von der andern Seite wurden des Königs Hoffnungen wieder durch

eine Menge Betrachtungen belebt. Der Wiener Hof befand sich nach dem Tode des Kaisers in der mißlichsten Lage. Die Finanzen waren in Unordnung, das Kriegsheer in Verfall gerathen, und zugleich muthlos wegen der erlittenen Unfälle gegen die Türken. Das Staatsministerium in Zwiespalt. Dazu denke man sich an der Spitze dieser Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung, die eine streitige Erbschaft vertheidigen soll, und es erhellet leicht, daß diese Regierung nicht als furchtbar erscheinen konnte. Ferner war es unmöglich, daß dem Könige Bundesgenossen fehlen sollten. Die Eifersucht, welche zwischen Frankreich und England herrschte, versicherte dem König nothwendig eine der beiden Mächte; und außerdem mußten Alle, welche Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Oestreich machten, ihr Interesse mit Preußens Interesse verbinden. Der König hatte eine Stimme zur Kaiserwahl zu vergeben; er konnte, in Betreff seiner Ansprüche auf das Herzogthum Berg, entweder mit Frankreich oder mit Oestreich einen Vergleich eingehen; und endlich war der Krieg, den er in Schlesien unternehmen konnte, die einzige Art von Offensiv-Thätigkeit, welche die Lage seiner Staaten begünstigte, weil er hier nahe an den Gränzen seines Landes blieb, und durch die Oder in stets sicherer Verbindung mit seinem Lande war.

Was vollends den König zu dieser Unternehmung bestimmte, war der Tod der Kaiserin Anna von Rußland, welcher bald auf das Absterben des Kaisers folgte. Durch ihren Hintritt fiel die Krone auf den jungen Iwan zurück, den Großfürsten von Rußland, Sohn einer Prinzessin von Mecklenburg und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, eines Schwagers des Königs. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußte, während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers, Rußland mehr beschäftigt seyn, die Ruhe in seinem Reiche zu erhalten, als die pragmatische Sanktion zu unterstützen, welche unfehlbar Unruhen in Deutschland erregen mußte. Zu diesen Gründen füge man: ein Kriegsheer, völlig zu Unternehmungen gerüstet, einen vorgefundenen bedeutenden Schatz, und vielleicht die Begierde, sich einen Namen zu machen." — Sodann: „Wenn auf der einen Seite triftige Ursachen die Begierde nach Ruhm, welche den König beseelte, mäßigten; so reizten ihn auf der andern Beweggründe von nicht minderem Gewicht, beim Antritte seiner Regierung, durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seinem Volke Achtung in Europa zu verschaffen. Allen guten Patrioten blutete das Herz über die geringe Aufmerksamkeit der Mächte gegen den vorigen König." „Aus den Beispielen der Mäßigung, welche dieser gegeben hatte, schloßen die Nachbaren und die

Neider des Königs, daß man ihn ungestraft beleidigen könne, daß er statt einer wirklichen Macht nur eine Scheinmacht besitze, statt einsichtsvoller Officiere nur Fechtmeister, statt braver Soldaten nur Miethlinge, die dem Staate nicht von Herzen zugethan wären; daß er endlich, was ihn selbst betreffe, stets den Hahn spanne, aber nie losdrücke." Dieses belehrte den König, „daß ein Regent seine Person und vorzüglich sein Volk in Achtung setzen muß, daß die Mäßigung eine Tugend ist, welche, wegen der Verderbniß der Zeiten, Staatsmänner nicht immer strenge ausüben können, und daß bei dieser Veränderung der Regierung es nöthiger sey, Proben der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben." Ferner war die preußische Monarchie von Friedrich I. her „eine Art Zwitter, welche noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums, als des Königreichs an sich hatte. Es war Ehre dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen." — Ueberdieß schien jetzt der Augenblick, wo das ganze alte System eine völlige Veränderung erleiden konnte, „der Zeitpunkt von Revolutionen und Staatsveränderungen gekommen zu seyn," und ein Friedrich konnte nicht wanken im Entschluß, noch weniger aber zaudern in der Ausführung; er hatte gehandelt, während andere — wie namentlich Baiern — mit schriftlichen Deduktionen auftraten.

Die kühne Unternehmung des Königs hatte einige Gährung unter dem Publikum verursacht. „Es glaubten Viele, daß der Fürst Alles dem blinden Ungefähr überlasse, und sich wohl gar Carl XII. von Schweden zum Vorbild gewählt habe." Der Militärstand freilich hoffte Glück und sah Beförderungen vor sich. Jedoch war zu befürchten, daß der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welcher den ganzen Feldzug mißbilligte, den Saamen des Mißtrauens auch bei den Soldaten ausstreuen könne. Um daher dem üblen Eindrucke zuvorzukommen, welchen das Beispiel eines so großen Generals hätte veranlassen können, ließ der König vor seiner Abreise von Berlin die Officiere der dortigen Garnison versammeln, und hielt an dieselben folgende Anrede: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keine anderen Bundesgenossen habe, als ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich im Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, welchen Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und bei dem Zuge nach Preußen sich erworben haben. Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern; Sie haben nur ihn vor Augen,

er ist der einzige Ihrer Bemühungen würdige Gegenstand. Wir gehen, Truppen anzugreifen, welche unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf erlangt haben. Obgleich dieser Prinz nicht mehr lebt, so wird es doch um so mehr Ehre seyn zu siegen, da wir unsere Kräfte gegen so tapfere Soldaten zu messen haben. Leben Sie wohl! reisen Sie ab. Ich werde Ihnen alsbald zu dem Sammelplatz des Ruhms folgen, der uns erwartet."

In Schlesien waren die Truppen in Kantonirungsquartiere eingerückt, theils weil sie keinen feindlichen Widerstand fanden, theils weil die Jahreszeit nicht erlaubte, in offenem Felde zu liegen. Ein Manifest wurde ausgegeben, „dessen Hauptinhalt war, daß die Preußen diese Provinz in Besitz nehmen, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern; welches deutlich zeigte, daß man sie nicht gutwillig verlassen würde. Diese Vorsicht bewirkte, daß das Volk und der Adel den Einmarsch der Preußen für keinen feindlichen Ueberfall hielt, sondern für einen gefälligen Beistand, den ein Nachbar seinen Bundesgenossen leiste. Auch half die Religion, die Gemüther der Einwohner preußisch zu machen; denn zwei Drittheile von Schlesien bestehen aus Protestanten, welche lange durch die östreichische Intoleranz gedrückt, den König wie einen vom Himmel ihnen zugesandten Heiland ansahen." Der König versicherte, „daß alle Einwohner bei allen und jeden ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien in publicis et privatis, in ecclesiasticis et politicis, welcher Religion, Standes oder Würden dieselben seyn könnten oder mögen, Seiner königlichen Protection und mächtigen Schutzes sich, wie sie es nur immer wünschen und verlangen können, zu erfreuen haben sollen, wie Er denn auch bei Seinen Truppen solche gute Disciplin und Mannszucht halten zu lassen gesonnen, daß Niemand durch dieselbigen molestiret und beunruhiget, noch weniger aber in dem Besitz des Seinigen gestöret werden solle."

Einige Tage nach dem Einmarsche der Truppen in Schlesien kam der Graf von Gotter als preußischer Gesandter nach Wien mit gemessenen Instruktionen, welche Friedrich selbst gegeben hatte. Er forderte ganz Schlesien, versprach aber dafür die Freundschaft des Königs, seine Wahlstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl für den Gemahl Maria Theresia's, den Großherzog von Toskana, so wie reiche Geldhilfe und kräftigen Beistand gegen alle feindlichen Angriffe. Da vorauszusehen war, daß man diese Anerbietungen verwerfen werde, so hatte auf diesen Fall der Graf Gotter den Auftrag, Maria Theresia

den Krieg zu erklären, der eigentlich bereits begonnen hatte *). Am kaiserlichen Hofe meinte man, „einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer es sey, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, käme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben,“ und die Unterhandlungen, die man „mehr, um sich nach der Sitte zu richten, als in Hoffnung, etwas erlangen zu können,“ betrieben hatte, wurden bald abgebrochen. — Dem Herrn von Winterfeld, welcher zu gleicher Zeit, als Gotter nach Wien abreiste, nach Rußland gesandt worden war, gelang es, mit Hilfe des Feldmarschalls Münnich, ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland zu schließen.

Der größte Theil der östreichischen Armee stand seit dem Belgrader Frieden in Ungarn, und Schlesien war daher von einer bedeutenden Heeresmacht entblößt. Nur Glogau, Brieg und Neiße konnten als feste Plätze sich halten und Friedrich in der raschen Besitznahme Schlesiens einigermaßen hemmen. — Bei der Nachricht von dem Einfalle der Preußen wurde der östreichische General Browne nach Schlesien geschickt, aber er konnte kaum 3000 Mann um seine Fahne sammeln. Glogau wurde nun, da die strenge Jahreszeit eine förmliche Belagerung nicht gestattete, von dem preußischen Heere eingeschlossen. Der König selbst ging auf Breslau los, und kam nach einem viertägigen Marsche mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen vor den Thoren dieser Hauptstadt an. Breslau hatte das Vorrecht, daß es von seinem eignen Magistrat regiert wurde, seine eigene städtische Besatzung hielt, und keine Truppen des Landesherrn aufnahm. Den 1. Januar des Jahres 1741 bemächtigten sich die Preußen der Vorstädte dieser Stadt ohne Widerstand, und stellten sich an beiden Seiten der Oder auf. Man unterhandelte über die Neutralität der Stadt, und besonders „der Eifer für die lutherische Religion kürzte alle Weitläufigkeiten dieser Unterhandlung ab.“ Am 3. Januar hielt der König, nur von

---

*) Ehe der König von Berlin abreiste, gab er dem östreichischen Gesandten Marquis von Botta Audienz, und sagte ihm dasselbe, was Graf Gotter zu Wien erklären sollte „Sire! — rief Botta aus — Sie werden das Haus Oestreich zu Grunde richten, und stürzen zugleich sich selbst ins Verderben.“ — Es hängt blos von der Königin ab, erwiederte Friedrich, die ihr gemachten Vorschläge anzunehmen. Nach einigem Nachsinnen faßte sich der Marquis und sagte: „Ihre Truppen sind schön, Sire; das gestehe ich. Die unsrigen haben diesen Anschein nicht, aber sie sind vor dem Schuß gestanden. Bedenken Sie, ich beschwöre Sie, was Sie thun wollen.“ Der König ward ungeduldig und versetzte lebhaft: „Sie finden, daß meine Truppen schön sind; ich will machen, daß Sie auch gestehen sollen, daß sie gut sind.“

seinem Hofstaate und 30 Gensd'armen begleitet, den feierlichen Einzug zu Breslau. Die Beamten, die im Dienste Maria Theresia's standen, wurden ihrer Aemter entsetzt, ein Regiment Infanterie in den Vorstädten gelassen, und man marschirte nach Ohlau, wo 400 Oestreicher eingeschlossen waren, die sich auf Kapitulation ergaben, und nach Neiße geleitet wurden. Brieg war von General Kleist mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen berennt worden. Ottmachau, wohin Browne drei Kompagnien Grenadiere geworfen hatte, hatte sich, von Schwerin gezwungen, auf Diskretion ergeben. Nur Neiße hielt sich noch, ohne daß man ihm beikommen konnte. Einen Sturm hatte der Festungskommandant von Roth unmöglich gemacht; er ließ alle Morgen den Graben aufeisen, ließ den Wall mit Wasser begießen, welches augenblicklich fror, und hatte die Bollwerke und die Zwischenwälle mit vielen Balken und Sensen versehen, um die Angreifenden zurückzutreiben. Vergebens warf man 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln in die Stadt; die Preußen sahen sich genöthigt, die Eroberung für jetzt aufzugeben und ihre Winterquartiere zu beziehen. — Schwerin hatte Troppau, und Kleist hatte Oppeln besetzt, und so war zu Ende des Januars beinahe ganz Schlesien, bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße, von den Preußen besetzt.

Nachdem die Truppen in ihre Winterquartiere gerückt waren, reiste der König nach Berlin zurück, wo er den 26. Januar eintraf, um sowohl für die Regierungsgeschäfte im Innern, als auch für den nächsten Feldzug die nöthigen Anordnungen zu treffen. Georg II. hatte ein Korps von Hessen, Dänen und Hannoveranern zusammengebracht, das für Preußen zweideutig zu seyn schien. Es wurde daher eine Beobachtungsarmee von 30000 Mann aufgestellt, die sich unter dem Oberbefehl des alten Fürsten von Anhalt bei Gentin sammelte, weil man von hier aus sowohl gegen die Sachsen als gegen die Hannoveraner handeln konnte. — Friedrich hatte sich nach Bundesgenossen umgesehen, und deshalb an den damaligen Premierminister Frankreichs, den Kardinal Fleury, geschrieben. Dieser antwortete: sein Hof habe zwar für die pragmatische Sanktion Gewähr geleistet, aber „unbeschadet der Rechte eines Dritten," und so glaubte er sich durch nichts gehindert, gegen Oestreich auftreten zu können. Man unterließ es nicht, diese Unterhandlungen eifrigst fortzusetzen.

Der König reiste hierauf wieder nach Schlesien zu dem Heere, besuchte am 27. Febr. die Vorposten zwischen Silberberg und Frankenstein, und wäre dabei fast in die Hände des Feindes gefallen. „Es war eine Unbesonnenheit, sagt Friedrich selbst, sich in so geringer Be-

gleitung zu wagen. Wäre der König bei dieser Gelegenheit gefangen genommen worden, so war der Krieg geendigt; die Oestreicher hätten ohne Schwertschlag gesiegt; das gute preußische Fußvolk wäre vergeblich gewesen, und vergeblich alle Vergrößerungsplane, welche der König auszuführen sich vorgesetzt hatte."

Jetzt rüsteten sich auch die Oestreicher, und stellten Friedrich einen kräftigen Widerstand entgegen. Von Mähren her rückte im März Feldmarschall Neipperg, ein Schüler Eugens, an der Spitze von 25000 Mann regelmäßiger Truppen, nebst einem großen Schwarme unregelmäßiger Schaaren, gegen Oberschlesien hin. „Der König hätte augenblicklich alle seine Quartiere näher zusammenrücken sollen; aber es fehlte ihm damals noch an Erfahrung, denn dieß war eigentlich sein erster Feldzug." — Den 9. März hatte der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau Glogau mit stürmender Hand erobert, 1000 Mann daselbst zu Kriegsgefangenen gemacht, und war zu dem Könige bei Schweidnitz gestoßen. — Neipperg stützte sich auf die Festung Neiße und hatte seine Stellung durch den Fluß Neiße gedeckt; er suchte die Vereinigung der preußischen Armee zu hindern, und sich der Magazine in Ohlau zu bemächtigen. Friedrich eilte nun, das linke Ufer der Neiße zu gewinnen, und als er dieses bei dem Dorfe Lassoth vergeblich versucht hatte, gelang es ihm den 8. April bei Michelau. Da Friedrich in Gefahr war, von der schweren Artillerie und den Magazinen zu Ohlau abgeschnitten zu werden, so war eine Schlacht unvermeidlich. Anhaltendes Schneegestöber verhinderte, daß man sich über die Lage der Dinge genau unterrichten und die Entscheidung beschleunigen konnte. Endlich am 10. April war es möglich, die preußische Armee bei dem Dorfe Pogrell aufzustellen. In fünf Kolonnen setzte sie sich gegen Molwitz, Neippergs Hauptquartier, in Bewegung. Das Centrum bildete das schwere Geschütz; diesem zunächst war die Infanterie, und die beiden äußersten Flügel bildete die Reiterei. „Der König wußte, daß ihm der Feind an Reiterei überlegen war; er untermengte daher zwischen die Schwadronen jedes Flügels zwei Grenadierbataillone: eine Anordnung, die Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen gemacht hatte, deren man sich aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht mehr bedienen wird." Der König selbst tadelt sein eignes Benehmen, daß er, statt die Oestreicher in ihren Kantonirungsquartieren rasch anzugreifen, zwei Stunden damit verlor, sich methodisch in Schlachtordnung aufzustellen, vor einem Dorfe, wo sich kein Feind blicken ließ; er gesteht, daß dieß ein Fehler war, der nur bei einem großentheils unerfahrnen Heere sich ereignen konnte. — Indessen waren die Oest-

reicher genöthigt, sich unter dem Feuer der preußischen Artillerie aufzustellen. Der Befehlshaber der östreichischen Kavallerie, von Römer, griff den rechten Flügel der Preußen an, und schlug sie in förmliche Flucht, in die der König selbst verwickelt ward. Friedrich folgte Schwerins Rath, und entzog sich der Verwirrung. Die östreichische Kavallerie fiel nun auf die rechte Flanke der preußischen Infanterie, aber diese hielt einen dreimaligen Angriff muthig aus. Durch die eisernen Ladstöcke konnte sie ein stärkeres Gewehrfeuer unterhalten, und hier zum erstenmale steckte sie, während des Feuerns, die Bajonette auf, und vertrieb die Reiterei. Der linke Flügel der Preußen war glücklicher gewesen, und hatte die östreichische Kavallerie geschlagen. — Das Feuer der preußischen Infanterie hatte fünf Stunden gedauert, die Pulvervorräthe waren verschossen, und schon schien Alles verloren. — Aber plötzlich machte Schwerin mit seinem linken Flügel eine Schwenkung gegen die rechte Seite der Oestreicher, schlug sie in die Flucht, und der Sieg der Preußen war entschieden. Neipperg befahl den Rückzug, der durch die einbrechende Nacht erleichtert ward, und die Preußen an der Verfolgung verhinderte.

Nach des Königs Angabe belief sich der Verlust der Oestreicher auf 7000 Todte, 7 Kanonen, 3 Fahnen und 1200 Gefangene; der Verlust der siegenden Preußen aber auf 2500 Todte (unter welchen Markgraf Friedrich und der General-Lieutenant Graf Schulenburg) und 3000 Verwundete. — „Meine Infanterie — schrieb der König am folgenden Tage, nachdem er das Schlachtfeld besucht, an den alten Fürsten von Dessau — meine Infanterie hat Wunder gethan, und vielleicht hat noch keine in der Welt das geleistet. Den Grenadierbataillons von Bolster und von Winterfeldt, dem ersten Bataillone von meinem Regimente und dem Regiment v. Kleist habe ich den Sieg zu danken; so gewiß auch alle übrigen gethan haben, was unerschrockene, ehrliebende Leute in der Welt thun können. Hingegen muß ich Ew. Liebden gestehen, daß der größte Theil meiner Kavallerie sich als schlechte Kerls aufgeführt.“ Am Schlusse dieses Briefes heißt es: „Ich werde Ew. Liebden auf Ihr anderes Schreiben morgen antworten. In zwei Tagen habe ich weder geschlafen noch gegessen.“ — Gesteht der König mit einer Bescheidenheit, die den künftigen Helden nur noch mehr schmückt, den Ruhm des Sieges vollkommen dem Feldmarschall Schwerin und dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau zu, so ist es um so rühmlicher, wenn er sagt: „Diese Schlacht war eine der merkwürdigsten in diesem Jahrhundert, weil in derselben zwei kleine Armeen das Schicksal von Schlesien entschieden, und weil die Truppen des Königs sich darin

einen Ruhm erwarben, welchen weder Zeit noch Neid ihnen werden entreißen können.“ Und, was diese Schlacht noch merkwürdiger macht, „Mollwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen. Dieser Fürst stellte reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangenen Fehler an, und suchte sie in der Folge zu vermeiden.“

Die nächste Folge dieses Sieges war, daß der Erbprinz von Dessau Glogau und der General-Lieutenant v. Kalkstein Brieg eroberte. Aber weit größeren, weit entscheidenderen Einfluß hatte dieser ruhmvolle Sieg auf die Entschlüsse der übrigen europäischen Mächte sowohl, als auf die Begründung der preußischen Macht und des preußischen Ansehens. Wie durch einen Zauberschlag war jetzt plötzlich Preußen mit gewichtiger Stimme in die Reihe der europäischen Mächte getreten, und zu dem jungen Könige, als zu dem Haltpunkte des Ganzen, wendeten sich jetzt auf Einmal die übrigen Feinde Oestreichs, welche bisher nur schlaff gegen dasselbe aufgetreten waren. Und nicht mehr mochten die fremden Mächte das Unternehmen des Königs als einen „kühnen Ritterstreich“ ansehen, sondern erkennen, daß ein Geist in Friedrich lebe, der noch manche Großthat erzeugen würde. Das Lager bei Strehlen, welches Friedrich jetzt bezog, ward der Mittelpunkt der Unterhandlungen aller Höfe, wie Friedrich selbst die Hauptperson dieser Unterhandlungen geworden war. Der Marschall von Belle-Isle, französischer Abgesandter bei der Kaiserwahl zu Frankfurt, kam zu dem König, um ihm einen Allianztraktat mit seinem Hofe anzutragen, „denn der französische Hof schmeichelte sich, daß, bei seinem Zutritte zu diesem Kriege, er zu rechter Zeit dazu kommen könne, dem Hause Oestreich den Gnadenstoß zu versetzen.“ Ebenso erschienen der englische und der hannöverische, der spanische, der bairische und sogar der östreichische Gesandte im Lager des Siegers. Frankreich hatte, mit Hintansetzung der von Oestreich theuer erkauften Gewährleistung der pragmatischen Sanktion, mit dem Kurfürst Karl Albrecht von Baiern am 18. Mai 1741 den Nymphenburger Traktat geschlossen *), der die völlige Zerstückelung des Erblassers Kaiser Karls VI. beabsichtigte. Philipp V. von Spanien war diesem Traktat beigetreten, denn seine Gemahlin Elisabethe von Parma wünschte, wie sie sich ausdrückte, „daß ihr zweiter Sohn Philipp doch auch ein Stück Brod bekomme,“ und dazu hatte sie sich die östreichischen Besitzungen Parma und Piacenza ausersehen. Kursachsen wurde später durch das Anerbieten von

---

*) Dieser Traktat ist in seiner eigentlichen Gestalt bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Mähren und Oberschlesien für denselben gewonnen. Nun trat auch Friedrich demselben bei und versprach, daß er die Erwählung des Kurfürsten von Baiern zum deutschen Kaiser bewerkstelligen helfen, ihm seine Kurstimme hiezu geben, und auch seinem Successionsrechte auf die Herzogthümer Jülich und Berg entsagen wolle. Dagegen erhielt er von Frankreich die Gewährleistung über Niederschlesien, das Versprechen, daß zwei französische Armeen in Deutschland einrücken sollten, die eine dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe, und die andere, um in Westphalen festen Fuß zu fassen und die Hannoveraner und die Sachsen zu beobachten, vor Allem aber, daß Schweden den Krieg gegen Rußland erklären sollte, denn diese letztere Macht hatte gegen Friedrich eine drohende Stellung eingenommen. Ueberdieß würde ein unverbrüchliches Geheimniß über diesen Traktat von Friedrich zum Gesetz gemacht, denn er hielt es noch nicht für rathsam, denselben bekannt zu machen, und wußte die englischen Gesandten durch allerlei Schwierigkeiten hinzuhalten.

Während der König sich in seinem Lager damit beschäftigte, Bündnisse zu schließen und den Verlust seines Heeres zu ersetzen, bildete sich in Breslau ein Anschlag, der für ihn hätte gefährlich werden mögen. Ein frommer Frauenklubb in dieser Stadt berathschlagte — so erzählt Friedrich — wie die Oestreicher in die Stadt einzulassen seyen. Hier wußte man um alle Plane der Oestreicher. Der König hatte von diesen Zusammenkünften im Allgemeinen Nachricht erhalten und veranstaltete, daß eine falsche Schwester in dieselben kam, durch die man sodann den Plan der Oestreicher erfuhr, daß Neipperg den König durch seine Bewegungen von Breslau entfernen, und dann in Eilmärschen sich gegen diese Stadt wenden und sie besetzen wolle. Der König lud nun alle fremden Gesandten, die in Breslau waren, zu sich ins Lager, und während diese bei ihm waren, schickte er vier Bataillone gegen Breslau. Sie verlangten, daß man ihnen die Thore öffne, denn sie wollten durch die Stadt über die Oder marschiren. Der Stadtmajor trat an ihre Spitze, um sie, dem Gebrauche gemäß, durch die Stadt zu geleiten. Als aber die Preußen sich seitwärts wendeten, und er sie erinnerte, daß sie den rechten Weg verfehlten, rieth ihm der Erbprinz Leopold, der das Besatzungskorps anführte, den Degen einzustecken; denn er werde mit seinen Leuten in der Stadt bleiben. Die Stadt kam in Bewegung, man wollte die Thore sperren und dem Reste den Einmarsch verwehren; aber man hatte sie mit Vorbedacht mit Wagen und Geschütz so verrammelt, daß dieß nicht bewerkstelligt werden konnte. In weniger als zwei Stunden war die ganze Stadt

in preußischer Gewalt. Der Feldmarschall Schwerin ließ sich von den noch lange gährenden Einwohnern der Stadt im Namen des Königs den Huldigungseid leisten.

Ehe wir nun die unermüdete Thätigkeit des Königs im Kriege weiter verfolgen, müssen wir noch bei seinem Privatleben in dieser Zeit kurz verweilen. Friedrich konnte auch unter den geräuschvollsten äußeren Umgebungen seinen Lieblingsneigungen, dem Nachdenken über die höheren Interessen der Menschheit, und namentlich dem Genusse der hohen Geisteswerke aller Zeiten nicht entsagen. — Mit unerschöpflicher Laune und Gemüthlichkeit behält er sich in ununterbrochenem Rapport mit seinen Freunden, besonders aber mit Jordan. Ottmachau, den 14. Jan. 1741 schreibt er an denselben: „Ich melde deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist. Sey mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar seyn.“ Den 17. Jan.: „Ich habe die Ehre, Ew. Menschenfreundlichkeit zu melden, daß wir auf gut christlich Anstalten treffen, Neiße zu bombardiren. Weder mein Bruder noch Kaiserlingk sind bei mir gewesen, man kann ja ohnedieß bei dieser Gelegenheit keinen Antheil an dem Ruhme haben, wenn man nicht ein Mörser ist.“ Schweidnitz den 14. Febr. an denselben: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wäre ich kein Fürst, so würd' ich nur Philosoph seyn. Jeder in dieser Welt muß seinem Berufe folgen, und ich habe nun einmal die Grille, daß ich nichts halb thun mag.“ „Den 3. März aus einem Dorfe, dessen Figur und Namen ich nicht kenne. — Ich bin mit Geschäften von allen Gattungen und Arten überhäuft. In der That, wenn die Menschen klug wären, so bekümmerten sie sich weniger um das Phantom des Ruhmes, das ihnen viele Sorgen erweckt, und die Zeit, die ihnen der Himmel zum Genusse gegeben hat, zur Beschwerde macht. Du wirst finden, daß ich ein besserer Philosoph bin, als du glaubtest. Ich bin es immer gewesen, einmal mehr, ein andermal weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst (um dir nichts zu verhehlen), die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinkt haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ Schweidnitz, den 15. März. „— Auch die Philosophie geht ihren Gang fort, und ich versichere dir, hätt' ich den verwünschten Hang nach Ehre nicht, so würd' ich nur an meine Ruhe denken.“ Pogrel, den 8. April. „Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines

Königs nicht mehr Ehrfurcht, als vor dem Leben eines Unterthanen, und ich weiß also nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Bestimmung zu Ende, so erinnere dich eines Freundes, der dich immer zärtlich liebt; verlängert der Himmel mein Leben, so schreib' ich dir morgen, und du erfährst, daß wir gesiegt haben rc."

Der König suchte nun seinen Plan, Neipperg aus Schlesien zu vertreiben, rasch zu vollführen. Aber Maria Theresia, gegen welche nun auch Frankreich auf dem Kampfplatze erschien, wollte nun ihres muthigsten Feindes entledigt werden, und schickte den englischen Gesandten am östreichischen Hofe, der Friedrich Limburg und das spanische Geldern nebst zwei Millionen Thaler zum Ersatz für Schlesien anbieten sollte. Dieser Gesandte — so erzählt Friedrich — suchte durch eine pathetische Rede seine Vorschläge zu bewerkstelligen. Friedrich antwortete, indem er die Sache von der komischen Seite auffaßte, in eben so salbungsvollen Kraftworten und Floskeln und entließ denselben. Noch immer aber hielt er den von England abgeschickten Gesandten Lord Hyndford mit leeren Versprechungen hin.

Die Franzosen und Baiern waren indeß nach Oestreich vorgedrungen, auch Friedrich „brannte vor Begierde, etwas zu unternehmen." Er versuchte es daher, Neipperg von der Festung Neiße abzuschneiden, und ihm auf dem Wege eine Schlacht zu liefern; aber zufällige Umstände vereitelten diesen Plan, und die Preußen nahmen ihr Lager bei Neudorf. Maria Theresia verlangte nun im Ernste Frieden. Sie ließ denselben durch Lord Hyndford anbieten und wollte nur noch Neiße behalten. Aber jetzt trat Friedrich mit seinem Bündnisse mit Frankreich auf, und erklärte, daß er dieß so eben geschlossen habe, und dadurch zur Verweigerung des Friedens gezwungen sey. — Dennoch kamen am 9. Oktober der König von Preußen, bloß von dem Obristen von Goltz begleitet, Lord Hyndford und Feldmarschall Neipperg sammt dem General Lentulus in Kleinschnellendorf im Fürstenthum Oppeln zusammen, um einen Waffenstillstand bis zum Frieden zu verabreden. Bis dahin wollte man den Krieg nur zum Scheine fortsetzen. Neipperg sollte den 16. Oktober mit seiner ganzen Armee Schlesien räumen, der König aber Neiße nach 14tägiger Belagerung einnehmen. Im December sollte der Frieden folgen, und in demselben ganz Niederschlesien bis zur Neiße dem Könige abgetreten werden. Die Hauptbedingung bei diesem Vertrage aber war, daß über denselben das unverbrüchlichste Geheimniß sollte beobachtet werden. — Friedrich erzählt, er habe damals noch nicht völlig Ursache gehabt, mit dem Hofe von Versailles zu brechen, und er habe deshalb Oestreich das

unverletzliche Stillschweigen zur Hauptbedingung gemacht, weil vorauszusehen war, daß es im Interesse Oestreichs liege, um die Verbündeten zu entzweien, diesen Vertrag bekannt zu machen, und er dann seiner Verbindlichkeiten entledigt sey.

Den 4. Nov. schloß Friedrich ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Baiern, in welche Kurfürst Karl ihm für die zu erobernde Grafschaft Glaz (die er für 400000 Thaler von demselben erkauft hatte) und er für Ober- und Vorder-Oestreich und für Tyrol Gewähr leistete. — Nachdem in zwölf Tagen Neiße erobert war, trennte sich die Armee; ein Theil rückte unter dem Prinzen Leopold von Anhalt in Böhmen ein, um sich mit den bairischen und sächsischen Truppen zu verbinden; einige Regimenter blokirten Glaz; und die übrigen Truppen lagerten sich unter dem Oberbefehl Schwerins in Oberschlesien. — Friedrich ging alsdann nach Breslau, wo er die Huldigung empfing. Er bestieg ohne alles Gepränge in seiner Uniform den Thron. — Hierauf reiste er nach Berlin ab. Noch gährten die Gemüther in Schlesien und besonders in Breslau, da sie sich ihrer alten Rechte beraubt sahen. Friedrich suchte durch heilsame Maßregeln, besonders durch Abschaffung alter Uebelstände, sich die Herzen der Bewohner dieser Provinz zu gewinnen. Den Katholiken versicherte er, daß sie nicht die mindeste Schmälerung ihrer Rechte von ihm zu befürchten hätten; die früher ihrer Glaubensmeinungen wegen vertriebenen protestantischen Sekten der Hussiten, Herrnhuter und Schwenkfelder wurden zurückberufen; die Lutheraner erhielten ihre eigenen Geistlichen; mehrere Standeserhöhungen wurden vorgenommen; die durch den Krieg verunglückten Einwohner wurden mit Geld und Getreide unterstützt; das früher ungeregelte Finanz- und Rekrutirungswesen wurde umgestaltet und bestimmte Normen darüber festgestellt; das Justizwesen nach Art der preußischen Erbländer angeordnet, und diese Maßregeln alle, nebst noch vielen andern, nach und nach befestigt. Zwar wurde Anfangs die soldatische Strenge, die aus Allem hervorblickte, von den Schlesiern oft für Despotie angesehen, aber nach und nach lernten auch die Bewohner dieser Provinz sich an das neue Regierungssystem gewöhnen.

Mit Maria Theresia hatte nun Friedrich eine Art von Waffenstillstand geschlossen. Diese Fürstin sollte durch die Kraft ihres eigenen Geistes allen Gefahren trotzen. Von allen Freunden und Bundesgenossen, von allen Gewährsmächten der pragmatischen Sanktion verlassen und zum Theil bekämpft, warf sie sich in die Arme des ungarischen Volkes, und gewann sich die Herzen dieses Volkes durch Anerkennung seiner Rechte,

mehr aber noch durch **Vertrauen** in der Noth. Den 13. September **1741** erschien sie in der Versammlung der Stände zu Preßburg, nach ungarischer Tracht in Trauer gehüllt, des heiligen Stephans Krone auf dem Haupte und mit dem königlichen Schwerte umgürtet. „Die betrübte Lage der Dinge — redet sie die Versammlung an — hat Uns bestimmt, Unsere geliebten und treuen Stände in Ungarn, an den neulichen Kriegseinbruch in Oestreich, an die Gefahren dieses Reiches zu erinnern, und sie um ein Mittel gegen dieses Unglück zu ersuchen. Selbst das Königreich Ungarn, Ich, Meine Kinder und Meine Krone werden bedroht. Verlassen von allen meinen Bundesgenossen, setze ich mein Vertrauen einzig und allein auf die so lange erprobte Treue und Tapferkeit der Ungarn. In dieser äußersten Gefahr ermahne ich euch und die Stände des Reichs, schleunigst über die Mittel euch zu berathen, welche für Meiner Kinder und Meiner Krone Sicherheit die zweckmäßigsten sind, und sie ins Werk zu setzen. Was mich betrifft, so können die getreuen Stände und das Volk von Ungarn auf Meine Mitwirkung in Allem, was zur Herstellung allgemeiner Wohlfahrt und des alten Glanzes dieses Reichs dient, rechnen." So sprach sie, ergriffen vom Gefühl des Unglücks und des unschuldig erlittenen Unrechts, und fast bis zu Thränen erweicht, zogen die rauhen Männer voll Begeisterung ihre Säbel und riefen: „Laßt uns sterben für Maria Theresia, unsern König." Aber nicht nur Worte, sondern auch kühne, hochherzige Thaten erzeugte diese Begeisterung. Reiche Privatleute lieferten ihr Silber in die Münze, ein großer Theil des Adels waffnete sich, um in den Krieg zu ziehen; und ein allgemeines Aufgebot erscholl nun durch das ganze Land. Außer dem regelmäßigen Heere Ungarns wurden die wilden Kriegeshorden der Slavonier, Kroaten, Morlachen ꝛc., ja selbst Räuberbanden, wie die **Panduren**, gegen Maria Theresia's Feinde gestellt. Unterdessen war die vereinigte bairisch-französische Armee bis nach Linz und Prag siegend vorgedrungen.

Die Beweggründe seiner Handlungsweise in Bezug auf den Waffenstillstand mit Oestreich setzt uns Friedrich genau auseinander. Wegen des Bündnisses mit Frankreich stand zu befürchten, daß er genöthigt seyn könne, mehr die Plane und Absichten des Hofes von Versailles, als seine eignen zu vollführen. Denn wirklich schien damals die Gelegenheit gekommen zu seyn, daß Frankreich (wenn es mit energischer Kraft aufgetreten wäre) die Macht seines Erbfeindes (Oestreichs) brechen, und so das ganze damalige System der europäischen Staaten hätte ändern können. Alle Berechnungen der Politik schienen zu diesem Resultate zu führen, zumal da nach den gewöhnlichen Verhält-

nissen der politischen Rechenkunst man die Begeisterung der Völker nicht in Anschlag zu bringen gewohnt war. Friedrich wäre also, wenn er die Plane der Franzosen mit aller Macht unterstützt und in Deutschland jede Großmacht, welche Frankreich hätte die Spitze bieten können, zerstört hätte, in ein ungleich abhängigeres Verhältniß zu Frankreich gekommen, als er je gestanden war. „Es schien also die Klugheit von dem Könige ein gemäßigtes Betragen zu fordern, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich festsetzen könne. Die Königin von Ungarn war am Rande des Abgrunds; ein Waffenstillstand gab ihr Gelegenheit, wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen, und der König war sicher, daß er denselben brechen konnte, wenn er es für dienlich halten würde, weil die Politik des Wiener Hofes es erforderte, dieß Geheimniß bekaunt zu machen.“ Auch — erzählt Friedrich — habe er die geheimen Verbindungen entdeckt, die Kardinal Fleury mit dem östreichischen Minister unterhielt, welche bezweckten, durch Abtretung der Krone Luxemburg und eines Theils von Brabant die Bundesgenossen Frankreichs preiszugeben. „Es kam also auch darauf an, mit Vorsicht zu verfahren, und vorzüglich sich nicht von einem alten Politiker überlisten zu lassen, der im vorigen Kriege wohl mit mehr, als einem gekrönten Haupte sein Spiel getrieben hatte.“

Berlin war während dieses Winters fortwährend der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen gewesen. Frankreich drang in den König, seine Armeen in Bewegung zu setzen; England ermahnte ihn, mit Oestreich Frieden zu schließen, Spanien warb um sein Bündniß; Dänemark suchte seinen Rath, um eine andere Partei zu ergreifen; Schweden verlangte seinen Beistand; Rußland seine Freundschaftsdienste zu Stockholm; und das nach Frieden seufzende deutsche Reich forderte in den lebhaftesten Vorstellungen die Beendigung der Unruhen. — Bald aber veränderte sich die Lage der Dinge. Was mit Zuverläßigkeit vorausgesehen werden konnte, traf ein. Der Wiener Hof machte den mit Friedrich geschlossenen Waffenstillstand (der nur dadurch ihm nützlich werden konnte) allenthalben bekannt; und die preußischen Truppen brachen aus ihren Winterquartieren auf, in denen sie kaum zwei Monate zugebracht hatten. „Noch einmal zog Preußens Schicksal den König auf jenen Schauplatz, den so viel Schlachten mit Blut überströmen sollten, und wo die Abwechslungen des Glücks nach einander beiden Theilen, welche den Krieg unter sich führten, fühlbar wurden.“ — Während des kurzen Waffenstillstands hatte Friedrich sein Heer bedeutend vermehrt. 3,600000 Thaler betrugen die Ein=

künfte des neuerworbenen Schlesiens, und der größte Theil dieses Geldes wurde zur Verstärkung der Truppen angewendet, die nun wieder handelnd auf dem Kriegsschauplatze auftraten. Schon zu Anfange des Jahres 1742 reiste also Friedrich von Berlin ab, und eilte zu seiner Armee; denn die veränderte Lage der Dinge machte seine Gegenwart nothwendig. Der Kurfürst von Baiern hatte an der Spitze der vereinigten französisch-bairischen Armee Prag erobert,, und sich daselbst als König von Böhmen krönen lassen. Friedrich sendete demselben einen Aufsatz zu, worin er entwickelte, daß der Kurfürst nothwendig den Krieg ganz nach Oestreich spielen, und Wien schleunigst erobern müsse, da jetzt die Gelegenheit gegeben sey, einen rühmlichen Frieden mit Oestreich zu ertrotzen. Am Schlusse dieses merkwürdigen Aufsatzes heißt es: „Was heute sicher ist, kann morgen ungewiß werden. Geht der Churfürst auf Böhmen los, so stellt er seine Erblande dem Zufalle der Ereignisse frei: er bietet den Feinden einen reizenden Bissen dar, den sie nicht verschmähen werden. Meine Meinung also ist, daß man die Römer nur in Rom überwinden kann. Man lasse daher die Gelegenheit nicht vorübergehen, Meister von Wien zu werden. Es ist das einzige Mittel, diesen Streit zu enden, und einen rühmlichen Frieden zu erhalten.“ Aber dieser Vorschlag wurde gelesen und — blieb unberücksichtigt; denn theils verhütete es die französische Politik, das neuaufkommende Baiern zu mächtig werden zu lassen, theils verhinderte des Churfürsten Verlangen, sich bald zum Kaiser krönen zu lassen, die Vollziehung dieses — wie die Folge lehrte — so richtig und scharfsinnig berechneten Plans. Auch hatten die Verbündeten, in Ermessung der letzten Vorgänge, keine allzuhohe Meinung von den guten Absichten und der Zuverlässigkeit des Königs. Um also seine Bundesgenossen von seiner ernstlichen Willfährigkeit zu überzeugen, nahm er seinen Weg über Dresden. Hier gelang es ihm, den König von Polen und Churfürsten von Sachsen, August III., und den Grafen Brühl, den Günstling und nachmaligen Premierminister desselben, zur nachdrücklichen Mitwirkung an dem Plane zu gewinnen, die Oestreicher in ihren glücklichen Fortschritten zu hemmen, und sie aus ihren gut gewählten Stellungen zu vertreiben; denn schon war es so weit gekommen, daß der östreichische Feldherr von Khevenhüller mit 15000 Oestreichern, 15000 Franzosen zu Linz eingeschlossen hielt. Von hier aus reiste der König nach Prag. Als er in Prag ankam, hielt sich Linz noch; umsonst aber versuchte er es, den französischen Feldherrn, Marschall v. Broglio, zur Thätigkeit zu bewegen. Nachdem er für den Proviant der Sachsen gesorgt, reiste er von Prag durch

seine Standquartiere in Böhmen nach Ollmütz, welches Schwerin schon zu Ende des vorigen Jahres besetzt hatte. Sein Korps war durch den Prinzen Leopold von Böhmen her gedeckt. Der König blieb so lange in Ollmütz, bis die Truppen aus Schlesien ankamen, welche die Posten, die er zu verlassen im Begriff stand, wieder besetzt halten sollten. Sein Plan war, ganz Mähren in Besitz zu nehmen, und von dort aus selbst nach Oestreich einzudringen. Um sich indeß nur in Mähren halten zu können, so mußte Iglau und Brünn eingenommen werden. Von seinen Verbündeten, den Sachsen, sah sich der König in der Ausführung seines Unternehmens nicht nur nicht gefördert, sondern durch den Eigensinn derselben meist gehindert. In der Mitte Februars schickte er den Prinzen Dietrich von Anhalt-Dessau mit einem starken Vortrab nach Iglau voraus, und er selbst folgte ihm mit der Armee. Die Oestreicher verließen Iglau bei der Annäherung der Preußen, und die Stadt wurde mit Sachsen besetzt. Der König rückte bis Znaim vor. Von da schickte er unter Posadowsky und Schmettau ein Brandschatzungskorps nach Oestreich, das bis vier Meilen vor Wien streifte. Zu Anfang des März nahm er das Hauptquartier zu Sclowitz und ließ Brünn einschließen. Aber der Kommandant der Festung war ein Mann von Einsicht; er schickte verkleidete Leute aus, durch die er die benachbarten Dörfer in Brand stecken ließ, machte kleine Ausfälle, und beunruhigte die Belagerer auf alle Weise. Da man Anstalten machte, die unter Segur in Linz eingeschlossenen Franzosen zu befreien, so war, um dieses zu verhindern, die östreichische Kriegsmacht nach Mähren gezogen worden; der Herzog von Lothringen war auf dem Marsche, Brünn zu entsetzen. Der König wollte mit den Sachsen ein Lager in der Gegend von Bohorlitz beziehen, und als die Sachsen sich nicht damit zu vereinigen schienen, beschloß der König, dieses Mähren zu verlassen, das er doch nur für den unthätigen König von Polen erobern sollte, und sich zu den preußischen Truppen die in Böhmen standen, zurückzuziehen. Ueberdieß erheischte der Mangel an Lebensmitteln und die durch die schlechte Witterung erzeugten Krankheiten unter den Soldaten, daß man ihnen Ruhe und Erholung vergönne. Die östreichischen leichten Truppen beunruhigten zwar seinen Rückzug, aber sie wurden von seinem Nachtrabe mit beständigem Verluste zurückgeschlagen. Auch die Sachsen zogen sich nach Böhmen an die sächsische Gränze zurück.

Da Friedrich das unzusammenhängende Wirken der Verbündeten klar vor Augen lag, versuchte er es jetzt durch den englischen Gesandten, Lord Hyndford, Friedensunterhandlungen mit Oestreich anzuknü-

pfen. Aber dieses, jetzt vom Kriegsglücke und andern Umständen begünstigt, schien nicht sehr geneigt für einen den Preußen vortheilhaften Frieden. — Schon lange wäre es, wenn auch nur nach dem Gesetze der Gegenwirkung, Großbritanniens Interesse gewesen, auf die Seite Maria Theresia's zu treten. Aber der friedliebende Minister Walpole, dem das Parlament verkauft war, hatte zwar, durch die Stimme des Volks gezwungen, einen Seekrieg mit Spanien begonnen, aber es war ihm doch gelungen, die Sympathie des Volkes für die Sache Maria Theresia's zu beschwichtigen. Jetzt, nachdem derselbe, den 3. Febr. 1742, von der Leitung der Geschäfte entfernt war, war Lord Carteret an seine Stelle getreten, der, nach Friedrichs Worten, „ein zweiter Hannibal, Allem, was den französischen Namen trug, einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte.“ Der Eifer des englischen Volkes für die Sache Maria Theresia's ward nun laut, und Subsidien und Truppen wurden derselben zugesichert. Um die Feinde Oestreichs zu vermindern, wendete sich Carteret auch an Friedrich und versprach ihm einen vortheilhaften Frieden. Aber dieser „war fest entschlossen, Niemanden, als der Tapferkeit seiner Truppen, für den Frieden verpflichtet seyn zu wollen, und keine Hoffnungen auf die Unsicherheit einer Unterhandlung zu bauen.“ Eine ausgeruhte treffliche Armee von ungefähr 33000 Mann reizte ihn, das Glück der Waffen in einer entscheidenden Schlacht zu versuchen; denn glückte diese, so war es in seiner Macht, die Friedensbedingungen zu diktiren, und ging dieselbe verloren, lief man wenig Gefahr dabei.

Oestreich hatte bis jetzt noch immer geglaubt, mit dem Könige von Preußen einen Frieden schließen zu können, und deshalb hatten seine Generale den Befehl gehabt, sich in keine förmliche Schlacht mit ihm einzulassen. Jetzt erhielt der Herzog Karl von Lothringen *) den Befehl, die Preußen aufzusuchen und ihnen eine Schlacht anzubieten. Er brach mit 40000 Mann aus Mähren auf, und war in Böhmen, ehe man ihn vermuthete. Das Hauptquartier der Preußen war zu Chrudim, und die Truppen, die in 3 Korps getheilt waren, konnten in zweimal 24 Stunden zusammenstoßen. Dieß geschah nun schleunigst. Prinz Karl schien den König von seinen reichen Magazinen zu Pardubitz, Nimburg und Podiebrad abschneiden zu wollen. Um dieß zu verhindern, setzte sich der König am 15. Mai mit dem Vortrabe, der aus zehn Bataillonen Infanterie, zehn Eskadronen Husaren und

*) Dieser war eigentlich nur dem Namen nach der Feldherr, denn Königseck und Browne waren die eigentlichen Anführer.

eben so viel Dragonern bestand, in Bewegung. Der Erbprinz Leopold erhielt das Kommando über die ganze zurückgebliebene Armee, und den Befehl, dem Könige mit derselben alsbald zu folgen, wenn er sie mit Brod versehen hätte.

Als der König mit seinem Korps auf den Höhen von Chotiebars angekommen war, ritt er aus, um das Terrain zu recognosciren, und entdeckte von einer Anhöhe ein Lager für ungefähr 7—8000 Mann. Den andern Morgen war dieß Lager verschwunden, und es fand sich, daß es der Vortrab der Oestreicher gewesen sey, deren Hauptmacht sich zwischen Setsch und Bojanow gelagert hatte. Sogleich schickte der König an den Prinzen Leopold den Befehl, bei Czaslau sein Lager zu nehmen, und sich überhaupt der Stadt Kuttenberg, von wo der König zu ihm stoßen wollte, so viel als möglich zu nähern. Aber Prinz Karl von Lothringen war den Preußen zuvorgeeilt, und hatte Czaslau weggenommen. Leopold lagerte sich also zwischen Czirkowitz und Sehusitz, so, daß das Dorf Chotusitz vor der Fronte war. Sogleich benachrichtigte er den König hievon, und ließ ihm melden, daß er erfahren habe, Prinz Karl stehe zu Willimkow, das heißt eine Meile vom preußischen Lager entfernt.

Den 17. Mai, Morgens 4 Uhr, rückte der König aus, um zum Prinzen Leopold zu stoßen, welchem er durch einen Kurier den Befehl ertheilt hatte, seine Truppen so zu stellen, daß er die Regimenter, die er mitbrächte, wenn er zu ihm stieße, in das zweite Treffen schieben könnte.

Unterdessen hatten sich die Oestreicher so gestellt, daß ihnen Czaslau im Rücken blieb. Der rechte Flügel der Infanterie hatte Chotusitz, und die östreichische Kavallerie hatte den linken Flügel der Preußen vor sich. Leopold that den Angriff mit einer Kanonade, und unter den ersten Schüssen kam der König an. Er billigte die Anstalten des Prinzen, und befahl dem General-Lieutenant Buddenbrock, eine Anhöhe, die von der rechten Seite der Preußen war, mit seiner Reiterei zu besetzen. Von hier aus griff nun Buddenbrock mit hastigem Ungestüm die Oestreicher an, und warf Alles vor sich nieder. Die ungeheuern Staubwolken, in die Alles gehüllt war, verhinderten, daß die Reiterei die errungenen Vortheile weiter verfolgen konnte, und jetzt trieb sie die zweite Linie der östreichischen Reiterei mit kräftigem Widerstand zurück. Während dessen hatte Graf Rothenburg, der im zweiten Treffen bei den Dragonern war, ein großes östreichisches Korps, das noch Stand gehalten hatte, zurückgeworfen, die Flanke der östreichischen Infanterie angefallen, und Alles vor sich niedergehauen. Er wurde

aber endlich verwundet, und konnte sich kaum aus dem Gedränge mit seinem in Unordnung gerathenen Haufen zurückziehen. — Königseck beschloß nun, mit seinem rechten Flügel auf den linken preußischen anzudringen. Leopold hatte daselbst nur nothdürftig das Dorf Chotusitz durch das Regiment Schwerin besetzen lassen. Mollwitz war für die preußische Reiterei eine blutige Schule gewesen. Sie hatte nur zwischen zwei Dingen zu wählen: Tod, oder die verdoppelte Ungnade eines Königs, der hier kühn sein Leben der Gefahr, wie jeder seiner Krieger blosstellte. „Von willfährigem Eifer getrieben, das Unmögliche zu versuchen,“ ordnete sie sich unter vielen Mühen zur Schlacht. Die Regimenter Prinz von Preußen, Waldau und Bredow drangen durch das erste und zweite Treffen der Oestreicher, und als sie sahen, daß sie zu weit vorgedrungen seyen, hieben sie sich wieder durch das zweite und erste Treffen, und kamen ruhmgekrönt zurück. Aber immer schwankte hier noch das Kriegsglück zwischen beiden Seiten, die preußische Reiterei konnte die östreichische, und diese die preußische nicht unterdrücken. Es wurden endlich nur Neckereien. Einzelne Eskadronen warfen sich wechselsweise aufeinander, schlugen und wurden geschlagen, und entschieden Nichts. — Desto entscheidender war der Kampf der Infanterie. Königseck sah, daß durch den Abgang der Reiterei das Regiment des Prinzen Leopold von nichts mehr unterstützt war, und richtete deshalb alle Kraft seiner Infanterie auf diese Seite. Er brachte dieß Regiment wirklich zum Weichen, und beging den Fehler, daß er das Dorf Chotusitz anzündete. Schwerin wurde dieß zeitlich genug gewahr, rückte mit seinem Regimente aus, und bildete die Seite des linken Flügels. Das brennende Dorf erhob gleichsam eine Scheidewand zwischen den beiden Armeen, welche sie auf dieser Seite von einander trennte. Doch hinderte dieß die Oestreicher nicht, den linken Flügel der Preußen auf der rechten Seite des Dorfes anzugreifen. Einige östreichische Bataillone, die schon zwischen den preußischen Linien waren, zogen sich zurück, weil ihnen Hilfe fehlte, stellten sich aber sogleich wieder hinter Zäunen und hohlen Wegen gerade im Rücken der Regimenter Fouqué und Leopold. Plötzlich schwenkten sich diese, feuerten einigemal, pflanzten die Bajonette auf, drangen mit wildem Ungestüm auf die Oestreicher ein, zersprengten ihre Glieder, und trieben sie in Unordnung vor sich her. Aber vor dem Dorfe vermochte ihr Muth nichts gegen die Uebermacht der Oestreicher. Sie wurden mit einem mörderischen Feuer empfangen, und standen in Gefahr, daß ihnen der errungene Vortheil aus den Händen gewunden werde. Dieß bemerkte der König, und im Nu ließ er seinen

rechten Flügel gegen Chotusitz schwenken, um die linke Seite der Oestreicher anzugreifen. Diese Schwenkung entschied den Sieg. Die Oestreicher fürchteten, überflügelt zu werden, und verließen das Schlachtfeld in großer Unordnung. Der Feldmarschall Buddenbrock verfolgte sie lebhaft; auch die preußische Infanterie setzte ihnen bis Czaslau nach und besetzte diesen Ort.

So endigte diese Schlacht zum Vortheile des Königs. Das letzte taktische Manöver verschaffte den Preußen Sieg und Uebermacht: denn der Muth war auf beiden Seiten gleich gewesen. — Aber hier in dieser Schlacht zeigte Friedrich zum Erstenmale dem staunenden Europa jene Feldherrn-Talente, die ihn den größten Heerführern aller Zeiten gleichstellen *).

Das Gefecht bei Chotusitz hatte drei Stunden gedauert. Die Schlacht

*) Mit seiner Größe als Feldherr zeigte er auch jetzt schon seine Popularität, die seitdem so oft nachgeahmt und nachgeäfft wurde. Nach der Schlacht ließ der König folgende Erklärung bei der Parole bekannt machen: „Weilen Ihro Königl. Maj. die größte Ursache von der Welt haben, mit Ihren braven und unüberwindlichen Truppen zufrieden zu seyn, und da sie gern diejenigen, welche Ihnen so gut und ehrlich dienen, auf alle Art und Weise durch Avancements und Recompense zu belohnen suchen, um ihnen auch ihre particuliere Obligation dafür zu zeigen; so lassen sie durchgehends allen ihren Offizieren von der Infanterie und Kavallerie, vor ihre rechtschaffene Dienste, so sie Höchstdenenselben anjetzo und bei der vorigen Bataille geleistet haben, auf das allergnädigste danken, und soll denen gemeinen Soldaten, sowohl von der Infanterie als von der Kavallerie, auch gesagt werden, daß Ihre Königl. Majestät vollkommen mit ihnen zufrieden sind. Da aber verschiedene Officiere bei dieser Action besonders vor andern sich distinguiret, und Ihre Königl. Maj. bekannt ist, daß selbige, als ehrliebende Officiere, mit Gelde und andern Recompensen nicht genug zu belohnen sind; also halten Höchstgedachte Ihre Königl. Maj. es vor Ihre Schuldigkeit, solche durch extraordinäre Avancements zum Beßten dero Armee von dießmal außer ihrem Rang zu avanciren. Ihro Königl. Maj. sind versichert, daß Ihnen solches kein Officier verdenken, sondern vielmehr alle andere, so sich bei vorkommenden Occasionen ebenso distinguiren werden, als diejenige, so jetzo mit extraordinären Avancement begnadigt, gethan, solches gerne sehen, auch denjenigen vor keinen ehrliebenden und rechtschaffenen Officier halten werden, der auf solches etwas zu sagen findet, weil extraordinäre Actiones auch auf eine extraordinäre Art belohnt werden müssen. Denjenigen aber, so durch die Disposition der Bataille nicht zum Treffen gekommen, lasse Ihro Königl. Maj. allergnädigst versichern, daß das erstemal, wenn sie dazu kommen werden, selbige gleichmäßige Recompense von Höchstdenenselben gewiß zu erwarten haben, und dahero es nur auf die erste Gelegenheit ankäme, um gleichfalls ihr Fortune zu machen &c."

bei Mollwitz war blutiger in ihrem Kampfe und bedeutungsreicher in ihren Folgen gewesen. „Wären die Preußen auch bei Chotusitz geschlagen worden, so war darum der Staat nicht ohne Hilfe; aber der Sieg verschaffte hier den Frieden. — Der König nahm sein Lager bei Kuttenberg, wo er eine Verstärkung von 6000 Mann, die ihm der Fürst von Anhalt aus Oberschlesien zusandte, an sich zog. Prinz Karl ging bis Deutschbrod zurück, und unternahm weiter nichts, als daß er hin und wieder einige Haufen seiner leichten Völker absandte, um den König zu beunruhigen. Aber diese unregelmäßigen Haufen, die nur im kleinen Kriege, auf Bergen, in Wäldern und Hohlwegen nützlich seyn konnten, wurden immer von der Einheit und Schnelligkeit der preußischen Truppen mit bedeutendem Verluste in die Flucht gesprengt. Viele Officiere entwickelten in diesen Kämpfen eine Kühnheit des Muthes und eine Gegenwart des Geistes, denen die Krone des Ruhmes nie versagt wurde.

Aber die beiden kriegführenden Theile, Maria Theresia sowohl als Friedrich, wünschten den Frieden. Friedrich ließ daher dem Grafen Podewils, der sich damals zu Breslau befand, Vollmachten ausfertigen, wornach er in den Stand gesetzt war, mit Lord Hyndford, der von Oestreich dazu bevollmächtigt war, die Präliminar-Artikel des Friedens festzustellen.

Ehe wir jedoch Friedrich in den Kreis seines Ruhelebens folgen, sehen wir noch auf sein Geistes- und Gemüthsleben unter den wechselvollen äußern Erlebnissen des Krieges. Auch hier sind wieder einzelne Briefe an seine Freunde, besonders die an Jordan, der wahre Ausdruck desselben. — Ollmütz den 2. Febr. 1742 schrieb er an Jordan: „— Zwei Worte aus der Feder meines Freundes sind mir schätzbarer, als alle auch noch so feinen Einfälle, die das unermeßlich fruchtbare Gehirn der Leute hervorbringt, die ohne Freundschaft und ohne Genie geboren sind. — Neuigkeiten von mir kann ich dir weiter nicht schreiben, als daß der Dämon, der mich jetzt in Mähren umher jagt, mich auch wieder nach Berlin bringen wird. Ich bin ein großer Thor, lieber Freund, daß ich meine Ruhe für den nichtigen Ruhm verlassen habe, der aus zufälligen Ereignissen entspringen kann. Aber es gibt ja so viele Thorheiten in der Welt, und die meinige gehört, denk' ich, unter die alleräitesten. Ich empfehle dir rosenfarbene Ideen, die schwarzen sollen ganz fort! In meiner Abwesenheit male Alles ins Schöne, und zwar in Wattau's Manier, die besser ist als die Rembrandische. Leb' wohl! Ich bitte dich, verlange keine Verse von einem Manne, der nichts als Häckerling und Heu im Kopfe hat. Beklage

deinen Freund, aber lieb' ihn immer." Großbititsch den 11. Febr. „Trotz dem verteufeltsten Ort in ganz Mähren und in ganz Europa, trotz den höchst abscheulichen Wegen und der unerträglichsten Beschwerlichkeiten, komme ich einen Augenblick zu mir selbst, und schreibe Ihnen, daß ich, auch mitten unter meinen Arbeiten, den Briefsteller nicht vergesse, dem es an Lakonismus keiner gleichthut. Laß Maupertuis wissen, daß meine Reise nach Mähren die seinige nach Berlin bedingen soll. Das wäre denn ein guter Beweis für Wolffs Axiom, daß Alles in der Welt miteinander zusammenhängt. Der Friede soll mir alle Künste und Wissenschaften wiedergeben. Schreib' mir Briefe von sechs Bogen, plaud're viel, und laß mich Alles wissen, was dir in den Kopf kömmt. — Ein Lebewohl für die liebenswürdigsten Grillenfänger in Berlin. Erinnere dich bisweilen an den philosophischen Soldaten, der nach Rheinsberg und seinen Freunden seufzt." Znaim den 28. Febr. „— Ich lebe hier in Znaim in den Tag hinein, bin bisweilen sehr beschäftigt, und habe dann einmal wieder gar nichts zu thun. Indeß studire ich, so oft ich Muße dazu habe, lese, schreibe und denke viel. Das heißt seine Maschine nützen, werden Sie sagen. Freilich ist das wahr, aber ich antworte Ihnen: man muß seinem Magen etwas zu thun geben, wenn man kann, und das um so mehr, da das Verdauungswerk unsicher ist. Eben so muß man selbst in diesem kurzen Leben Gebrauch von seinem Getriebe machen, denn es nützt sich sonst mit der Zeit ab, ohne daß man Vortheil davon gehabt hat." Pohrlitz den 11. März. „— Dieses Jahr, dünkt mich, wird uns noch größere Vorfälle zeigen, als das vergangene. Die Verwicklung wird immer stärker, und ich glaube, die menschliche Klugheit sey schlechterdings nicht im Stande, bei einer so kritischen Lage ein sicheres Urtheil zu fällen. Die Zeit wird den Schleier lüften, der die Ereignisse gegenwärtig bedeckt, und dann werden sich neue Scenen entwikkeln. Man hat in Wien einen Kometen gesehen, und nun behauptet Jedermann, das prophezeie ihnen Glück. Ich für meinen Theil glaube das nun nicht, und bilde mir ein: Horoscope müsse man nicht am Himmel, sondern auf der Erde suchen. Nur aus guten, zu rechter Zeit getroffenen Maßregeln, aus weisen Ueberlegungen, aus raschen und gutgewählten Entschlüssen kann man Unternehmungen und ihren Erfolg beurtheilen." Im Quartier zu Sclowitz den 17. März: „Liebster Jordan! Der Unterschied zwischen der Muße in Berlin und den Beschäftigungen in Sclowitz besteht darin, daß man dort Verse und hier Gefangene macht. Ich bin bisher, das schwöre ich Ihnen, so geplagt gewesen, daß ich unmöglich die Unbefangenheit des Geistes

erlangen konnte, welche die Mutter der Imagination, und folglich auch der Dichtkunst ist. — Nie haben die Spartaner meine Truppen übertroffen. Ich setze auch so viel Vertrauen auf sie, daß ich mich für zehnmal mächtiger halte, als sonst. — Geben Sie Knobelsdorf das beigefügte Gemälde, damit er sieht, daß ich an ihn denke. Schreiben Sie mir, wer der Marquis d'Argens ist, ob er den unsteten, flatterhaften Geist seiner Nation hat, ob er die Kunst zu gefallen versteht, kurz, ob Jordan ihm Beifall gibt. Wenn ich Sie einmal wieder sehe, können Sie gewiß seyn, daß meine Redseligkeit mächtig übersprudeln wird. Wahrlich! die Ehre, das große Rad der europäischen Angelegenheiten zu drehen, macht einem sehr sauere Arbeit; die weniger glänzende Lage, wo man unabhängig der Muße in stiller Vergessenheit lebt, ist meines Erachtens viel glücklicher, und das wahre Loos der Weisen in der Welt. Ich denke oft an Rheinsberg und an den freiwilligen Fleiß, der mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte. Aber bei dem Allem ist keine Lage ohne Leiden. Ich hatte damals kleine Freuden, doch fehlte es auch nicht an kleinen Unfällen. Damals schiffte ich auf einem kleinen Flusse, jetzt schiffe ich auf der offenen See. Eine Welle hebt mich bis zu den Wolken empor, eine andere schleudert mich in den Abgrund, und eine dritte wirft mich noch schneller wieder in schwindelnde Höhe. Dieser heftigen Bewegungen der Seele bedarf nun der Philosoph eben nicht; denn, was man auch sagen mag, ist es doch sehr schwer, bei den verschiedenen Schicksalen gleichgiltig zu bleiben, und das Gefühl aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Vergebens bestrebt man sich, im Glücke kalt zu scheinen, im Kummer unempfindlich zu seyn; das Gesicht kann sich wohl maskiren, aber der Mensch, das Innere, die Falten des Herzens werden nichts desto weniger getroffen. Ich für meine Person verlange weiter nichts, als daß Fortuna mir die Menschlichkeit und alle die Tugenden nicht verderben soll, denen ich immer gehuldigt habe. Wie ich hoffe und mir schmeichle, werden meine Freunde mich immer so wieder finden, wie ich gewesen bin. Bisweilen werde ich beschäftigter, voll Sorgen, unruhig und mit Arbeiten überhäuft seyn: aber doch stets bereit, Ihnen zu dienen und Ihnen zu beweisen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und achte." Sclowitz den 19. März: „Wir werden gewiß bald eine Schlacht liefern. — Kaufen Sie in der Stadt einen Boileau, und schicken Sie ihn mir; ebenso Cicero's Briefe vom dritten Theil an bis zu Ende. Auch legen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, noch die Tuskulanischen Untersuchungen bei, desgleichen die Philippinischen Reden und Cäsars Nachrichten." Den

23. März. „Wir leben hier in Sclowitz sehr arbeitsam und philosophisch. Den Cicero erwarte ich sehr ungeduldig; diese Lectüre schickt sich sehr zu den gegenwärtigen Umständen.“ Den 2. April: „Wir sehen sehr großen Ereignissen entgegen. Unmöglich kann man sie vorher bestimmen; aber ganz gewiß werden wir bald große Revolutionen erfahren, die Europa's politische Figur entweder ändern oder fixiren. Erinnere dich bisweilen des armen Jxions, der wie ein Galeerensclave an dem großen Rade arbeitet, und sey überzeugt, daß weder Glück noch Unglück, weder Gesundheit noch Krankheit, weder Fürstenthum noch Königreich meine Freundschaft gegen dich im Mindesten ändern werden.“ Den 3. April „— Ich liebe die Freiheit, und beraube mich doch ihrer.

Fürwahr ein Tollhaus ist die Welt, in der
Fünftausend Jahre schon die Brut der Thoren haus't,
Die Alles ohne Bon sens thut, und doch
Im Munde stets ohn' Unterlaß Vernunft hat.

Sagen Sie Knobelsdorf, er möchte, um mir Vergnügen zu machen, über meine Gebäude, meine Meublen, meine Gärten und das Opernhaus schreiben.“ Leitomischel den 16. April: „— Ich bitte, beruhigen Sie sich über Europa. Wenn man das Unglück aller einzelnen Menschen zu Herzen nehmen wollte, so wäre das Leben nichts als ein Gewebe von Kummer. Ueberlassen Sie jedem die Mühe, die Spindel abzuwickeln, so gut er kann, und schränken Sie sich auf Theilnahme an dem Schicksale Ihrer Freunde, d. h. einer sehr kleinen Anzahl von Personen, ein. Dieß ist bei meiner Ehre Alles, was die Natur von einem guten Bürger fordern kann; denn sonst könnte uns unser Gehirn nicht Feuchtigkeit genug zu den Thränen hergeben, die wir vergießen müßten.

Europa, das ein Kobold treibt,
Verlor, so sagt man, den Verstand;
Wenn man nach seiner Miene schließt,
So kömmt man leicht auf den Verdacht.

Der Abbé de St. Pierre weiß sich viel damit, daß er mit dem Interesse der europäischen Fürsten eben so leicht fertig werden kann, als Sie mit dem Versemachen. Dieß große Geschäft stößt sich bloß an die Einwilligung der betheiligten Parteien.“ Chrudim den 27. April: „Sie glauben vielleicht, ich habe zu viele Arbeiten, als daß ich an meine Freunde denken könne; aber wissen Sie, daß diese mit den größten Geschäften al pari gehen.“ Den 5. Mai: „— Mir

bleibt nichts übrig, als mechanisch auf der Heerstraße der Gewohnheit fortzukriechen, und so in Pausch und Bogen dem Beispiel unsers guten und lächerlichen Menschengeschlechts zu folgen, das, ohne seine Absicht merken zu lassen,

Aus langer Weil', aus Höflichkeit
Des armen Nächsten Haut zerfleischt,
Und in dem Arm der Indolenz
Das Gift des Todes destillirt,
Das seine Medisance ernährt,
Was denn fürwahr nicht christlich ist.

Doch, wir Leute setzen in das Christenthum nicht eben gar zu viel; und man glaubt ganz gewöhnlich, es sey besser, der Vater eines Bonmots, als ein Bruder in Jesu Christo zu seyn. Wenn es Krieg gibt, vergißt man diese brüderliche Zärtlichkeit ein wenig." Auf dem Schlachtfelde bei Chotusitz den 17. Mai 1742: „Lieber Jordan, ich sage dir ganz guthen Muthes, daß wir den Feind derb geschlagen haben. Wir befinden uns alle wohl. Der arme Rothenburg ist in der Brust und am Arm verwundet; doch, wie man glaubt, nicht gefährlich. Leb' wohl. Du wirst, denk' ich, herzlich vergnügt seyn über die gute Neuigkeit, die ich dir erzähle." Im Lager zu Kuttenberg den 5. Juni: „— — Die in Berlin gedruckte Relation *), die gegenwärtig ohne Zweifel auf allen Kaffeehäusern in Europa circulirt, ist von mir selbst. Ich habe den ganzen Vorfall genau und wahrheitsgemäß auseinandergesetzt. — Ich lese viel, wenn ich keine wichtigeren Geschäfte habe. Mit einem Worte, mein Zelt sieht einer Philosophenwohnung weit ähnlicher, als des Diogenes lächerliche Tonne und das unanständige Kämmerchen des Leibnitz." Und mit den Worten, die Friedrich noch aus dem Lager bei Kuttenberg seinem Freunde zuruft, und die, wenn auch in abgezählten Worten und Sylben, doch manchen Blick in die Falten seines Innern gestattet. Den 10. Juni 1742 schreibt er:

„Für Künste kam ich in die Welt,
Und die neun Schwestern säugten mich.
Zu ihnen rief mich Alles hin
In meines Lebens Frühlingszeit.
Das Herz von Mitleid mir erfüllt,
Die Sitten kunstlos waren noch.
Am Stolz, den uns die Größe baut,
Fand wenig Lust mein Inn'res noch.

*) *Relation de la bataille de Chotusitz.* Berlin 1742. 4.

Ich schätzte nicht die Tapferkeit
Des Helden voller Tyrannei,
Den eine Schmeichlerschaar umringt.
Die Grazien, die Zärtlichkeit,
Der gaukelhafte Wahn der Brust,
Die vom Gefühl durchdrungen war,
Der Gott, der süße Freud' uns gibt,
Und schöne Wollust jeder Art —
Mit Blumen kränzten sie mein Haupt,
Die Cytherens Insel gab.

Nur wenig Tropfen trank ich erst
Aus diesem Becher vollen Glücks,
Bald trieb alsdann mich das Geschick
Zu einer weitern Bühne hin,
Die mancher große Wechsel trifft.
Ich stieg hinan, ob ungern zwar.
Mit einem stolzen Siegerblick,
Mit Glanz, der leicht verblenden kann,
Und brausend kühn, voll Eigensinn,
Erschien mir da des Ruhms Phantom.
Ich bot ihm reichen Weihrauch dar;
Und dieser falsche Gottesdienst,
Der wohl in seinem Wahne glänzt,
Doch fruchtbar an Gefahren ist,
Gab Kühnheit mir auf meiner Bahn.

Doch bald nun quälte mich der Ruhm;
(War ich ja nicht sein rechter Sohn)
Da kehrt' ich zu mir selbst zurück,
Und sah in seiner grausen Lust
Das Mißgeschick der Sterblichen,
Das ihre Raserei sich schafft;
Des Ungeheuers Schreckgestalt,
Das in den Strömen Blutes schwimmt,
Die seiner Wuth entquollen sind.
Es opfert sich die Menschheit auf,
Auf daß sein Name herrlich sey,
Auf daß es Weihrauch schlürfen kann,
Und seine Stirn ein Kranz bedeckt.

Nein! lieber werd' ich nie genannt!
Ich habe Nero's Wildheit nicht;
Der Tropfen Blut, der meinem Freund
Für meinen Sieg entquollen ist,
Füllt mir das Herz mit Todesgift;
Und werd' ich dann beglückter seyn,
Wenn mich der Zeiten Jahrbuch nennt?

Ein Hundert Jahr entrinne nur,
Was sag' ich? es vergeh' ein Jahr,
Dann stürzt ja selbst der größte Ruhm
In ewige Vergessenheit. —
In jener wundervollen Welt,
Die das Elysium umschließt,
Soll da der Mann, der heute starb,
Wohl mehr als all' die Helden seyn,
Die weggerafft des Todes Schwert?
Du stirbst; dein Name, den der Neid
Begeifert, ist selbst nach dem Tod
Vor schwarzer Läst'rung sicher nicht.
Beglückt, beglückt der Sterbliche,
Den stets sein guter Genius
Nur unbekannt, und still vergnügt
Bei seinem Schicksal leben läßt!
Man nannte meinen Namen nicht,
Eh' ich den Strahl der Sonne trank!
So werd' er denn auch später nicht genannt,
Wenn mich das Grab vernichtet hat."

Schon den 11. Juni 1742 wurden zu Breslau die vorläufigen Friedensbestimmungen unterzeichnet. Beide Theile versprachen, kein Bündniß einzugehen, das diesem Frieden entgegen wäre. Die Königin von Ungarn überließ, mit völliger Souveränität und Unabhängigkeit, von der Krone Böhmen und ihrer Lehensherrlichkeit an den König von Preußen und dessen Erben das Herzogthum Nieder- und Ober-Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen Distrikt Katscher; sie behielt aber von Schlesien das Fürstenthum Teschen, den jenseits der Oppa gelegenen Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und den südlichen Theil vom Fürstenthum Neiße, so daß 102 Quadratmeilen von Schlesien östreichisch blieben, während 841 schlesische Quadratmeilen preußisch wurden. Friedrich entsagte dagegen für sich und seine Erben allen alten und neuen Ansprüchen an die Königin von Ungarn. Er versprach, die katholische Religion bei ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen; allen Einwohnern wurden ihre Privilegien zugesichert, mit Vorbehalt unumschränkter Gewissensfreiheit für die Protestanten, und der dem Souverän des Landes zustehenden Gerechtsame. Weil einige Bezirke der katholischen Kirche unter der geistlichen Gerichtsbarkeit auswärtiger Bischöffe stunden, so wurde auch hieran vorläufig nichts geändert. Noch übernahm Preußen, die von englischen Kaufleuten pfandweise auf Schlesien geliehenen 1,700000

Thaler zu bezahlen. — Nach Austauschung der Ratifikationen zog der König seine Truppen aus Böhmen zurück. Ein Theil ging durch Sachsen, um in des Königs Erblande zurückzukehren; ein anderer Theil marschirte nach Schlesien, „um diese neue Eroberung zu beschützen.“

Sehr treffend sind die Worte, mit denen der König die Erzählung seiner ersten Thaten beschließt: „Wäre dieses große Unternehmen mißlungen, so hätte man den König für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; und da es gelang, sah man ihn als einen Glücklichen an. In Wahrheit, es ist nur das Glück, das über den Ruf entscheidet: wer vom Glücke begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt.“

Durch den Frieden Friedrichs mit Maria Theresia hatte sich derselbe von den früheren Verbindungen mit Baiern und Frankreich losgesagt, und um die Beweggründe hiefür genauer einzusehen und beurtheilen zu können, müssen wir auf den Fortgang der Angelegenheiten dieser Mächte näher eingehen. Nachdem der Churfürst von Baiern Prag erobert und sich daselbst als König von Böhmen hatte huldigen lassen, eilte er dem Rheine zu, um die Kaiserkrone der Deutschen zu empfangen. Denn schon war in Frankfurt das Wahlkollegium der Churfürsten versammelt. Der Marschall Belle-Isle, als französischer Geschäftsträger, leitete die ganze Wahlhandlung. Churfürst Karl Albrecht wurde einstimmig — natürlich mit Ausnahme der böhmischen Stimme — den 24. Januar 1742 als Karl VII. zum Kaiser erkoren. Dem prachtvollen Einzuge zu Frankfurt folgte zwölf Tage darauf die mit großem Glanze vollzogene Kaiserkrönung. Aber während Karl Albrecht nach Frankfurt geeilt war, um sich daselbst krönen zu lassen, hatte Khevenhüller die bairischen Linien bei Linz überstiegen, und Menzel streifte mit seinen Horden von Croaten und Panduren in Baiern. Der bairische General Törring wurde durch Bärenklau und Menzel in der Nähe von Scherding völlig geschlagen. Dadurch war Baiern preisgegeben, die französische Armee in Böhmen in bedenkliche Lage gebracht, und der französische General Segur genöthigt, in Linz eine Capitulation einzugehen, unter der Bedingung, daß er mit 10000 Mann abziehen dürfe. — Bald nachdem also Karl VII. als Creatur der Franzosen deutscher Kaiser geworden war, wurde ganz Baiern, mit Ausnahme weniger Plätze, wie Straubing, Landsberg und Ingolstadt, von den

Oestreichern erobert und mißhandelt *). Vergebens eröffnete Karl zu Frankfurt Reichstag und Reichsversammlung, er war ohne Ansehen und ohne Geld, und bei den deutschen Fürsten war kaum eine Spur von National-Eifer für ihren Kaiser zu treffen, den sie noch überdieß als einen schwachen Mann nicht hochstellten. Vergebens erschien ein neues französisches Heer in Deutschland; die Angelegenheiten der Verbündeten verschlimmerten sich stets, und in England trat noch zu Maria Theresia eine mächtige Stütze. Friedrich allein stand, wie immer, unter allen seinen Bundesgenossen kämpfend und siegend da: während die übrigen meist nach sich durchkreuzenden Planen gehandelt hatten, hatte er allein den glorreichen Sieg bei Chotusitz erfochten, und schloß darauf einen Separat-Frieden mit Oestreich. Friedrichs Grundsatz war, daß, wenn er ein Bündniß eingehe, er es bloß des Nutzens seines Staates wegen eingehe, daß er also, wenn es der Staatsvortheil erheische, auch dieses Bündniß wieder aufgeben müsse, da ja dann der Grund für dasselbe wegfalle. Der Friede, den er nun mit Maria Theresia geschlossen, schien durch früher eingegangene Verbindlichkeiten auf fremde Verhältnisse Rücksicht nehmen zu müssen; und die Art und Weise, wie er die damaligen Begebenheiten überschaute und beurtheilte, zeigen nicht minder den ausgezeichneten Scharfblick, als die delicate Feinheit, mit der er früher geknüpfte Bande löste, eine außerordentliche Gewandtheit beurkunden, die ihn, wie er schon in die Reihe der ersten Regenten und Feldherrn einzutreten begann, auch in die Reihe der ersten Politiker einführen. — Im Lager zu Kuttenberg den 15. Juni schrieb er an Jordan: „Da wäre ja endlich der Friede da, nach dem Sie so sehr geseufzt haben, für den so viel Blut vergossen wurde, und an dem ganz Europa beinahe schon zweifelte. Ich weiß nicht, was man von mir sagen wird.

*) Einen Begriff, wie Menzel und seine Horden in Baiern gehaust haben, mag nachstehendes Decret geben, welches er am 7. Jan. von Ried aus erließ: Daserne sich die sogenannten Landfähnler unterstehen würden, auf zu seyn und wider mich offensive zu agiren, so erkenne selbe für keine Miliz, wird auch nach der raison de guerre mit ihnen keiner Gestalt verfahren werden, maßen selbe in lauter Lumpengesindel, nichtswürdigen und odieusen Leuten bestehen, und also solche von mir mit keinem andern Tractement oder Pardon gewürdigt werden sollen, also daß Einer dem Andern Nasen und Ohren abschneiden, und wenn solches geschehen, der civilen Justiz zum Aufhenken sollen übergeben werden.

In der That rechne ich auf irgend einen satyrischen Pfeil und auf die gewöhnlichen Reden, die Gemeinplätze, welche Gecken und Ignoranten, mit Einem Worte Leute, die nicht denken, einander stets nachbeten. Aber ich bekümmere mich wenig um das unsinnige Geschwätz des Publikums, und frage alle Professoren der Jurisprudenz und der politischen Moral, ob ich dann, wenn ich meine Verbindlichkeiten nach meinen besten Kräften zu erfüllen gesucht habe, mich jetzt nicht davon lossagen darf, da ich hier einen Alliirten gar nichts, und dort einen andern nichts Kluges thun sehe, und da ich noch obendrein besorgen muß, bei dem ersten Unfall werde der stärkste und mächtigste meiner Alliirten einen geheimen Frieden schließen und mich ganz verlassen. — Ich frage, habe ich in einer Lage, worin ich den Untergang meiner Armee, die Erschöpfung meines Schatzes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung meiner Staaten, das Unglück meiner Unterthanen, mit Einem Worte, worin ich alle die Widerwärtigkeiten voraussah, denen das unsichere Glück der Waffen und die Falschheit der Politiker aussetzen — hat in einer solchen Lage ein Souverän nicht das Recht, sich durch einen klugen Rückzug vor einem gewissen Schiffbruch, oder vor einer augenscheinlichen Gefahr zu retten?

„Fragt man nach Ruhm? Meine Truppen haben dessen genug erworben. Nach Vortheilen? Meine Eroberungen beweisen sie. Verlangt man, die Truppen sollen sich zum Krieg gewöhnen? Nun so berufe ich mich auf das unwiderlegbare Zeugniß meiner Feinde. Kurz, diese Armee kann an Tapferkeit, Stärke, Ausdauer in Beschwerlichkeiten und in Allem, was Truppen unüberwindlich macht, nicht übertroffen werden.

„Bezeichnet man den Spieler als einen klugen, der, wenn er ein sept-leva gewonnen hat, den Tisch verläßt; so muß man noch mehr das Betragen eines Kriegers billigen, der sich nach einer Reihe von vortheilhaften Siegen vor Fortunens Launen zu sichern weiß. — Sie werden mich nicht verdammen, aber wohl jene Stoiker, die mit ihrem kalten Temperamente und ihrem verbrannten Gehirne sich zur strengen Moral hinneigen. Nun, ich werde ihnen erwiedern: Ihr thut recht wohl daran, eure Grundsätze zu befolgen; aber zu dieser strengen Tugend schickt sich die Romanenwelt besser, als unsere Erde; und überdieß hat eine Privatperson andere Beweggründe, ein ehrlicher Mann zu seyn, als der Souverän. Bei jenem betrifft es nur seinen persönlichen Vortheil, um diesen muß er beständig dem Wohl

der Gesellschaft aufopfern; folglich ist es seine Pflicht, nach der strengen Moral zu leben, da die Regel fest steht: Besser, daß ein Mensch leide, als daß die ganze Nation zu Grunde gehe. — Ein Souverän hat das Wohl des ganzen Volkes zum Ziel, und seine Pflicht erheischt, daß er es ihm bereiten soll. Um dahin zu gelangen, muß er sich selbst aufopfern, also noch weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen, dem Wohl seines Volkes entgegen zu seyn."

Ob diese Grundsätze je anwendbar seyen, und ob sie in diesem Falle angewendet werden können, bleibt hier noch dahingestellt. Jedenfalls hat Friedrich hier einen Grundsatz ausgesprochen, der für die Würdigung seines eigenthümlichen Charakters von großer Bedeutung ist: er wußte inne zu halten und seinen Planen Schranken zu setzen. Wenn man dieses betrachtet, steht er höher als manche Helden der alten und neuen Zeit (Alexander, Napoleon); denn es ist weit schwerer für den Helden, stille zu stehen auf der einmal betretenen Bahn des Ruhms, als vorwärts zu schreiten.

So glaubte Friedrich den abgeschlossenen Frieden bei sich und den Freunden seiner Denkweise genugsam rechtfertigen zu können, aber bei der Eröffnung des geschlossenen Friedens an die Bundesgenossen mußte man mit Behutsamkeit und Umsicht zu Werke gehen, denn jene Gründe mochten wohl hier nicht unverholen zu erklären seyn. Zwar wußte Friedrich, daß Frankreich, wenn es seiner wieder bedürfe, sich doch wieder an ihn wenden würde, denn nicht seiner Moral, sondern seiner Streitkräfte wollte man sich versichern. Dennoch wollte der König diese Macht keineswegs beleidigen, vielmehr suchte er sie mit der Feinheit, deren solche Gegenstände bedürfen, zu behandeln, und er begnügte sich, aus einem ehemaligen Theilnehmer am Schauspiele jetzt bloßer Zuschauer geworden zu seyn. In dieser Absicht schrieb Friedrich einen Brief an den Kardinal Fleury, worin er ihm weitläufig die Dienste, die er dem Bunde geleistet, auseinandersetzte und die Lässigkeit der übrigen Bundestruppen schilderte, durch die er in die mißlichste Lage hätte kommen können, in die nämlich, daß seine Erbländer angegriffen worden wären. „In dieser bedenklichen Lage — heißt es am Schlusse dieses Briefes — sah ich, zum größten Kummer meines Herzens, mich in die Nothwendigkeit versetzt, mich aus dem Schiffbruch zu retten und einen sichern Hafen zu gewinnen. Wenn mißliche Ereignisse mich gezwungen haben, ein Mittel zu ergreifen, welches die Noth rechtfertigt; so werden Sie doch stets mich treu in der Erfüllung derjenigen Pflichten finden, deren Vollziehung allein von mir abhängt. Niemals werde ich die von mir unterzeichnete Ent-

sagung *) auf die Herzogthümer Jülich und Berg widerrufen; weder mittelbar noch unmittelbar werde ich die bei dieser Erbfolge festgesetzte Ordnung stören: eher würde ich meine Waffen gegen mich selbst als gegen Frankreich kehren. Stets werde ich einen gleichen Eifer bezeigen, den Vortheil des Königs Ihres Herrn und das Beste seines Königreiches zu befördern. Der ganze Verlauf des Krieges ist voll von Beweisen meiner willfährigen Treue gegen meine Bundesgenossen; davon müssen Sie so überzeugt seyn, wie von der Wahrheit der oben angeführten Thatsachen. Ich bin überzeugt, mein Herr, daß Sie es mit mir bedauern werden, daß Plane, die für Europa so heilsam waren als die unsrigen, durch die Launen des Schicksals haben mißlingen müssen. Ich bin u. s. w." — In eben so verbindlichen Ausdrücken antwortete der Kardinal, bedauernd, daß man sich nicht früher besser verständigt und die weisen Plane des Königs befolgt habe: „Ew. Maj. werden jetzt der Schiedsrichter Europa's — heißt es hier — und dieß ist die glänzendste Rolle, die Sie jemals übernehmen können. Vollenden Sie dieselbe, Sire, dadurch, daß Sie den Vortheil Ihrer Bundesgenossen und des Kaisers so viel als möglich berücksichtigen. Dieß ist Alles, was ich bei meiner jetzigen Niedergeschlagenheit Höchstdenselben vorzustellen die Ehre haben kann. Nie werden meine Wünsche für das Wohl Ew. Majestät aufhören, noch meine Verehrung, mit welcher ich verharre rc." So endigte sich dieses Bündniß, wo, während man gegen den Feind mit den Waffen in der Hand kämpfte, sich gegenseitig die Parteien einander durch List und Ränke zu besiegen strebten. — Ueber das Verhältniß, in das Friedrich nun zum deutschen Kaiser Karl VII. trat, wird uns der Verlauf der Geschichte belehren. Der König reiste gegen Ende Juni's nach Glatz, Neiße und Breslau, wo er in Beziehung auf die Befestigungswerke dieser Plätze, und auf die innere Einrichtung Schlesiens Anordnungen traf, die er dann bald darauf ausführen ließ. Den 12. Juli kam der König in Berlin an, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Den 28. Juli genehmigte er den Frieden von Breslau, und in diesen Frieden wurden Georg II. als König von England und als Kurfürst von Hannover, die russische Kaiserin, das Haus Wolfenbüttel und Kursachsen eingeschlossen.

Als der Friede geschlossen wurde, fanden sich nur noch 150000 Thaler in dem Schatze des Königs. Dessenungeachtet wurden die Festungswerke von Glatz, Brieg rc. mit großer Betriebsamkeit vermehrt und

*) Bei dem Eintritt in den Nymphenburger Traktat.

ausgebessert. — Auch für die innere Einrichtung Schlesiens konnten nun durchgreifende Maßregeln getroffen werden. Zwar hatte man schon während des Krieges manche neue Einrichtungen daselbst gemacht, aber jetzt erst konnten diese allgemein angewendet werden. Die Provinz Schlesien zählte damals 53 Immediatstädte, 108 Mediatstädte und 4923 Dörfer, die von anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt waren. Des Königs eifrigstes Streben war es, Schlesien, das den Druck beiderlei Kriegsmächte gefühlt, möglichst schnell dafür zu entschädigen. Schlesien stand daher nicht, wie die alten Provinzen, unter dem Generaldirektorium, sondern der schlesische Departementsminister stand unmittelbar unter dem Könige. Um das ungleiche Steuerwesen besser zu ordnen, war eine Haupt-Steuerregulirungs-Kommission zu Breslau zusammengetreten, welche die Abgaben so vertheilte, daß dem Adel 28½ pr. Ct., dem Bauernstande 34 pr. Ct. zuerkannt wurden. Aber häufige Beschwerden wurden bei dem Könige wegen dieses neuen Besteurungssystems eingelegt, und erst im Juni 1744 war es möglich, nach Ausgleichung der verschiedenen Rechtsansprüche, dasselbe so festzustellen, daß die bischöflichen Dominien 33⅓ pr. Ct., die geistlichen Stiftsdominien 50, die ritterlichen Commenden 40⅔, die weltlichen Dominien 28⅓, die Pfarrer, Schulmeister und Kirchenschreiber 28⅓, die Bauern und kleinen Ackerleute 34 pr. Ct. des reinen Ertrags von nun an entrichten mußten. Zum Behufe der Erhebung dieser Steuern wurden für ganz Schlesien zwei Kriegs- und Domänenkammern entrichtet, die eine zu Breslau und die andere zu Großglogau. Diese hatte nun die Verwaltung der schlesischen Finanzen, wie sie aus den Steuern, den Accise- und Domänen-Gefällen bestanden. Jedes der beiden Kammerdepartements hatte auch ein Collegium medicum et sanitatis. Das Accisesystem wurde eben so eingerichtet, wie in den königlichen Erbländern. Nur die Städte entrichteten Accise, nicht aber die Flecken, Dörfer und Schlösser, die dagegen eine Kontribution, die im Kriege, wie im Frieden unabänderlich bestand, an den Landesherrn abzutragen hatten. — Auch das Postwesen der Provinz blieb abgesondert, und die Volkszählungen in Schlesien gingen von dem schlesischen Minister unmittelbar an den König, ohne dem Generaldirektorium vorher mitgetheilt zu werden.

Ebenso war auch das Justizministerium ganz neu organisirt worden. Der König setzte zwei Oberamtsregierungen ein, die eine ebenfalls zu Breslau, und die andere ebenfalls zu Großglogau. Breslau, welches unter der vorigen Herrschaft fast alle die Freiheiten und Rechte einer freien Reichsstadt genossen hatte, erklärte der König den 21. Juni

1742 zur dritten Haupt- und Residenzstadt seines Reichs, und befreite die Einwohner derselben von Rekrutirungen. Zwei große Messen wurden daselbst errichtet, die in kurzer Zeit besonders dadurch sehr besucht wurden, daß die Einkäufer von jeder Abgabe frei waren, und daß eine eigene Handelskommission niedergesetzt wurde, die über alle kaufmännischen Streitigkeiten ohne Zeitverlust entschied. Neue Posten wurden in Schlesien für die Kaufleute angelegt, und der König ließ bei Krossen einen ganzen Berg abgraben, um die Ab- und Zufuhr der Waaren zu erleichtern. — Um die Kirchen-Angelegenheiten Schlesiens zu ordnen, wurden zwei Oberkonsistorien daselbst errichtet, bestehend aus einem katholischen Prälaten, einem evangelischen Geistlichen und aus weltlichen Räthen. Der Oberpräsident derselben war Fürst Carolath.

Vornemlich aber ging des Königs größte Thätigkeit dahin, durch Handel, Gewerbe, Manufakturen und Fabriken den Wohlstand Schlesiens wieder herzustellen. Künstler und Manufakturisten aller Art wurden nach Schlesien eingeladen, und durch Freiheiten und Belohnungen aller Art aufgemuntert. Da aber den Leuten das vorige Regierungssystem noch frisch im Andenken lebte, wo man nicht selten Gefahr lief, gewaltsam in preußische Uniform gesteckt zu werden, so wagten es Viele nicht, von diesen vielversprechenden Einladungen Gebrauch zu machen. Der König erließ daher ein geschärftes Edikt gegen gewaltthätige Werbungen, und erwarb dadurch seinem Lande eine Menge geschickter und arbeitsamer Leute. — In eben dieser Absicht befreite der König das ganze Fürstenthum Jauer und zwei Kreise des Fürstenthums Schweidnitz — wie schon früher Breslau — von den Rekrutirungen.

Aber während des Königs Sorgfalt für Schlesien sich so sehr hervorstellt, wachte er nichts desto weniger über das Wohl seiner alten Unterthanen. Noch mitten im Kriege hatte er manche heilsame Verordnungen erlassen. So z. B. ein Trauerpatent, um dem Luxus und unnöthigen Aufwand bei Begräbnissen zu steuern; eine Depositalordnung, welche die Sicherung der gerichtlich niedergelegten Gelder bezweckte, und als ein Muster von strenger Pünktlichkeit und Sachkenntniß betrachtet werden kann. — Jetzt aber, da ihn der Friede ganz seinem Lande wiedergegeben hatte, strebte er unverrückten Auges nach dem Ziele hin, die inneren Kräfte seines Staates zu erhalten und zu steigern. Nicht wie sein Vater, der, um die Kräfte in seinem Staate zu erhalten, wie in einem zweiten Sparta die Menschen in demselben zu vertilgen strebte, indem er nur Soldaten wollte. Frie-

drichs Geist sah leicht ein, daß dieß ein geschraubtes, widernatürliches Verhältniß sey. Nicht dadurch, daß er den Luxus verbot, erhielt er das Geld im Staate, sondern dadurch, daß er Fabriken und Erwerbszweige aller Art demselben gab, circulirte das Lebensblut des Staatsorganismus nur rascher und häufiger. Sein Plan war, seine Staaten in Absicht ihrer Bedürfnisse, sowohl derer, welche die Nothwendigkeit, als derer, welche der Luxus verlangte, von den Nachbarstaaten völlig unabhängig zu machen. Er suchte daher dem Staate, ohne daß er den eigentlichen Haltpunkt seiner Militärmacht untergrub, so viel als möglich, arbeitsame Hände wiederzugeben. Den 2. August 1742 erließ er daher folgende Ordre an den General-Feldmarschall Fürsten von Dessau: „Ich will, daß bei allen Regimentern, allen denjenigen Enrollirten in ihren Kantons, welche wegen Alters oder allzukleinen Statur, in denen Kompagnien, worunter sie gehören, nicht eingestellet, oder wirklich gebraucht werden, der Abschied, ohne daß dafür das allergeringste, es sey an Gelde oder sonsten was gefordert, noch genommen werde, ohnweigerlich gegeben werden soll, damit solche Leute ungehindert heirathen können, und sich häuslich niederlassen, auch dadurch sowohl meine Länder desto mehr peupliret, als auch die Güter und Höfe, wo es an Wirthen fehlet, gehörig besetzt werden mögen 2c.“ — Auch suchte der König dem Seidenbau empor zu helfen; that den Unterthanen Vorschüsse zu Maulbeerpflanzungen; theilte unentgeldlich Seidenwürmer aus, und setzte Belohnungen auf gewisse Quantitäten im Lande erzeugter Seide. Um den Umtrieb des inländischen Handels zu erleichtern, ließ er auch mit großen Kosten bei Plauen in der Mark einen Kanal graben, der nach zwei Jahren glücklich zu Stande kam.

Aber während des Krieges, und wohl noch von früheren Zeiten her, hatte sich der alte Krebsschaden schwacher oder unbeaufsichtigter Regierungen am preußischen Staatsorganismus festgesetzt, es war dieß eine Art von Büreaukratie, d. h. der Zustand, wo Wohlfahrt und Eigenthum des Bürgers der Willkür des Richters und Beamten anheimgegeben ist, wo persönliche Neigungen, Leidenschaften und Interessen statt des Gesetzes herrschen. Was mochte es nützen, wenn man für Betriebsamkeit und Fleiß sorgte, wenn man nicht auch darauf bedacht war, daß die Früchte des Fleißes und der Betriebsamkeit ungehindert genossen werden konnten? Wie sonst immer, so trat Friedrich auch hier mit kräftiger Energie auf. Unumwunden erklärte er, wo er Uebelstände bemerkte, sein Mißfallen, und schnell folgte die gerechte Strafe den Pflichtvergessenen. Und noch jetzt kann Friedrichs

Thätigkeit in Beziehung auf Beamte und Staatsdiener als ein Muster betrachtet werden. Schon den 7. August 1742 erließ Friedrich nachfolgende Kabinetsordre an das Generaldirektorium: „Se. K. M. in Pr. ꝛc. Unser allergnädigster Herr, haben zeithero zum öftern wahrgenommen, wie daß sehr viele Unterthanen die bitterlichsten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführet, als durch welche letztere sie nicht nur sehr heruntergekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzet worden, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen, und das Land verlassen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie, ohnerachtet solche gehöriger Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden, nachdem die mehresten der Kriegs- und Domänen-Kammern das Principium führen, daß man in solchen Fällen dem Beamten nicht abstehen, sondern etwas connisiren müsse, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Kammer in die Verlegenheit setzen möchte, einen neuen Pächter sogleich zu finden, anderer Ursachen, die Se. K. M. hier noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken.

Wie aber höchstgedachte Se. K. M. dergleichen Unwesen nachzusehen keineswegs gemeint sind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch allerhand Chicanen und allerhand pflicht- und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen; als erinnern Höchstdieselben Dero General-Direktorium hiedurch zuförderst so gnädig als alles Ernstes, hinführo in diesem Stück mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen, und wenn diese über ihre Amtleute Beschwerde führen, die Sache nicht so obenhin anzusehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderblichen Proceduren zu conniviren, sondern vielmehr die Krieges- und Domänen-Kammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalen ohne Hülfe lassen, und allen Egard von den Beamten, das Amt sey auch so groß und important es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite setzen sollen.

Se. K. M. müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal daran souteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren, und mit

deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselbe ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselbe dann dem Generaldirektorio aufgeben, den Krieges- und Domänenkammern deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämmtliche Beamte erinnern zu lassen, mit denen Unterthanen christlich umzugehen, und selbige nicht auf eine ungebürliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Se. K. M. auf Dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden sollten, Sie ein rigoureuses Exempel an solchen statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt verpachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß, wenn ein Beamter einen Unterthan oder Bauer aus dem Lande jaget, es so kriminel sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Glied verjagen sollte :c." Durch diese und ähnliche Maßregeln sorgte Friedrich wachsamen Auges, daß Recht und Gerechtigkeit in seinen Landen strenge gehandhabt würde, und neue Regsamkeit und Thätigkeit war in allen Theilen der Staatsverwaltung sichtbar.

So sorgte Friedrich durch Beförderung der Industrie und des Handels, durch strenges Wachen über Recht und Eigenthum für das materielle Wohl seiner Unterthanen. Auf dieses allein aber, das, indem es den höheren Anforderungen des Menschen und Bürgers noch lange nicht genüget, zugleich auch an und für sich selbst den Charakter der Halbheit und Schwäche trägt, konnten sich seine Bestrebungen nicht beschränken. Es gehörte vielmehr zu seinem eifrigsten Streben, durch Künste und Wissenschaften diesen Adel der Menschheit, seine Unterthanen aufzuklären und zu bilden, und so erst ihnen das wahre, volle Wohl des Menschen zu bereiten. Waren jedoch die Maßregeln, die er hiezu wählte, nicht immer die geeignetsten, so ist — obgleich sich Friedrich stets alle Mühe gab, „das Genie seines Volkes zu ergründen" — die Ursache hievon in der ganz französischen Bildung des Königs zu suchen. — Während des ersten schlesischen Krieges hatte Friedrich wenig für die Wiederbelebung der Akademie der Wissenschaften wirken können. Alles, was er thun konnte, war, daß er Männer von großem Rufe an sich zog, und sie mit der ihm eigenen Loyalität selbst aus dem Kriegslager begrüßte. So erhielt Euler, der, durch Suhm veranlaßt, von St. Petersburg nach Berlin gekommen war, von dem Könige Anfangs September 1741 ein Bewillkommnungsschreiben aus dem Lager bei Reichenbach. Aber auch die Minister und nächsten Umgebungen des Königs fühlten wohl, daß sie, um seinen Beifall zu erhalten, Freunde der Wissenschaften und Künste seyn

müßten; die Muße, die ihnen der erste schlesische Krieg gewährte, schien die Aufforderung hiezu zu enthalten. So geschah es denn, daß der General-Feldzeugmeister Graf v. Schmettau und der Minister von Borcke im Jahre 1741 eine gelehrte Gesellschaft errichteten, die sich abwechselnd bei dem einen oder dem andern versammelte. Die Gesellschaft sollte nach ihren Statuten „kein Kaiserthum oder Königreich der Wissenschaften, sondern eine Republik derselben seyn, deren Bürger, wenn man sich von ihren Arbeiten etwas Vorzügliches versprechen will, eine große Freiheit genießen müssen." Als Friedrich das Bestehen dieser Gesellschaft erfuhr, erklärte er sich für ihren Beschützer, und räumte zu ihren Versammlungen ein angemessenes Zimmer im Schlosse ein. Zugleich aber faßte er den Entschluß, dem Forschungsgeiste in seinem Staate jetzt einen ausgedehnteren Wirkungskreis und einen festeren Anhaltspunkt zu geben. Die Statuten für die neu zu errichtende Académie des Sciences et belles lettres wurden festgesetzt, und den 23. Jan. 1744 konnte sie ihre erste Sitzung auf dem Schlosse halten. Friedrich erklärte sich zu ihrem Protektor, und versprach, ein thätiges Mitglied derselben zu seyn. Schon dadurch, daß diese Gesellschaft einen Friedrich unter ihren Mitgliedern zählte, stand zu erwarten, daß beständige Regsamkeit und Thätigkeit sie beleben würden, daß sie nicht zu einer Gallerie großer gelehrter Curiositäten herabsinken würde, sondern daß ein auf das Leben und die Lösung seiner höheren Fragen gerichteter Sinn den Gang ihrer Thätigkeit leiten werde. Friedrich selbst zeigte sich auch wirklich als eifriger Arbeiter und den Weg, welchen er hiebei eingeschlagen, zeigen schon die Titel seiner Arbeiten. In den Jahren 1746, 1747 und 1748 ließ er seine Abhandlungen über die Geschichte des brandenburgischen Hauses vorlesen: Später: Betrachtungen über den Einfluß der Religion, Sitten und Gebräuche; über die Fortschritte des preußischen Volkes in Künsten und Wissenschaften; Betrachtungen über die Regierungsformen, über die Gesetze u. s. w. Auch die schönen Lobschriften, die Friedrich über verdienstvolle Männer nach ihrem Tode abfaßte, und seine philosophischen Abhandlungen, z. B. „Ueber die Selbstliebe," ließ er durch seine Sekretäre öffentlich vorlesen. — Im Uebrigen war die Einrichtung der Akademie diese: Der König selbst war der Protektor. Die Oberaufsicht wurde vier Staatsministern anvertraut, welche halbjährlich im Vorsitze wechselten. Diese Minister waren: der Graf Schmettau, Graf Gotter, Freiherr v. Viereck und v. Borcke. Die Akademie selbst war in vier Klassen gesondert, von welchen die erste sich mit der Physik, die zweite mit der Mathematik, die dritte mit

der spekulativen Philosophie, und die vierte mit der Philologie beschäftigte. Eigentliche Theologie, die bürgerlichen Rechte, die bloße Poesie und Redekunst als solche waren Gebiete, die nicht berührt werden durften. Jede der vier Klassen bestand aus sechs Mitgliedern, welche in Berlin zu wohnen und jährlich eine oder zwei Abhandlungen auszuarbeiten verpflichtet waren. Sechszehn Plätze wurden für vornehmere königliche Staats- und Krieges-Bediente, welche Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften seyn sollten, bestimmt; diese hießen Ehrenmitglieder. Eine Kommission, aus den vier Direktoren, dem Sekretär und dem Bibliothekar zusammengesetzt, sollte die Herausgabe der Memoiren besorgen. Die beste Schrift über eine von der Akademie gegebene Materie — und statutenmäßig mußte in diesen Aufgaben mit der Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie gewechselt werden — hatte eine Belohnung von 50 Dukaten in einer Denkmünze zu erwarten. — Den 23. Januar 1744, als dem Tage vor dem Geburtstage des Königs, hielt die neue Akademie zum ersten Male ihre Versammlung in dem königlichen Schlosse, die sie bis zum Jahre 1749 alle Donnerstage daselbst fortsetzte, in welchem Jahre sie ein eigenes Gebäude erhielt. — Unmittelbarer Einfluß auf die Bildung des Volkes — neben den dadurch erlangten Geldvortheilen — wurde dieser Akademie dadurch ertheilt, daß sie den 7. März 1744 den „privativen Verlag des Kalenderwesens“ erhielt. Die Absicht war, auf diesem Wege, durch die Verbreitung gesunder und vernünftiger Ansichten, die Ausgeburten des Aberglaubens und der Geistesverfinsterung zu verdrängen; ein Mittel, das bis jetzt noch immer zu wenig angewendet wurde, um die niederen Stände und besonders den Landmann aus der Barbarei des Aberglaubens zu reißen, über eigentliche Interessen zu belehren, und zu einer höhern Kultur heranzubilden.

Um zur Erweckung eines regen Sinnes für die Kunst und zur Bildung eines besseren Geschmacks beizutragen, kaufte der König noch während des Krieges von dem französischen Kardinal v. Polignac die schöne Antiken-Sammlung, welche derselbe in Italien zusammengebracht hatte. Auch legte er ein Münzkabinet an, und faßte die Idee einer öffentlichen Büchersammlung, so wie er sie späterhin ausführte. — Nichts erfreute aber den König, nach seiner Zurückkunft aus dem Felde, mehr, als das fertig gewordene prachtvolle Opernhaus, dessen Bau bereits 1740 begonnen hatte. Aus Italien waren die Sänger und aus Frankreich die Tänzer geworben worden, um dem Publikum Besseres und Gediegeneres zu bieten, als man damals auf den meisten

deutschen Bühnen gewohnt war. Wieder griff man zu dem Ausländischen, doch mochte auch die italienische Musik den Grund zu einer bessern Geschmacksbildung legen. Auch war es Friedrich hierin mehr um die Befriedigung seiner eigenen Wünsche zu thun. Die erste Oper, welche aufgeführt wurde, hieß Kleopatra. So sehr beschäftigte dieß Vergnügen den König, daß er sogar den Proben anwohnte, mit Sängern und Tänzern sich unterhielt *), und Vieles nach seinen eigenen Ideen anordnete. — Auch andere kunstvolle Bauten wurden theils entworfen, theils nach Friedrichs eigenen Angaben, zu denen er sich die Ideen aus den Werken der italienischen Baumeister sammelte, begonnen.

Aber neben allem diesem war sein Hauptaugenmerk auf den Grundpfeiler seines Staats, auf die militärische Macht, gerichtet. Sogleich nach dem Feldzuge war die Armee um 18000 Mann vermehrt worden **). Vielen Mängeln, welche Friedrich während des letzten Feldzuges bemerkt hatte, wurde abgeholfen, und überall war mit rastloser Thätigkeit der König selbst gegenwärtig. Namentlich suchte er seine Reiterei, die noch immer das nicht vollkommen leistete, was man von

*) Man erzählt: Ein italienischer Sänger, dem der König den Namen Porporino gegeben, habe sich der besonderen Gunst des Königs erfreut. In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ließ er denselben nach Breslau kommen, und fragte ihn, wie es ihm gehe? „Traurig genug, war die Antwort, da ich die Gegenwart Ew. Majestät so lange habe entbehren müssen, und da die mißliche Lage, worin Sie sich befinden, mich oft in Furcht gesetzt hat.“ Der König klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: „ich hoffe bald Ruhe zu bekommen, und dann will ich auch an Sie denken.“ — „Das haben, erwiederte Porporino, Ew. Majestät schon so oft gethan.“ — Dieser Ausdruck fiel dem König auf. „Wann denn? Wann denn?“ fragte er. „Ew. Majestät — fuhr Porporino fort — machten mich zum Kaiser und König; allein es half mir nicht viel, denn diese Würden dauerten immer nur wenige Stunden.“ Der König lachte herzlich, und sagte: „Dem sey wie ihm wolle, so versichere ich Sie: mancher wirkliche Kaiser und mancher König hat nicht mehr gethan, als Sie im Carneval, wenn Sie in den Opern königliche und kaiserliche Rollen spielten.“ — So auch hatte der König einen Intermezzo-Sänger Namens Crichi, der durch sein komisches Spiel unwiderstehlich zum Lachen fortriß. Oft nahm sich der König vor, ernsthaft zu bleiben; da ihm aber dieß nicht gelang, kam es zu Wetten, die Crichi jedesmal gewann.

**) Dem alten Gebrauche gemäß setzte man auf die Fahnen die Inschrift: „Für Gott und Vaterland.“ — Der König ließ das „Für Gott“ streichen, indem er sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, aber nicht die Religion.“

ihr fordern konnte, besser einzuüben, und überhaupt brauchbarer zu machen. Den Officieren der Infanterie ließ er gründlicheren Unterricht in den taktischen Kenntnissen ertheilen, um ihren Gesichtskreis zu erweitern. Im Sommer des Jahres 1743 erhielten alle Regimenter neue Reglements, welche sehr umständlich und gründlich ausgearbeitet waren; aber „wohl verwahret und an keinen gezeigt werden sollten." Im März 1743 reiste der König nach Neiße, um die dort bereits begonnenen Festungserweiterungen zu besichtigen, und den 30. März legte er, unter großen Feierlichkeiten, den Grundstein zu dem Fort Preußen. Während dessen wurde an der Verbesserung der Festungswerke zu Brieg, Glogau, Cosel und Glatz emsig fortgearbeitet. Schon im März desselben Jahres reiste der König wiederum nach Schlesien, um über die daselbst stationirten 35000 Mann Heerschau zu halten und den raschen Fortgang der Festungsarbeiten zu betreiben.

Durch solche und andere Reisen, die Friedrich in alle Provinzen seines Landes machte, wurde gewöhnlich das ordnungsmäßige Leben Friedrichs auf kurze Zeit unterbrochen. Zwischen den Pflichten des Berufs und seinen Genüssen und Lieblingsneigungen hatte er weise seine Zeit getheilt. Wenn er dann oft den größten Theil des Tages gewissenhaft der Erfüllung seiner schweren Regentenpflichten gewidmet hatte, fühlte er seinen Geist entfesselt in dem wohlthuenden Umgange mit seinen Freunden, wo er sich oft so ganz des Königs entäußerte, und nichts war, als Freund und witziger Kopf. Jeder öffnete dann sein Magazin von Bemerkungen, Erfahrungen, Charakterzügen, Anekdoten und auch wohl kleinen Scherzen; jeder beeiferte sich, eine neue frappante Wendung hervorzubringen, und so, im freien lebhaften Räsonnement, mit allen Feinheiten der Conversation ausgestattet, verlebte Friedrich und seine Freunde die seligsten Stunden. In einem solchen Kreise durften Kunst und Poesie gewiß nicht fehlen, und neben den Concerten, die Friedrich oft selbst auf der Flöte gab, erfreute er seine Freunde durch scherzhafte (meist satyrische) Gedichte und Epigramme, die er an sie richtete. So schrieb Friedrich zur Hochzeitsfeier seines Freundes Cäsarion (Kaiserlingk) ein Lustspiel *), das er an dem Tage der Hochzeit aufführen ließ. — Auch Voltaire, mit dem Friedrich auch während des Krieges in lebhaftem Briefwechsel gestanden war, kam

*) „L'école du Monde, comédie en trois actes par M. Satyricus." Da Friedrich selbst diese für einen bloßen Scherz und noch obendrein für mißlungen hielt, ist sie nie in den Druck gegeben worden.

gegen Ende Augusts 1743 zu dem Könige nach Potsdam, und schloß sich dem schönen Kreise an. Er erfüllte des Königs Erwartungen vollkommen: er zeichnete sich in der Gesellschaft eben so vortheilhaft aus als in seinen Schriften. Seiner Kenntniß entging nichts — sagt Friedrich selbst von ihm — seine Unterhaltung war eben so lehrreich als angenehm, seine Phantasie eben so glänzend als fruchtbar; sein Witz so schnell als sein Geist gegenwärtig; durch den Zauber der Einkleidung belebte er die trockensten Materien, mit Einem Worte: er war das Vergnügen und die Seele der Conversation. Schon gegen das Ende Oktobers aber reiste Voltaire wieder ab, und das beiderseitige Vergnügen scheint einigermaßen dadurch getrübt worden zu seyn, daß Voltaire nicht als Dichter seinen Verehrer, nicht als Beförderer der Aufklärung deren Beschützer besuchte, sondern er (wie er selbst gesteht) „die Absicht hatte, mit dem Könige geheim eine Diversion zum Besten Frankreichs zu unterhandeln." In Friedrichs Worten hierüber spricht sich ein gewisses Mißbehagen und ein gewisser Spott über Voltaire's Diplomatie aus. „Während dieser Zeit — heißt es in der Geschichte meiner Zeit — kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, so hielt er dieß für hinreichend, sich das Ansehen eines Unterhändlers zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigem Schwunge in das große Gebiet der Staatskunst. Er hatte keine Beglaubigungsschreiben; seine ganze Gesandtschaft wurde eine Spielerei, ein bloßer Scherz."

Während Friedrich Manufakturen und Fabriken anlegte, das Justiz- und Verwaltungswesen beaufsichtigte, während er für die Beförderung der Künste und Wissenschaften arbeitete, sein Militär übte, und wieder im traulichen Kreise ganz den Musen, dem Scherze und der Freundschaft lebte, folgte er unverwandten Blickes allen Begebenheiten des damaligen Europa's, und suchte sein Ansehen zu behaupten und zu vermehren, jetzt zwar nicht durch die Macht der Waffen, wohl aber durch seine Ueberlegenheit in Unterhandlungen. Keineswegs war es die Absicht Friedrichs, dadurch die Streitigkeiten der noch übrigen kriegführenden Mächte zu schlichten; seine Absicht war: „das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Parteien so zu halten, daß die eine nicht zu viel Uebergewicht über die andere gewinne. Man mußte zu bewirken suchen, daß der Kaiser nicht vom Throne gestoßen, und die Franzosen nicht aus Deutschland vertrieben würden." Oestreich — obgleich seit dem Breslauer Frieden stets vom Kriegsglücke begünstigt — erschöpfte doch, je länger der Krieg dauerte, seine Hilfsquellen, da hingegen Preußen, je länger der Friede dauerte, desto mehr seine Käfter

wachsen sah. — Dennoch wünschte Friedrich, ohne seine Neutralität offen zu brechen, der Sache des Kaisers einigen Beistand leisten zu können. Als auf dem Reichstage der Plan entworfen wurde, die deutschen Fürsten sollten einen deutschen Kreisbund schließen, welcher eine neutrale Reichsvermittlungs-Armee ins Feld stellen sollte; war der König der erste, der sich zur eifrigsten Theilnahme erbot, denn unter diesem Vorwande hätte er seine Truppen dazu stoßen lassen können, und dieses Heer würde sodann Baiern gedeckt haben. Aber Maria Theresia erklärte, das deutsche Reich könne in dieser Sache nicht Vermittler seyn, weil es selbst die pragmatische Sanktion garantirt habe, und die Vermittlungsarmee kam nicht zu Stande. „Hätte Frankreich — bemerkt Friedrich hier — diesen Plan mit einigen zur rechten Zeit vertheilten Geldsummen unterstützt, so wäre er gelungen; die schlechteste Haushaltungskunst eines Fürsten ist die, wenn er nicht sein Geld hinzugeben versteht, wo es die Zeitumstände erfordern."

Nachdem Preußen und Sachsen vom Kriegsschauplatze abgetreten waren, hatte sich das östreichische Heer auf der einen Seite gegen Baiern, auf der andern Seite gegen die unter Broglio und Belle-Isle in Prag eingeschlossenen Franzosen gewendet. Der französische General Harcourt hatte die Oestreicher aus München vertrieben. Um die sich heldenmüthig in Prag vertheidigende französische Armee zu befreien, rückte Marschall Maillebois mit einem Heere von 30 bis 40000 Mann an. Aber der Wiener Hof hatte, um diesen Streich abzuwehren, Unterhandlungen mit dem Kardinal Fleury angeknüpft, und Maillebois hatte den Befehl erhalten, keine Schlacht zu wagen, ohne welche er doch die Franzosen nicht befreien konnte. Während dessen ward es dem östreichischen General Khevenhüller möglich, aus Baiern herbeizueilen, und Maillebois zum Rückzuge zu nöthigen, so daß Prag seinem Schicksale überlassen blieb. Belle-Isle aber verließ, aufs Aeußerste getrieben, Prag, und ging den 18. Dec. 1743 des Nachts, mit großem Verluste durch Hunger und Kälte, in Eilmärschen nach Eger, von wo aus er dann mit dem Ueberreste zu Maillebois stieß. Friedrich bemerkt ganz richtig, daß dieser Rückzug weder wie Einige (namentlich auch Voltaire) glaubten, mit dem Rückzuge der 10000 Griechen unter Xenophon, noch, wie Andere meinten, mit einer völligen Niederlage zu vergleichen sey. Nach der Einnahme von Prag wurde fast ganz Baiern von den Oestreichern besetzt, und Georg II. beschloß, dem Wunsche des Volkes und des Ministeriums folgend, so wie seinen eigenen Neigungen gemäß, mit seinen in Flandern stehenden Engländern, Hannoveranern und Hessen, die man spott-

weise die pragmatische Armee nannte, zu den Truppen Maria Theresia's zu stoßen, und ins Innere von Deutschland einzurücken. Friedrich erzählt, er habe, um das Gleichgewicht zu erhalten, Georg II. Vorstellungen hierüber gemacht, da es keinem deutschen Reichsstand erlaubt sey, ohne Bewilligung des Reichstages fremde Truppen nach Deutschland zu führen. Georg versprach ihm, nichts zu unternehmen, das der Würde des Kaisers oder seinen Erbländern nachtheilig wäre. Auch, erzählt der König, habe er ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland schließen wollen, um die Gewährleistung des Breslauer Friedens von ihr zu erhalten, aber England und Oestreich hätten es im Verborgenen zu hintertreiben gewußt. — Georg II. marschirte nach Hanau, und von da nach Aschaffenburg. Zwischen Aschaffenburg und Seligenstadt kam er mit seiner Armee in eine bedenkliche Lage; bei Dettingen traf das französische Heer unter Noailles auf die pragmatische Armee. Es kam zur Schlacht. Die Franzosen hatten durch ihre Stellung den Sieg in Händen, durch eine unvorsichtige Schwenkung ward er ihnen entrissen und Georg II. siegte *). Von diesem Siege, welcher den König von England im höchsten Grade erfreute, fürchtete Friedrich, daß er die Franzosen entmuthigen werde, und sie sich zurückziehen möchten. Unter dem Vorwande, Georg zu seinem Siege Glück zu wünschen, schickte er daher den jungen Grafen Fink an denselben, eigentlich aber sollte dieser die weiteren Plane und Absichten der Engländer ergründen. — Indeß hatte der Verlust bei Dettingen für die Franzosen geringen Nachtheil; dagegen drohte Frankreich von einer andern Seite her Gefahr. Oestreich, vom Kriegsglücke fortwährend begünstigt, machte Anstalten, den Kaufpreis für die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion, Lothringen, Frankreich wieder abzujagen. Die Baiern waren unter Seckendorf, und die Franzosen unter Broglio von dem Prinzen von Lothringen geschlagen worden, und letzterer hatte sich über den Rhein zurückgezogen. Dadurch sah sich Seckendorf genöthigt, eine sonderbare Art von Neu-

---

*) Als ein Beispiel, wie rücksichtslos Friedrich seine Meinungen über andere Regenten aussprach, stehe hier der etwas harte Ausfall auf Georg II. bei dieser Gelegenheit. Friedrich sagt: „Ich weiß von einem Officier, der dabei zugegen war, daß der König von England während des ganzen Gefechts vor der Spitze seines hanöverischen Bataillons stand, den linken Fuß rückwärts gestellt, den rechten Arm mit dem Degen in der Hand gerade ausgestreckt, ungefähr in der Positur, die ein Fechtmeister einnimmt, wenn er eine Quarte stoßen will. Er gab Beweise der Tapferkeit, aber er gab keinen Befehl, der auf die Schlacht selbst Bezug gehabt hätte."

tralität mit Oestreich einzugehen. Er räumte nemlich gegen das Versprechen freien Abzuges ganz Baiern den Oestreichern, und sammelte hernach ein 18000 Mann starkes Heer am Rheine. Frankreich allein schien jetzt die Last des Krieges tragen zu müssen, und die Sache des deutschen Kaisers schien verloren. England sowohl als Frankreich suchte Friedrich auf seine Seite zu bringen, aber dieser folgte seinen einmal gefaßten Planen. Unter dem Vorwande, seine Schwestern in Baireuth und in Anspach zu besuchen, machte er eine Reise in das Reich, und ging sogar bis Hohen-Oettingen, scheinbar aus Neugierde, die Trümmer der bairischen Armee zu sehen, eigentlich aber, um die deutschen Fürsten zu einem Bunde zu bewegen, und so die Sache des Kaisers wieder einigermaßen zu heben. Aber die deutschen Fürsten fühlten sich nicht gedrungen, ihrem Kaiser zu Hilfe zu eilen, und die Sache zerschlug sich. — Friedrich fürchtete durch das steigende Kriegsglück Oestreichs immer für den ruhigen Besitz Schlesiens. Schon den 20. Dec. 1743 hatte Sachsen sich an Oestreich und England angeschlossen, und Friedrich hatte sich hierdurch bewogen gefunden, in den Niederlanden die kräftige Erklärung thun zu lassen, daß er im Nothfall den Kaiser mit einer Armee unterstützen würde. Den 13. Mai 1744 wurde zwischen Oestreich, England und Sachsen ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem des Breslauer Friedens gar nicht erwähnt wurde. Friedrich erzählt, er habe sich eine Abschrift der geheimen Verabredungspunkte zu verschaffen gewußt, aus welchen klar hervorging, daß der Besitz Schlesiens gefährdet sey. Ebenso schien dieß der Wormser Vertrag zu enthalten. Es wäre Englands Pflicht gewesen, Preußen solche neugeschlossene Verträge anzuzeigen, die Nichterfüllung dieses Verabredungspunktes schien feindliche Absichten anzudeuten. Friedrich glaubte also zuverläßig, in dem Breslauer Frieden keine hinreichende Gewähr mehr zu haben; auch er suchte also durch fremde Bündnisse sich Hilfe zu verschaffen. Er trat der am 22. Mai 1744 zwischen dem Kaiser, der Pfalz, Schweden und Hessen-Cassel geschlossenen sogenannten Frankfurter Union bei. Diese Union hatte zum Zwecke, den Verbündeten gegenseitig ihre Besitzungen zu sichern, die deutsche Verfassung aufrecht zu erhalten, und das Ansehen und die Macht des Kaisers wieder herzustellen. Dieses sollte mit aller Kraft durchgesetzt werden. — Frankreich hatte sich entschlossen, mit seiner ganzen Macht aufzutreten, hatte (den 15. März 1744) gegen England und gegen Oestreich (den 26. April 1744, obgleich es schon vier Jahre gegen dasselbe zu Felde war) jetzt förmlich den Krieg erklärt. Friedrich wünschte Frankreich zur Theilnahme an der Frank-

furter Union zu bewegen. Um dieses aber zu bewerkstelligen, mußte zuerst durch die Kabale der Geliebten Ludwigs XV., der Herzogin von Châteauroux, der Minister des Auswärtigen, Amelot, gestürzt werden. Friedrich schickte den Grafen Rothenburg nach Versailles, und dieser erlangte durch die Herzogin von Châteauroux und den durch sie gehobenen Herzog von Richelieu, daß den 5. Juni 1744 Frankreich mit Preußen ein Offensiv-Bündniß schloß, und der Frankfurter Union beitrat. Friedrich war hoch erfreut über dieses Bündniß, und als man ihm die Nachricht davon brachte, rief er aus: „Mit Vergnügen sehe ich mich an Schwedens Stelle treten; einst war dieses der Lieblings-Bundesgenosse Frankreichs, jetzt ist es ein Körper ohne Seele; diese fehlt mir nicht, und man wird zufrieden seyn." — Ehe sich Friedrich mit Frankreich und der Frankfurter Union eingelassen hatte, hatte er gesucht, Rußland und Schweden für sich zu gewinnen, und dieß hoffte er dadurch zu erlangen, daß eine Prinzessin von Zerbst mit dem jungen Großfürsten, und die Prinzessin Ulrika von Preußen mit dem Kronprinzen von Schweden vermählt würde. „Eine preußische Prinzessin, nahe am schwedischen Throne, konnte gegen den König, ihren Bruder, nicht feindselig gesinnt seyn: und eine Großfürstin von Rußland, in den preußischen Staaten erzogen und aufgewachsen, und die ihr Glück dem Könige zu verdanken hatte, konnte, ohne undankbar zu seyn, ihm nicht zuwider handeln." Hatte man auch den Beistand dieser Macht nicht gewonnen, so hatte man sie doch eingeschläfert, und: „wer Zeit gewinnt, hat viel gewonnen." Während also die Vermählung der Prinzessin Ulrika zu Berlin mit ungewöhnlichem Glanze und außerordentlicher Pracht vollzogen wurde, rüstete man sich zum Feldzuge. — Friedrich hatte sich schon längst die Abschrift eines Briefes von Georg II. an Maria Theresia verschafft, in welchem, in Bezug auf Schlesien, die Worte vorkamen: „Madame, ce qui est bon à prendre, est bon à rendre." (Was leicht zu nehmen ist, ist auch leicht wieder zu entreißen.)

Dennoch hatte Friedrich noch immer mit der Ausführung seines Planes gezögert. Ja sogar bei dem Vertrage mit Frankreich „hatte sich der König vorbehalten, sich nicht eher mit ins Spiel zu mischen, als bis er sein Bündniß mit Schweden und mit Rußland würde geschlossen haben. Dieser letzte Artikel gewährte ihm also die Freiheit, Theil zu nehmen oder unthätig zu bleiben, je nachdem ihm die Ereignisse vortheilhaft oder nachtheilig scheinen würden."*) — „Noch schmeichelte

*) Friedrich sagt, er habe sich bei der Frankfurter Union ausbedungen: „Böhmen muß von den Staaten der Königin von Ungarn getrennt werden,

er sich, den Augenblick des Bruches verzögern zu können, aber die Wendung, welche die damaligen allgemeinen Angelegenheiten nahmen, und die glücklichen Fortschritte des östreichischen Heeres im Elsaß zwangen ihn bald, sich öffentlich gegen die Königin von Ungarn zu erklären." — „Es stand zu befürchten, daß das Uebergewicht der östreichischen Truppen die Franzosen zwingen würde, Bedingungen einzugehen, wie sie nur solche übermüthige Feinde ihnen vorschreiben wollten, und dann war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Königin alle ihre Kräfte zur Wiedererlangung Schlesiens anstrengen würde."

Der General Ziethen zu Tein, den 9. Oktober 1744.

## Der zweite schlesische Krieg.

Den 15. August 1744 fielen 80000 Preußen sammt den kaiserlichen Hilfstruppen, also zusammen ungefähr 100000 Mann, in Böhmen ein; 17000 Mann unter dem alten Fürsten von Anhalt deckten das

---

und der König soll die drei an Schlesien zunächst gelegenen Kreise erhalten." Indessen ist dieser Vertrag in seiner eigentlichen Gestalt bis jetzt noch nicht öffentlich bekannt gemacht, wenigstens nicht als solcher erkannt worden.

Kurfürstenthum, und der General von Marwitz deckte Oberschlesien mit 22000 Mann. Kaiser Karl VII. hatte an den Kurfürsten von Sachsen ein Requisitorial-Schreiben ergehen lassen, worin er für die nach Böhmen bestimmten preußischen Truppen freien Durchzug verlangte. Als die Minister mit der Antwort noch zögerten, standen die Preußen schon auf sächsischem Gebiete. „Während man zu Dresden tobte, zu Warschau murrte, zu London sich zuvorgekommen sah, und zu Wien voll Furcht war: ging der König gerade auf Pirna zu.“ Die Gemüther der Sachsen waren den Preußen keineswegs zugethan, doch belehrten sie Truppen, unter dem Fürsten von Anhalt aufgestellt, sich für jetzt ruhig zu verhalten.

Die Armee zog in drei Kolonnen daher. Die erste ging, vom Könige selbst angeführt, durch Sachsen, die zweite rückte unter dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau durch die Lausitz über Zittau und Krottau, und die dritte brach, unter Anführung Schwerins, aus Schlesien durch den Königsgrätzer Kreis ebenfalls in Böhmen ein. Dem Einmarsche der Truppen wurde ein Manifest vorausgeschickt *), und bei Prag stießen alle drei Kolonnen zusammen. Mit der Eroberung dieser Stadt, bei welcher man den 2. Sept. ankam, sollte der Feldzug eröffnet werden. Acht Tage dauerte es, bis das schwere Geschütz und die Lebensmittel von Leutmeritz ankamen. Während dieser Zeit machte man alle Zurüstungen zur Belagerung. Den 10. Sept. Abends wurden die Laufgräben eröffnet. Es geschah dieses ohne großen Verlust. Hierauf wurden Schanzen auf dem Ziskaberge bestürmt. Freiwillige griffen sie an, und einer unter ihnen, ein Magdeburger, Namens David Krauel, der, mit Löwenmuth eindringend, gegen einen überlegenen Feind unerschütterlich stand, seine Kameraden durch Wort und That aufmunterte, und der erste auf der eroberten

*) Das sehr weitläufige Manifest fängt mit folgenden Worten an: „Der König glaubet verbunden zu seyn, ganz Europa von dem Entschluß zu benachrichtigen, welchen Höchstdieselben durch gegenwärtige Conjuncturen zum Besten und zur Beruhigung des gemeinen Wesens zu fassen gemüßiget werden.“ Nachdem alle Widerrechtlichkeiten des östreichischen Hofes aufgezählt sind, und besonders auch die, daß Maria Theresia es bewirkt habe, daß ihre Protestation gegen die rechtmäßige Wahl des Kaisers in die Reichsakten aufgenommen wurde, schließt es: „Mit einem Worte, Seine königliche Majestät fordern nichts vor sich selbst, und es ist allhier von ihrem eigenen Interesse gar nicht die Rede, sondern sie greifen blos und lediglich zu den Waffen, um dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und ganz Europa den Ruhestand wieder zu wege zu bringen.“

Schanze stand, wurde auf der Stelle unter dem Namen Krauel von Ziskaberg von dem Könige geadelt und zum Lieutenant befördert. Der König umarmte ihn und dankte ihm und seinen muthigen Kameraden. Leopold und die übrigen Generale überhäuften ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. — Der König befand sich gerade in dem Laufgraben bei Bubenitz; er trat aus demselben mit vielen Officieren hervor, um dem Angriffe auf den Ziskaberg zuzusehen. Die Oestreicher wurden diese Menge Menschen gewahr; sie richteten ihre Kanonen nach dieser Seite hin, und ein Schuß tödtete den Prinzen Friedrich Wilhelm, dessen Heldenmuth bei Mollwitz einen tüchtigen Feldherrn versprochen hatte. — Unterdessen wurde Prag durch das mörderische Feuer des groben Geschützes immer mehr bedrängt. Die Häuser geriethen in Brand und stürzten zusammen; das Geschütz der Belagerten ward auf vielen Seiten unbrauchbar gemacht, und die Preußen rückten immer näher heran. Die reguläre Garnison war zur Beschützung einer so weitläufigen Stadt nicht zahlreich genug, Entsatz konnte man so bald nicht hoffen, und ein Hauptsturm ward vom Könige veranstaltet. Alle diese Umstände mußten endlich den Gouverneur der Festung, General Harsch, dem auch die Klugheit fehlte, sich die Bürger der Stadt geneigt zu machen, und sie zur Ergreifung der Waffen anzufeuern, den 16. September zur Uebergabe vermögen. Die Besatzung, 12000 Mann stark, kam in Kriegsgefangenschaft, und wurde nach Schlesien in die Festungen vertheilt. Der König verlor kaum 200 Mann bei dieser Belagerung.

So war durch die Eroberung Prags der Feldzug auf eine glänzende Weise eröffnet worden. Aber dieses Unternehmen war, wie das im Anfange des ersten schlesischen Krieges, durch kein östreichisches Heer gestört worden. Zwar war General Bathyani mit einem Heere von ungefähr 20000 Mann aus Baiern nach Böhmen geeilt, um Prag zu decken; aber die Preußen waren ihm zuvorgekommen. Ein Treffen konnte er nicht wagen, und deshalb suchte er, während der König Prag belagerte, vortheilhafte Plätze zu besetzen, und den Sieger an dem ferneren Vordringen zu hindern. Letzterer sendete, um ihm sein Magazin zu Beraun wegzunehmen, schon in den ersten Tagen der Belagerung von Prag, ein kleines Korps gegen denselben ab, das aber einen doppelt stärkeren Widerstand fand, als es vermuthet hatte. Es kam bei Beraun zu einem Scharmützel, und es gelang dem preußischen Anführer, sich ohne großen Verlust zurückzuziehen.

Sobald der König Prag in Besitz genommen hatte, legte er preußische Besatzung dahin, und die Einwohner mußten dem Kaiser Karl

**VII.** den Huldigungseid leisten. Das schwere Kriegsgepäck für seine ganze Armee ließ er nach eben dieser Stadt schaffen, damit der lange und schwerfällige Zug desselben den Soldaten auf den Eilmärschen nicht hinderlich wäre. — Jetzt entstand die Frage: wie die Operationen fortgesetzt werden müßten, um zum Ziele zu führen? Der König war der Meinung, daß man Bathyani aus Böhmen verjagen und sich Pilsens und der großen Magazine bemächtigen müsse, welche daselbst für den Prinzen von Lothringen angelegt wurden. Diesem Plan widersprach der Marschall Belle-Isle, indem er vorstellte, daß das von den Verbündeten im Jahre 1742 erlittene Unglück daraus entsprungen sey, daß sie, statt nach Prag zu gehen, sich nicht nach Tabor, Budweis und Neuhaus gewendet hätten. Der König gab seinen Plan auf, und folgte dem des Marschalls. Er sandte den General-Lieutenant von Nassau mit einem Detaschement von Infanterie und Kavallerie voraus, um der nachfolgenden Armee Lebensmittel zu verschaffen, und Tabor, Budweis und Frauenberg zu erobern. Die doppelte Bestimmung wurde mit Geschwindigkeit und Glück erfüllt, und gegen Ende Septembers waren diese Plätze, nebst dem Magazin zu Tabor, in den Händen des Königs. — Gleichwohl bereute es Friedrich bald, seinen ersten und eigenen Gedanken nicht ausgeführt zu haben; denn je weiter er vorrückte, desto sicherer schnitt Bathyani durch seine Husaren und Croaten alle Lieferungen ab, die vom platten Lande gemacht werden sollten, und zugleich wurden die Mittheilungen in dem Grade unterbrochen, daß die vorgerückten Preußen vier Wochen hindurch ohne Kunde von Prag, so wie von Allem, was im übrigen Europa vorging, blieben.

Unterdessen hatte Prinz Karl von Lothringen *) von Maria Theresia den Befehl erhalten, die Vortheile, welche er im Elsaß errungen, aufzugeben und nach Böhmen zu eilen. Mit rastloser Eile wurde der Befehl vollzogen. Die Fahrlässigkeit der französischen und kaiserlichen Generale hatte seinem Rückzuge wenig Hindernisse in den Weg gelegt, und so kam er schon zu Ende des September in Böhmen an. Sogleich stieß das Korps von Bathyani zu ihm, und verstärkte seine Armee bis auf 80000 Mann. Auch noch 20000 Sachsen, unter dem sonderbaren Namen der versprochenen Hilfsvölker, ohne daß der Churfürst sich gegen Friedrich erklärte, stießen zu Prinz Karl. So war er auch an Truppenanzahl Friedrich weit überlegen, da dieser durch die

*) Wieder nur dem Namen nach kommandirte dieser Prinz, denn hm standen erst Khevenhüller, dann Traun zur Seite.

Besetzung von Prag sein Heer einigermaßen geschwächt hatte: — Die Lage Friedrichs wurde daher von Tag zu Tage bedrängter. Die Böhmen — erzählt der König — haßten die Preußen als Ketzer. De Hof hatte den Bauern, die alle Leibeigene waren, befohlen, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben, und in die benachbarten Wälder zu flüchten, wobei ihnen der Ersatz alles Schadens versprochen wurde. So fand die Armee auf ihrem Marsche nichts, als Wüsteneien und leere Dörfer; von Niemanden konnte man Lebensmittel, von Niemanden irgend eine Nachricht über die Bewegungen der Oestreicher erhalten. Jetzt schnitt noch ein Korps von Husaren, das aus Ungarn kam, die Preußen von aller Verbindung ab. Zu den Beschwerlichkeiten des Marsches und der sonstigen Lage kam also noch der Mangel an Lebensmitteln, und man mußte sich entschließen, auf dem Wege, wo man hergekommen war, wieder umzukehren; denn Prinz Karl wußte sich seiner Macht sehr geschickt zu bedienen, und trieb den König, jedem Anlaß zu einer Schlacht ausweichend, durch klug gewählte Stellungen und geschickte Gegenzüge allmälig zurück, so, daß er einen Posten nach dem andern verlassen mußte. Schon den 8. Oktober ging der König bei Tein über die Moldau zurück. Der Generalmajor von Ziethen, der mit seinem Regimente und dem des Obristen von Runsch hier zurückgelassen war, um die Brodzufuhr, die aus Budweis kommen sollte, zu decken, hatte hier mit den Panduren und Kroaten einen ungleichen Kampf. Aber durch seine musterhaft getroffenen Anordnungen hatte er sich behauptet und die Panduren kräftig zurückgeschlagen. Es mochte dieß eine kleine Schlacht genannt werden, die durch Ziethens Schnellblick gewonnen ward. Leicht hätten seine wohlgetroffenen Anordnungen fruchtlos seyn können, denn ein junger Husar aus seinem Regimente setzte, von unzeitiger Tapferkeit getrieben, allein durch die Moldau, und sprengte gegen den jenseits stehenden Feind. Zwei Schwadronen, in der Meinung, es sey befohlen, folgten ihm, und wären rettungslos verloren gewesen, wenn nicht Ziethen, den Fehler sogleich bemerkend, ihnen zu Hilfe geeilt wäre und den Feind geworfen hätte. Durch eine Reihe so kühner, umsichtiger Kriegsthaten setzte sich Ziethen in der Liebe seines Königs immer mehr fest, und wo es Thaten galt, die einer außergewöhnlichen Umsicht bedurften, wurde Ziethen dazu erkoren, und jedesmal sammelte er neue Lorbeeren. Wegen des Weges, den man auf diesem Rückzuge nehmen sollte, äußerte sich ein Zwiespalt zwischen Schwerin und dem Prinzen Leopold, und überhaupt war der König oft gezwungen, „sein ganzes Ansehen zu gebrauchen, um zu verhin-

dern, daß die Eifersucht der beiden Feldmarschälle dem allgemeinen Besten nachtheilig würde.“ Dieser Rückzug ward von den östreichischen leichten Truppen unter Nadasdy sehr beunruhigt, und nicht ohne beträchtlichen Verlust stieß der Nachtrab zu der Hauptarmee des Königs. Aber auch Prinz Karl ging über die Moldau, und folgte dem Könige, so zu sagen, Schritt vor Schritt. Vergebens suchte Friedrich eine entscheidende Schlacht zu liefern; der alte Marschall Traun vermied es mit der größten Vorsicht. Er nahm bei Chlumetz eine so glücklich gewählte Stellung, daß er die preußischen Besatzungen zu Tabor, Budweis und Frauenberg von dem Könige abschnitt. Hier stießen auch die Sachsen zu ihm. Seine leichten Truppen, die überall umherschweiften, hatten die Befehle des Königs an die Garnisonen jener drei Plätze aufgefangen und dadurch ihren Rückzug verhindert, so daß sie sich endlich ergeben mußten.

Des Prinzen, oder vielmehr des alten Marschalls Traun Hauptabsicht war, den König zu zwingen, zwischen Schlesien und Böhmen zu wählen. Blieb der König bei Prag stehen, so schnitten ihm die Feinde die Verbindung mit Schlesien ab; rückte der König gegen Pardubitz, so waren Prag und ganz Böhmen für ihn verloren.“ Jetzt wollte Traun den König, ohne eine Schlacht zu wagen, ganz aus Böhmen nach und nach verdrängen, und dieser konnte sich seinem Unternehmen nicht mit Nachdruck widersetzen, weil derselbe die Vortheile des Terrains auf seiner Seite hatte. Oft versuchte er, ihn zu einer Schlacht zu zwingen, aber bald waren die Oestreicher durch Moräste, bald durch Flüsse und Tiefen gedeckt. In der Absicht, ihn in eine Gegend zu locken, wo er einer Schlacht nicht ausweichen konnte, zog sich der König abermals zurück. Er ging über die Sassawa, um den Posten von Kuttenberg zu besetzen, und von dort weiter nach Kollin vorzurücken. Aber Traun war ihm zuvorgeeilt, und hatte diesen Posten schon mit einem starken Vortrab besetzt, und die Hauptarmee so gelagert, daß er auch dießmal nicht angegriffen werden konnte. Unterdessen fiel eine starke Kälte ein, die, mit dem Mangel an Futter verbunden, den König vermochte, sein Lager bei Kollin zu verlassen, über die Elbe zu gehen, und seine Truppen in Kantonirungsquartiere zu verlegen. Es geschah dieß so, daß er die zurückgebliebenen Posten in Kollin und Pardubitz deckte, und längs dem rechten Ufer der Elbe in gewissen Entfernungen Haufen von Husaren und Dragonern stellte, welche die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten, und, falls diese einen Uebergang über die Elbe versuchten, ihn schleunigst benachrichtigen sollten. Aber trotz dieser Vorsicht gelang es dem östrei-

chischen Heere, über die Elbe zu setzen. Der erste Versuch zwischen Pardubitz und Przlautsch mißlang zwar, aber ein zweiter zwischen Kollin und Pardubitz, wo man den seichten Strom durchwaten konnte, glückte. Der östreichische Vortrab warf zwei preußische Bataillone, die unter dem Obristlieutenant von Wedel fünf Stunden lang den Uebergang streitig gemacht hatten, nach einem sehr tapfern Widerstand zurück, und setzte dann ungehindert über den Fluß. „Dieser Uebergang über die Elbe war mißlich; es sey nun die Nachläßigkeit der Husaren (die keine Nachricht gebracht hatten) daran Schuld gewesen, oder nicht. Dieses Unternehmen entschied den ganzen Feldzug. Sich über das Schicksal beklagen, hieß seine Zeit verschwenden, man dachte also mehr darauf, das Uebel, so weit es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen.“

Nun stand der Entschluß des Königs, sich völlig aus Böhmen zurück zu ziehen, fest. Allen detaschirten Korps ward nun der Befehl zugesandt, Böhmen zu räumen. Der General Nassau, der bei Kollin stand, war von dem Könige abgeschnitten; er zog ihm daher, um seinen Rückzug zu decken, entgegen. Nach sechs Tagen stieß dieser Feldherr in meisterhaften Zügen und Bewegungen, ohne Verlust, zu dem Könige. Nun ging der Zug über Königsgrätz, Jaromirs und Trautenau nach Oberschlesien; die Oestreicher folgten. Oft wurde der Nachtrab angegriffen; so bei Jaromirs, wo über vier Stunden lang ein blutiges Gefecht stattfand. — Auch die Besatzung von Prag, welches durch des Prinzen Uebergang über die Elbe gleichfalls vom Könige abgeschnitten war, hatte den Befehl erhalten, sich ohne Zeitverlust nach Schlesien zurückzuziehen, vorher aber die Festungswerke der Stadt in die Luft zu sprengen. Diese Garnison befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Der General von Einsiedel, der das Besatzungskorps befehligte, hatte, um durch das Sprengen keinen Schaden zu leiden, schon früh die Wachen und Wälle verlassen, und sich in die Stadt gezogen. Die Minen wirkten nicht schnell genug, und als es die Bürger merkten, daß man die Festung in die Luft sprengen wolle, bemächtigten sie sich der Thore und der Wälle, ließen, ehe noch der preußische Vortrab auf der einen Seite hinausgezogen war, auf der andern Seite gegen 500 Kroaten und Panduren herein, und, indem die Bürger gleichzeitig mit diesen angriffen, kam es auf der Brücke zu einem blutigen Gefechte, wo Verwirrung und Bedrängnisse aller Art vielen Preußen das Leben kostete. Zwar deckte das Grenadierbataillon von Brandes den Ausmarsch mit vielem Heldenmuthe, aber dennoch war es nicht zu verhindern, daß der Rückzug das Ansehen einer Flucht ge=

wann. Unaufhörlich von den östreichischen leichten Truppen beunruhigt, liefen sie auch noch Gefahr, von dem sächsischen Korps der Generale von Arnim und Ritter von Sachsen, die ihnen in der Lausitz auflauerten, gänzlich umzingelt und gefangen zu werden, wenn nicht der König aus Vorsicht den General-Lieutenant von Nassau mit 20000 Mann ihnen entgegengeschickt, und so die Sachsen gezwungen hätte, ihnen den Weg nach Oberschlesien offen zu lassen. Nach zwanzig mühseligen Tagen kamen sie endlich in Schlesien an. In Betracht, daß Belle-Isle und Chevet im Jahre 1742 in einer eben so kritischen Lage Prag ganz anders verlassen hatten, fiel der General von Einsiedel in Ungnade und erhielt den Abschied. Hier nun tritt das Verhältniß der beiden Parteien unter den preußischen Generalen deutlicher hervor. Es war dieß die Anhaltische und die Schwerinische Partei, jene durch rauhe Härte und soldatische Strenge, diese durch nachgiebige Milde sich charakterisirend. Fürst Leopold von Dessau, der bisherige Gönner Einsiedels, ließ denselben, als einen Unwürdigen, nicht mehr vor sich; Schwerin dagegen hatte gerathen, mit Rücksicht auf die schwierigen Umstände, den unglücklichen Kommandanten mit Milde zu behandeln, und als sein Rath nicht durchdrang, verließ er die Armee in Ungnaden, und erschien bei derselben nicht wieder, so lange der alte Dessauer lebte. Andere wollten behaupten, Schwerin und Leopold von Dessau seyen in der, nach der Eroberung von Prag bei dem König gehaltenen Berathschlagung über die ferneren Kriegsoperationen mit einander zerfallen, und man wollte sogar wissen, ersterer hätte durch seine bisher durchgesetzten Rathschläge den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges verursacht, und sich daher das Mißvergnügen des Königs zugezogen.

„So endigte sich dieser Feldzug, dessen Zurüstungen einen glücklicheren Erfolg versprachen. Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen, und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, welche die Unüberwindliche hieß, und die Philipp II. abgeschickt hatte, um England zu erobern.“ — Beschämt von dem Ausgange einer so gewaltigen Rüstung, stand Friedrich den 13. Dec. 1744 wieder an der schlesischen Gränze. Er gestand sich zweierlei: erstens, daß in Böhmen, das rings von einer Gebirgskette umschlossen, der Einmarsch und Ausmarsch gleich gefahrvoll sey, und daß es überhaupt nirgends schwerer sey, einen Eroberungskrieg zu führen, als auf diesem Terrain; zweitens, daß Prag nur durch ein Heer behauptet werden könne. Von der wahren Größe Friedrichs zeugt das ehrenvolle Denkmal, welches er dem alten Marschall Traun

in dieser seiner Selbstrüge setzt. Weil Traun unter der Aegide des Prinzen Karl befehligte, hörte man ihn nie nennen, obgleich doch er es war, der die Siege erfochten. Schon früher bei den Siegen in Italien sagt Friedrich, „man habe über Traun geurtheilt, wie Midas über Apollo entschied." Und hier richtet nun Friedrich das Betragen der beiden feindlichen Feldherrn. Kein General — sagt er — beging wohl mehr Fehler, als der König in diesem Feldzuge. Der erste bestand zuverläßig darin, daß er sich nicht mit Magazinen versehen hatte, die beträchtlich genug waren, um sich wenigstens sechs Monate in Böhmen zu behaupten; denn um das Gebäude eines Heeres dauerhaft aufzuführen, muß man nicht vergessen, daß der Magen das Fundament desselben ist. Dieß war jedoch nicht Alles. Er rückte in Sachsen ein, nicht ohne zu wissen, daß sein Kurfürst dem Wormser Vertrage beigetreten war. Entweder mußte er diesen Fürsten zur Veränderung seiner Partei zwingen, oder er mußte ihn vernichten, ehe er einen Fuß nach Böhmen setzte. Er belagerte Prag, und entsendete ein schwaches Korps nach Beraun gegen Bathyani; hätten die Truppen nicht Wunder der Tapferkeit gethan, so wäre er die Ursache ihres Verderbens gewesen. Nach der Einnahme von Prag würde es der gesunden Politik gemäß gewesen seyn, mit der Hälfte des Heeres gerade auf Bathyani loszugehen, ihn vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen zu vernichten, und das Magazin von Pilsen zu nehmen: ein Verlust, der die Oestreicher verhindert haben würde, nach Böhmen zurück zu gehen, denn sie wären genöthigt gewesen, neue Subsistenzmittel herbeizuschaffen, was Zeit erfordert hätte, und dadurch wäre der Feldzug für sie verloren gewesen. Fehlte es an Eifer bei Anfüllung der preußischen Magazine, so muß man dem Könige nichts zur Last legen, dagegen aber den Lieferanten, die sich bezahlen ließen, und die Magazine nicht füllten. Wie aber konnte dieser Fürst so schwach seyn, den Feldzugsplan des Marschalls von Belle-Isle anzunehmen, der ihn nach Tabor und Budweis führte, da er sich selbst sagte, daß dieser Plan weder den damaligen Umständen, noch seinem Vortheile, noch den Regeln des Kriegs angemessen sey? — So weit muß man die Nachgiebigkeit nicht treiben. Dieser Fehler zog eine Menge anderer nach sich. War es endlich wohl recht, das Heer kantoniren zu lassen, da der Feind nur um einen Tagmarsch von diesen Quartieren entfernt lagerte? Der ganze Vortheil dieses Feldzuges war auf Seiten Oestreichs. Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die des Pompejus. Das Benehmen des Herrn von Traun ist ein Muster, das jeder Militär, der seinen Beruf liebt,

studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er das Talent dazu hat. Der König selbst hat eingestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in der Kriegskunst betrachtete, so wie den Herrn v. Traun als seinen Lehrmeister. Das Glück ist zuweilen für Fürsten verderblicher, als die Widerwärtigkeit: jenes berauscht durch Hochmuth, dieses macht vorsichtig und bescheiden.“ —

Auch in Schlesien hatten die Truppen Maria Theresia's Vortheile errungen. Das Korps von 18000 Mann, welches Friedrich bei seinem Zuge nach Böhmen unter dem General v. Marwitz zurückgelassen hatte, um dieß Land gegen feindliche Angriffe zu schützen, und in Oestreich Brandschatzungen einzutreiben, war stets von den Ungarn beunruhigt, welche zu einem Generalaufsitz aufgeboten worden waren. Er warf sie zwar stets zurück, und drang sogar bis zu den östreichischen Truppen vor. Aber gegen Ende dieses Jahres, als die Ungarn von der einen, und die Truppen des Prinzen Karl von der andern Seite kamen, wurde er bis nach Oppeln zurückgedrängt.

In der Mitte Decembers ging der König nach Berlin, und übertrug den Oberbefehl über das ganze in Schlesien befindliche Heer dem grauen Helden Leopold, Fürsten von Anhalt-Dessau. — Um den Krieg mit Nachdruck fortsetzen zu können, wurde alles große Silbergeräthe des Schlosses des Nachts (damit das Volk nichts erführe) in die Münze gebracht. Alles wurde aufgeboten, um in Schlesien reiche Magazine anzulegen. Neue Aushebungen wurden gemacht, um die Truppen wieder vollzählig zu machen. Mehr als sechs Millionen wurden aus dem Schatze genommen, um alle diese Ausgaben zu bestreiten; und überdieß schoßen die Landstände als Darlehen anderthalb Millionen vor. Alle diese Summen wurden aufgewendet, um im Jahre 1745 die Fehler wieder gut zu machen, die man im Jahre 1744 begangen hatte.

Für Friedrichs Bundesgenossen, Kaiser Karl VII., hatte dieser Feldzug mittelbar den Vortheil, daß er, da jetzt die östreichischen Truppen aus Baiern zurückgezogen waren, nach seiner Residenzstadt München zurückkehren konnte. Doch würde er nochmals in den Fall gekommen seyn, flüchten zu müssen, wenn ihn nicht der Tod überrascht, und von aller Schmach und Noth befreit hätte, die über sein Haupt ergangen waren. Er starb den 20. Jan. 1745. Durch den Tod des Kaisers verlor die Frankfurter Union ihren eigentlichen Haltpunkt, obgleich er denselben oft nur dem Namen nach gewährt hatte, denn jetzt verband kein gemeinsames Interesse die deutschen Reichsfürsten unter einander und mit Frankreich. Es stand zu erwarten, daß der östreichische Hof

Digitized by Google

*Fürst Blücher von Wahlstadt.*

by Google

sich jetzt alle Mühe geben werde, dem Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Toskana, die Kaiserkrone zu verschaffen. Frankreich suchte diesem einen Mitbewerber entgegenzustellen, und meist auf Anrathen des großen Feldherrn Marschall Moritz von Sachsen fiel die Wahl des Hofes zu Versailles auf August III., Churfürst von Sachsen. Gegen alles Erwarten fand man Friedrich bereit, diesem seinem offenkundigen Feinde zu der Kaiserkrone zu verhelfen, denn seine Absicht war es, Oestreich und Sachsen für den Augenblick zu entzweien, obgleich er einsah, daß der Churfürst von Sachsen, als König von Polen, nicht deutscher Kaiser werden könne. Ueberdieß hatte Maria Theresia mit England, Holland und Sachsen den 8. Januar zu Warschau das Wormser Bündniß erneuert, und Sachsen konnte sich jetzt mit Oestreich nicht entzweien. — In diesem Bündnisse hatte auch Maria Theresia Schlesien wieder für ihr Eigenthum erklärt, und wirklich eroberten auch ihre Truppen ganz Oberschlesien. Durch ein Manifest, welches sie ausgeben ließ, sprach sie die Schlesier von allen ihren Pflichten gegen den König von Preußen los. Sie erklärte: er habe den Frieden, der ihm Schlesien verschafft, aus eigenem Antriebe gebrochen, und also selbst für ungiltig erklärt; dadurch habe er dieß Land verloren, und sie sey wieder in den rechtmäßigen Besitz desselben eingetreten. Der König widerlegte diese Schrift durch eine andere, welche die Schlesier an ihre Pflichten erinnerte, und sie warnte, an den feindlichen Unternehmungen irgend einen Antheil zu nehmen. Wieder gerieth dieß unglückliche Land in die traurigste Verlegenheit, da es nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, und, zwischen beiden kriegführenden Mächten stehend, die Schläge und Bedrückungen beider zu befürchten hatte. Doch bald sollte es von dieser ängstlichen Ungewißheit befreit werden.

Den 18. Mai schloß Maria Theresia mit Sachsen noch ein besonderes Bündniß. Magdeburg und andere Stücke des preußischen Gebiets wurden an Sachsen versprochen, da, wie es schien, Friedrich Niederschlesien und Glatz herausgeben mußte. Wirklich drangen auch im Frühlinge dieses Jahres die östreichischen Truppen, durch die Siege des vorigen Jahres ermuthigt, vor, und eroberten sogar, den 27. Mai, Kosel. Den 22. April 1745 hatte der Sohn und Erbe Karls VII., Maximilian, auf den Rath des Generals von Seckendorf, durch dessen Schuld die Oestreicher wieder in den Besitz Baierns gekommen waren, nach dem Traktate von Füßen Friede mit der Königin von Ungarn geschlossen. So fiel die ganze Last des Krieges in Deutschland auf den König von Preußen allein.

Vergebens bat er Ludwig XV., seinem Bündnisse getreu, den Krieg mit Oestreich diesseits des Rheines fortzusetzen. — „In einer solchen Lage — so schreibt der König — muß die Seele ihre ganze Kraft entfalten, um die Gefahren, womit man umgeben ist, scharf ins Auge zu fassen; in einer solchen Lage muß man sich nicht durch Phantome der Zukunft irre führen lassen, und sich aller möglichen und ersinnlichen Mittel bedienen, um dem Verderben, so lange es noch Zeit ist, zu entrinnen; vor allen Dingen aber muß man sich nicht von den Grundprinzipien entfernen, auf welche man sein Kriegs- und Staatssystem gebaut hat.“ — Fürst Leopold hatte aber zu Anfange des Jahres 1745 die ungarischen Truppen und das Hauptheer des Prinzen Karl aus Oberschlesien bis hinter Troppau und Jägerndorf zurückgedrängt. Der König war in der Mitte März wieder zu dem Heere gekommen. Er bemerkte bald, daß es die Oestreicher auf Niederschlesien abgesehen hätten, und daß Prinz Karl von Lothringen mit dem Herzoge von Weißenfels über Landshut und durch die Gebirgspässe von Bolkenhain, Kauder rc. in die Ebene bei Schweidnitz einzubrechen beabsichtige. Er versammelte daher sein ganzes Heer zwischen Striegau und Schweidnitz in einem vortheilhaften Lager, und ließ durch den Generalmajor v. Winterfeldt, der sich hiebei mit seinen Husaren manche Lorbeeren errang, in den Gebirgsgegenden streifen, um die Bewegungen der sächsisch-östreichischen Armee zu beobachten. Die ganze Lage der Dinge erheischte eine entscheidende Schlacht. Der König wollte dem Prinzen Karl Sorglosigkeit einflößen, um ihn dadurch zur Nachläßigkeit zu verleiten. Dazu bediente er sich eines Menschen, der ein doppelter Spion war. Er ließ ihm eine beträchtliche Summe auszahlen, und sagte ihm, er solle dafür ihn bei Zeiten von dem Marsche des Prinzen von Lothringen benachrichtigen, damit er sich nach Breslau zurückziehen könne, um, ehe die Oestreicher anrückten, zwischen Breslau und Glogau einen festen und sichern Posten zu besetzen, damit die Zufuhr für die Armee gedeckt und erleichtert würde. Um dieses als festbestimmten Plan darzustellen, ließ man die Wege, die nach Breslau führten, ausbessern *). Nun war es vor Allem erfor-

---

*) „Wollt ihr euch mit dem Feinde schlagen — sagt der König in einer später abgefaßten Instruktion für seine Generale — und es hat das Ansehen, als wollte er dieß vermeiden, so laßt aussprengen, eure Armee habe sich geschwächt, oder stellt euch, als ob ihr euch vor dem Feinde fürchtetet. Dieß Blendwerk machten wir vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Ich ließ nemlich die Wege nach Breslau ausbessern, als ob

derlich, den Markgrafen Karl aus Oberschlesien zurück zu rufen, wo er in Jägerndorf mit 9000 Mann stand. Die Lage des Königs war so dringend, daß er dem General Ziethen den Befehl ertheilte, sich mit seinem Regimente durch den Feind durchzuschlagen, sollte auch nur ein Einziger übrig bleiben, der dem Markgrafen seinen Befehl überbringen könnte. Um sein schönes Regiment nicht ohne Noth aufzuopfern, befahl Ziethen seinen Husaren, die neu angelangten Pelze anzuziehen, worin sie den Oestreichern noch nicht bekannt waren. Dieser List vertrauend, ritt er ruhig fort, bis er Gelegenheit fand, sich einer von Neustadt abziehenden Truppe anzuschließen. Die Oestreicher glaubten lange, daß er und seine Leute zu ihnen gehöre, und als sie endlich ihren Irrthum gewahr wurden, schlug Ziethen sich glücklich durch, und kam mit einigen gefangenen Officieren in Jägerndorf an. Hier namentlich, und auf dem Zuge des Markgrafen zu dem Könige unter einem Generale Schwerin, entwickelte ein Theil der preußischen Kavallerie einen rühmlichen Muth und ausgezeichnete Tapferkeit. „List nützt zuweilen mehr im Kriege — sagt der König — als Stärke; freilich muß man sie nicht zu oft verbrauchen, daß sie ihren Werth nicht verliere, sondern nur sparsam und bei wichtigen Vorfällen sie anwenden. Wenn dann die Nachrichten, welche man dem Feinde hinterbringen läßt, seinen Leidenschaften schmeicheln, kann man meist mit Gewißheit annehmen, ihn in die Falle zu locken, die man ihm gelegt.“ Und wirklich traf dieses auch hier ein. Die Oestreicher wähnten immer, und wurden, trotz aller weisen Vorhersagungen des Generals Nadasdy, durch die vermehrten Scheinanstalten des Königs in dem Wahne bestärkt, daß, wenn sie bei Striegau erschienen, der König retiriren und erst unter den Kanonen von Breslau eine Schlacht annehmen werde. Die vereinigten Oestreicher und Sachsen rückten also getrost aus den schlesischen Gebirgspässen hervor, stießen wider alles Erwarten auf die etwa 60000 Mann starken, in wohlgeordneter Schlachtordnung stehenden Preußen, und wurden von ihnen Stand zu halten gezwungen; es begann den 4. Juni 1745 mit Tagesanbruch die Schlacht bei Hohenfriedberg. Der linke Flügel des östreichischen Heeres, der seinen Vortrab bildete, und fast ganz aus sächsischen Hilfstruppen bestand, rückte vor, in der Absicht, Striegau zu erobern. Unvermuthet wurde er von den Preußen mit einer Hitze

ich bei der Annäherung des Prinzen Karl in vier Kolonnen dahin marschiren wollte. Seine Eigenliebe kam mir hiebei zu statten. Er that, was ich wünschte, und ward geschlagen.“

und Erbitterung angegriffen, die den letzteren hätte nachtheilig werden können, wenn ihre Befehlshaber ihnen nicht mit ruhiger Besonnenheit Einhalt gethan hätten. Die preußische Infanterie drang ein, und machte sich mit Feuer, Bajonetten und Säbel Luft, und die preußische Reiterei warf sich in zwei Linien auf die sächsische, trieb sie zurück und zersprengte sie. Die sächsische Infanterie wurde aus ihren Reihen gerissen, getrennt und geworfen. Die Preußen fochten mit der Wuth des Grimmes, weil sie die Sachsen für tückisch und treulos hielten. Zwei sächsische Bataillone wurden in mörderischem Gefecht beinahe Mann für Mann niedergesäbelt. Die Sachsen vermochten den Angriffen der Preußen nicht länger Stand zu halten, und zogen sich, die Vortheile des Terrains klug benützend, in die Tiefen und Hohlwege bei Bolkenhain zurück. — Der Prinz von Lothringen, der das Kanonen- und Kleingewehrfeuer für den Kampf um Striegau gehalten hatte, ward jetzt eines andern belehrt. Sogleich marschirte er in die Ebene vor; Markgraf Karl und der Prinz von Preußen griffen ihn an, und nöthigten ihn, etwas zurückzuweichen. Alles, was bis jetzt von den Preußen muthvoll vollführt worden war, hatte ihr Vortrab, der linke Flügel ihrer Reiterei, und ein kleiner Theil vom rechten Flügel ausgeführt, noch ehe ihr linker Flügel die Oestreicher angegriffen hatte. Auch dieser, an dessen Spitze sich der König befand, setzte sich nun in Bewegung. Ueber Moräste und Gräben mußte man kämpfend vordringen. Mit der größten Tapferkeit, die durch die Gegenwart des Königs noch gesteigert wurde, geschah der Angriff. Auch die preußische Kavallerie vom linken Flügel, unter General-Lieutenant von Nassau, warf nach sechs lebhaften Angriffen die östreichische Reiterei gänzlich zurück. Mit weniger Glück fochten einige preußische Infanteriebrigaden gegen die gegenüberstehenden östreichischen, welche Thüngen und Leopold Daun mit großer Tapferkeit anführten. Diese standen und setzten regelmäßig und kräftig ihr Feuer fort, so daß die Preußen jetzt nicht mehr vorwärts wollten und zu weichen anfingen. Dieß bemerkte der General-Lieutenant Geßler, der mit dem Dragoner-Regimente von Baireuth nahe bei der Infanterie stand. Sogleich rückte er hinter die wankende Infanterie. Er bemerkte an der östreichischen Infanterie ein damals bei den Oestreichern sehr übliches Manöver: wenn nemlich das Gewehrfeuer einige Zeit gedauert hatte, wirbelten sich die Bataillone ein paarmal um ihre Fahnen herum, und formirten sich dann von Neuem. Geßler ließ die vor ihm stehende Infanterie sich rechts und links öffnen, griff die östreichische Infanterie schwadronenweise mit seinen Dragonern an, um-

zingelte sie, drang in die beiden Brigaden ein, warf Alles vor sich über den Haufen, und kehrte mit 67 eroberten Fahnen und 2500 Gefangenen wieder zurück. Geßler, der General Schwerin und Chazot vollführten diese heldenmüthige That. Während dessen hatte auch die ganze preußische Linie sich links geschwenkt, und, nachdem sie über Sümpfe und Gräben gesetzt, die östreichische Infanterie hinter Hallendorf in die Flucht geschlagen. Das ganze östreichische Heer wich nun, und überließ dem Könige den Kampfplatz. Der General du Moulin erhielt den Befehl, mit 18 Schwadronen dasselbe zu verfolgen, aber Nadasdy deckte diesen Rückzug durch seine Kroaten und leichte Kavallerie so geschickt, daß man ihnen wenig anhaben konnte.

„Dieses war die dritte Schlacht, die geliefert wurde, um zu entscheiden, wer Schlesien besitzen sollte; und es war nicht die letzte. Wenn die Fürsten um die Provinzen spielen, sind die Unterthanen die Spielmarken, welche sie bezahlen. List hatte diese Schlacht vorbereitet und Tapferkeit sie ausgeführt.“ — Schon um 9 Uhr Vormittags war die ganze Schlacht entschieden. Der Verlust der Oestreicher und der Sachsen wird von zuverläßigen Schriftstellern in Allem (Todte, Verwundete, Ueberläufer und Gefangene mit einbegriffen) auf 20000 Mann angegeben; 8 bis 9000 Todte und Verwundete bedeckten den Wahlplatz. Die Preußen zählten zwar höchstens 12 bis 1300 Mann Todte; dagegen aber wohl 4000 Verwundete *); denn die sieggewohnten östreichischen Truppen fochten mit unerschütterlichem Muthe und unbezwingbarer Hartnäckigkeit. — Neben andern Siegestrophäen hatten die Preußen 60 Kanonen und 70 Fahnen erbeutet. Das Dragoner-Regiment Baireuth allein hatte 66 derselben genommen. Noch auf dem Schlachtfelde wurde es belobt, und den 11. Juni erschien ein „königlicher Gnaden-Brieff und Diploma vor das in der glorieusen Bataille bei Friedberg in Schlesien sich hervorgethane Dragoner-Regiment von Baireuth“ **). Nie hat sich die Wahrheit, daß der Geist

---

*) Wir sehen uns hier veranlaßt, den Angaben mitkämpfender preußischer und östreichischer Officiere zu folgen, da sonst der Verlust auf beiden Seiten weit geringer angegeben wird.

**) Dieses Ehrendiploma sollte „diese höchst rühmliche und im Angesichte der ganzen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That des braven Dragoner-Regiments von Baireuth auf der Wahlstatt öffentlich versiegeln, und dadurch, aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niederen Officiere des tapfern Baireuth'schen Regiments, dieses so herrliche und unglaubliche Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung anjetzo und bei der Nachwelt in beständigem Andenken er-

die Masse bewegt, in einem glänzenderen Lichte gezeigt, als in dieser Schlacht, denn von den 64 Bataillonen des preußischen Heeres waren nur 27 in das Feuer gekommen und hatten einen glorreichen Sieg errungen. Entzückt von der Erinnerung an die Tapferkeit, mit welcher seine Truppen die von ihm meisterhaft angeordneten Maßregeln vollführten, schreibt Friedrich hier: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere.“

Von des Königs Zuversicht auf die eigene Macht seiner Truppen zeugt auch die Art, wie er seinem Bundesgenossen, Ludwig XV., den erfochtenen Sieg anzeigte. Ein französischer Obrist, Namens de la Tour, war zu dem Könige in das Lager gekommen, um ihm den durch den heldenmüthigen Marschall Moritz von Sachsen errungenen Sieg bei Fontenai anzuzeigen. Er bat um die Erlaubniß, noch einige Zeit bei dem preußischen Heere zu verweilen. „Sie wollen also zusehen, wer Schlesien behalten wird?“ sagte der König. „Nein, Sire, antwortete jener, ich will nur Zeuge davon seyn, wie Ew. Majestät Ihre Feinde züchtigen und Ihre Unterthanen vertheidigen werden.“ Er blieb und war Zeuge des Sieges, über den ihm Friedrich einen Brief an Ludwig XV. mitgab, worin es hieß: „Ich habe den Wechsel, den Sie bei Fontenai auf mich gezogen, bei Friedberg eingelöst. Die Schlacht bei Fontenai und die Einnahme von Tournai sind für Sie rühmliche und für Frankreich vortheilhafte Ereignisse; aber für Preußens unmittelbaren Vortheil wären eine am Ufer des Skamander gewonnene Schlacht oder die Einnahme von Peking wohl gleiche Diversionen gewesen.“

Der Sieg bei Hohenfriedberg war für den König überaus wichtig. Die Oestreicher wurden durch denselben aus Schlesien nach und nach vertrieben, und der Krieg wiederum in Feindes Land gespielt. Friedrich hatte in dieser Schlacht sein scharfes militärisches Auge bewährt, das ihn selten bei einer seiner Dispositionen betrog oder täuschte. „Nun erst, seit der Schlacht bei Hohenfriedberg, kann man den Zeitpunkt festsetzen, daß meine Kavallerie das geworden ist, was sie seyn sollte und jetzt ist,“ sagt der König mit Recht in der Instruktion für seine Generale. Vor Allem aber war es jetzt möglich, die Generale Nassau und Hautcharmoi mit beträchtlichen Truppenabtheilungen nach Oberschlesien zu entsenden, um dasselbe von den östreichischen leichten

---

halten und außerordentlich verewigen.“ Die höhern Officiere wurden befördert; das Wappen seines Jugendfreundes Chazot veränderte Friedrich durch Zeichen, welche auf diesen Tag hindeuteten.

Truppen zu befreien, die Sachsen im Zaume zu halten und Kosel wieder zu erobern. Friedrich aber beschäftigte sich namentlich damit, die Unterhandlungen zu betreiben, die er mit Georg II. angeknüpft hatte, und jetzt, da er wieder gesiegt hatte, einen erwünschten Frieden zu erlangen. Man hätte glauben sollen, der König hätte die Früchte seines Sieges anders benützen müssen; allein „die Schlacht bei Hohenfriedberg hatte Schlesien gerettet, der Feind war geschlagen; aber er war nicht vernichtet, und diese Schlacht hatte die böhmischen Gebirge nicht geebnet, über welche der Proviant für die Armee bezogen werden mußte.“ Georg II. war des längern Aufenthaltes in Deutschland überdrüssig, noch überdrüssiger aber der Hilfsgelder, die er zu bezahlen hatte, um den Krieg mit Frankreich fortsetzen zu können. Da nun Friedrich, nach dem Tode Karls VII., keinen Grund mehr hatte, dem Gemahl der Königin von Ungarn die Kaiserkrone streitig zu machen, so schlossen beide Monarchen einen Vertrag, worin Georg II. sich anheischig machte, die Königin von Ungarn zum Frieden zu bewegen, dem Bündnisse gegen Preußen zu entsagen, und Friedrich die Gewährleistung aller Mächte für den ungestörten Besitz Schlesiens zu verschaffen. Den 26. August kam dieser Vertrag, in den auch die Niederlande und andere Verbündete mit eingeschlossen wurden, in Hannover zu Stande. Aber Maria Theresia war keineswegs geneigt, diesem Vertrage beizutreten. Die Wahl ihres Gemahls zum römischen Kaiser betreibend, hielt sie sich zu Frankfurt auf, und Friedrich erzählt, sie hätte in Erwiederung auf die Friedensanträge, die er ihr durch geheime Emissarien machen ließ, erklärt, „sie wolle lieber das Hemd vom Leibe, als Schlesien einbüßen.“

Während dieser Friedensunterhandlungen wurde der Krieg in kleinen Gefechten stets fortgesetzt, besonders war dieß in Oberschlesien der Fall, wo General von Nassau, siegreich vordringend, nach Besetzung einiger anderer Plätze, den 26. Mai Kosel wieder eroberte. Minder bedeutend war die Thätigkeit der beiden feindlichen Hauptarmeen. Der König war über Friedland in Böhmen eingerückt. Prinz Karl hatte hinter Königsgrätz an dem Ufer der Adler ein vortheilhaftes Lager bezogen, so daß er jene Stadt vor der Fronte hatte, im Rücken und auf den Flanken aber durch Gehölze, Moräste und Berge gedeckt war. So standen sich beide Heere einige Zeit gegenüber, ohne eine merkwürdige Kriegsthat, weil damals die Unterhandlungen mit Oestreich lebhaft betrieben wurden. In der letzten Hälfte des Juli verließ der König sein Lager, setzte über die Elbe und lagerte sich von neuem bei Chlom, so daß er nur zwei Stunden von seinem Gegner entfernt

war. Aber trotz dieser Nähe kam es zu keiner Schlacht. Man wollte, dem Plane des vorigen Jahres gemäß, den König durch die leichten Truppen, an denen man ihm weit überlegen war, beunruhigen, ihm seine Zufuhr erschweren, und ihn so abermals ohne Schwertstreich aus Böhmen vertreiben. Und wirklich war es so weit gekommen, daß man um jede Zufuhr eine kleine Schlacht liefern mußte. — Den 13. Sept. wurde zu Frankfurt wirklich — mit Gegenspruch der pfälzischen und brandenburgischen Churstimme — Franz Stephan von Toskana zum römischen Kaiser erwählt. Maria Theresia, hocherfreut, trotz dem Kampfe so vieler Feinde die Kaiserkrone wieder ihrem Hause zugewendet zu haben, feierte diesen Triumph zu Frankfurt mit großer Pracht. Sie schickte dem Heere in Böhmen alsbald die verlangten Verstärkungen. Prinz Karl von Lothringen, der Bruder des neuen Kaisers, wollte das Glück seines Hauses durch einen Sieg über die Preußen feiern, denen er an Macht doppelt überlegen war, da der König sich durch Detaschements bedeutend geschwächt und kaum eine Truppenzahl von 20000 Mann bei sich hatte, während die der Oestreicher sich auf wenigstens 40000 belief. Die östreichischen Feldherrn entwarfen einen Plan, der, nach des Königs eigenem Geständnisse, großer Heerführer würdig war, und, da er noch dazu vom Glücke begünstigt schien, einen bessern Ausgang verdient hätte, welchen er auch vielleicht gefunden haben würde, wenn man in der Ausführung den einmal gefaßten Grundsätzen treu geblieben wäre. Der König hatte ein Lager bei Jaromirs bezogen, war aber durch den allgemeinen Mangel an Lebensmitteln, und da die Wege schlecht zu werden anfingen, gezwungen, ein anderes, sehr unvortheilhaftes Lager bei Staudenz zu beziehen. Prinz Karl folgte ihm, und lagerte sich, kaum einen Marsch weit von dem Könige entfernt, bei Königshof.

Prinz Karl ließ im Stillen alle Anstalten treffen, um den König in seinem Lager zu überfallen. Denn spielte das Glück nicht unvermuthete Tücke, so war die Schlacht gewonnen, alle Detaschements der Preußen abgeschnitten, und Schlesien unwiederbringlich für sie verloren; mißglückte die Schlacht, so konnte Friedrich, da er in Böhmen keinen festen Platz inne hatte, sich dennoch nicht halten. In der Nacht vom 29. auf den 30. Sept. brach also Prinz Karl auf. Durch die Nacht und die Wälder blieb sein Marsch den Preußen unbekannt. Er besetzte die Anhöhen, dehnte seinen rechten Flügel bis hinter Bukersdorf und seinen linken bis Deutsprausnitz aus, deckte beide mit starken Batterien, und pflanzte längs seiner ganzen Fronte eine Menge von Feldstücken auf. Eine gefahrvolle Stellung

für das preußische Heer, denn es mußte, wenn es sich vertheidigen wollte, unter den Kanonen des Feindes und dem Feuern seines linken Flügels und seines Centrums sich formiren.

Schon den 29. hatte Friedrich durch einen Ueberläufer erfahren, daß das östreichische Heer sich in Bewegung setze. Er schickte eine Abtheilung Kavallerie aus, um auf die Bewegungen des Feindes zu achten, aber alle Aus- und Zugänge waren von den leichten Truppen der Oestreicher besetzt, und Friedrich konnte also nichts weiter von ihrem Vorhaben erforschen. Einige Gefangene sagten aus, man wolle nach Arnau marschiren. Dadurch wäre der König von Schatzlar abgeschnitten und hier in eine enge Gegend eingeschlossen gewesen. Die Armee erhielt also den Befehl, den 30. um 10 Uhr marschfertig zu seyn. Friedrich war den 30. Morgens noch mit den Anordnungen zu dem Marsche beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, die Oestreicher rückten in vielen Kolonnen heran. Nach allen ihren Anordnungen schien es, daß die Oestreicher sicher auf den Rückzug der Preußen gerechnet hatten, und auf demselben erst sie angreifen wollten. „Aber der König entschloß sich ohne Zaudern zum Angriff; denn es war weit ehrenvoller, gänzlich vernichtet zu werden, wenn man sein Leben theuer verkauft, als auf einem Rückzuge zu Grunde zu gehen, der zuversichtlich in eine schmähliche Flucht ausgeartet wäre.“ — Mit einer seltenen, ihm so eigenen Geistesgegenwart faßte Friedrich schnell den Plan. Die Kavallerie mußte aufsitzen und die Infanterie ausrücken. Die Kavallerie vom rechten Flügel mußte in einem halben Bogen, dessen Rundung gegen den Feind gekehrt war, auf der Trautenauer Straße rechts aufmarschiren, und sich dem linken Flügel des Feindes gegenüberstellen. Die Infanterie folgte, und beide zugleich sollten sodann den Angriff machen. Fünf Bataillone vom zweiten Treffen hatten Befehl, diese zu unterstützen; der ganze linke Flügel verhielt sich ruhig, bis man die Wendung der Schlacht auf dem rechten gesehen hätte. Die Ordnung und Geschwindigkeit, mit welcher diese Anordnungen ausgeführt wurden, muß man wirklich erstaunenswerth nennen, wenn man bedenkt, daß dieses unter dem Feuer von 28 Kanonen geschehen mußte, welche die Oestreicher in zwei Batterien aufgepflanzt hatten, und wie oft hiedurch die Reihen der Preußen zerrissen wurden. Sobald die Reiterei sich aufgestellt hatte, griff der Feldmarschall Buddenbrock die östreichische Reiterei an. Diese hatte ihr Terrain schlecht gewählt. In geringen Zwischenräumen standen die 50 Schwadronen derselben in drei Treffen hinter einander aufgestellt, und hinter ihnen war eine Art von Abgrund. Durch den

raschen Angriff der Preußen ward die erste Linie derselben geworfen. Diese stürzte sich auf die zweite zurück und diese auf die dritte. Nirgends war Raum genug, um sich zu sammeln und zu ordnen. Einige Eskadronen wurden sogar mitten unter die Infanterie getrieben, und verursachten dadurch unter derselben eine Verwirrung, die viel zur Entscheidung der Schlacht beitrug.

Durch diesen glücklichen Erfolg von Seiten der preußischen Kavallerie angefeuert, bestürmte die erste Brigade der preußischen Infanterie auf dem rechten Flügel zu rasch die große Batterie der Oestreicher. Aber ein Hagel von Kartätschen- und Flintenkugeln schlug sie zurück; sie stürzten zum zweitenmale herzu, und wurden zum zweitenmale zurückgetrieben. Ganze Rotten wurden von den feindlichen Kugeln zu Boden gerissen. Unterdessen eilte eine Verstärkung herbei, sie sammelten sich, thaten den dritten Angriff, und die Batterie war erobert. — Jetzt bemerkte man eine starke östreichische Kolonne, die von ihrem rechten Flügel herzog, und von den Anhöhen herabkam, um sich Burkersdorfs zu bemächtigen. Aber der König kam ihnen zuvor. Pelotonweise feuerten nun die Preußen auf die Kolonne, die sich zurückziehen mußte. Die Reiterei des rechten Flügels war nun, da die Verwirrung unter den Oestreichern dort, wo sie aufgestellt war, allgemein war, an ihrem Orte unnütz. Man ließ also einen kleinen Theil daselbst zurück; die übrigen folgten in das zweite Treffen, und ein Theil stieß zu dem linken Flügel. Während dessen hatte der linke Flügel der Infanterie die östreichische angegriffen, und sie in Verwirrung zurückgedrängt. — Die Garde, welche im Centrum des Treffens stand, griff hierauf, vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig angeführt, eine Anhöhe an, welche die Oestreicher noch inne hielten, und mit der sie noch immer einen großen Theil des Kampfplatzes beherrschten. Diese Anhöhe war steil und mit Waldung bedeckt; dennoch ward sie eingenommen, und der Sieg dadurch beschleunigt. Sonderbar war hiebei, daß der Prinz Ludwig von Braunschweig — der in östreichischen Diensten stand — diese Anhöhe gegen seinen eigenen Bruder vertheidigt hatte, und daß hiebei beide Brüder verwundet wurden. Uebrigens zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Heldenmuth des Prinzen Ferdinand im glänzendsten Lichte. Wechselvoll war der Kampf, der um so muthiger fortgeführt wurde, weil das Schlachtfeld nur Höhen und Tiefen hatte. Nach jenen strebten die Oestreicher auf, um ihrer Verwirrung abzuhelfen, doch sie wurden von einer nach der andern verdrängt. Endlich nach fünfstündigem mannigfachem Gefechte räumten sie das Schlachtfeld, und aus dem

Rückzuge ward eine Flucht. Die preußische Reiterei verfolgte die Fliehenden bis zum Dorfe Sorr, wo es nicht gerathen war, wegen des Silvawaldes, weiter vorzudringen. Daher führt diese Schlacht den Namen der Schlacht bei Sorr oder (nach der nahen Stadt) bei Trautenau.

„Ich hätte bei Sorr geschlagen zu werden verdient — sagt der König in der Instruktion für seine Generale — weil ich mich durch Detaschements zu sehr geschwächt hatte, wenn nicht die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen mich davor bewahrt hätten.“ Der Verlust der Preußen in dieser Schlacht belief sich auf 12 bis 1500 Todte, und an Verwundeten zählte man 2500 bis 3000. Die Oestreicher und Sachsen verloren mehr denn 2000 Todte und 3000 bis 3500 Verwundete. Dazu wurden mehrere Officiere nebst 16 bis 1700 Gemeine Kriegsgefangene der Preußen. Uebrigens hatte auch die Geistesgegenwart des Königs, so wie die Fahrläßigkeit und Plünderungssucht der Oestreicher zu diesem Siege Vieles beigetragen. Dem Plane der östreichischen Generale gemäß hätte, während die Preußen mit der Hauptarmee angegriffen wurden, der General Nadasdy mit seinem Korps und den leichten Truppen von Trenk und andern die Preußen im Rücken angreifen sollen. Allein diese leichten Truppen stießen auf das Lager und einen Theil des Gepäckes. Nun warfen sich die Panduren, Tolpatschen und Husaren, trotz dem Befehle ihres Generals, gierig auf die Beute, und versäumten darüber den Zweck ihrer Absendung, da sie nachher sich schnell vor einem Korps anrückender Preußen zurückziehen mußten. „Sie werden eine große Idee von meinem Hausrath bekommen,“ sagte der König lachend, als man ihm die Nachricht brachte, daß auch sein Zelt rein ausgeplündert sey.

Bei dieser Gelegenheit war Friedrichs Feldbibliothek verloren gegangen, und es ist ein des Helden nicht unwürdiger Zug, daß er sogleich Sorge dafür trug, diesen Verlust wieder zu ersetzen. Er wendete sich deshalb an seinen alten Lehrer Duhan, und bat ihn, dieselbe für ihn schleunigst zu besorgen. Sein Freund Jordan war schon den 23. Mai 1745 im 45sten Jahre seines Lebens verschieden *). Den 2. Okt. bat er Duhan um schleunige Besorgung des

---

*) Friedrich war noch immer in dem traulichsten Briefwechsel mit ihm gestanden, und schrieb stets in dem frühern scherzhaften und ernstlich theilnehmenden Tone an ihn. So nach der Einnahme von Prag: „Wer hätte geglaubt, daß der Schüler, der von dir Philosophie, von

Cicero, Horaz und Lucian, des Voltaire, Bossuet, Rousseau, Gresset, und der Lettres Persanes, des Feuquières und der Campagne de Turenne. Den 15. Okt. schrieb er ihm von Trautenau aus die Danksagung für seinen dienstfertigen Eifer, da er so schnell für seine Unterhaltung gesorgt habe. „Ihre Bücher — schreibt er — sind glücklich angekommen, und ich werde sie bezahlen, sobald ich die Rechnung haben werde. Es ist besser, die Bücher, welche ich wünsche, aus Paris gebunden kommen zu lassen, als aus Holland; Papier und Einband sind vorzüglicher. Sie machen sich über mich lustig; in der That, ich habe hier nicht immer volle Beschäftigung; und es findet sich oft ein Augenblick Muße, um ein gutes Buch zu lesen.“ Den 24. Okt. schrieb er an denselben: „Ich bitte Sie, mir eine schöne Ausgabe des Racine zu kaufen, und für meine Rückkehr bereit zu halten.“

Durch den Sieg bei Sorr konnte man sich ohne Gefahr nach Schlesien und zu den dortigen Magazinen zurückziehen, welches auch den 16. Okt. durch die Hohlwege bei Schatzlar geschah, wobei man jedoch durch die, in Gebüschen versteckten, feuernden Panduren einigen Verlust erlitt. Der eingetretene Winter setzte den Unternehmungen im Felde ein Ziel, und ein tiefer Schnee, der in den Ge-

---

Cicero Rhetorik und von Bayle das Denken gelernt hat, eine militärische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hätte geglaubt, die Vorsehung habe einen Poeten dazu erwählt, daß er das europäische Staatensystem umstürzen, und die politischen Kombinationen der Könige darin durchaus ändern sollte? Es gehen so viele Dinge vor, von denen man schwerlich den Grund angeben kann; diese Begebenheit kann man ganz dreist unter ihre Anzahl rechnen. — Wann werden wir unter den schönen und friedlichen Buchen in Rheinsberg, oder unter den prächtigen Linden in Charlottenburg uns wiedersehen? Wann können wir nach unserm Belieben über die Thorheit der Menschen, und über die Nichtigkeit unseres Zustandes philosophiren? Ich erwarte diese glücklichen Stunden mit vieler Ungeduld, und das um so mehr, da der Mensch, wenn er Alles in der Welt versucht hat, gewöhnlich zu dem Besten wieder zurückkömmt. Leb' wohl. Vergiß deinen Freund nicht, und behalte mich eben so treu in deinem Herzen, als Orest den Pylades.“ Noch zwei Tage vor seinem Tode erhielt Jordan einen Brief von Friedrich. „Lieber Jordan — schreibt er — betrübe mich nicht mit deiner Krankheit. Du machst mich melancholisch; denn ich liebe dich von ganzem Herzen. Schone dich und sey meinetwegen unbesorgt. Ich befinde mich wohl. Du wirst aus den öffentlichen Nachrichten sehen, daß es mit den Staatsangelegenheiten gut geht. Leb' wohl. Liebe mich ein wenig, und werde, wenn es irgend möglich ist, zu meinem Troste gesund.“

birgen gefallen war, hatte die Wege schon längst beschwerlich gemacht. Die Kavallerie bezog nun in der Ebene von Striegau und Schweidnitz, und die Infanterie am Fuße des schlesischen Gebirges die Winterquartiere. Der König reiste hierauf nach Berlin ab, sowohl um die Unterhandlungen, die in Stocken gerathen waren, wieder zu beginnen, als auch, um (wenn der Frieden den Winter über nicht zu Stande käme) die nöthigen Geldmittel zu dem neuen Feldzuge auf jede mögliche Weise herbeizuschaffen.

Auf Sachsen, dessen Rolle bereits nicht mehr zweideutig seyn konnte, war jetzt vornemlich die Aufmerksamkeit des Königs gerichtet. Schon im Sommer hatte Friedrich seine Gesandten aus Dresden und Warschau zurückberufen. Sachsen hatte die wachsende Größe eines früher unbedeutenden Nachbarn, der aus allen Kämpfen siegreich hervorgirg, stets mit neidischen Augen angesehen, und besonders schmiedete der Günstling des schwachen Königs von Polen allerhand Ränke und Intriguen, um Brandenburg von seiner Höhe herab und in seine frühere Unbedeutenheit zurück zu stoßen. Friedrich schien geneigt, schon zu Anfange des Winters mit Sachsen offen zu Werke zu gehen, und es anzugreifen. Er hatte deshalb an den Gränzen von Sachsen unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau ein Heer aufgestellt, das er nach und nach aus Schlesien und Böhmen verstärkte. Leopold nahm sein Lager bei Dieskau *), während ein sächsisches Korps bei Leipzig ebenfalls ein Lager bezog. Feindseligkeiten fielen hier nicht vor, theils weil von Seiten Großbritanniens am Frieden gearbeitet wurde, theils weil die Kaiserin von Rußland gedroht hatte, nach Sachsen ein Hilfsheer zu senden, sobald es vom Könige angegriffen würde. Diese Umstände bewirkten, daß beide Heere in die Kantonirungsquartiere gingen. — Während aber Alles scheinbar ruhig war, erfuhr der König durch den schwedischen Gesandten am sächsischen Hofe, daß ein fürchterlicher Racheplan gegen ihn bereitet würde. Der Wiener und der Dresdner Hof waren gemeinsam übereingekommen: das östreichische Hauptheer unter Prinz Karl solle sich nach der Lausitz ziehen, und von da nach Schlesien eindringen; ein anderes Korps, das unter dem Generale Grüne

*) Als ein Beitrag zur Charakteristik dieses greisen Heerführers kann hier erwähnt werden, daß es dieses Lager war, wo der edle Dichter Gleim den rohen Helden verließ (dem er als Stabssekretär zugeordnet war), da er sah, daß Leopold einen ganz unschuldigen, mit guten Pässen versehenen Juden hängen ließ, bloß weil er ihn, ohne allen zureichenden Grund, für einen Spionen hielt.

vom Rhein herkam, solle sich in Sachsen mit einer Anzahl sächsischer Truppen verstärken, und gegen Berlin rücken, um dem Könige in seinen alten Provinzen den Nerv seiner Macht abzuschneiden; und endlich, die sächsische Hauptarmee solle das Korps unter dem Fürsten von Anhalt entweder in seinen Standquartieren überfallen und vernichten, oder zu einer Schlacht nöthigen und aufreiben.

Es schien von allen Seiten her dem Könige Verderben und Untergang zu drohen. Kaum hatte er daher diese Plane erfahren, als er einen Staatsrath zusammenberief, „um auch die Stimme der Erfahrung zu hören.“ Aber dieser konnte oder wollte sich nicht überzeugen, daß die Gefahr so nahe sey. Sogar der alte Fürst von Anhalt und der Minister von Podewils riethen von neuen Kriegsunternehmungen ab, ja jener schien sogar ungerne das Kommando über das bei Halle zu versammelnde Heer zu übernehmen. Wieder war der König auf sich selbst zurückgewiesen; aber sein Plan stand fest. Jetzt wollte er erst Sachsen vernichten, und dann mit Oestreich weiter kämpfen. Die Drohungen der Russen konnten ihn wenig beunruhigen, denn diese konnten erst binnen sechs Monaten sich in Bewegung setzen, und bis dahin mußte das Schicksal der Preußen und Sachsen längst entschieden seyn. — Ganz Berlin gerieth in Bewegung; Furcht und Schrecken bemächtigte sich Aller, als man die Gefahr so nahe, und den König so entschieden sah. Der König ließ eine Besatzung von 5000 Mann unter General Haake daselbst zurück, und auch die Bürger thaten Alles, um wenigstens das erste Anprellen der Oestreicher abhalten zu können. „Während Berlin in Bestürzung, die Sachsen in Hoffnung, und ganz Europa in gespannter Erwartung diesen Winterfeldzug betrachteten, reiste der König den 14. Nov. (nach einem kaum vierwöchentlichen Aufenthalt daselbst) von Berlin wieder nach Schlesien ab.“ Den 15. traf er in Liegnitz ein. Der Plan des Königs war, die Sachsen zu gleicher Zeit von zwei Seiten zu überfallen, und die Armee in Schlesien sollte mit der des Prinzen von Lothringen kämpfen, und sie, wo möglich, in den Winterquartieren in der Lausitz überfallen, oder ihr eine Schlacht liefern und sie nach Böhmen zurückdrängen. Durch den General Winterfeldt, der ausgeschickt war, um die Bewegungen des Prinzen Karl zu beobachten, erhielt er hier die Nachricht, daß 6000 Sachsen, als der Vortrab der Oestreicher, über Zittau in die Lausitz eingerückt seyen, und daß die Oestreicher im Begriffe ständen, ihnen zu folgen. Friedrich ließ alle Flüsse und Wege besetzen, um den Oestreichern seine Bewegungen zu verbergen. Wieder

wendete man die List an, die bei Hohenfriedberg einen so glänzenden Erfolg gehabt, und wieder ging Prinz Karl in die Falle. Man stellte sich, als ob man behutsam darauf achten wolle, die sächsische Gränze nicht zu überschreiten, und als ob man nur Krossen vor den Oestreichern erreichen wolle. Winterfeldt besetzte Naumburg am Queis, und ließ dieses Gerücht sehr verbreiten. Dadurch wurde Prinz Karl in dem Wahne bestärkt, daß er es hier nur mit einem Streifkorps von etwa 3000 Mann zu thun habe. „Mißtrauen — sagt der König hier — ist die Mutter der Sicherheit, und kein kluger General muß je seinen Feind verachten, sondern stets dessen Schritte wachsamen Auges beachten, daß sie ihm bei allen seinen Unternehmungen zum Leitsterne dienen mögen.“ Den 23. Nov. ging das Heer in vier Kolonnen über den Queis. Man wollte die Oestreicher vorrücken lassen, um ihnen dann in den Rücken zu fallen. Aber Winterfeldt benachrichtigte den König, daß es jetzt Zeit sey, etwas zu unternehmen. Sogleich rückte Friedrich vor, und der Vortrab seines Heeres traf bei Katholisch-Hennesdorf auf vier sächsische Regimenter. Es kam zu einem heftigen Scharmützel, und Ziethen mit seinen Husaren, von den Kürassieren unterstützt, erfocht einen vollständigen Sieg *). Die Sachsen ergriffen die Flucht, und die Husaren nahmen ihnen 1000 Gefangene nebst dem ganzen Feldgeräthe ab. Der König folgte mit der Hauptmacht in ununterbrochenen Eilmärschen, und rückte dem östreichischen Heere immer näher. Dieses zog sich, je näher er kam, immer mehr zurück, bis es endlich seinen Rückzug über Zittau nach Böhmen nahm. Den größten Theil seines Kriegsgepäckes mußte es auf diesem Rückzuge im Stiche lassen. Zu Görlitz befand sich ein reiches Magazin unter einer geringen Bedeckung; der König eroberte Görlitz und dieses Magazin, und nahm die Besatzung gefangen. Ein anderes Magazin zu Geben fiel ebenfalls in seine Hände. Als man zu Dresden erfuhr, daß man mit dem Prinzen von Lothringen so schnell fertig geworden, erhielt der General Grüne, der Berlin bedrohte, Befehl, sogleich umzukehren, und sich mit dem Generale Rutowski zu vereinigen, der ebenfalls nun zurückkehren und Dresden decken mußte. Der König lagerte sich nun bei Lauban, Görlitz, Zittau und Bautzen, theils um sein Heer von den Beschwerlichkeiten des rastlos fortgesetzten Marsches ausruhen zu lassen, theils um den Fortgang der Unternehmungen unter dem Fürsten von Anhalt zu erwarten.

---

*) Ziethen erbat sich für sein Regiment die in diesem wichtigen Gefechte erbeuteten silbernen Pauken, die ihm der König mit Lobeserhebungen übergab.

Dieser alte erfahrene Feldherr beendigte seine kriegerische Laufbahn auf eine glänzende Weise. Gegen Ende Novembers war er in Sachsen eingerückt. Die Sachsen hatten bei Leipzig ein verschanztes Lager bezogen, aber es war zu weitläufig, um mit Nachdruck vertheidigt werden zu können. Nach einem lebhaften Handgemenge, vornemlich der Reiterei, zogen sie sich zurück, und ihr Lager und Leipzig wurde von dem Fürsten Leopold besetzt. Von da rückte dieser über Eulenburg nach Torgau, und von da, nach dem Befehle des Königs, nach Meißen. Diese Stadt, welche für die Verbindung der beiden preußischen Heere äußerst wichtig war, mußte erobert werden. Friedrich hatte deshalb den General von Lehwald dahin geschickt, um alsdann zu dem Fürsten von Anhalt zu stoßen. Jetzt erst, nachdem letzterer angerückt war, wurde die Stadt besetzt, und das Hilfskorps unter Lehwald stieß zu der Armee des Fürsten.

Während dessen hatte das sächsische Heer, durch das östreichische Korps des General v. Grüne verstärkt, bei Kesselsdorf eine überaus vortheilhafte Stellung genommen. Es durfte den Angriff der Preußen um so weniger fürchten, als auch Prinz Karl mit der östreichischen Hauptarmee wiederum aus Böhmen nach Sachsen zu ziehen im Begriff war. Leopold erhielt den Befehl, die Sachsen anzugreifen, bevor sie sich mit dem Prinzen Karl vereinigen könnten. In vier Kolonnen brach sein Heer auf. Als die Preußen näher gegen Dresden anrückten, floh August III. mit solcher Hast und Verwirrung nach Prag, daß die jüngsten Prinzen seines Hauses zurückblieben. Den 14. Dec. kam Leopold bis Röhrsdorf. Hier ließ er seine Armee in Schlachtordnung unter dem Gewehre stehen. Den 15. marschirte er weiter, und sah bei Kesseldorf und Bennerich die Sachsen in wohlgewählter Stellung; alle Vortheile des Terrains kamen ihnen zu statten. Wie der Marschall von Sachsen bei Fontenai, so wollte ebenfalls Rutowsky hier, namentlich durch die Uebermacht der Artillerie, den Sieg erzwingen.. Erst um zwei Uhr Nachmittags konnten die Truppen Leopolds aufmarschiren, und kaum hatten sie sich auf den Höhen gezeigt, als ein Donner von Kanonen aus den furchtbaren sächsischen Batterien sie begrüßte. Ein Korps, das Kesselsdorf bestürmen sollte, rückte vor. Die Infanterie fing an, die Höhe von Kesselsdorf zu ersteigen, aber ein Hagel von Kartätschen- und Flintenkugeln kam ihr entgegen, und so, auf einem Terrain, wo man wegen des vielen Schnees und Eises keinen festen Fuß fassen konnte, wurde sie mit großem Verluste zurückgetrieben. Aber schnell raffte sie sich wieder auf, und ermannte sich. Einer half dem Andern

im Hinaufklettern mit der Hand oder dem Gewehre. Aber kaum hatte ein Haufe mühsam die Anhöhe erklommen, als das Feuer der feindlichen Batterie sie wieder hinabstürzte. So mißlang auch der zweite Angriff, und unter Siegesgeschrei und Jubel verließen die Sachsen ihre Anhöhen, um die Preußen in der Ebene zu verfolgen, aber dadurch begingen sie den Fehler, daß sie vor ihr eigenes Geschütz kamen, und dieses nun schweigen mußte. Diesen Augenblick benutzte Anhalt, und ließ, nicht ohne Ströme von Blut, das Dorf mit Sturm nehmen. — Prinz Moritz von Anhalt griff mit dem linken Flügel der Preußen an. Mit unbesiegbarem Muthe und ausdauernder Tapferkeit erstieg er an der Spitze seiner Soldaten die Anhöhen. Während dieser mit der Infanterie Verwirrung unter den Sachsen verbreitet hatte, war die Kavallerie denselben in die Flanke gefallen, und hatte sie endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, in die Flucht gesprengt. Der Theil der Kavallerie, der nicht zum Kampfe gekommen war, wurde nun zur Verfolgung der fliehenden Sachsen gebraucht, die sich über Korbitz nach Dresden zurückzogen.

Diese Schlacht bei Kesselsdorf (den 15. Dec. 1745) kann unter die blutigsten damaliger Zeiten gerechnet werden. Denn persönliche Tapferkeit, das Terrain, und noch überdieß die übermäßige Anzahl von Feuerschlünden hatten allenthalben ein gräßliches Blutbad angerichtet. Der Verlust der Sieger war fast so groß, als der der Besiegten. — Man kann in dieser Schlacht Fürst Leopold und Rutowsky als die beiden Kämpfer, den König und den Prinzen Karl, so zu sagen, als die beiden Sekundanten derselben ansehen. Prinz Karl hatte sich durch den Leutmeritzer Kreis wieder nach Sachsen gewendet, und stand während der Schlacht mit seiner Armee im Plauenschen Grunde. Auch Friedrich war näher gegen den Kampfplatz angerückt. Beide harrten des Ausganges, um ihre Maßregeln nach demselben zu treffen. Prinz Karl bot Rutowsky, der mit geschlagenem Heere in Dresden anlangte, an, er wolle vereint mit ihm am folgenden Tage die Preußen angreifen. Allein der sächsische General hatte an Mannschaft und Kriegsgeräthe einen zu bedeutenden Verlust erlitten, als daß er nochmals das Kriegsglück zu versuchen geneigt gewesen wäre. Nachdem also Prinz Karl sich mit dem Grüne'schen Korps vereinigt hatte, zog er sich den 17. über Pirna wieder nach Böhmen zurück.

Sachsen war nun beinahe ganz in den Händen des Siegers. Den andern Tag nach der Schlacht bei Kesselsdorf erhielt der König ein Schreiben von dem englischen Gesandten Villiers aus Prag, der zuversichtliche Versicherungen über den nahen Friedensabschluß gab.

10

Unablässig hatte Friedrich während des Krieges sich an mehrere Gesandten gewendet, um diesen Friedensabschluß zu Stande zu bringen. Aber er hatte einsehen gelernt, daß er diesen nur, wenn er vollständig gesiegt habe, endlich erhalten könne. Er erschien mit seinem Heere vor Dresden, und ließ die Stadt auffordern, sich zu ergeben. Der Graf von Brühl hatte einige Festungswerke zur Verschönerung und Erweiterung seiner Gärten einreißen lassen. Der Kommandant erwiederte nun die Aufforderung Friedrichs mit der Antwort: Dresden sey keine Festung, denn (setzte er mit bitterernstem Scherze hinzu) man könne sich in einem Lustgarten wohl nicht vertheidigen: und so ergab sich Dresden auf Diskretion. — Den 18. December zog Friedrich mit seinen Truppen in Dresden ein. Er bezog den Palast Lubomirska, ließ an die Armen der Stadt Brod austheilen, und in den Kirchen wurde das Te deum gesungen. Sogleich nach seiner Ankunft besuchte er die Familie Augusts III., um sie völlig über ihr Schicksal zu beruhigen. Mit einer Zartheit und Theilnahme, die ihm die Herzen Aller gewann, suchte er sie vergessen zu machen, daß die Residenz von Feinden besetzt sey. Ueberhaupt aber suchte er dieses unglückliche Nachbarland von den Plagen des Krieges, „an welchem das Volk unschuldig war", möglichst zu verschonen. Er ließ die sächsischen Minister zu sich bitten, und erklärte ihnen, daß er vollkommen geneigt sey, auf den Fuß der hannöverschen Konvention mit Sachsen Frieden zu schließen. Friedrich sah seinen Feind gedemüthigt und wünschte nun auch wirklich aufrichtig den Frieden. Noch den 18. Abends schrieb er an den englischen Gesandten Villiers: „Ich habe mich sehr gewundert, an dem Tage der Schlacht Friedensvorschläge zu erhalten, und der Einmarsch des Prinzen Karl in Sachsen hat mich von der geringen Aufrichtigkeit der sächsischen Minister überzeugt. Das Glück, das meiner Sache günstig ist, verschafft mir Gelegenheit, dieses Betragen empfindlich zu ahnden. Aber weit entfernt, so zu denken, biete ich dem Könige von Polen zum letzten Male meine Freundschaft an. Das Glück hat mich nicht verblendet, und obschon ich Grund genug hätte, mich meiner Umstände zu bedienen, so bleibe ich doch bei dem Vorsatze, den Frieden dem Kriege vorzuziehen. Ich erwarte Bülow und Rex, damit der Graf von Podewils, der heute noch ankömmt, mit ihnen in Unterhandlung treten kann. Mich wundert, daß ein englischer Minister mir räth, von einem Traktate abzugehen, den sein König geschlossen hat, und der von Großbritannien garantirt ist. Eher werden Sie mich und meine Armee zu Grunde gehen sehen, ehe ich im Geringsten davon abweichen werde. Will die Königin von Ungarn Frieden haben, so bin ich bereit, ihn nach

dem Inhalte der hannöverschen Konvention zu unterzeichnen. Wo nicht, so werde ich berechtigt seyn, meine Forderungen höher zu spannen. Bringen Sie mir die letzte Entschließung des Königs von Polen, damit ich weiß, ob er den gänzlichen Untergang seines Landes dessen Erhaltung vorzieht, damit ich weiß, ob die Gedanken des Hasses die des Friedens bei ihm verdrängen, mit einem Worte, ob er die verzehrende Kriegsflamme lieber vergrößern will, als den Frieden mit seinen Nachbarn herstellen und zur endlichen Beruhigung Deutschlands das Seinige beitragen." — Nun schickte auch Maria Theresia ihren Gesandten, der mit dem preußischen, englischen und sächsischen Bevollmächtigten den Frieden zu unterhandeln begann, welcher schon den 25. December 1745 abgeschlossen wurde. Die Hauptbestimmungen desselben waren (außerdem, daß die Sachsen, die beim preußischen Heere untergesteckt waren, bei demselben blieben) folgende: „Der Breslauer Friede sammt den darauf erfolgten Gränzberichtigungen wird erneuert; Preußen erkennt Franz I. als Kaiser und als Oberhaupt des Reiches an; Oestreich verbürgt dem Könige alle seine Staaten, auch die von Kaiser Karl VII. ihm zugesicherten Vortheile; Friedrich dem Hause Oestreich alle seine deutschen Besitzungen." Sachsen, Braunschweig, Kassel, Pfalz werden in diesen Frieden eingeschlossen. Sachsen muß für die ausständigen Brandschatzungen auf kommende Ostern eine Million Thaler sammt den Zinsen bezahlen und den preußischen Unterthanen ihre ausständigen Forderungen bei dem Obersteueramte in gehöriger Zeit abtragen lassen; es entsagt für sich und seine Erben, als Eventualerben des Hauses Oestreich, allen Ansprüchen auf Schlesien; verspricht, die protestantische Religion in seinem Lande, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, aufrecht zu erhalten, und tritt endlich auch, „damit alle Zwistigkeiten und Irrungen, so bisher zwischen Preußen und Sachsen wegen des Zolles zu Fürstenberg an der Oder und der Ueberfahrt zu Schidlo zum Oeftern sich ereignet, abgeholfen werde, gegen einige zu Schlesien gehörige und in der Lausitz belegene Pertinenzien, oder gegen ein anderes Aequivalent an Land und Leuten, die Stadt und den Zoll zu Fürstenberg und das Dorf Schidlo in der Niederlausitz und alles kursächsische Gebiet an der rechten Oderseite an Preußen ab, damit die Oder künftig an ihren beiden Ufern überall preußisch sey."

So wurde endlich Schlesien, Mähren, Böhmen und Sachsen von den Drangsalen eines verheerenden Krieges befreit. „Dieser Krieg bewirkte keine jener großen Revolutionen, die das Schicksal der Staaten umgestalten, sondern er verhinderte vielmehr dergleichen



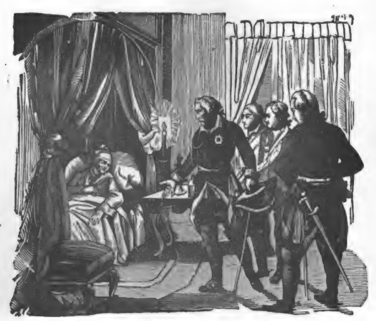
Digitized by Google

Erschütterungen, indem er den Prinzen von Lothringen zwang, Elsaß zu verlassen. Der Tod Kaiser Karls VII. war eines jener Ereignisse, die nicht vorhergesehen werden können. Er vereitelte den Plan, dem neuen Hause Oestreich die Kaiserwürde auf immer zu entreißen. Urtheilt man also über die Dinge wie sie sind, so muß man gestehen, daß dieser Krieg in gewisser Rücksicht ein unnützes Blutvergießen war, und daß eine Reihe von Siegen zu nichts weiter führte, als Preußen in dem Besitze von Schlesien zu bestätigen.“

Den 28. December kehrte der König nach Berlin zurück. Hatten die Bewohner der Residenz bei diesem letzten Feldzuge am meisten zu befürchten gehabt, da ein feindlicher Ueberfall ihnen drohte, so war jetzt ihre Freude und ihr Frohlocken um so größer und um so inniger. Die Liebe und die Verehrung des Volks hatte dem Könige einen Triumphzug bereitet, der alle die gebotenen Parade-Vivats weit übertraf. Schon von Frühe an hörte man alle Glocken läuten. Eine Freikompagnie hatte sich gebildet, und sich ohnweit des Schlosses aufgestellt; ihre Fahne war weiß, und auf derselben sah man ein flammendes Herz mit den Worten: Sic ardet pro rege (So erglüht es für den König.) In einem offenen Wagen, begleitet von seinen zwei Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich, fuhr der König der Stadt zu. Die Volksmenge wogte ihm entgegen, und der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!“ erschallte von allen Seiten um den Helden. Junge Mädchen streuten ihm Blumen, und von den Dächern und aus den Fenstern flogen kleine Lorbeerkränze nach seinem Wagen. Entzückt von so vieler Liebe und freier Huldigung, zeigte er nur Freude und Wohlwollen gegen Alle. Nach allen Seiten hin grüßend, sagte er zu dem Volke, das sich stürmisch herandrängte, ihn zu sehen: „Erdrückt euch nicht, meine Kinder; nehmt euch in Acht vor den Pferden; sorgt, daß kein Unglück geschehe.“ Einige grüßte er huldreich, Andere redete er liebevoll an, und so ging der Zug bis zu dem Schlosse. Wahr ist es, schon oft sind alle möglichen Huldigungen auch an Unwürdige vergeudet worden; wahr ist es, schon oft wurden alle Worte und Symbole der Liebe, Freude und Zuneigung Menschen dargebracht, die es nicht verdienten, und denen man sie oft nur nothgedrungen weihte; aber das Symbol der Wahrheit ist, Gottlob! nicht darstellbar, konnte also auch noch nie an Unwürdige verschwendet werden.

Des Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und der Volkswitz äußerte sich in Bildern und Sprüchen, die auf die letzten Ereignisse des Kriegs sich bezogen. Ein Jubel und eine Freude hatte Alle umfaßt. Nur Friedrich schien die überschwengliche Freude über die Volks-

liebe mit einem herben Verluste vereinen zu müssen. Gleich nach seiner Ankunft hatte er erfahren, daß sein ehemaliger geliebter Lehrer Duhan auf dem Todtenbette liege. Sich von den ihn umgebenden rauschenden Freuden zurückziehend, begab er sich, ohne Zeit zu verlieren, begleitet von seinen sämmtlichen Brüdern, zu demselben. Er trat an das Bette des alten hochgeachteten Lehrers. „Mein lieber Duhan — redete er ihn an — mein Schmerz ist sehr groß, Sie in dieser Lage zu sehen. Wollte Gott, ich könnte Etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit Ihnen mit Freuden opfern würde.“ Duhan antwortete mit schwacher Stimme: „Es ist der größte Trost, der mir zu Theil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben; ich hoffe nun leichter sterben zu können; denn mit mir ist es aus.“ Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, die Hand des Königs zu küssen. Friedrich entzog sie seinem alten Lehrer, warf ihm einen Kuß zu, und schied von ihm mit dem Ausrufe: „Nein, das läßt sich nicht länger ertragen.“ Duhan starb den folgenden Tag, und Friedrich hat ihm in einer Lobrede ein ehrendes Denkmal gesetzt.



Friedrich am Sterbebette seines Lehrers Duhan.

Digitized by Google

Digitized by Google

## Dritter Abschnitt.

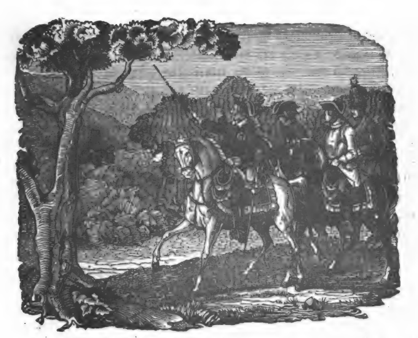
### Vom

# Dresdener Frieden bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges.

(31. December 1745 bis 24. August 1756.)

Ein Bergschotte im siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google



Friedrichs Geistesgegenwart.

„Ein Fürst erfüllt seinen Beruf nur halb, wenn er bloß dem Kriegswesen obliegt; es ist offenbar falsch, daß er nur ein Soldat seyn soll. Ihrer ersten ursprünglichen Einsetzung zufolge sind die Fürsten Richter; daß sie Feldherren sind, ist nur ein Nebenpunkt." Dieser frühe erkannten und im Antimacchiavell ausgesprochenen Wahrheit blieb Friedrich während seines ganzen Regentenlebens getreu, und sogleich die ersten Tage des Friedens wendete er dazu an, der andern Seite seines zwiefachen Berufes zu genügen. Kaum hatte also der siegreiche Held die Waffen niedergelegt, mit denen er das von Außen drohende Verderben kräftig abgewiesen, als er schon dem Verderben, das am innern Marke des Staates zehrte, zu steuern sich anschickte. Es war dieß die klägliche Verfassung der Justiz und des preußischen Gerichtswesens überhaupt. — Zwei Hauptübel sind es, an denen die Justiz schon seit Jahrhunderten in Deutschland leidet; sie heißen: Heimlichkeit und Schreibereiwesen. Diese haben der Volks- und Rechts-Bildung ein unschätzbares Lebensprinzip geraubt. Trägheit, Pedanterie, Chikaniren und andere zahllose Uebelstände sind im Gefolge jener beiden. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sind die einzigen Heilmittel, denn sie allein setzen die einzige untrügliche Controle über Richter und Advokaten fest. Die klare Erkenntniß dieser Heilmittel

Digitized by Google

aber ist (in Deutschland wenigstens) mehr die Frucht des neunzehnten Jahrhunderts, als die des verflossenen, und wir werden sehen, inwiefern Friedrich von dem Geiste seiner Zeit befangen, und wiefern er demselben vorangeeilt war. Er hatte das Uebel wohl erkannt, wenn auch nicht nach seinem ganzen Umfange und seinen einzigen Grundursachen. Sein Geist, dessen Grundzug rasche Energie war, wollte vorerst alle Hindernisse, die einer schnellen und kräftigen Justiz im Wege stünden, weggeräumt wissen. „Prompte Justiz" und Gleichheit vor dem Gesetze war daher vorerst das Ziel seines Strebens in den nun wiedergekehrten Tagen des Friedens. Schon während des Krieges, hauptsächlich aber während der kurzen früheren Friedensjahre, sahen wir Friedrich seine persönliche Thätigkeit dem Richteramte widmen. Aber durch solche, wenn auch angestrengteste Thätigkeit konnte doch nur einem kleinen Theile der Uebelstände abgeholfen werden. Jetzt, von voraussichtlich längerer Ruhe begünstigt, wollte Friedrich den von seinen Ahnen ererbten Plan einer durchgreifenden Justiz- und Gesetzes-Reform ausführen. Schon 1713 hatte Friedrich Wilhelm an der Verbesserung der Justiz arbeiten lassen, und in einem Erlasse an die zu dem Ende niedergesetzten Commissarien heißt es: „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel, und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich." Aber die Plane Friedrich Wilhelms hatten nicht den gewünschten Erfolg, obgeich die Prozeduren in einigen Punkten vereinfacht und abgekürzt wurden.

Schon den 14. Januar 1745 hatte Friedrich folgendes Schreiben erlassen: „Meine liebe wirkliche geheime Etatsministri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken schweben, was für viele ernstliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen derer landesverderblichen Prozesse in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wann ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verspüre, wohl aber mehr als zuviel erfahre, daß demungeachtet fast keine wahre Justiz mehr im Lande zu finden, sondern dasselbe über die Protraction derselben zu seufzen Ursache habe, so befehle ich Euch nochmals allergnädigst, diese so angelegene als dem Lande so ersprießliche Sache, bei Eurer Obliegenheit, zu dem ersten Augenmerk zu machen, und dahin zu sehen, daß bei denen Justizcollegiis solche feste und unveränderliche Einrichtung gemacht werde, damit alle vorkommende Prozesse, nach Beschaffenheit derer Sachen, sonder alle Weitläufigkeiten und Verzögerungen, nach wahrem Rechte kurz und gut in jeder Jahresfrist abgethan und entschieden werden mögen. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr werdet schon nach

reiflicher Ueberlegung solche Mittel ausfindig machen, welche zu Erreichung dieses Zweckes erforderlich sind." — Jetzt, wenige Tage nachdem er aus dem Kriege zurückgekehrt war, den 12. Januar 1746, schrieb er an Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verdorbene Justizadministration in meinen Landen geklaget worden, ich aber, bei nunmehr geschlossenem Frieden, darzu nicht stille schweigen, sondern mich selbst darein-meliren werde: so sollet ihr nun an alle meine Justizcollegien eine nachdrückliche Cirkularordre desfalls ergehen lassen, worinnen dieselben von denen bisherigen, leider! eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen, durch Chikanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz, nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz, und dergleichen öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnet, hingegen angewiesen werden, künftig, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade und unausbleiblicher Bestrafung, allein darauf zu arbeiten, daß Jedermann ohne Ansehen der Person eine kurze und solide Justiz, sonder großes Sportuliren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen und oft unnöthigen Instanzien, administriret, und alles dabei bloß nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und derer Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge." — Auf diese und andere Aufforderungen begann man, vornehmlich aber Cocceji, das so ehrenvolle Werk einer nach Inhalt und Form durchzuführenden Justizreform. Cocceji war schon unter Friedrich Wilhelm im Jahre 1725, nebst Andern, mit diesem Geschäfte beauftragt worden. Vorzüglich waren es nun die Vorschläge, die der Kanzler von Buckwitz schon damals gemacht hatte, auf die Cocceji jetzt wesentlich einging. Dieser Kanzler von Buckwitz hatte geglaubt, „daß zur Verkürzung der Prozesse nichts mehr beitragen würde, als die fixirte Besoldung der Gerichte und Advokaten." In seinen gelehrten Anzeigen schreibt er: „die meisten Richter und Advokaten ankerten nach Prozessen und Streithändeln, als der Fisch nach dem Wasser, ohne welches er nicht leben könnte. Ihre größte Klage wäre, wenn in den Gerichten sich nichts zu thun fände: das ist, wenn Brüder und Nachbarn einträchtlich lebten, und in allen Häusern Friede wäre. Dann hieße es: die Zeiten wären schlecht; es wäre nichts mehr zu verdienen; die Leute wollten oder könnten kein Geld mehr auf Prozesse wenden; sie verglichen sich lieber. Und es ist wahr, daß unter diesen

Digitized by Google

Umständen der Handwerksmann besser als der Richter und der Advokat daran ist, wenn diese nicht ihren gewissen Sold bekommen. Jener darf seine Werkstätte nicht schließen; er findet allezeit zu thun, weil seine Waare unentbehrlich und Jedermanns Kauf ist. Aber wenn Niemand zu klagen hat, so gibt es auch nichts zu richten. Bei solchen Umständen nun suchten Richter, Gerichtsdiener und Sachwalter die Leute zu Prozessen zu bewegen. Die Advokaten hetzten die Partheien gegen einander auf; sie stellten sich vor Gerichte eifrig und feurig gegen einander an, weil sie sich wohl zusammen verstünden, ihre einfältigen Clienten dadurch in Streit und Hoffnung zu erhalten, die Hände bei dem Prozeß aus betrüglicher Gewinnsucht nicht sinken zu lassen; der Richter riethe aus gleichen Ursachen zu keinem Vergleich, und der erste Vertrag zur Güte würde so künstlich eingerichtet und jeder Parthei das Maul geschmiert und das Herz mit Wind aufgeschwellt, damit es beim Abschlusse hieße: zum Recht! zum Recht! Ich habe die Brühe vom magern Vergleich, lieber ein fettes Urtheil; mein Advokat hält die Sache schon vor gewonnen. Käme nun der Handel auf die lange Bank, so hieße es: Geduld! es läßt sich nicht zwingen; der Prozeß muß seinen Lauf haben; Ende gut, alles gut; die Unkosten muß das Gegentheil alle wiedergeben, es ist nichts als die bloße Zeit verloren. Indessen hängten Sachwalter, Richter und Gerichtsbediente den Prozeß an einen silbernen Nagel, spielten alles in das weite Feld, und ruheten nicht, bis die Partheien ausgemolken wären, und darüber stürben und verdürben. Die Raserei und Bosheit von Richtern, Gerichtsbedienten und Sachwaltern ginge auch soweit, daß sie dergleichen Bubenstücke auch in Prozessen anzubringen suchten, die in Kleinigkeiten beruheten, und die Forderung der Sache, darüber gestritten wurde, kaum das Papier werth wäre. Man fände Prozesse von 10 Thaler Forderung, darüber schon tausend Thaler verprozessirt wären, denn dieses wäre eben noch eine besondere Kunst, aus einem Prozesse zwei und mehrere zu machen, und Prozesse aus Prozessen wie Ratten aus Mäusen zu zeugen und auszuhecken. Bei diesem rechtlichen Abentheuer nun dürfte man sich nicht wundern, daß nicht unsägliche Summen Geldes Richtern und Gerichtsbedienten und Sachwaltern zu Theil würden, welche der Abt St. Pierre in Frankreich jährlich auf Millionen rechnen wollen. Welches Geld gleichwohl nützlicher gegen den Feind des Vaterlandes oder andere dem gemeinen Wesen zuträgliche Dinge verwendet werden möchte, als auf dergleichen Zungendrescherei zanksüchtiger Leute."

„Alles dieses zur Vermehrung und Verlängerung der Prozesse gereichende Unheil würde nur dadurch gehoben und verhütet werden, *wenn* alle Gerichtssporteln sowohl als Advokatengebühren abgeschafft, *und* Beide dafür hinlänglich besoldet würden. Denn wie die Quelle von allen Prozessen Gewinnsucht ist: also würden nun die Gerichte und Advokaten wünschen, helfen und dran seyn, daß die Partheien ohne erhebliche Ursache, und, so zu reden, das Recht in Händen zu haben, zu keinem Prozeß sich entschließen, und, wenn derselbe angefangen, er dennoch zeitig geendigt und beigelegt würde. Die Richter würden sich freuen, wenn sie in das Richthaus kämen, und wenige oder gar keine Partheien darinnen anträfen. Die Zeit würde ihnen erspart, welche sie sonst nützlich anwenden könnten, und ihre Besoldungen bekämen sie auch, auch bei keiner oder doch geringer Arbeit. Kein Advokat würde den andern, wenn er viel zu thun hätte, anfeinden, oder die Partheien an sich zu ziehen suchen, weil derjenige am gemächlichsten lebte, der am wenigsten zu thun hätte. Wie jetzo die Gerichtsbedienten erschrecken, wenn sie viel ex officio, ohne Entgeld, aufzusetzen und auszufertigen hätten, so würde ihnen zu Muthe seyn, wenn sie viele Partheien im Richthause anträfen. Ihr Willkommen würde seyn: Lieben Leute, vertragt euch in der Güte; das Prozessiren macht euch unruhige Tage und schlaflose Nächte. Sententiae sunt fatales. Es kommt auf das blinde Glück an, wie derjenige gegen euch oder eure Sache gesinnt ist, der den Abschied oder das Urthel machen soll. Die Advokaten würden nicht minder zum Frieden rathen, oder doch dem Prozeß, sobald es nur seyn könnte, das Ende machen."

„Zum Beweise kann man nun die sogenannten Commissiones nehmen, in welchen öfters in einem Tage so viel abgemacht wird, als bei gerichtlichen Prozessen in vielen Jahren nicht geschehen mögen: im Falle nämlich den Commissariis zu Verlängerung ihrer Diäten oder täglichen Gehalts nicht auch daran gelegen, die Commission zu verzögern. Ich möchte, fährt er fort, aus dem Ausgang derjenigen Commissionen, welche bei meinen verschiedenen Bedienungen mir aufgetragen worden, mich wohl vermessen, daß, wenn der Commissarius ehrlich, in den Rechten geübt, und vernünftig ist, von hundert Sachen ihm nicht leicht eine ausfallen solle, die er nicht ohne Prozeß in wenigen Tagen zu Ende bringen möchte. Meine Weise darinnen war diese. Anfangs ließ ich beide Partheien, ohne oder auch mit ihren Advokaten, vorkommen, und hörte selbige bis ad duplicum, auch wohl ad quadruplicum,

geduldig gegen einander an. In solchem Verhör behielt ich mir die Freiheit vor, wenn ich in facto etwas vermissete, eine Zwischenfrage zu thun, auch ihre Schriften anzusehen und Zeugen zu verhören, mithin aller Umstände mich genau zu erkundigen. Wenn nun dieses Alles geschehen, und ich das Urtheil im Gemüthe oder auf dem Papiere hatte, nahm ich jede Parthei allein vor. In dem Zureden, es zu keinem Prozeß kommen zu lassen, war mein Erstes, der Parthei das Herz groß zu machen, und alles, was ihr zu Statten kommen möchte, mit lebendigen Farben und Worten vorzustellen. Hierdurch wurde nun die Parthei in ein großes Vertrauen gegen mich gesetzt, daß ich ihre Sache verstünde, und begierig wäre, ihr zu helfen. Nach diesem bat ich auch, was ihr Gegentheil vor sich und ihre Rechtsgründe antwortete, geduldig anzuhören und zu erwägen. Schüttelte die Parthei den Kopf und wollte diese ihr unangenehme Predigt nicht hören, so hielt ich nochmals um Geduld an, weil ich zum Voraus verhieß, auch dasjenige nachher zu erwähnen, was darauf in replicis wieder zu antworten. Wenn auch dieses geschehen, so machte ich nun zwei Urtheile: eines vor und das andere gegen die Parthei, und führte dabei an, daß der künftige Richter oder Urtheilsfasser eben so leicht auf das Letztere als auf das Erstere fallen könnte. Ich stellte vor, lieber etwas Weniges gewiß zu haben, als in der Luft noch so große Schlösser zu bauen, mit dem Beisatz, daß die Prozeßkosten, bewandten Umständen nach, jeder Theil über sich ergehen lassen müßte, nach deren Abzug der Gewinn, auch des allerbesten Urthels, dennoch sehr gekürzt seyn würde. In dem Vergleich selbst war mein Vorschlag allezeit auf etwas Großes vor der Parthei, ob ich gleich zum Voraus sah, daß, wenn auch das Gegentheil gehört, sich alsdann erst Gelegenheit finden würde, der Parthei die Wahrheit offenherziger zu sagen und selbige auf mildere Gedanken zu bringen. Konnte ich bei der ersten Zusammenkunft nicht durchkommen, so geschah es bei den folgenden. Und den Advokaten wurde auch ihr Eid und Ehrenpflicht vorstellig gemacht, die Parthei aus Gewinnsucht in keinen unnöthigen Prozeß stürzen zu helfen. Wenn nun mit beiden Theilen dergestalt verfahren worden, so gab Gott seinen Segen, daß es Friede wurde, und ein gütlicher Vergleich dem Krieg Rechtens ein erwünschtes Ende machte. Dahero es nicht ohne Grund ist: daß, im Falle der Eigennutz bei den Gerichten und Advokaten durch beiden angewiesene Besoldung wegfiele, die stärkste Prozeßquelle zugestopfet und gedämmet seyn würde."

**Diese Vorschläge des Kanzlers von Buckwitz waren es also vornehmlich, denen Cocceji in der Ausführung seines ehrenvollen Amtes folgte. Man sieht jedoch leicht, daß, wenn auch der Kanzler von Buckwitz ein guter und rechtlicher Beamter gewesen seyn mag, er** nicht den geringsten Beruf zum Gesetzgeber hatte, denn indem er sich mehr der Rechtlichkeit als des Rechts bewußt, mehr nach dunkeln Gefühlen als nach klaren Ansichten und deutlichen Begriffen handelte, erhob er sich im Uebrigen nicht über die Sphäre der Gewöhnlichkeit und des trivialen Geschäftslebens. — Cocceji hatte richtig erkannt, daß es vor Allem nöthig sey, den Beamten Achtung und besseren Gehalt zu verschaffen, wodurch er sich genöthigt sah, eine neue Steuer unter dem Namen der Justizgelder einzuführen, und durch die schriftliche Behandlung und den stärkern Gebrauch des Stempelpapiers die Prozesse andererseits wieder zu vertheuern. Um indessen mehr Rechtlichkeit bei der künftigen Schlichtung der Prozesse einzuführen und festzustellen, war es nicht hinreichend, nach den Worten der Bibel „redliche Leute, die Gott fürchten, wahrhaftig und dem Geiz feind sind", zu Beamten zu erhalten, sondern man bedurfte auch der rechtskundigen Männer, und aus einem Schreiben des Großkanzlers vom 6. August 1748 läßt sich der damalige mangelhafte Zustand der Justiz in Preußen erklären, und es mag dieß auch den Großkanzler entschuldigen, daß seine Reformen nicht tiefeingreifender das Uebel von Grund aus zerstört haben. „Ew. Majestät können nicht glauben, heißt es hier, wie schwer es hält, dergleichen Präsidenten zu finden, wie Ew. Königl. Majestät jetzo verlangen. Die von Adel haben sich seit 30 Jahren nicht auf Studia gelegt, sondern sich dem Kriegsdienste gewidmet; die Bürgerlichen haben sich durch die Rekrutenkasse in die Chargen eingekauft, und sich folglich nicht mehr auf solide Wissenschaften gelegt. Ich habe bis diese Stunde keinen von Adel an des von Voß Stelle ausfinden können, und dahero an die Stände schreiben müssen, mir Jemand vorzuschlagen. Und dieß ist die wahre Ursache, warum ich Ew. Königl. Majestät den von Görne und den von Rauß habe vorschlagen müssen; es sind ehrliche und incorruptible Leute, die auch einige Wissenschaften in den Rechten haben, ob sie schon die übrigen Requisite eines vollständigen Präsidenten nicht besitzen."

Preußen, aus verschiedenen nach und nach zu einer Monarchie vereinigten Provinzen bestehend, hatte in diesen verschiedenen Provinzen durch Gewohnheit und altes Herkommen rechtskräftige, sich nicht selten widersprechende Gesetze. Einheit, wenn auch nicht voll-

Digitized by Google

kommene Einförmigkeit in den verschiedenen Landestheilen war nun Haupterforderniß der neuen Organisation des Gerichtswesens. Friedrich hatte daher seinem Großkanzler den Auftrag ertheilt, ein allgemein verständliches, von allen Spitzfindigkeiten und Zweideutigkeiten gesäubertes Gesetzbuch abzufassen, das, mit möglichster Berücksichtigung aller früheren Landesgesetze, genau und vollständig sey. Schon beim Beginne dieser neuen Organisation schien sich unter dem Ministerium eine Faktion bilden zu wollen, welche manche Gebrechen und Mängel des neuen Justizreformplanes einigermaßen einzusehen schien, so daß der alte Justizminister von Arnim den Abschied nahm. Friedrich aber, der die beabsichtigte prompte Justiz als zeitgemäß und heilsam erkannt hatte, wollte hier, wie in seinem ganzen Streben und Wirken, nicht durch lange wechselseitige Gegenvorstellungen und Disputationen an der raschen Ausführung gehindert seyn; und überhaupt gehörte es zu den Eigenheiten des Königs, daß er, ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, nicht selten die Meinungen Anderer anhörte, prüfte, und den besseren folgte, sobald er aber nach ruhigem Nachdenken einen Entschluß gefaßt hatte, sich durch nichts mehr in demselben wankend machen ließ. Friedrich hatte daher Cocceji unumschränkte Gewalt gegeben, das Justizwesen nach eigenem besten Wissen und Gewissen zu ordnen, und verbot, in dieser Angelegenheit und in sonstigen eigentlichen Justizsachen sich unmittelbar an das Kabinet zu wenden.

Der Anfang der Reform wurde mit der Prozeßordnung gemacht, weil der König mit den Beschwerden über die Verwicklung und Langsamkeit der Prozesse am meisten war behelligt worden. In Pommern, „wo die meisten Prozesse schwebten und die größte Confusion war“, wurde hiemit begonnen, und die neue Prozeßordnung als „Project des Codicis Fridericiani Pomeranici“ eingeführt. Es wurden hier durch Cocceji „in acht Monat an die 2400 alte Prozesse abgethan; von neuen Prozessen aber blieb keiner übrig, der über ein Jahr alt war.“ Daß hiebei, wo man theils durch gütlichen Vergleich, theils durch definitive Erkenntnisse die möglichst schnelle Erfüllung des königlichen Willens beabsichtigte, Manches übereilt worden, läßt sich wohl leicht annehmen, und mag die Klage hierüber nicht grundlos gewesen seyn. Der König schrieb indeß den 30. Januar 1748 an die pommersche Regierung: „Es kann nicht anders als glorieux für euer Collegium seyn, daß ihr die Bahn gebrochen, die Chicane von der Justiz zu verbannen, und daß ihr nunmehro unseren übrigen Provinzen zu einem Exempel dienet,

desgleichen was ihr so glücklich zu Werke gerichtet, nicht alleine als möglich anzusehen, sondern auch euren Fußstapfen nachzufolgen.“ — Diese so schnell geschlichteten Prozesse bewirkten auffallende Veränderungen sowohl bei den Beamten als bei den Parteien, denen nicht selten der alte Schlendrian lieb geworden war *). Indessen machte diese neue Methode in ganz Deutschland großes Aufsehen, und einige Fürsten schickten Rechtsgelehrte nach Berlin, um sich von der Kunst, die so Großes bewirken könne, genauer zu unterrichten. — Cocceji sah sich dadurch ermuntert, den ersten Entwurf, den er in der Pommerschen Gerichtsordnung gegeben, sorgfältig umzuarbeiten und zu verbessern, da nemlich „die Justiz auch in der Kur und andern Marcken gleichfalls nach sothanem Plan“ eingerichtet werden sollte. Es erschien daher 1748 das „Projekt des Codicis Fridericiani Marchici, oder eine nach Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenem Plan entworfene Kammergerichtsordnung, nach welcher alle Prozesse in einem Jahre durch drei Instanzen zu Ende gebracht werden sollen und müssen. Nebst dem Projekt einer Sportul-Ordnung und eines Pupillenkollegii.“ Den 3. April wurde dasselbe bekannt gemacht, nachdem, wie der König sagt, es von den Ständen war genehmigt worden. Auch in andern Provinzen sollte mit passenden Veränderungen diese Gerichtsordnung eingeführt werden. Aber schon damals hatte Cocceji die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht einem einzelnen Manne gegeben sey, ein solches Werk zu vollenden, sondern daß man hiezu die Einsichten der Zeitgenossen benützen müsse. Es war daher das Projekt von einem Edikte begleitet, wornach Jedem freistehen solle, „binnen Jahresfrist Monita und Notata darüber einzubringen, gestalt bis dahin diese neue Einrichtung nur als ein Projekt zu halten,“ obgleich die

*) So beschwerte sich einst ein Pommerscher Edelmann bei dem Könige über den langsamen Gang der Gerichte bei seinen vielen Prozessen. Der König erwiederte, er habe allen Gerichten, bei denen seine Prozesse anhängig wären, aufs strengste befohlen, dieselben schleunigst vorzunehmen, er hoffe, nach Verlauf eines Jahres werde der Supplikant keinen einzigen Prozeß mehr haben. Aber dieser antwortete nun: „er danke zwar sehr für die große Gnade, bitte jedoch, es mit dem Befohlenen nicht gar zu streng zu nehmen, denn er wünsche doch einige seiner Prozesse übrig zu behalten, um nicht gleich neue anfangen zu dürfen, da er ohne Prozesse nicht leben könne, indem er an diesen Zeitvertreib von jeher gewöhnt sey.“

Justizkollegien einstweilen wirklich darnach verfuhren. Wer nur Beruf dazu fühlte, reichte seine Erinnerungen dagegen ein. —

Ueberzeugt, daß eine verbesserte Gerichtsordnung, so wichtig sie auch sey, doch noch keineswegs genüge, sollte derselben bald ein allgemeines deutsches bestimmtes Landrecht für die sämmtlichen preußischen Staaten folgen. Es erschien daher schon 1749 unter dem Titel: „Projekt des Corporis juris Fridericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät von Preußen in der Vernunft und den Landesverfassungen gegründetes Landrecht, worin das Römische Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges Systema gebracht, die Generalprinzipien, welche in der Vernunft gegründet, bei einem jeden Objekt festgesetzt, und die nöthigen Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deduciret, alle Subtilitäten und Fictiones, nicht weniger was auf den deutschen Statum nicht applicable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte Jura, welche in den römischen Gesetzen vorkommen, oder von den Doctoribus gemacht werden, decidiret und solchergestalt ein Jus certum und universale in allen Dero Provinzen statuiret werden." Der erste Theil dieses neuen Werkes, das Personenrecht enthaltend, erschien 1749, der zweite Theil, das Sachenrecht, 1751, der dritte Theil, der das Obligationenrecht umfassen sollte, ist nie erschienen.

„Dieß ist das Vornehmste, was Cocceji zu Stande brachte. Seine Prozeßordnung übertraf zwar alle, die man hatte, allein sie war noch zu sehr auf preußische Vorurtheile gegründet, und auch beinahe wörtlich aus der alten Kammergerichts-Ordnung genommen. Er selbst hatte zwei Quartanten voll streitiger Rechtsfragen, die in den Pandecten vorkommen, geschrieben, und es ist also zu entschuldigen, daß er sein Römisches Recht, worin er seine Stärke hatte, nicht umsonst gelernt haben wollte. Sein Landrecht ist eine bloße Uebersetzung der Institutionen, und enthält einige bessere Bestimmungen des römischen Rechts. Es ist unvollendet geblieben, und zwar mit Recht." So spricht sich ein freimüthiger Rechtsgelehrter über das Werk Cocceji's aus. — Wohl selten gab es einen Fürsten, der mehr als Friedrich dazu geeignet gewesen wäre, ein freies, nationales und allgemein faßliches Rechts- und Gerichtswesen in Deutschland zu begründen und empor zu bringen. Aber es lag an der flachen und bodenlosen Bildung seiner Zeit, daß eines Friedrichs hochherzige Bestrebungen nicht die ihnen gebührende Verwirklichung fanden. Friedrich, der sich hierin auf die Sachkenntniß und Beurtheilungskraft Anderer verlassen mußte, gelangte selbst zu dieser Einsicht, ob-

gleich erst nach einem Zeitraume von mehreren Jahren. Ueber das Deutschland, oder wohl gar über das Preußen seiner Zeit hinaus reichten die Blicke Cocceji's (dessen Charakter und Thätigkeit übrigens alles Lob verdient) nicht. Er vermehrte die schon so ungeheure Zahl der Rechtsbücher mit einem neuen, das weder dem Volke verständlich und bündig genug, noch dem Rechtsgelehrten genügend seyn konnte *). — Indessen blickt in diesem Werke nicht selten der loyale Geist Friedrichs und seiner Instruktionen durch. So heißt es im Codex Fridericianus Theil 1. Titel 1. §. 14.: „Vorgedachtem Unserm Kammergerichte ertheilen Wir hiemit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt, und in Unserem allerhöchsten Namen alle dahin gehörigen Justizsachen zu entscheiden und zur gehörigen Exekution zu bringen. Sie müssen alle Menschen, ohne Anschau der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten: damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.“ §. 15. „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. — Insbesondere aber soll Unser Kammergericht, und andere Gerichte, in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sey der Fiscus selbst Actor oder einem Andern zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidiget seyn, zum Augenmerk haben, und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen zu reflektiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll.“ — Friedrich, obschon er mit unumschränkter Macht und Willensfreiheit

---

*) Als der zweite Theil von dem Entwurfe des Allgemeinen preußischen Gesetzbuches dem Könige eingereicht wurde, schrieb derselbe unter den Bericht: „Gut, aber es ist ja so dick, Gesetze müssen kurz seyn.“

herrschen wollte, zeigte doch hiedurch, so wie namentlich durch die Verordnung Theil 4., Titel 6. §. 3—9., daß er keineswegs über dem Gesetze stehen wolle, daß er sich vielmehr für verpflichtet halte, dem Gesetze alle ihm gebührende Achtung und Unterwerfung zu zollen. Er hatte wohl eingesehen, daß bei einer Selbstregierung, wie die seinige war, er dennoch, trotz aller Vorkehrungen, theils von Andern getäuscht werden, theils sich selbst täuschen und zu einem Machtspruch verleitet werden könnte. Er ließ daher den schon beim Antritt seiner Regierung an alle Landesbehörden bekannt gemachten Kabinetsbefehl jetzt in das neue Gesetzesbuch aufnehmen: wornach im Voraus jeder Kabinetsbefehl, durch welchen irgend ein Gesetz, oder auch nur der gesetzliche Gang der Rechtspflege verändert würde, für erschlichen, nichtig und dergestalt ohne Wirkung erklärt würde, daß dadurch kein Besitz erworben und keine Verjährung angefangen werden könne.

So schien nun die Gesetzesreform glücklich geendet, und der Besitz und das Eigenthum durch neue, aus dem Geiste der Zeit entsprungene und dem Geiste der Zeit angemessene Gesetze dauerhaft festgestellt. Friedrich selbst, durch diese Beschäftigung mehr als je auf diesen Zweig der Regierung hingewiesen, hat in der ersten Begeisterung über das glücklich vollbrachte Werk eines zweiten Justinian in einem Aufsatze „Ueber die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen“ uns seine Ideen und Begriffe über diesen Gegenstand mitgetheilt. „Wer sich eine genaue Kenntniß von der Art, beginnt der Aufsatz, wie man Gesetze einführen oder abschaffen muß, erwerben will, kann sie nur aus der Geschichte erlangen. Wir sehen in derselben, daß alle Nationen besondere Gesetze gehabt haben, daß diese nach und nach eingeführt worden sind, und daß die Menschen stets geraume Zeit bedurften, um zu etwas Vernünftigem zu gelangen; ferner, daß die Gesetze derer sich am längsten hielten, die das allgemeine Beste abzweckten, und die den Geist der Nation, deren Regierungsform sie anordneten, am richtigsten erfaßt hatten.“ Nun geht er über auf das erste, das Haus- und Familien-Gesetz, das sich allmählig erweitert und ausdehnt, wie die Gesellschaft selbst, und endlich Staatsgesetz wird. Sodann wird von der Gesetzgebung des Osiris in Aegypten, des Minos auf Creta, Lykurgos in Lacedämon, Drakon und Solon in Athen, Romulus und Numa in Rom ꝛc. gesprochen, und es wird hier meist öffentliches Recht und Staatsverfassung mit dem Privatrechte der Bürger gegen einander, von dem doch hier eigentlich nur zu reden war, verwechselt. Nachdem er die verschiedenen Gesetzesveränderungen

im römischen Volke oberflächlich durchgegangen, wendet er sich zu den nordischen Völkern, zu Chlodwig bis auf Ludwig XIV. Hierauf wendet er sich nach England und der Feststellung der Magna Charta von Johann ohne Land 2c. Friedrich hält die Verfassung Englands, nach der das Parlament und die Regierung sich stets suchen das Gleichgewicht zu halten, und sorgsam einander beobachten, für zweckwidrig und einer Verbesserung bedürftig. — Indem sich Friedrich nun zu Deutschland wendet, trägt er die falsche Ansicht vor, daß die unterjochten Deutschen das römische Recht als gesetzeskräftig anerkannt hätten, und daß es sich so bei uns erhalten habe. Das ist es ja gerade, was deutsche Sprache und deutsche Sitte rein erhielt, daß die Deutschen nie den Gesetzen der auf kurze Zeit Siegenden dauernde Folge leisteten; vielmehr erhielten wir das deutsche Recht dadurch, daß die deutschen Kaiser zugleich auch römische Kaiser waren, und daß die Rechtsgelehrten ihre Rechtskunde auf den ersten Universitäten in Italien, Bologna 2c. sich erwarben. — „Die Gesetze müssen mit der Denkart der Nation übereinstimmen, oder man darf *nicht* hoffen, daß sie lange dauern," fährt Friedrich fort, und dieses wird an der Gesetzgebung Lykurg's, Solon's und der Römer nachzuweisen gesucht. Wenigstens scheint hier Friedrich einen Theil jener Wahrheit einzuräumen, daß die Sitten, als das ungeschriebene Gesetzbuch der Völker und der Menschheit überhaupt, über den geschriebenen Gesetzen stünden. — Das Majoratsgesetz wird als widernatürlich, aber von der Klugheit und Nothwendigkeit geboten, dargestellt. Daß Friedrich die Ahnung eines vollkommenen Gesetzbuches hatte, spricht sich in folgenden Worten aus: „Ein vollkommenes Gesetzbuch wäre in dem, was die Staatskunst der Regierung betrifft, das Meisterstück des menschlichen Verstandes. Man müßte darin Einheit des Planes und so genaue, verhältnißmäßige Regeln finden, daß ein nach demselben regierter Staat einer Uhr gliche, in welcher alle Triebräder nur Einen Zweck haben; ferner, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens überhaupt und des Nationalgeistes insbesondere; die Strafen müßten mäßig seyn, so daß sie die guten Sitten erhielten, aber sie dürften weder zu gelinde noch zu streng seyn. Solche deutliche und bestimmte Verordnungen gäben dann nie Anlaß zu Streitigkeiten, und beständen in einer auserlesenen Wahl des Besten aus allen bürgerlichen Gesetzen, welche sinnreich und einfach den Gebräuchen der Nation angepaßt werden müßten. Alles wäre vorausgesehen, Alles kombinirt, und Nichts einer Schwierigkeit unterworfen. Doch — setzt er, wohl auch im Bewußtseyn der Mangelhaftig-

keit des neuen preußischen Gesetzbuches, hinzu — etwas Vollkommenes gehört nicht in das Bereich der Menschheit. — Die Nationen hätten Ursache, zufrieden zu seyn, wenn die Gesetzgeber in Ansehung ihrer eben die Gesinnungen annähmen, die jene Hausväter hegten, welche als die ersten Gesetzgeber erschienen. Diese liebten ihre Kinder, und die Vorschriften, die sie ihnen gaben, hatten nur das Wohl ihrer Familie zum Zwecke."

„Wenige, aber weise Gesetze machen ein Volk glücklich; viele verwirren die Rechtskunde. Aus eben der Ursache, aus welcher der Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überladet, überhäuft der geschickte Gesetzgeber das Volk nicht mit überflüssigen Verordnungen. Zu viele Arzneien schaden, da sie ihre Wirkungen wechselsweise hindern; zu viele Gesetze werden ein Labyrinth, in welchem Recht und Rechtskundige sich verirren." Dennoch erkennt Friedrich, daß es — da der Fluch, der gleichsam auf dem durch die Schrift fixirten Worte lastet, der ist, daß es verschieden gedeutet werden kann, oder daß Folgerungen, die man ursprünglich nicht wollte, daraus gezogen werden — bisweilen für nothwendig erachtet werden muß, Zusätze und Verbesserungen hinzuzufügen. Dieß wird durch Beispiele zu begründen gesucht. Friedrich, der die Strafe wegen unehelicher Niederkunft abgeschafft, will nun auch, daß, um den Kindermord zu vermeiden, sich die allgemeine Sitte ändern möge, daß nämlich eine uneheliche Niederkunft nicht mehr in den Augen der Welt entehre. Indem hierauf die Abscheulichkeiten der Folter mit lebendigen Farben gemalt werden, wird der Grundsatz ausgesprochen: „Es wäre besser, daß zwanzig Strafbare losgesprochen würden, als daß man Einen Unschuldigen aufopfere." Dieß wären nun Gesetze, die, ihrer innern Beschaffenheit gemäß, abgeschafft oder näher bestimmt werden müßten. Aber auch des Ausdrucks, oder der äußern Beschaffenheit willen, können Gesetze dieser Nachhilfe bedürfen. „Gewöhnlich nährt die Chikane — sagt Friedrich — sich nur von Erbschaftssachen und Kontrakten; daher müssen diejenigen Gesetze, welche diese betreffen, die größte Deutlichkeit haben. Grübelt man schon bei unbedeutenden Erzeugnissen des Witzes über den Ausdruck, um wie viel mehr muß man denselben in einem Gesetze sorgfältig erwägen."

Merkwürdig ist nun die hiebei folgende Aeußerung Friedrichs: „Die Richter haben zwei Fallstricke zu befürchten: Bestechung und Irrthum. Vor dem ersteren muß ihr Gewissen, und vor dem letztern muß der Gesetzgeber sie bewahren. Deutliche Gesetze, die nicht

zu verschiedenen Erklärungen Anlaß geben, sind das erste Hilfsmittel dagegen, und gerichtliche, kunstlose Vertheidigungsreden das zweite. Man kann die letzteren auf die Erzählung der Thatsachen einschränken, die dann durch einige Beweise zu verstärken, und mit einem Epilog und einer kurzen Rekapitulation zu endigen sind. Nichts ist gefährlicher, als der Vortrag eines beredten Mannes, der die Leidenschaften aufzuregen versteht. Ein solcher Advokat wird Herr über den Geist der Richter, er erregt ihre Theilnahme und ihr Gefühl, und reißt sie mit sich fort: das Blendwerk der Gefühle macht alsdann, daß die Wahrheit nicht gesehen wird." Allerdings scheint also Friedrich schon der Gedanke an die Einführung eines mündlichen Gerichtsverfahrens gekommen zu seyn, denn jene Furcht vor den Rednertalenten der Advokaten kann, bei dem damaligen Stande der Redekunst in Deutschland, wohl nicht so groß gewesen seyn, und namentlich in dem Munde Friedrichs, der deutsche Sprache und deutsche Talente so sehr geringschätzte, klingen jene Worte eher wie Ironie. — Friedrich scheint jedoch durch seinen Großkanzler v. Cocceji von dem Vorhaben, Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens einzuführen, abgebracht worden zu seyn; denn es heißt hier gleich darauf: „Preußen hat das Beispiel Griechenlands befolgt. Aus seinen gerichtlichen Reden sind die gefährlichen Künste der Beredtsamkeit verbannt*), und dieß verdankt es der Weisheit des Großkanzlers ꝛc. — Ueberhaupt war Friedrich, trotz seinem oben aufgestellten Ideale eines Gesetzbuches, dennoch nie von einer Grundmaxime, sondern nur auf Beschleunigung des Prozesses ausgegangen, ein Rechtsstreit solle wenigstens binnen Jahresfrist beendigt seyn. „Zu der Dunkelheit der Gesetze — fährt er fort — gehört noch ein Punkt: nämlich das gerichtliche Verfahren, und die vielen Instanzen, welche die Parteien durchgehen müssen, ehe ihr Prozeß beendigt wird. Es mögen nun üble Gesetze seyn, durch welche sie Unrecht leiden, oder künstliche Schutzreden, die das Recht verfälschen, oder auch Weitschweifigkeiten, über welchen man die Hauptsache des Streites aus dem Gesichte verliert — das Alles läuft auf Eins hinaus. Eines dieser Uebel ist zwar größer als das andere; aber alle Mißbräuche bedürfen der Abhilfe. Was die Prozesse verlängert,

*) Die Mündlichkeit bei der Direktion der Prozesse, die von dem Reichskammergericht zu Wetzlar entlehnt war, wurde nach kurzem Gebrauch wieder abgeschafft, und, wie schon erwähnt, die schriftliche Verhandlung, und zwar auf Stempelpapier, wieder eingeführt.

Digitized by Google

gibt den Reichen einen beträchtlichen Vortheil über die Armen; jene finden Mittel, den Prozeß von einer Instanz zu der andern zu bringen, ihre Gegner zu ermüden und zu Grunde zu richten, und endlich allein auf dem Kampfplatze zu bleiben. — Ehemals dauerten in unserem Staate die Prozesse über ein Jahrhundert. Selbst dann, wenn eine Sache von fünf Tribunalen entschieden war, appellirte die verurtheilte Partei, der Justiz zum größten Trotz, an die Universitäten, und die Professoren der Rechte änderten dann jene Aussprüche nach ihrem Gutdünken. Nun müßte aber ein Prozessirender sehr unglücklich gewesen seyn, wenn er in fünf Tribunalen, und ich weiß selbst nicht auf wie vielen Universitäten, nicht feile und bestechbare Leute gefunden hätte. Diese Gebräuche sind jetzt abgeschafft; die Prozesse werden in der dritten Instanz völlig erledigt, und den Richtern ist vorgeschrieben, auch die streitigsten Sachen binnen Jahresfrist zu beendigen." Nachdem nun noch Einiges über den Zweikampf und dessen Verhütung gesprochen wird, macht Friedrich, indem er sich dagegen verwahrt, mit dem Abbé de St. Pierre verglichen zu werden, den Vorschlag, die europäischen Fürsten sollen einen Kongreß veranstalten, und sich vereinigen, daß sie Niemanden, der einen Andern im Zweikampfe zu ermorden gesucht habe, in ihren Staaten eine Freistätte gewähren, sondern daß diese entehrt und strenge bestraft werden sollen; „daß nicht aus mißverstandenem Ehrgefühl so viele rechtliche Leute, von denen das Vaterland die größten Dienste erwarten konnte, das Leben verlören."

„Dieß sind kurz die Betrachtungen — schließt Friedrich — zu welchen die Gesetze mir Anlaß geben. Ich habe nicht ein Gemälde, sondern nur eine Skizze liefern wollen, und befürchte sogar, daß ich sie schon zu viel ausgemalt habe. Endlich dünkt mich, daß für Nationen, die kaum aus der Barbarei hervorgegangen, strenge Gesetzgeber, für gebildete aber, welche sanftere Sitten haben, milde nöthig sind."

„Wer sich alle Menschen als Teufel vorstellt, und mit Grausamkeit gegen sie erbittert ist, der hat die Begriffe eines ungezähmten Menschenfeindes; wer alle Menschen für Engel hält, und ihnen den Zügel schießen läßt, der handelt wie ein schwachköpfiger Mönch. Wer aber glaubt, daß sie weder alle gut, noch alle böse sind; wer gute Handlungen über ihr Verdienst belohnt, und schlechte unter demselben bestraft; wer Nachsicht mit Schwachheiten und Menschlichkeit gegen Jeden hat — der handelt, wie ein vernünftiger Mann

handeln muß *)." Wie schön stimmt dieses mit dem schon im Antimachiavell ausgesprochenen Satze überein: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat die Welt zu seinem Tempel, und alle guten und edel gesinnten Menschen dienen darin wie Priester und Opferer."

Friedrich hatte, um selbst im Stande zu seyn, die Wirksamkeit der neuen Prozeßordnung zu beobachten und zu erhalten, allen Justizkollegien befohlen, daß jährliche Prozeßtabellen an ihn eingeschickt würden, in welchen die Dauer und die Anzahl der laufenden und abgemachten Prozesse genau bezeichnet seyn mußte. — Aber nicht nur das unendliche verwickelte Geschäft eines Gesetze-Verbesserers und eines Wächters über die einmal festgestellten Gesetze, sondern auch das heilige Amt eines obersten Richters hatte sich Friedrich, den sein Pflichtgefühl leitete, auferlegt. Schon den 26. Juni 1743 war ihm von seinen Ministern der Antrag gemacht worden, die Einsendung der Criminal-Erkenntnisse zur Ersparung der Kosten und Beschleunigung der Criminal-Prozesse mehr einzuschränken. Er wies aber diesen Antrag mit der merkwürdigen Randentscheidung zurück: „Nein! Sie sollen alle Criminal-Urtheile einschikken, sonsten würden dabei allerhand Inconvenienzen, und daß die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt würden, entstehen können." — Merkwürdig sind, in dieser Beziehung sowohl, als in Bezug auf die Weise, wie Friedrich die Gesetze erklärt und angewendet wissen wollte, nachfolgende Kabinetsrescripte. Den 8. April 1750 schreibt er an den Chef des Criminal-Departements: „Mein lieber Geh. Etatsminister v. Bismark. Ich habe zwar anfänglich die von Euch zu Meiner Unterschrift eingesandte, hiebei zurückkommende Expeditiones, in Sachen eines Delinquenten Namens Freudenreich, so wegen eines attendirten Straßenraubes zur zweijährigen Festungsarbeit condemniret worden, vollzogen: Nachdem ich aber nachher in Consideration genommen, daß das Verbrechen, auf öffentlicher Landstraße Jemanden berauben zu wollen, zu stark sey, als daß darauf eine à proportion des

*) Diese Abhandlung wurde im Jahre 1751 in der Akademie vorgelesen. Ihre Abfassung scheint in das Jahr 1747 oder 1748 zu fallen. — Es ist uns hier und bei folgenden Perioden nicht immer möglich, in der Darstellung der Wirksamkeit Friedrichs die streng-chronologische Ordnung beizubehalten, wenn keine Zerstücklung entstehen soll, obschon wir uns davor zu bewahren suchen, dieselbe nach bestimmten Fachwerken und Rubriken zu klassifiziren, und so jede wahrhaft geschichtliche Einsicht unmöglich zu machen.

Digitized by Google

Verbrechens zu gelinde Strafe von zwei Jahr Festung erkannt werden müsse, sich auch außerdem zeiget, daß es obgenanntem Delinquenten am Willen nicht gefehlet, den attendirten Raub zu vollbringen, dafern er nicht durch ohngefährliche Zufälle daran gehindert worden, so ist Mein Wille, daß die Strafe des mehrermeldeten Freudenreich auf zehnjährige Festungsarbeit gesetzt werde, und Ihr also die Expeditiones deßhalb so einrichten lassen sollet.

„Bei dieser Gelegenheit kann Ich Euch nicht verhalten, wie ich bei verschiedenen Vorfällen angemerket habe, daß Ihr von Meiner eigenen Intention, wie es mit Bestrafung begangener Diebstähle, Raubes und dergl. gehalten werden soll, noch keine vollkommene Idee habet: dahero Ich Euch dann zu Eurer künftigen Direktion dieses bekannt machen will: daß nämlich bei Diebstählen, welche aus Unbesonnenheit, Armuth, und dergleichen Umständen mehr, begangen worden, in den Sentenzen nicht nach der größesten Rigueur der sonst vorher darauf gesetzten Strafe verfahren, mithin nicht die Todesstrafe, oder eine sehr harte und lange Festungsarbeit erkannt werden soll, wenn zumalen der Dieb noch dadurch corrigirt werden kann, und bei seinem begangenen Diebstahl keinen Mord begangen, oder gar sehr große Gewalt gebraucht hat. In Fällen aber, da ein Dieb einen Mord begangen, oder aber bei Straßenräubereien, oder auch bei gewaltthätigem Einbrechen und darauf geschehenem Binden derer Leute, und wenn diese zugleich sehr übel traktiret worden, ingleichen wann ganze Diebes-Complotte sich finden, sodann muß mit gehöriger Rigueur und Schärfe wider dergleichen Verbrecher verfahren, und ihnen, befundenen Umständen nach, die Todesstrafe, oder aber doch die Strafe der Festungsarbeit auf Zeitlebens, oder wenigstens auf eine vieljährige Zeit zuerkannt werden; weil das Publikum seine gehörige Sicherheit haben muß, von dergleichen Verbrechern aber nicht leicht zu hoffen, daß solche sollen corrigiret werden können. Ihr habt Euch also hiernach zu richten, und bei vorkommenden Fällen auf ermeldete Art zu verfahren.“ So den 17. Oktober 1753: „Mein lieber Geh. Etatsminister v. Bismark! Ihr habt mir zwar unter Eurer Contrasignatur die hierbei zurückkommenden Expeditiones zur Bestrafung eines wegen Wilddibereien durch ein Urtheil des Criminalsenats zur sechsjährigen Festungsarbeit condemnirten Menschen, Namens Joh. F. Brauns, zu Meiner Unterschrift eingesandt. Derweilen ich aber keine Proportion zwischen einem Verbrechen von Wilddiberei finde, und zwar um so weniger, als ich zeither angemerket habe, daß wenn sonsten in Pflichten

stehende Kassenbediente wegen verübten Betrugs, und Angreifung derer ihnen anvertrauten Kassengelder zur Inquisition gebracht, und wider sie erkannt werden müsse, man selbigen nicht mehr als eine einjährige Strafe zum Festungsarrest zuerkannt hat, welches pflichtlose Betragen dennoch mit einer Wilddieberei, und die deshalb erkannte Strafe gar in keiner Proportion stehen; so ist Mein Wille, daß ihr die Sache qu. in nähere Erwägung nehmen, und anderweitig darüber dergestalt erkennen lassen sollet, daß unter den Verbrechen und deren Bestrafung eine rechte und billige Proportion gehalten werden müssen, und leichte Verbrechen nicht so hart, hingegen große nicht so gelinde bestraft werden*)."

Besonders hervorgehoben mag hier noch werden, daß Friedrich, — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier dahingestellt, — den Selbstmord juridisch für kein Verbrechen hielt, und also den versuchten weder an dem Thäter bestraft, noch den Vollzogenen an dem Leichnam durch entehrende Begräbniß geahndet wissen wollte. Zu seiner eigenthümlichen, materialistisch-skeptischen Denkweise gehört jedoch, daß er denselben auch als moralisch nicht verwerflich ansah, und vertheidigte. — —

„Es gibt Fürsten zweifacher Art: die einen sehen mit ihren eigenen Augen, und regieren ihre Staaten selbst; die andern trauen der Ehrlichkeit ihrer Minister, und lassen sich von denjenigen leiten, welche eine Art von Herrschaft über sie zu gewinnen gewußt haben."

„Die Regenten erster Art sind gleichsam die Seele ihrer Staaten. Die Last ihrer Regierung ruht auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas: sie ordnen die innern sowohl als die äussern Angelegenheiten; sie erfüllen zugleich die Pflichten der ersten Gerichtsbehörden, der Feldherren bei der Armee, und der Finanzbeamten. Sie haben, nach dem Beispiele Gottes, dem zur Ausführung seines Willens Wesen dienen, welche über die menschliche Natur erhaben sind, einsichtsvolle und arbeitsame Köpfe unter sich, um ihre Plane zu vollziehen, und um im Einzelnen das auszuführen, was sie im Großen entworfen haben. Eigentlich sind ihre Minister Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Meisters." (Antimacchiavell.)

---

*) „So hoch stand die juristische Sonne in Preußen am Himmel im Jahre 1753," ruft ein neuerer Biograph Friedrichs hier in voller Begeisterung aus!!

Digitized by Google

Die Regierungsweise und zugleich der Grundsatz Friedrichs, in Bezug auf die Thätigkeit des Regenten, ist genugsam charakterisirt, wenn bemerkt wird, daß sein ganzes Streben dahin ging, dieser letzteren Klasse der Regenten anzugehören. Die Staatsdiener, vorzugsweise aber die höheren Beamten, deren Thätigkeit das Gesammtwohl des ganzen Staates betraf, sollten für ihn Maschinen seyn, denen seine Hand, als die des Werkmeisters, die Bahn, die sie durchlaufen, und die Stelle, wo sie in die übrigen Triebräder der Staatsmaschine eingreifen sollten, genau vorgezeichnet hatte. Friedrich gebrauchte auch den Ausdruck „Staatsmaschine“ immerwährend, und in der That ist auch der Staat als reine Monarchie ein Mechanismus, wo ein Wille die abgegränzten Thätigkeiten des Ganzen vorherbestimmt. Ein Mechanismus aber ist nicht selten Störungen und Stockungen ausgesetzt, wenn die, von einem höhern Geiste nicht immer nach innerer Nothwendigkeit bestimmten Kräfte, ihre vorgeschriebene Bahn verlassend oder überschreitend, den Fortgang des Ganzen hindern. In solchen Fällen aber muß der das Ganze bestimmende Wille und die das Ganze lenkende Kraft von Oben eingreifen, beseitigen und ordnen. So war es auch bei dem Staatssysteme Friedrichs, dessen Princip seine Personalität war. Helfend, berichtigend, anordnend, scheidend, mußte er unausgesetzt sich als die Seele des Ganzen kund geben, und zwar konnte hier bloße momentane Wirksamkeit den Zweck nicht erreichen, sondern es mußte sich die Offenbarung des in dem Ganzen wirkenden Geistes in ununterbrochener Reihe stets fort und fortsetzen. — Hier also kann der Satz wohl in Zweifel gezogen werden, daß: wer viel regiere, nicht gut regiere.

Es war aber Friedrich, wie wir namentlich bei der Gesetzesreform gesehen, nicht gegeben, eine nach allen Seiten von Grund aus veränderte, nach seinem Willen geformte, neue und bessere Ordnung der Dinge einzuführen, oft, wo es der neuen Pflanzung bedurft hätte, konnte und wollte er bloß auf dem alten Stamm neue Reiser pfropfen. Auch mußte er, um stets gewaffnet und mit vereinter Macht dem Feind von Außen die Stirne bieten zu können, Alles, was nur irgend Zwiespalt und die Zersplitterung der Kraft im Innern herbeiführen konnte, sorgfältig zu vermeiden suchen. Dieses mag ein milderndes Urtheil dafür erwecken, daß es in Friedrichs Staaten Institute rc., wenn gleich nur wenige, gab, die mit seiner Geistesbildung im schneidendsten Contraste standen.

Wenn wir nun so die Regierungsweise Friedrichs, die sich in einer

Digitized by Google

unabsehbaren Reihe von Rescripten u. s. w. beurkundet, betrachten, so zeigt sie uns seine Fürsorge für das Beste seiner Unterthanen, seine unablässige Erfüllung aller Regentenpflichten, seine Herrschaft über sich selbst, seine beharrliche Festigkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen, Standhaftigkeit im Unglücke, Mäßigung im Glücke, seine große Einsicht und richtiges Urtheil. Alle diese großen Regententugenden stehen hier unverkennbar vor unsern Augen; aber — auf der andern Seite sehen wir nicht minder wechselnde Launen, Willkühr und Eigensinn in manchen Entscheidungen. Friedrich konnte so gut fehlen und irren, als jeder Andere; er mußte mehr fehlen und irren, weil dieses Folge seiner Lage, einer unumschränkten, vom Glücke in vielen Fällen wunderbar begünstigten Regierung war, besonders aber, weil ein Mann, der so Viel und so Vieles gethan, wie Friedrich, leichter fehlen kann, als der, dessen Wirkungskreis und Wirksamkeit beschränkter ist. Wir müssen also auch, um den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung zu gewinnen, nie aus den Augen lassen, daß Anordnungen, welche durch eine lange Reihe von Jahren, unter augenblicklichen Verhältnissen, in mehr oder minder gereiztem Seelenzustande u. s. w. getroffen wurden, unmöglich mit einander völlig übereinstimmen können, und daß es Friedrich war, der nicht immer nach allgemeinen Grundsätzen (oder wenigstens nicht in jedem einzelnen Falle sich dieselben vergegenwärtigend), sich mehr der Rechtlichkeit, als des Rechtes bewußt, Entscheidungen gab, die sich oft augenscheinlich, oder dem Geist nach wenigstens, einander widersprachen. Friedrich fühlte das Mangelhafte und Bedenkliche einer so unumschränkten Selbstregierung wohl, und suchte es daher auch schon früher zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, und dieß um so mehr, da gerade das Ideal eines wahren Monarchen es war, welches ihn begeisterte. „Alle vernünftigen Menschen, heißt es im Antimachiavell, vorzüglich aber diejenigen, welche der Himmel zur Regierung anderer Menschen bestimmt hat, sollten sich einen Plan ihrer Handlungsweise entwerfen, der eben so richtig berechnet und genau mit sich in Einklang gebracht wäre, wie ein mathematischer Beweis. Ein und dasselbe System überall befolgen — dieß ist das Mittel, folgerecht zu handeln, und sein Ziel nie aus den Augen zu verlieren. Dann kann man alle Zeitumstände und Ereignisse zur Förderung seiner Plane benützen, Alles trägt dann dazu bei, die wohlerdachten Entwürfe zur Ausführung zu bringen. — Wer sind aber diese Fürsten, von denen wir so viele seltene Eigenschaften fordern? — Stets werden sie nur Menschen

seyn, und stets wird es wahr bleiben, daß schon ihre Natur ihnen die Möglichkeit raubt, so vielen Pflichten Genüge zu leisten: Weit eher fände man den Phönix der Dichter und die Monoden der Metaphysiker, als den Mann nach dem Herzen Plato's. Sind die Nationen gerecht, so müssen sie sich begnügen, wenn ihre Fürsten nur nach Vollkommenheit streben. Diejenigen werden die vollkommensten unter denselben seyn, die sich am meisten von den Fürsten Macchiavells entfernen. Um gerecht zu seyn, muß man ihre Fehler ertragen, wenn Güte des Herzens und wohlgemeinte Absichten denselben die Wage halten; stets muß man eingedenk seyn, daß sich unter dem Monde nichts Vollkommenes findet, und daß Irrthum und Schwäche das Erbtheil der Menschen sind. Das glücklichste Land ist dasjenige, wo gegenseitige Nachsicht zwischen den Regenten und den Unterthanen jene sanfte Ruhe über die Gesammtheit verbreitet, ohne welche das Leben eine drückende Last wird, und die Welt kein Schauplatz der Vergnügen, sondern ein Thal der Bitterkeit und des Jammers ist." —

Schon im Januar 1744 hatte der König bekannt machen lassen, „Jeder dürfe seine Bitten, Gesuche und Beschwerden eigenhändig bei ihm anbringen, und der genauesten Erwägung versichert seyn." Es läßt sich leicht einsehen, daß weder der Grund, noch die Lust dazu fehlen konnte, von solcher Erlaubniß Gebrauch zu machen. Auf die Bitten und Gesuche der Unterthanen schrieb man nur die Worte: „Zu Seiner Majestät eigenen Eröffnung", und man konnte zuverlässig darauf bauen, daß der König diese selbst lesen, und daß man binnen Kurzem eine Entscheidung hierüber erhalten würde. Jedesmal den Abend nach der eingegangenen Bitte wurde die Antwort auf dieselbe der Post übergeben; und man konnte, nach Verhältniß der Entfernung des Wohnorts von der Residenz des Monarchen, mit Gewißheit den Tag bestimmen, an welchem die Antwort eintreffen mußte, wenn sie nicht, was zwar nur äußerst selten geschah, der zu augenscheinlichen Ungereimtheit oder Böswilligkeit willen ganz unbeantworret blieb.

In der Regel sollte eine an den König gerichtete Schrift von einem ordentlichen Advokaten unterschrieben seyn, damit dieser für die Wahrheit der darin vorgetragenen Sachen haften solle. Aber sehr oft wurde die Abweichung von dieser Regel gestattet, und beinahe die Ausnahme als Regel eingeführt. Als das Justizministerium einst über den Unfug der sogenannten Winkeladvokaten, welche die Leute zu wiederholten Bittschriften rc. aufregten, dem Könige eine

**Vorstellung einreichte, und auf nachdrückliche Steuerung dieser Gesetzeswidrigkeit antrug, antwortete derselbe: „er könne hierunter nicht** noch schärfere Verordnungen geben, als bereits erlassen wären; die armen Leute," fügte er hinzu, „haben zwar sehr oft Unrecht, aber ich muß sie doch hören, denn dazu bin ich da."

So war es einem Jeden vergönnt, ohne dabei befürchten zu müssen, dadurch nur noch härter gedrückt zu werden, sich über vermeintlichen oder wirklichen Despotismus jeder Art der Beamten oder Anderer zu beklagen, und einer rücksichtslosen Untersuchung gewärtig zu seyn; aber gewiß wird jeder wahre Menschenfreund damit übereinstimmen, daß es besser sey, den Menschen ein ihnen gehöriges Gut gegeben zu haben, auf die Gefahr hin, daß es gemißbraucht werde, als es ihnen, eben wegen dieser Gefahr, die man sich nicht selten zu groß vorstellt, schnöderweise vorzuenthalten. Dieser allgemeine Grundsatz findet hier, bei der, den gewaltsamen Eingriffen wegen so oft getadelten Regierungsform Friedrichs seine vollkommene Bewährung. Auch wurde durch die Selbstregierung des Königs der Gang der angestellten Behörden keineswegs ohne Noth gehemmt und eingeschränkt, so daß dadurch eine Lähmung aller kräftigen Maßregeln und Anordnungen willkührlich entstanden wäre; vielmehr hatte Friedrich wohl eingesehen, daß, zur Vermeidung unnöthiger Weitschweifigkeiten, und um sich nicht unnöthigerweise mit Geschäften zu überladen, es vor Allem nöthig sey, bei dem Volke Zutrauen zur Obrigkeit und das Ansehen derselben zu erhalten. — Persönlich und unmittelbar hörte und nahm der König nicht gerne Klagen und Bittschriften an, gewöhnlich (und nur die eigens gute Laune machte hievon eine Ausnahme) sagte er zu den Bittstellern: „gehet nach der Justiz, gehet nach der Kammer ꝛc." Viele an den König gebrachte Vorstellungen sendete er, ohne sich lange bei denselben aufzuhalten, an das geeignete Departement zurück, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. So geschah es denn, daß eine Beschwerde oft wieder durch mehrere Instanzen zurückging und dann erst entschieden wurde. Das Bewußtseyn, daß dieses Urtheil vom Könige selbst angeregt sey, beruhigte dann meist den Kläger. Hatte aber der König wirklich eingesehen, daß dem Kläger oder Bittsteller in der That ein Recht entzogen oder vorenthalten sey, oder ahnte er hiebei Böswilligkeit oder Willkühr der Beamten, so ging er tiefer in die Sache ein, und ließ sie, nach allen ihren Umständen und Beziehungen, durch außergewöhnliche, also den Parteien ganz fremde Commissarien, genau und streng untersuchen. Wurde

Digitized by Google

nun durch diese Commissarien wirklich ein Unrecht, und war es auch nur in Verschweigung oder Nichtbeachtung eines begünstigenden Umstandes entdeckt, wurde hierdurch einer Klage im Sinne des Beschwerdeführers abgeholfen, so machte solche Entscheidung auf lange Zeit tiefen Eindruck bei den Regierten sowohl, als bei den Regierenden. Jene gewannen mit dem erhöheten Zutrauen und der gesteigerten Liebe zu dem Regenten auch mehr und mehr Bewußtseyn ihres Rechts und ihrer Gerechtsame, diese aber lernten die Gewalt, welche ihnen das Gesetz und ihre Stellung verliehen, behutsamer gebrauchen, und sich mehr in den vorgeschriebenen Schranken halten. „So bestand das Selbstregieren Friedrichs keineswegs darin, daß er sich um alle einzelnen Sachen wirklich bekümmert, und in den einmal vorgeschriebenen Gang der Geschäfte oft eingegriffen hätte; sondern Friedrich bewies sich dadurch als Selbstregent, daß Alles und Jedes zu seiner Kenntniß gebracht werden konnte und durchaus Niemand wußte, in welchem einzelnen Falle er in eine Sache wirklich hineingehen und genau untersuchen werde, ob in derselben von den Behörden Alles geschehen sey, was ihre Pflicht erfordere. Diese Ungewißheit erhielt Alle, vom obersten bis untersten Staatsdiener, in stets wachsamer Aufmerksamkeit. Hieraus wird man erkennen, daß nur so außerordentliche Einsicht, unnachlassende Thätigkeit und Ordnungsliebe, als Friedrich besaß, das Selbstregieren bei ihm weniger nachtheilig machte, als es ohne diese Tugenden gewesen seyn würde.“

Es zeugt von dem innigen Pflichtgefühl Friedrichs, daß er, für den die Reize der Poesie und Wissenschaft so lockend waren, nicht nur den Arbeiten des Kabinets, welche das Gesammtwohl des Staates betrafen, sich unermüdlich hingab, sondern auch oft in Einzelnheiten und Kleinlichkeiten einer Privatangelegenheit mit einer liebevollen Nachsicht und Geduld einging, wie sie nur ihm eigen war. Namentlich übte der König diese so schöne Tugend — wie man seiner eigenen religiösen Denkungsart nach kaum erwarten konnte — in Beziehung auf religiöse Meinungen und Religionsangelegenheiten seiner Unterthanen. Sehr deutlich stellt sich dieses heraus in einer Reihe von Rescripten, die er selbst in Sachen mehrerer Hunderte nach Preußen eingewanderter Böhmen erließ, und die für den Beobachter Friedrichs gerade darum merkwürdig werden, weil sie, geringfügige Gegenstände betreffend, selbst geringfügigen Inhaltes sind. „Mein lieber General von der Infanterie von Kalkstein — schreibt er den 5. Febr. 1746. — Ich habe auf das ein=

gegebene Memorial der Vorsteher und Aeltesten hiesiger böhmischen Gemeinde, wegen Deprecirung ihres anstößig gewordenen Predigers, die abschriftlich beigeschlossene Ordre ergehen lassen. Da ihr nun euch dieser guten Leute bisher bei Gelegenheit angenommen, so habe ich wegen Wiederbesetzung dieser Stelle zu euch das Vertrauen, ihr werdet mir ein geschicktes und anständiges Subjectum, so böhmisch predigen kann, wieder verschaffen und vorschlagen, damit diese Gemeine besorget werde ꝛc." An den Etatsminister von Brand: „Mein Lieber ꝛc. Ich communicire euch hiebei in Abschrift das allerunterthänigste Memorial der Vorsteher und Aeltesten der hiesigen böhmischen Gemeine, worinnen sie nicht ohne große Ursach die Wiederannehmung des ehemaligen skandaleusen Predigers Prinziger depreciren. Weil nun dieser Mann, ohngeachtet des erhaltenen Pardons, nicht ohne Aergerniß und Zerrüttung dieser aus vielen ehrlich und fromm gesinnten Leuten bestehenden Gemeine hier bleiben kann: so habe ich resolviret, daß er anderwärts hin, und zwar nach Münsterberg in Schlesien, doch sonder daselbst etwas von seinem Vergehen bekannt zu machen, versetzt, hingegen die hiesige böhmische Gemeine zu ihrer Beruhigung mit einem anderweitigen tüchtigen und exemplarischen Prediger, welchen der General von der Infanterie v. Kalkstein vorzuschlagen befehliget ist, versetzt werden soll, worüber ihr denn das Erforderte überall verfügen und besorgen sollet ꝛc. Berlin, den 1. Febr. 1746." „Mein lieber General von der Infanterie v. Kalkstein! Ich habe aus euren Schriften vom 25. dieses vernommen, daß ihr, nach aller angewandten Mühe für die dortige böhmische Gemeine, einen guten Mann Namens Petermann, so dabei bekannt und beliebt ist, und sich als Capellan in Sachsen aufhält, zum Prediger aufgefunden. Wie ich nun solches völlig approbire, so habet ihr ihn darüber zu sondiren, und wenn er den Posten annimmt, soll sogleich die Vocation ausgefertigt werden. Anlangend die böhmische Gemeine zu Münsterberg, so habe ich bereits dem Prinziger, auf sein und dieser Gemeine Ansuchen, die Vocation und nöthige Ordres ertheilet, und wird es wohl am besten seyn, es dabei zu lassen, zumalen er leicht daselbst die Sacra auf Art der Reformirten administriren kann. Indessen da ich mich wegen des dortigen zeitigen Predigers Blanitzky nicht erinnere, so sollet ihr mir berichten, ob ich zu dessen Beruf consentiret habe? und ob es ein recht guter und untadelhafter Mann sey? Wegen der von ihm versicherten Ankunft von 1000 Mann Böhmen, so würde am besten seyn, wenn solche sich zu Berlin etabliren wollten, da zu Münsterberg es weit mehr

Schwierigkeit setzen dürfte. Potsdam, 28. Febr. 1746." — Den 2. März 1746 an v. Kalkstein. „Mein lieber rc. Aus den in Originali hierbei kommenden zwei Memorialien werdet ihr das ganz gegen einander laufende Suchen der böhmischen Gemeine zu Münsterberg, wegen des ihr zu accordirenden Predigers, des mehreren ersehen. Wie nun also gedachte Gemein unter sich selber nicht einig, Meine Meinung aber gar nicht ist, daß der Prediger Blanitzky, den sie bisher gehabt, ohne erhebliche Ursache abgesetzt, und von dem Prinziger verdrängt werden soll, als habet ihr von allen bei der Sache vorkommenden Umständen nähere und zuverlässige Erkundigung einzuziehen, und befindenden Umständen nach mehrerwähnte Gemein unter sich zu vereinigen, oder die Sache, wie es recht und billig ist, zu schlichten, und wie solches geschehen, zu seiner Zeit, mit Zurücksendung beider Memorialien, zu berichten." — Den 26. Nov. 1746. „Se. K. M. in Preußen, unser allergnädigster Herr, ertheilen hiedurch der böhmischen und deutschen evangelischen Gemeine zu Münsterberg in Schlesien die gnädigste Erlaubniß, daß dieselben sich einen eigenen Prediger nach ihrem Gutbefinden wählen mögen, jedoch daß solcher dem Königl. Ober-Consistorio zu Breslau zum gewöhnlichen Examine, hiernächst aber zur Königl. allergnädigsten Confirmation präsentiret werde." — Den 22. Febr. 1747. „M. l. G. v. d. J. v. Kalkstein und von Dohna. Es kann euch nicht unbewußt seyn, was für ein Zwiespalt sich zwischen der dortigen böhmischen Gemein angesponnen, indem eine Partey, laut dem copeylich beikommenden Memorial, sich von den lutherischen Sacris absondern, und einen reformirten Prediger haben wollen, die übrigen aber, vermöge kürzlich eingegangenen Supplicati, so in Original hiebei kommt, über die Unruhen und Neuerungen klagen, und um unparteyische Untersuchung und Steurung dieser schädlichen Zerrüttung bitten. Weil Mir nun daran gelegen, diese Troublen zu assoupiren, zumalen solche aus einfältigem Mißverstand entsprungen zu seyn scheinen: so befehle und committire ich euch beiden, aus gnädigstem Vertrauen, die Sache ohne Weitläufigkeit und prozessualische Form, kurz und gut zu examiniren, und alle ersinnliche Mühe und christvernünftige Vorstellungen anzuwenden, um diesen unnützen und schädlichen sektirischen Streit zu heben, und beide Parteyen wieder zu vereinigen, in Friede und Ruhe, wie vorhin ihren Gottesdienst zu halten, oder allenfalls, wenn nichts verfangen wollte, Mir euer pflichtmäßiges Bedenken darüber abzustatten, was bei dieser Sache, zur Remedirung, für billige und vom schädlichen Gewissens-

zwang entfernte Wege einzuschlagen sind.“ — Den 29. März 1747 an dieselben. „Ich habe aus euren beiden, besonders abgestellten Berichten vom 27. dieses, betreffend die obschwebende ärgerliche Streitigkeiten unter 2 Factiones der dortigen böhmischen Colonie, ersehen, daß eure angewandte Bemühung, die Wiedervereinigung unter ihnen herzustellen, fruchtlos gewesen, und was ihr von den Umständen und Ursachen solcher Verdrießlichkeiten, und dem vorgeschlagenen einzigen Mittel, dieselbe durch Verstattung des simultanei, und daß dem reformirten Theil freigegeben werden möge, sich einen eigenen Prediger aus Lissa, mit welcher Gemein sie harmoniren, zu wählen, vorgestellet. Ich approbire diese Expediens, und sollet ihr solche in Meinem Namen diesen Leuten gehörig bekannt machen, daß sie sich nur vordersamst über sothane Wahl friedlich vereinigen, und den reformirten Prediger anhero kommen lassen mögten, da ich denn, auf eure Anzeige, für dessen Salarirung sorgen würde. Die evangelisch-lutherischen sollten auch nach ihrem Verlangen den Prediger Macher behalten, und die dritte, neutrale Partey könnte sich zu einer Kirche, welche sie wollte, halten, weil keiner in seiner Gewissensfreiheit geniret werden soll. Indessen sollten alle Theile alle bisherige Bitterkeit, Mißtrauen, Haß und Zwistigkeit gegen einander, so gewiß nicht von dem heiligen Urheber der Religion herkäme, völlig ablegen, und in brüderlicher Einigkeit, Ruhe und Verträglichkeit, wie es vernünftigen Christen und redlichen Bürgern geziemt, unter einander leben. Was die angebrachten, theils seltsamen und unwahrscheinlichen Klagen wider den Prediger Macher anbelanget, so finde ich gar nicht rathsam, dieselben durch das Consistorium weiter untersuchen zu lassen, zumal dadurch nur noch größerer Zwiespalt und Widrigkeit unter den aufgebrachten Parteyen entspringen würde, zumal die nächsten Punkte nur auf Verdacht, falschen Rapport und Mißdeutung präoccupirter Gemüther zu beruhen scheinen, daher ich für das Beste halte, die ganze Sache nur auf geziemende Art niederzuschlagen. Doch sollet ihr dem Macher in Meinem Namen, da solcher in einem und dem andern aus Uebereilung, Härte und gar zu großer Reformationssucht gefehlt haben mögte, wie es anscheinet, solches nochmals ernstlich verweisen, und ihm anbefehlen, forthin sich christlicher, liebreicher, klüger und talentvoller gegen diese arme Gemüther zu conduisiren, auch das Skandal zu heben, oder Meiner schweren Ungnade zu gewärtigen; welches ihr auch dem Rathmann von Hayn, nach Bewandtniß der Umstände, einschärfen sollt. Ich habe also zu euch

das Vertrauen, ihr werdet auf diese Weise Ruhe und Frieden wieder unter diesen Leuten retabliren.“ Unter demselben Datum an den Staatsminister v. Brand. „Ich finde nöthig, euch hiebei in Abschrift zu communiciren, was für eine Resolution ich dem General v. Kalkstein und dem Generalmajor Graf v. Dohna auf ihre abgelassene Berichte, wegen der unter der dortigen böhmischen Colonie entstandenen Religionsirrungen, ertheilet, und dabei das vorgeschlagene Simultaneum agreiret. Ihr sollet nun eures Theils euch gleichfalls darnach gebührend richten, und alles vorzügliche zur Beförderung der Ruhe und Einigkeit unter diesen aufgebrachten Leuten beitragen.“ Den 30. April 1747 an v. Kalkstein. „Ich habe aus euerem Bericht vom 27. ersehen, was ihr bei eueren eigensinnigen Böhmen ausgerichtet, und was die unter ihnen befindliche evangelisch Reformirte wegen eines eigenen Predigers aus polnisch Lissa, dessen Salarirung mit dem Schulmeister, nebst den andern Stücken gebeten. Wie ich nun ihrer Schwachheit, da sie wohl bei der bisherigen Verfassung hätten bleiben können, nachgeben, und ihnen diese Punkte accordiren will, außer daß derjenige wegen eines eigenen Rathmanns, so nicht aus der Natur des Simultaneums fließet, mir etwas impertinent scheinet, also habe ich deßhalb die abschriftlich beigeschlossene Ordre an den Etatsminister von Brand ergehen lassen. Ihr sollet also die guten Leute hierdurch beruhigen, aber auch sehen, daß kein weiterer unbilliger Zwiespalt zwischen den evangelischen Religionsverwandten dieser Gemeine genähret, sondern alle zur Liebe, Frieden und Verträglichkeit angewiesen und angehalten werden mögen.“ Unter demselben Datum an den Etatsminister v. Brand. „Ich communicire euch hiebei abschriftlich den erhaltenen Bericht des v. Kalkstein und v. Dohna von dem Erfolg ihrer gehabten Commission, und auf was Art sich die reformirten Glieder der dortigen böhmischen Gemeine herausgelassen, und worin ihr Gesuch des zu vocirenden eigenen Predigers, dessen Versorgung, der Schulen-Einrichtung u. dergl. bestehe. Gleich wie man nun bei solchen, zwar sektirisch eigensinnigen, doch gutmeinenden Leuten billig nachsehen und condescendiren muß, also habe ich aus gnädigen Absichten resolviret, daß ihnen die gebetene Punkte accordiret werden sollen, inmaßen ich zuvörderst zufrieden bin, daß, zur Einführung des Simultanei, der von ihnen verlangte Prediger Elsner aus polnisch Lissa vom reformirten Kirchendirektorio ordentlich vociret, und demselben ex Cassa montis pietatis ein jährliches Salarium von 400 Thalern, nebst freier Wohnung, gereichet werden soll, wozu

auch die Salarirung des Schulmeisters gehört. Das freie Brennholz, nebst Accise-Freiheit, soll er gleichfalls gleich andern Geistlichen zu genießen haben, weßwegen ihr euch sodann nur an das Generaldirektorium zu wenden haben werdet. Ihr sollet also dieserwegen das Erforderte besorgen, und darin mit gedachtem General de concert gehen.“ — Den 10. Januar 1748. „Mein lieber General-Feldmarschall v. Kalkstein! Weil mich die hiesige böhmische lutherische Gemeine mit der in Originali hiebei kommenden Beschwerde wider das geistliche Departement abermals angelaufen hat, so befehle ich euch hiedurch, daß ihr solche examiniren, die Sache der Billigkeit nach reguliren, sodann aber den Supplikanten aufgeben sollet, daß sie mich, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade, nicht weiter behelligen sollen ꝛc.“ Den 6. Febr. 1748. „Mein l. G. F. M. v. Kalkstein! Ich habe aus eurer Vorstellung vom 3. d. M. ersehen, wie ihr die unter der böhmischen Gemeine zu Berlin obgewaltete Streitigkeiten, wegen ihrer beiden Prediger und Schulmeister, so ich euch letzthin zu examiniren und abzumachen committiret, reguliret habet. Da ich nun davon durchgehends und in allen Stücken zufrieden bin: also habe ich auch dem Gen.Direktorio befohlen, davor zu sorgen, daß der reformirte Schulmeister mit dem von euch vorgeschlagenen Traktament und mit der ihm competirenden Consumtions-Accisefreiheit, gleich wegen der letzteren der reformirte Prediger, wie auch alle beide wegen des Brennholzes, nächstkünftigen Trinitatis mit auf den Etat gesetzt werden möge, und habet ihr danach beiden Gemeinen nochmals auf das allerernstlichste anzubefehlen, daß sie nun endlich einmal mit einander in Einigkeit, Friede und Ruhe leben, und mich mit ihren Beschwerden weiter nicht behelligen sollen.“ Den 4. April 1750 an denselben. „Ich habe mit mehreren ersehen, was ihr in eurem Schreiben vom 2. dieses bei Gelegenheit der zu Altenlandsberg vakant gewordenen Predigerstelle, melden, und en faveur des Predigers von der böhmisch lutherischen Gemeine zu Berlin, Namens Macher, vorstellen wollen. Ich würde nicht angestanden haben, auf euren Vorschlag zu reflektiren, dafern sich nicht der besondere Umstand fände, daß der dortletzt verstorbene erste Prediger Martini in solchen schwächlichen Umständen seit verschiedenen Jahren gewesen, daß der zweite Prediger allda, Namens Campe, dessen Amt mehrentheils mit versehen müssen, und solchergestalt und anderen Ursachen wegen mehr, nach dem selbsteigenen Verlangen der dortigen Gemeine, in des dortigen Martini Stelle zu ascendiren verdiente. Bei welchen Umständen dem

oberwähnten Prediger Macher vor diesesmal mit der ersten Predigerstelle allda nicht wird geholfen werden können; wofern demselben aber mit der zweiten Stelle, welche der Campe bisher bekleidet hat, gedient wäre, so bin ich gar nicht abgeneigt, ihm solche inzwischen zu conferiren, bis er anderweitig auf eine ihm convenable Art weiter versorget werden kann, auf welchen Fall ich auch ganz wohl zufrieden seyn will, daß ihm der Kandidat Letochleb bei der böhmischen Gemeine succedire." Den 10. April 1750 an denselben: „Es ist euch auf euer Schreiben vom 2. dieses hierdurch in Antwort, daß der Prediger Macher mit der ihm conferirten Stelle vor der Hand zufrieden seyn müsse; wohingegen ich agreire, das der von euch vorgeschlagene Kandidat Letochleb zum Prediger bei der böhmischen Gemeine wieder vociret werden möge, als zu welchem Ende ich die nöthige Ordre an das Departement der geistlichen Sachen laut des copeylichen Anschlusses, dato habe ergehen lassen."

Man darf nicht glauben, daß Friedrich über solche kleinliche und so sehr ins Einzelne gehende Fälle seinen Kabinetsräthen etwa nur im Allgemeinen seine Willensmeinung angegeben habe; vielmehr erstreckte sich diese seine Willensäußerung sogar bis auf die Ausdrucksweise in den Rescripten, und bei der in staunenswerthem Grade ihm inwohnenden Kraft des Gedächtnisses, erinnerte er sich oft in längeren Zwischenräumen eines von ihm in irgend einem Falle erlassenen Rescriptes oder einer Maßregel, mit der größten Genauigkeit. Auch wendete er diese langmüthige Fürsorge und Geduld nicht bloß, wie das obige Beispiel zunächst zeigt, gegen neue eingewanderte, sondern auch, was bei einem Friedrich kaum bemerkt zu werden braucht, gegen alle seine übrigen Unterthanen an. Es war hiebei nur der Unterschied, daß jene, und ihre Angelegenheiten, mehr unmittelbar unter der Obhut des Königs standen, während diese mehr durch die verschiedenen Departements regiert wurden; aber Allen galt seine Liebe und Sorgfalt gleich. Besonders bei den Klagen der Leute niederen Standes übte der König jene Nachsicht und Geduld in dem schönsten Maße, weil er glaubte, daß ihre Angelegenheiten von den Behörden oft vernachläßigt, und denen der mehr Begünstigten nachgesetzt würden. Man hat Beispiele, daß oft ganz ungereimte Klagen dem Könige mit denselben Umständen binnen ganz kurzer Zeit mehrmals vorgebracht wurden, und daß er jedesmal die Umstände wieder auseinander setzt, warum ihrem Verlangen nicht willfahrt werden könne, oder daß die Behörden zu wiederholter genauer Untersuchung aller und jeder Umstände angehalten

wurden. — In den Erwiederungen auf die Eingaben der Privaten fanden sich weit seltener jene Härten und ironischen Antworten, als in denen, welche auf Anfragen oder Berichte seiner Minister 2c. erlassen wurden.

Neben den Rescripten auf die Eingaben und Verhaltungen Einzelner, durch welche Friedrich die Thätigkeit der Beamten im Einzelnen streng und genau zu beaufsichtigen und zu rectificiren im Stande war, leitete und regelte er fortwährend diese Thätigkeit im Allgemeinen und großen Ganzen durch Rescripte an die verschiedenen Ministerien. Friedrich hatte keinen eigentlichen Ministerrath, oder wenigstens wohnte er einer solchen Zusammenkunft und Berathung der verschiedenen Departements-Chef nie an. Dagegen mußten, wie schon unter seinem Vorgänger, alle Sachen von Bedeutung und einiger Wichtigkeit von dem betreffenden Departements-Chef dem Könige in schriftlichen Berichten vorgetragen und seine Entscheidung eingeholt werden *). Diese Berichte mußten, so wie alle andere, bündig und klar abgefaßt seyn, ja sogar Friedrich liebte es, daß das Ganze nicht mehr als eine Seite füllen sollte. Solche Berichte mußten die einfache Erzählung des Thatbestandes und ein unmaßgebliches, jedoch völlig zu begründendes Gutachten des Einsenders enthalten, und gewöhnlich war leerer Raum gelassen, wo alsdann Friedrich mit kurzen Worten oder einzelnen Ausdrücken seine Entschließung meist eigenhändig niederschrieb. Seine Kabinetssekretäre (später Kabinetsräthe genannt) nannte er oft schlechtweg seine Schreiber, und in der That waren sie auch in vielen Fällen nichts anderes. Da sie jedoch, bei den oft gehäuften Geschäften, dem Könige das Wesentliche der eingesandten Akten vortrugen, so mögen sie wohl auch durch die Stellung dieser Berichterstattungen in manchen Fällen den Namen Räthe bewahrheitet haben. Die Antworten, namentlich die eigenhändigen, drückten das etwaige Mißfallen unumwunden und in scharfen Worten aus. Der König ließ es sich jedoch gefallen, wenn Jemand, dem in dem einen oder dem andern Falle die Aeußerung zu hart schien, eben so freimüthig und unumwunden eine Gegenvorstellung machte. So las

---

*) Friedrich hat, namentlich durch seine geschichtlichen Arbeiten darauf hingewiesen, in dieser Periode eine kleine Abhandlung geschrieben, unter dem Titel: „Ueber die alte und neue Regierungsform in Brandenburg", welche in wenigen Blättern die hierin vorgenommenen Aenderungen von der Entstehung des brandenburgischen Staates bis auf seine Zeiten fortführt.

einst der König in einer Zeitung, daß ein gewisser Doktor Bahrdt in Halle mit einem ungewöhnlich starken Gehalte als öffentlicher Lehrer angestellt seyn solle. „Was ist das, rief er, so viel für einen Doktor der Theologie, das wäre zu arg.“ Sogleich schrieb er an den Minister, der dem Departement des Unterrichtswesens vorstand: „Er sehe mit Erstaunen in den Zeitungen, daß ein gewisser Doktor Bahrdt mit 4000 Thaler Gehalt nach Halle berufen sey, und es dünke ihm, von so etwas müsse er doch auch wissen.“ Der Minister, durch die beißende Schlußanmerkung gereizt, antwortete dem Könige, mit nachdrucksvoller Wärme ihm seine Vorschnelligkeit vorrückend: „daß, wenn er für jeden Zeitungsschreiber responsabel seyn solle, er sich zu der Erklärung gedrungen sähe, daß ihm die Dienste Sr. M. zu schwer fielen, und er um seine Entlassung bitten müsse.“ Der König erwiederte nun hierauf die Worte: „Nu — Nu — Nu — man wird doch wohl fragen dürfen.“ Aber meist wurden die scharfen Aeußerungen Friedrichs von dem, den sie trafen, geduldig hingenommen, weil ihn das Bewußtseyn erheben mußte, daß es reines Interesse am Wohl des Staates war, und äußerst selten persönliche Interessen und Abneigungen, welche dieselben diktirten, und weil man erkennen mußte, daß ein Charakter wie Friedrich, der die Erfüllung seiner eigenen schweren Pflichten sich nicht als besonderes Verdienst anrechnete, — wie überhaupt jeder höher stehende Charakter — das Gute an Sachen und Personen zwar nicht mißkennt, aber auch nicht immer und ewig lobhudelt und im Glanze hervorhebt, das Irrige und Falsche hingegen stets ungescheut und rücksichtslos aufdeckt und rügt.

Friedrich hegte für keinen einzelnen Zweig der innern Staatsregierung (außer etwa für das Kriegswesen, was bei seiner gründlichen Kenntniß desselben natürlich war) eine entschiedene Vorliebe, wodurch die andern hätten minder berücksichtigt oder vernachläßigt werden können. War es ihm ja um das Wohl des Ganzen zu thun, und kann doch dieses unmöglich bewerkstelligt werden, wenn ein Theil über die andern zu mächtig hervorragt. Sein Streben mußte also zunächst dahin gehen, stets im Stande zu seyn, alle Kräfte des Staats zu überschauen und die möglichst gründliche und leichte Controle über dieselben zu erlangen.

„Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Blicks, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben. Diese Königspflicht ist die Idee, welche bei Karln dem Großen, dem großen Churfürsten Friedrich

Wilhelm und seinem unsterblichen Urenkel die Richtschnur aller Tage ihrer beinahe gleich langen Herrscherbahn war. Denn das ist die Sache des Ersten im Staat, daß er die tausendfachen Bande, welche die mancherlei Stände der menschlichen Gesellschaft zusammenfassen, mit fester Hand hält, und mit gutem, großem Geiste so elektrisirt, daß Jeder die größte Freudigkeit fühle, in seinem Stande sich hervorzuthun. Der Privatmann hat für sich, der Versteher einer Anstalt, eines Regiments, eines Heers, eines Ministeriums für die zweckmäßige Ordnung, aber für das Ebenmaß Er zu sorgen, der Fürst, welcher die Seele ist: so wie in der physischen Welt alle Produkte in ihrer Art fortgehen und sind, alle das belebende Licht von dem Mittelpunkte, dieser und das All die Urkraft von der unnennbaren Ursache bekommen." So spricht sich einer der größten Geschichtschreiber unserer Nation in einer begeisterten Rede über Friedrich aus, und Friedrich rechtfertigt einen solchen Ausspruch durch die in seinen Schriften aufgestellten Grundsätze sowohl, als auch, und vorzüglich, durch das Streben seines thatenreichen Lebens. Er war König durch Geburt und Zufall, und wollte König seyn durch sein Streben und Wirken. Vor seinen Blicken sollten alle Verhältnisse seines Staates offenbar liegen, damit er im Stande sey, dieselben zu überschauen, zu durchdringen und durch seinen mächtigen Geist auf sie hinzuwirken; jeder Mangel und jede Kraft, jede Regung und Bestrebung sollte von ihm bemerkt seyn, damit er das Unheil und das Verderben in ihrem Entstehen auszurotten vermöge, den Keim des Guten aber hervorzulocken an das belebende Licht, und zu erwärmen zum fröhlichen Gedeihen.

**Die von dem großen Churfürsten gemachte Einrichtung der jährlichen Tabelleneinsendung über alle Zweige der Staatsverwaltung war unter Friedrich Wilhelm eingegangen. Im Jahre 1747 wurde von Friedrich diese alte Einrichtung wieder ins Leben gerufen. Aus jedem Bezirke mußte von 1753 an (in welchem Jahre das Tabellenwesen erst völlig in Ordnung gebracht worden war) genaue Verzeichnisse über die Seelenzahl des Bezirkes eingeschickt werden, aus welchem das Finanzdepartement nach seinen, und das Kirchendepartement nach seinen Berichten eine allgemeine Tabelle fertigen mußte, die alsdann an den König eingesendet wurden. Später, und namentlich nach dem siebenjährigen Kriege, wurde dieses Tabellenwesen außerordentlich vervollkommnet und ausgebildet. — Diese Einrichtung verschaffte Friedrich die leichteste Uebersicht und die beste Einsicht zur Reguli-**

rung des Finanzwesens, welches zunächst den Lebensnerv des Staatskörpers bildet.

Friedrich hatte in Beziehung auf Staatswirthschaft seine eigenen Grundsätze, und hier ist, neben manchen einzelnen vortrefflichen, eine der schwächern Seiten seiner Selbstregierung. Sein Hauptaugenmerk blieb zunächst immerwährend die steigende Bevölkerung, und der aus der Manufakturbetriebsamkeit fließende Wohlstand. — Niemand kann in allen Rücksichten gleich groß und nachahmenswerth seyn, und mit dieser Bemerkung müssen in der That manche Einseitigkeiten und Fehler, in die Friedrich hierin verfiel, oder die er aufrecht erhielt, entschuldigt werden. Die Leitung der politischen Verhältnisse mit andern europäischen Großmächten, die Behauptung der wichtigen Stellung, welche er unter ihnen einzig und allein durch die Kraft seines Geistes, weit über das Verhältniß der physischen Kräfte seines Staates, errungen, die Bildung und Kräftigung seiner Heeresmacht, und der Gebrauch, den er in den Kriegen, die er zur Sicherung der Existenz seines Staates führen mußte, von derselben machte, sein Streben, in der Gesetzgebung etwas Vollkommeneres zu erlangen, Licht und Leben überall zu verbreiten — dieß sind Bahnen, die sich Friedrich mehr oder minder selbst gebrochen, und auf denen er den Lorbeer der Größe erstrebte, Bahnen, die schon mit dem ersten Aufschwung sein Genius sich vorgezeichnet, nachdem er alle ihre Beziehungen forschenden Blickes durchlaufen und das Ziel, wohin sie führten, genau und fest ins Auge gefaßt hatte. Nur wo dieses der Fall ist, leistet auch der höhere Geist etwas merklich Großes, und hinterläßt unsterbliche Denkmale seines Wirkens. Nicht so war es bei Friedrich in Absicht auf die innere Staatsökonomie. Er hatte sie nie sehr zum Gegenstande eines reiferen Nachdenkens gemacht, konnte also nur Einzelnheiten aus der Erfahrung sich zu eigen machen, und indem er diese befolgte, traten oft sehr unglückliche Mißverhältnisse in seinen Maßregeln hierin ein. Theils beharrte er bei den alten, von seinem Vater eingeführten Maßregeln strenge und hartnäckig, theils machte er in diesem Zweige Neuerungen, deren Erfolg selten glücklich war, und es auch nicht seyn konnte, weil einzelne Einrichtungen selten mit den alten, für sie nicht geeigneten Instituten sich vermischen, und dieselben sich nicht leicht gegenseitig durchdringen können. Friedrich fühlte diesen Mangel seiner Einsichten zum Theil wohl, und suchte zunächst auf dem Wege der Geschichte sich einigermaßen darüber zu belehren, und sich ein sicheres System zu begründen, das

sich aber im Grunde nur aus der Reflexion auf das bisherige Verfahren gestaltete. Im Jahre 1749 wurde in der Akademie eine Abhandlung Friedrichs vorgelesen, betitelt: „Ueber Sitten, Gewohnheiten, Industrie und Fortschritte des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften.“ Sehr richtig stellt hier Friedrich, wie dieß schon der Titel zeigt, Sitten und Gewohnheiten ꝛc. in die engste Verbindung mit der Industrie, wohl wissend, daß die Lebensweise der Menschen und ihre äußere Beschäftigung oft den größten Einfluß auf deren innere Denkungsweise übe. „Um vollkommene Kenntniß von einem Staate zu erlangen, — heißt es in dieser, in mehrfacher Beziehung merkwürdige Ansichten und Grundsätze Friedrichs beurkundenden Abhandlung — kann es nicht genügen, daß man den Ursprung, die Kriege, die Traktate, die Regierung, die Religion desselben und die Einkünfte seines Regenten kenne. Freilich sind dieß die Hauptgegenstände, welche die Geschichte zeichnet; aber es gibt noch andere, die, ohne so sehr ins Auge zu fallen, wie jene ersteren, dennoch und nichts desto weniger nützlich sind. Dahin rechnen wir alles dasjenige, was mit den Sitten der Einwohner in einer Beziehung steht, z. B. den Ursprung neuer und die Abschaffung alter Gebräuche, die Entstehung des Kunstfleißes und die Quellen, aus denen er entsprungen ist, die Ursachen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigt oder verzögert haben, und namentlich das, was den Genius der Nation, von welcher es sich handelt, am meisten charakterisirt. Diese Gegenstände werden den Politiker und den Philosophen zu allen Zeiten interessiren, und man darf wohl kühn behaupten, daß dergleichen spezielle Nachrichten für die Würde der Geschichte keineswegs unpassend seyen.“ Nun geht er auf seinen eigentlichen Gegenstand über, sucht die verschiedenen Gestaltungen des brandenburgischen Volksgeistes oder Genius, wie er es nennt, darzustellen, und ruft hiebei aus: „Nationen, die ein unermeßliches Meer trennt, und die unter entgegengesetzten Himmelsstrichen leben, sind nicht verschiedener in ihren Gewohnheiten, als die Brandenburger unter sich selbst,“ in verschiedenen Zeiträumen betrachtet und mit einander verglichen. — „Der große Haufe der Menschen wird durch die unendliche Mannigfaltigkeit zerstreut, und sieht die Zauberlampe der Welt gedankenlos an. Er beachtet die fortschreitenden Veränderungen in den Gebräuchen eben so wenig, als die Bewohner einer großen Stadt die Verwüstungen beachten, welche der Tod in derselben täglich anrichtet, wenn nur der kleine Kreis der Personen verschont bleibt, mit denen

sie am meisten in Verbindung stehen. Und doch findet man, nach einer kurzen Abwesenheit, bei der Zurückkunft andere Moden, so wie andere Einwohner. Wie belehrend und ergötzlich ist es, alle vor uns gewesenen Jahrhunderte vor unserem Auge vorüberziehen zu lassen, und dabei zu bemerken, durch welche Verkettung sie mit unsern Zeiten zusammenhängen. Eine Nation bei ihrer plumpen Stupidität betrachten, sie mit ihren Fortschritten zu verfolgen und bis dahin zu begleiten, wo sie civilisirt geworden ist — das heißt, den Seidenwurm in allen seinen Verwandlungen, als Puppe und als Schmetterling, studiren. — Aber wie demüthigend ist dieses Studium! Es zeigt sich daraus nur zu deutlich, daß ein unwandelbares Naturgesetz die Menschen zwingt, erst durch viele Ungereimtheiten zu etwas Vernünftigem zu gelangen. Wenn wir bis zu dem Uranfange der Nationen zurückgehen, so finden wir sie alle gleich barbarisch. Einige sind mit langsamen Schritten und durch viele Umwege, andere in raschem Fluge, aber alle auf verschiedenen Bahnen zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangt. Auch haben die Geschliffenheit, die Industrie und alle Künste in den verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzt wurden, eine Gestalt erhalten, welche die Natur des Bodens in sich trägt, und haben sich nach dem unvertilgbaren, unauslöschlichen Charakter jeder Nation gerichtet. Viel deutlicher läßt sich dieß bemerken, wenn man Schriften liest, die in Padua, London oder Paris geschrieben sind: man kann sie leicht von einander unterscheiden, auch wenn sie einerlei Gegenstand behandeln (die Mathematik ausgenommen)."

„Die unendliche Verschiedenheit, welche die Natur in diese allgemeinen und besonderen Charaktere legt, zeugt von ihrem Ueberflusse nicht minder, als von ihrer Sparsamkeit; denn obgleich von den verschiedenen Nationen, welche die Erde bedecken, jede ihren besonderen Genius hat, so scheinen doch gewisse Züge, welche sie von einander unterscheiden, unveränderlich zu seyn. Jedes Volk hat einen Charakter für sich, der, je nach dem größeren oder kleineren Grade seiner erhaltenen Erziehung, anders gestaltet seyn kann, dessen Grundzüge aber unauslöschlich sind. Diese Meinung könnten wir leicht durch physische Gründe unterstützen, wenn wir uns von unserem Gegenstand entfernen wollten. Hieraus folgt nun, daß noch nie Fürsten die Denkungsart der Nationen ganz verändert, und daß sie die Natur nicht zwingen konnten, große Männer zu schaffen, wenn sie selbst es nicht wollte. Die Arbeiten in den Bergwerken sind wohl ihrem Befehle unterworfen, aber nicht die ergiebigen Adern. Diese

öffnen sich plötzlich und geben reiche Ausbeute; aber sie verlieren sich auch wieder, und gerade wenn man sie mit der größten Begierde verfolgt.“ Hierauf erkennt Friedrich noch Züge an den Völkern germanischen Ursprungs, wie sie Tacitus und Cäsar angegeben. Er zeigt an dem Beispiele der Russen unter Peter I., daß eine künstliche Bildung (es wäre auch nahe gelegen, dieses auf die Größe anzuwenden), das heißt, eine solche, die nicht aus der innern Natur des Volkes hervorgegangen, nichtig und schnell vergänglich sey. Nur größere Revolutionen könnten bedeutende neue Gestaltungen emporbringen. Nachdem er die dunkle Geschichte der Vorzeit kurz durchgegangen, bemerkt er, daß unter der Regierung Kaiser Heinrichs des Voglers, der Markgrafen nach Brandenburg gesetzt, die Industrie des Landes kaum zu werden anfing, und dieser Zustand noch lange gedauert habe. Als Friedrich von Hohenzollern im Jahr 1415 von von Kaiser Sigismund Brandenburg und die Churwürde erhielt, fing es an, allgemein sich besser zu entwickeln. Erst Johann Cicero habe ein Wesentliches gethan durch die Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder (1506). Unter ihm entstanden auch Manufakturen, aber nicht sehr beträchtliche, indem es nur siebenhundert Tuchmacher in Brandenburg gegeben. Sein Nachfolger, Joachim Nestor, habe für die Wissenschaften ebenfalls viel gethan, allein der größte Theil des Volkes lag noch in tiefer Unwissenheit begraben. Unter seiner Regierung wurden Weinberge angelegt, der Ackerbau überhaupt fleißiger betrieben, und durch den steigenden Luxus die Betriebsamkeit der Fabriken vermehrt. „In allen Gebräuchen der damaligen Zeit — nemlich am Ende des sechzehnten und durch einige Decennien des siebenzehnten Jahrhunderts — war eine Mischung von Wildheit und Pracht zu bemerken. Diese Sonderbarkeit entstand daraus, daß jenes Jahrhundert aus der Barbarei heraus wollte, aber den rechten Weg, den es suchte, verfehlte. In seiner Rohheit verwechselt es Ceremonien mit Geschliffenheit, Prunk mit Würde, Ausschweifungen mit Vergnügen, Pedanterie mit Gelehrsamkeit, und grobe Plattheiten der Schalksnarren mit sinnreichen Einfällen witziger Köpfe.“ Der Luxus wird nun in seiner Ausschweifung, welche bis an orientalischen Schwulst gränzt, geschildert. — Joachim Friedrich stiftete zu Joachims-Thal eine Schule, die, später nach Berlin verlegt, vor allen andern blühte. So schien für Brandenburg, so wie für das ganze deutsche Vaterland durch Vermehrung der Universitäten :c. eine glückliche Zeit der allmähligen stetigen Entwicklung eintreten zu wollen, als — der dreißig-

jährige Krieg begann, und mit seinem Gefolge von Unglück aller Art auch Brandenburg verwüstete. Aber dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gelang es durch Klugheit und Standhaftigkeit, die Wunden wieder zu heilen. Auch der Handel war gestört worden und das Salz, das man ehemals aus Holland erhalten hatte, wurde jetzt mit mehr Betriebsamkeit in Halle bereitet. Die in dem halb entvölkerten Kurfürstenthum sich ansiedelnden Kolonisten waren meist Holländer, die nun Handel und Gewerbe wieder in Aufschwung brachten. Auch mehre jüdische Familien durften sich ansiedeln, und waren ebenfalls dem Handel förderlich. „Späterhin ereignete sich eine günstige Begebenheit, welche die Plane des großen Kurfürsten sehr beförderte. Ludwig XIV. widerrief im Jahre 1685 das Edikt von Nantes, und nun verließen wenigstens 400,000 Franzosen ihr Vaterland. Die reichsten gingen nach England und Holland, die ärmeren, aber auch die betriebsamsten, etwa 20,000 an der Zahl, flüchteten sich nach Brandenburg, halfen unsere verlassenen Städte wieder bevölkern, und gaben uns alle die Manufakturen, die uns noch fehlten *)." Nun stellt Friedrich den früheren Stand der Manufakturen und den der jetzt neu entstandenen einander gegenüber. „Auch auf dem platten Lande ließen sich Franzosen nieder, pflanzten daselbst Tabak, und bauten in sandigen Gegenden, welche durch ihre Bemühungen vortreffliche Küchengärten wurden, das schönste Obst und die besten Hülsenfrüchte. Der große Kurfürst wies einer so nützlichen Kolonie, um sie zu ermuntern, eine jährliche Summe von 40,000 Thalern an, deren sie noch jetzt genießt."

Die Einrichtung der Posten und die Accise, statt der frühern willkührlichen Abgaben, wurden nun eingeführt, und durch die neuen Ankömmlinge die Sitten einigermaßen verändert. Unter der Regierung Friedrichs I. empfand man die Früchte des durch die Manufakturen ꝛc. gehobenen Wohlstandes. Luxus und Ueppigkeit zeigte sich am Hofe. Neue Bauten wurden aufgeführt. „Die schönen Künste, diese Töchter des Ueberflusses, fingen an zu blühen, und es ward eine Akademie für sie gestiftet." Sophie Charlotte, die Ge=

*) Vielleicht waren zu einer gewissen Zeit gerade die Abkömmlinge dieser Franzosen ꝛc. die eifrigsten sogenannten Deutschthümler! Vielleicht sind noch Manche jetzt die beredtsten Gegner derjenigen, welche behaupten, eingewanderte Fremde (wie z. B. die Juden, welche in Preußen zum Theile gerade mit jenen Franzosen aufgenommen wurden) könnten sich germanisiren und Deutschlands wahre Bürger werden!

mahlin Friedrichs I., und durch dieselbe Leibnitz, stiftete 1700 die Akademie der Wissenschaften. Leibnitz, der, wenn ich mich so ausdrükken darf, mehr als Eine Seele hatte, war wohl würdig, den Vorsitz in einer Akademie zu haben, die er im Nothfall ganz allein hätte vorstellen können.“ Doch fanden sich viele Gelehrte und darunter Namen von Ruf. Die so bekannte Zeit der Gallomanie trat damals ein.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. gewann Alles eine veränderte Gestalt. „Die ganze Regierungsform war militärisch. Die Armee ward verstärkt, und in der ersten Hitze machte man beim Anwerben einige Handwerker zu Soldaten. Darüber geriethen die anderen in Schrecken, und entflohen zum Theil. Dieser unvermuthete Vorfall führte unsern Manufakturen aufs Neue beträchtlichen Schaden zu.“ Man suchte diesem Unfalle schleunigst zu steuern; die Ausfuhr der Wolle wurde streng verboten, und dadurch, daß die Armee jährlich neu gekleidet wurde, wurden auch die Tuchfabriken mit gehoben. Alle Handwerker, die für das Kriegswesen arbeiteten, fanden reichlichen Unterhalt. Neuen Einwanderern wurden Freiheiten und Belohnungen zugesichert. Aber Wissenschaft und Kunst wurden von trotzigem Waffengeräusch einerseits, und von kriechendem Pietismus andererseits ganz darniedergedrückt. „Unser Handel existirte damals noch nicht, und die Regierung erstickte ihn in der Geburt, da sie Grundsätze befolgte, die seinen Fortschritten geradezu entgegenstanden. Man muß also nicht den Schluß machen, es fehle der Nation an Handelsgeist. Die Venetianer und Genueser bemächtigten sich des Handels zuerst; durch die Entdeckung des Compasses kam er zu den Portugiesen und Spaniern; und dann breitete er sich in England und Holland aus. Die Franzosen führten ihn zuletzt ein, gewannen aber das durch Schnelligkeit wieder, was sie aus Unkunde vernachlässigt hatten. Die Danziger, die Hamburger, die Lübecker, die Dänen und die Schweden bereichern sich täglich durch die Seefahrt; warum sollten die Preußen es nicht ebenfalls thun können? Alle Menschen werden Adler, wenn man ihnen Wege zum Glücke eröffnet. Nur muß das Beispiel sie beleben, Nacheiferung sie anspornen, und die Regierung sie aufmuntern. Die Franzosen waren saumselig; wir sind es ebenfalls, vielleicht aber weil unsere Stunde noch nicht gekommen ist. — Man dachte damals weniger darauf, den Handel zu erweitern, als die unnützen Ausgaben einzuschränken.“ — (Die Bilanz habe unter der Re-

gierung Friedrich Wilhelms I. 1,200,000 Thaler verloren, sagt Friedrich in der „Geschichte meiner Zeit," welche letztere Angabe aber höchst wahrscheinlich unrichtig ist.)

Nun macht Friedrich noch eine kleine Episode über Staatsverwaltung im Allgemeinen, und will wahrscheinlich dadurch auf sein Verhältniß zu den früheren Staatsverwaltungen hinweisen, vielleicht wohl erkennend, daß in Manchem seine Verfahrungsweise nur der Durchgangspunkt zu einer andern, vielleicht besseren sey. „Alle Staaten — fährt er fort — haben einen gewissen Kreislauf von Ereignissen zu durchlaufen, ehe sie bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen. Die Monarchien sind mit langsameren Schritten zu dieser Stufe gekommen, als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf behauptet. — Wenn man mit Wahrheit sagen kann, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform die vollkommenste ist; so haben doch, nicht minder gewiß, die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erfüllt, und sich am beßten erhalten, weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind." Dieß wird nun an den alten Republiken nachgewiesen. „In Königreichen — heißt es dann weiter — beruht die Regierung nur auf dem Despotismus des Souverains; die Gesetze, das Militär, der Handel, die Industrie und alle andere Theile der Staatsverwaltung sind der Willkühr eines einzigen Menschen unterworfen; und dieser hat Nachfolger, die einander nie gleichen. Daher kömmt es denn gewöhnlich, daß unter einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz andern Grundsätzen regiert wird; und gerade das ist der monarchischen Regierungsform nachtheilig. In dem Endzwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit, und daher verfehlen sie ihn fast nie. In Monarchien aber folgt ein träger Fürst einem ehrsüchtigen, diesem wieder ein Frömmling, diesem ein kriegerischer, diesem ein gelehrter, diesem ein anderer, der sich der Wollust hingibt. Indeß nun der bewegbare Schauplatz des Glückes unaufhörlich neue Scenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die mannigfaltigen Gegenstände zerstreut, und kömmt nicht auf einen festen Punkt. In Monarchien müssen alle die Institute, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tiefe Wurzeln haben, daß man sie nicht ausreißen kann, ohne zugleich den tiefsten Grund des Thrones zu erschüttern rc. rc."

Durch diese, in Etwas zu sehr abschweifende, Abhandlung zeigt Friedrich im Allgemeinen, wie seine innere Regierungsweise mit der seiner Vorfahren zusammenhänge. Denn eines Theils im Einklange, andern Theils im Widerspruche war dieselbe namentlich in Beziehung auf Erwerbsquellen. Hervorstechender und deutlicher als in Brandenburg hatte sich in Frankreich und England der Nutzen oder Schaden einer befolgten Staatshaushaltungsweise gezeigt. Durch Colbert's Sperrsystem war Frankreichs, durch die Prohibitivgesetze der Königinn Elisabeth war der Gewerbsfleiß, und durch Cromwells Navigationsakte die Seeherrschaft Großbritanniens begründet worden. Auch Friedrich wollte seinem Staate durch solche Maßregeln, mit denen schon sein Vorgänger, aber nur einseitig, begonnen hatte, neu vermehrte Kräfte zuwenden, und es gab nun keine Friedenszeit mehr, während welcher nicht Mauthkriege aller Art geführt worden wären. Friedrich betrachtete es als das höchste Uebel, an dem ein Staat leiden könne, wenn das baare Geld in das Ausland komme. Er konnte diesem nicht, wie sein Vater, dadurch steuern, daß er den Luxus 2c. verbot, damit die inländischen Manufakturen den Bedürfnissen genügen könnten. Das Widersinnige solcher Maßregeln sah er wohl ein; er suchte im Gegentheile den Anforderungen des unabweisbaren Luxus durch den stärkeren Betrieb der inländischen Fabriken zu entsprechen. Schon im Antimacchiavell bekannte sich Friedrich als Anhänger des Merkantilsystems. „Was die Manufakturen jeder Art betrifft, heißt es dort, so gewähren diese einem Staate vielleicht den größten Nutzen und Vortheil; denn nur durch sie befriedigt man die Bedürfnisse und den Luxus der Einwohner; ja selbst die Nachbarn werden durch sie gezwungen, unserem Fleiße einen Tribut zu entrichten. Sie bewirken auf der einen Seite, daß das Geld nicht aus dem Lande geht; und auf der andern Seite bringen sie Geld in das Land." Alle Mittel wurden aufgeboten, um alle Bedürfnisse möglichst in den Gränzen des eigenen Gebietes zu befriedigen. Natürlich aber erfolgte durch solche Begünstigung und Bevorrechtung der Gewerbetreibenden ein fühlbarer Nachtheil der Ackerbauenden sowohl, als der Verbrauchenden, indem jene in der Ausfuhr roher Stoffe, diese in der Wahl des Marktes beschränkt waren. Die alten Monopole wurden beibehalten und durch viele neue vermehrt. Naturgemäßer und der Denkungsart eines Friedrichs würdiger wäre es gewesen, Handel und Gewerbe durch Entfesselung aller beengenden Bande zu befreien, einem Jeden die freie Entwickelung und den freien Gebrauch seiner Kräfte zu über-

lassen, und ihm nur Mittel und Wege zu eröffnen, daß diese Entwicklung statt finden könne. Möglich, daß dadurch mancher Einzelne weniger Vortheile gezogen hätte, möglich, daß durch solchen freien Gebrauch der Kräfte die Staatseinkünfte sich auf einige Zeit vermindert hätten; aber gewiß wäre nach einem kurzen Zeitraume selbstständiger Thätigkeit der Wohlstand der Gesammtheit in ungewöhnlichem Grade gewachsen. Friedrich aber war nicht gewohnt, lange der Früchte seiner Aussaat zu harren; er wollte Blüthe und Frucht zugleich haben, und erhielt eine Treibhauspflanze, der man es wohl ansah, daß sie nicht in Gottes freier Natur sich entwickelt habe. Man kann wohl sagen, daß es, hier und in vielen andern Beziehungen, in Friedrichs Zeit gelegen, so zu verfahren; aber das ist ja Sache des größeren Geistes, die Fehler und Mängel seiner Zeit zu durchdringen und zu vernichten. — Friedrich glaubte, in den Angelegenheiten seiner Unterthanen, auch in reinen Privatsachen, wie sein Vorgänger sorgen zu dürfen und zu müssen, und die Mündigkeit des Volkes und jedes Einzelnen konnte ihm nie zum wahren Bewußtseyn kommen. Immer fand ein Eingreifen, Einschieben und Nachrücken von Oben statt. Einwirkungen, welche mehr störend als förderlich seyn konnten. — Friedrich freilich glaubte wohl für die Beengung und Beschränkung des Kaufes und Verkaufes in dem stets gefüllten Schatze einen mächtigen Lobredner zu finden, und mochte daher dieselbe für seine, in der That gutgemeinten Absichten am zweckdienlichsten erachten.

Wie sehr Friedrich in's Einzelne des Merkantilwesens einging, zeigt ein Schreiben, das er schon den 15. Sept. 1742 an den Etatsminister von Marschall erlassen: „Mein lieber ꝛc. Da ich bei meiner Durchreise zu Magdeburg vernommen, wie sich der Debit der wollenen Fabriken, insonderheit deren Strümpfe, welche die dortigen Fabrikanten sonsten nach Leipzig verkaufet, sehr verringert hat: so sollet ihr veranstalten, daß durch das fünfte Departement des Generaldirektorii, die Ursachen dieses Verfalls gründlich untersuchet, und wie solchem auf eine gute und solide Art abzuhelfen, besorget werde. Ich bin nicht zufrieden, daß das fünfte Departement des Generaldirektorii nicht auf dergleichen Sachen, wozu es doch eigentlich bestellet worden, mehrere Attention hat; hege aber das gnädige Vertrauen zu Euch, Ihr werdet solches zu redressiren wissen, nachdem die nunmehro geordneten Umstände erfordern, auf das Wohlseyn derer Unterthanen, wie auch deren Nahrung und Gewerbe mehrere Vorsorge zu haben, als bei den vorgewesenen Umständen hat

geschehen können." — Den 20. März 1748 erhielt dieses Departement in der neuen Dienstvorschrift des Generaldirektoriums den Auftrag, dafür zu sorgen: „1) die jetzigen Manufakturen im Lande zu verbessern, 2) die Manufakturen, so darin noch fehlen, einzuführen, und 3) so viele Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will." — In Hinsicht der inländischen Manufakturen wollte es der König für eine Verbesserung halten, wenn Tücher und Zeuge von besserer Art gemacht und dabei wohlfeiler verkauft würden. In Hinsicht der fremden Manufakturen sollte man „vigiliren auf alle fremde Sachen, welche eingeführt werden; und zwar nicht blos auf die französische Gold- und Silberstoffe, seidene Zeuge, Kannevas, rohe Zitze, und Nesseltuch, sondern auch auf feine Papiere, Zucker rc.; ingleichen auf Nürnberger Puppenzeug, allerhand Schachteln, Handwerksgeräth, kurz auf Dinge, welche, so klein und gering sie an sich scheinen, in der Menge und jährlich ein großes importiren;" wobei man sich Mühe geben sollte, „Leute in das Land zu ziehen, welche dergleichen machen, und solche Leute, es sey in Berlin, oder in kleineren Städten, auch, wenn es die Umstände erfordern, sogar in Dörfern zu etabliren." „Was das dritte Hauptobjekt betrifft, — so lautet der fünfte Artikel der Instruktion — so muß Herr von Marschall nebst seinen Räthen davor sorgen, daß, wenn Rentiers oder reiche Leute in das Land ziehen wollen, ihnen Gelegenheit verschafft werde, ihre Kapitalien an sichern Oertern gegen 4 Procent jährlicher Interessen unterzubringen." „Leuten von Qualität — heißt es dann — wenn sie jährlich eine Revenue von 20,000 Thaler haben, wollen Seine Königliche Majestät, wenn sie sich im Lande etabliren, und darin ihre Einkünfte verzehren, gern mit annehmlichen Charactern an die Hand gehen, und ihnen überdem wohl eine Pension von tausend Thalern jährlich geben." Diesem Departement wurde zur Pflicht gemacht: „wegen aller vorstehender Sachen mit dem Generaldirektorium zu conferiren; auf den Fall aber, daß daraus kein gemeinsamer Beschluß hervorginge, mit Anführung der Umstände zu berichten, und Seiner Königlichen Majestät Entscheidung zu gewärtigen."

Den 23. Jan. 1746 erging an den Etatsminister von Marschall folgende Kabinetsordre: „Mein lieber rc. Ich überschicke euch hiebei das eingekommene Memorial des angeblichen Negocianten aus Nimes, La-Croix. Ihr sollet nun denselben nebst seinem angezeigten Plan einiger einzurichtenden Fabriken, examiniren, um zu sehen, ob

seine Sache Grund habe, oder windig sey. Erstenfalls muß man den Mann encouragiren durch Versicherung, daß, wenn er versprochenermaßen aus Frankreich mit seiner Familie und Effekten zurückkommen und sich hier etabliren würde, seiner Fabrike alle mögliche Vortheile angedeihen, er auch mit einer Pension von 200 Rthlr. versehen werden soll. Woferne Ihr aber finden solltet, daß der Mann Wind zu verkaufen meinet; so müsset Ihr ihn nur platt abweisen.“ — An denselben den 7. Dec. 1742: „Mein lieber ꝛc. Den in Eurer Vorstellung vom 5. dieses gethanen Vorschlag, daß künftighin die Tabakspfeifenerde, welche in meinen Landen gegraben wird, nicht mehr so schlechterdings den Ausländern überlassen, sondern vielmehr im Lande verarbeitet, und die daraus gemachten Pfeifen den Auswärtigen zugeführet werden sollen, finde ich sehr gut und billig, und überlasse ich Euch, die deshalb erforderliche Einrichtung zu machen, wobei Ihr jedoch die Præcaution gebrauchen werdet, daß dieses so viel möglich sonder eclat geschehe, damit die Ausländer nicht dadurch gegen uns zur Jalousie gebracht werden, und etwa die zu verfertigenden Tabakspfeifen ganz verbieten, oder aber andere unserer Fabriken dagegen beschweren oder zurückhalten. — Ich kann hiebei nicht umhin, Euch in der Anlage schriftlich zu communiciren, was Mir Mein in Haag subsistirender Minister, der Graf v. Podewils, wegen gewisser Tabakspfeifenmacher, welche sich aus dem holländischen Distrikt Jergow in meinem Lande zu etabliren nicht abgeneigt sind, berichtet hat. Es ist dieses die Ursache gewesen, warum ich zeithero von Euch über dieses Sujet einige Nachrichten verlangt habe, und werdet Ihr selbst erachten, daß solches, sowohl zur Verarbeitung obermeldeter Tabakspfeifenerde ein Vieles beitrage, als eine neue profitable Fabrique zu Wege bringen, und Meinen Wunsch in mehrerer Peuplirung des Landes befördern würde, wenn diese Sache zu Stande gebracht, und man ermeldete Leute anhero ziehen könnte. Meine Intention ist demnach, daß Ihr sofort an gedachten Grafen v. Podewils schreiben, und mit ihm darüber correspondiren sollet, um alles dahin zu disponiren, damit die obermeldeten Tabakspfeifenmacher anhero gezogen werden. Wie aber nach erwähnten Grafen v. Podewils Anzeige es allerdings höchst nöthig ist, daß das Secret in dieser Sache vor der Hand bestens observiret werde, so bin ich persuadiret, daß Ihr Eure Mesures auch hierunter nehmen, und niemanden, als dem es zu wissen höchst nöthig ist, aus dieser Sache eröffnen werdet, bis die Umstände ein anderes erfordern; zu dem Ende Ihr auch dem Generaldirektorio

noch zur Zeit keine Eröffnung davon thun müsset, als bei welchem, wie ich es ungerne sage, die Verschwiegenheit in Sachen, so es doch erforderten, nicht in Acht genommen wird, wie Ihr denn auch zu evitiren habt, daß nicht etwa die hiesige holländische Gesandtschaft vor der Zeit etwas davon erfahre. Ich reposire Mich auf Eure Mir bekannte dexterité und bin rc." — Den 22. Dec. 1751 an den Geh. Finanzrath Fäsch: „Nachdem ich bewegender Ursachen halber resolviret habe, daß bei der Seidenmanufaktur-Kasse allhier, diejenige Post von vierzehntausend Thaler, welche den hiesigen Kaufleuten Gerard und Michelet in dem Jahr 1748 aus gedachter Kasse, zufolge Meiner Ordre, vorschußweise und ohne Interessen gezahlt werden müssen, und worüber gedachte Kaufleute eine besondere Obligation unter dem Dato des 19. Febr. nunerwähnten 1748. Jahres, ausgestellet haben, gänzlich niedergeschlagen, und bei gedachter Manufaktur-Kassen-Rechnung abgeschrieben werden sollen; als habt Ihr das Nöthige desfalls zu verfügen, und gedachten Kaufleuten erwähnte Obligation in Originali wieder zurückgeben zu lassen." Den 16. März 1756 an die neumarkischen und magdeburgischen Kammerpräsidenten: „Da bisher der schlechte Debit der in der brandenburgischen Parchentfabrique gefertigten Parchente, wegen des Eigensinns und Widerwillens, so die mit dergleichen handelnde Kaufleute und Krämer auf eine unverantwortliche Weise gegen erwähnte Fabrique gefaßt haben, noch fernerhin continuiret, Ich aber dergleichen Eigensinn ermeldeter Kaufleute und Krämer zu übersehen gar nicht gemeinet bin; so befehle Ich Euch hierdurch, daß Ihr dortige mit dergleichen handelnde Kaufleute und Krämer vor Euch fordern, und ihnen sodann von Meinetwegen kurz und rotunde declariren sollet, daß Ich ihre Caprice darunter ganz müde wäre, mithin ganz kurz und klar von ihnen wissen wollte, ob sie künftig den Debit der zu Brandenburg fabricirten Parchente gehörig befördern und unterhalten, auch sich allen Intriguen und Nebenwegen darunter gänzlich enthalten, auch keine andere als brandenburgische Parchente verkaufen wollen? widrigenfalls Ich resolviren würde, nach dem Exempel wie in verschiedenen Sachen im Oestreichischen und andern Orten bereits geschehen, Selbst Magazine von Parchenten an dortigen Orten anlegen, und aus solchen für Meine Rechnung die Parchente verkaufen, gedachten Kaufleuten und Krämern aber den Handel und Verkauf aller Parchente gänzlich nehmen und verbieten wollte. Im Uebrigen befehle Ich Euch hierdurch nebst der Kam-

mer nochmalen, auf die Einbringung aller fremden und ausländischen Parchente in dasiger Provinz zur einländischen Consumtion auf das schärfeste und rigouröseste zu invigiliren, auch selbst dahin zu sehen, daß dortige Kaufleute und Krämer keine andere als einländische Parchente führen und debitiren, im Uebrigen aber zugleich den Debit der brandenburgischen Parchentfabrique auf keine unbefugte Art behindert, noch solchem etwas in den Weg geleget werden müsse."

Neben der Erhaltung und Vermehrung der baaren Münze im Lande war Friedrichs Augenmerk auf die ungewöhnliche Vermehrung der Landeseinwohner durch Einwanderungen von Kolonisten gerichtet. Friedrich datirt, wie wir oben gesehen, die beginnende Blüthe Brandenburgs von der Einwanderung der Franzosen an. Dieses Beispiel seines Urgroßvaters mochte ihn daher zu ähnlichen Versuchen ermuntern, und kein Mißlingen konnte ihn von dieser Verfahrungsweise abschrecken. Aber es war ein großer Unterschied zwischen den Einwanderern unter der Regierung des großen Kurfürsten und denen unter der Regierung Friedrichs. Jene hatten aus den edelsten Beweggründen, um das Allerheiligste ihres Glaubens und Gewissens zu wahren, Habe und Gut zurückgelassen, irdischer Güter nicht achtend, wo es die heiligsten himmlischen galt. Gehört nun zwar nur das reine unverdorbene Gefühl seiner Menschenwürde dazu, solches zu unternehmen, so ist dieses doch immer der Ausfluß einer ungeschwächten sittlichen Kraft. Glücklich also das Land, das solche Bürger in seinen Schoß aufzunehmen bereit ist. Man gebe ihnen nur Freiheit; Künste und Geschicklichkeiten, ihre Kräfte überhaupt anzuwenden und zu gebrauchen, und Wohlstand aller Art werden solcher freien Thätigkeit entsprießen. Liebe und Anhänglichkeit an das neugewonnene Vaterland wird ihre Kraft verdoppeln, denn all ihr Thun ist mit der Weihe eines hehren Gedankens geheiligt. — Ganz anders verhielt es sich mit den jetzigen Einwanderern: schnöder Eigennutz war meist das einzige Band, das sie zu dem neuen Vaterlande hinzog und mit demselben verknüpfte; und der Gewinn des Landes wird nicht hoch anzuschlagen seyn, welches Menschen aufnimmt, die blos des Eigennutzes halber ihr Vaterland mit seinen tausend heiligen Erinnerungen verlassen. Die Mühseligkeiten und Uebel, die auch in dem neuen Vaterlande nie ausbleiben, werden bald die Thatkraft der neuen Bürger erschlaffen, und nur selten werden sie ihre Erwartungen befriedigt finden. So verhielt es sich nun auch mit den jetzigen Einwanderern. Die Meisten (denn es gab auch Viele, die zunächst der freien Religionsübung halber einwanderten) fanden ihre zu sanguinisch

hochgeschraubten Erwartungen nicht erfüllt*), erfüllten also auch die Erwartungen, welche man von ihnen gehegt, selten vollkommen; und man hat mit Recht die Bemerkung gemacht, daß Friedrichs Sorgfalt weit reicheren Lohn geerntet hätte, wenn er dieselbe verwahrlosten einzelnen Personen oder ganzen Korporationen des Inlandes zugewendet hätte. Wie sehr Friedrich die Erwerbung und Erhaltung dieser neuen Unterthanen am Herzen gelegen habe, davon zeugt seine oft bis ins Einzelnste gehende Fürsorge für dieselben. Das oben angeführte Beispiel der böhmischen Gemeinde mag dieß hinlänglich beurkunden, und dieß um so mehr, da es dort Kirchenangelegenheiten betrifft, mit denen Friedrich sich sonst nicht so gerne, ins Einzelne gehend, beschäftigte. Die neuen Einwanderer wurden je nach ihren Fähigkeiten entweder zu Fabriken oder zum Landbau ermuntert und hilfreich unterstützt. — So hatte der König schon 1743 aus den thüringischen Fabrikstädten die beiden ersten Messerschmiede in sein Land berufen, ihnen Geld und Unterhalt zur Betreibung ihres Handwerkes gegeben und Neustadt-Eberswalde zu ihrem Wohnorte angewiesen. Im Jahre 1750 waren bereits so viele Handwerker dieser Art eingewandert, daß, dem angenommenen Systeme nach, alle Einfuhr solcher Arbeiten verboten werden konnte.

Eine Sammetfabrik war angelegt worden. — Eine Zuckerraffinerie wurde 1749 angelegt; und als diese von dem Unternehmer 1751 erweitert und durch andere vermehrt wurde, erhielt derselbe ein Privilegium zunächst für die Kur- und Neumark, so daß die Einfuhr jedes auswärts gesottenen Zuckers mit einer Steuer von zwölf Prozenten belegt wurde. — Es würde uns zu weit führen, alle die Fürsorge, welche Friedrich für die Aufnahme von neuen Fabriken durch Einheimische und Einwanderer an den Tag legte, genauer zu beschreiben, und es bedurfte in der That der bewundernswerthen, rastlosen Thätigkeit Friedrichs in der Ausführung einmal ergriffener Vorsätze, um alle die ins Einzelne gehenden Vorschläge, Verbesserungen rc. zu leiten und fortzuführen. Auch andere Mittel, und das nicht immer die löblichsten, wurden ergriffen, um das Geld im Staate zu erhalten und fremdes zu gewinnen. So war 1740 die

*) Man hat in der That so Einfältige unter ihnen gefunden, welche sich erkundigten, wo denn die Leute seyen, die das ihnen geschenkte Land für sie bearbeiten würden, da es ihnen nicht einfiel, daß dieses von ihnen selbst geschehen müsse, indem sie im Ernste zur Vermehrung der Bevölkerung berufen zu seyn glaubten.

in Brandenburg neue Erscheinung einer Lotterie vom Staate anerkannt worden, die, wie die Handelssperre mit ihren Verlockungen zur Schmuggelei, nicht wohlthätig auf die Moralität des Volkes wirken konnte. — Auch war in demselben Jahre verordnet worden, „daß die Landeskinder in keine Wege weder im geistlichen noch im weltlichen Stande sollten Beförderung zu gewarten haben, woferne sie nicht ihre Studia auf einer königlichen Universität in Dero Landen wenigstens zwei Jahr lang trieben und sich habil machten.“ Den 19. Juni 1751 wurde dieses Gebot dahin verschärft, „daß die Landeskinder hinführo blos auf einheimischen Universitäten, Gymnasiis und Schulen studiren, und solches bei suchender Beförderung bescheinigen: wann sie aber ausländische Academien auch nur ein Vierteljahr besuchen, von allen Civil- und geistlichen Bedienungen, auch Regimentsquartiermeister- und Auditeurstellen auf Zeit Lebens ausgeschlossen seyn, und überdem gegen die Adligen nach Anleitung des Edikts vom 16. Januar 1748, mit Confiscation ihres Vermögens verfahren werden solle.“ Des angegebenen Grundes wegen scheint auch 1743 und 1744 verboten worden zu seyn, ohne ausdrückliche Erlaubniß in das Ausland zu reisen, was besonders die reichen Leute, namentlich aber die vom Adel betraf, welche also auf keinen Fall in fremde Dienste treten durften. — Solche und ähnliche Maßregeln, die aus dem einmal angenommenen Systeme des Isolirens floßen, und für die man auch einen Grund in den damaligen politischen Conjuncturen und in der unnatürlichen Anspannung der Staatskräfte Preußens suchen kann, mußten oft sehr beengend auf diejenigen, welche sie trafen, einwirken, und wenn man auch zugeben muß, daß der Zweck des Staates das Wohl der Gesammtheit ist und bleiben muß, so steht doch dieses Wohl der Gesammtheit wieder in der engsten Verbindung mit dem des Einzelnen, da es ja am Ende wiederum nur darauf hinausläuft, dem Einzelnen in der Gesammtheit Schutz und Vervollkommnung zu gewähren.

War es nun so Friedrichs eifrigstes Streben, die Kräfte des Staates durch Beförderung des Gewerbsfleißes und auf jede andere Weise zu erhalten und zu vermehren, so durfte keineswegs das, was die eigentliche Quelle derselben ist, die möglichst vollkommene Benützung der Kräfte des Bodens, vernachlässigt werden, und auch auf diese war Friedrichs unausgesetzte Aufmerksamkeit gerichtet. — Alles was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues, im weitesten Sinne des Worts, gereichen konnte, beförderte er mit unermüdlichem Eifer. Ein in diesem Fache sehr kompetenter Rich-

ter urtheilt von ihm: „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Landwirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernstlich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, oft mißverstanden, manche davon aus Unwissenheit für unausführbar gehalten und deshalb nur als Launen des großen Monarchen betrachtet, über deren Ausführung man sich wohl gar erlaubte, ihm ein Blendwerk vorzumachen. Daher das Fehlschlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, den Friedrich zuweilen von dem sah, was unter seinen Augen geschehen war; daher, daß er in der letzten Zeit die Hoffnung zu einer blühenden Landkultur aufzugeben schien und eine Vorliebe für das Manufakturwesen bekam, und solches nun sogar auf Kosten des Landbaues begünstigte. Seine frühere Tendenz war dieses nicht." — Schon den 14. Sept. 1740 wurde sämmtlichen Kammern das Anpflanzen der Obstbäume empfohlen, und dieß durch wiederholte neue Verordnungen fast jährlich aufs Neue eingeschärft. Nach einer Verordnung vom Jahre 1743 mußten Städte und Dörfer für jedes Schock Obstbäume, Weiden, Linden u. s. w., welches sie, nach dem Ermessen der Land- und Steuer-Räthe, hätten mehr als geschehen anpflanzen können, zwölf Groschen Strafe erlegen. Den 28. Febr. 1758 wurde befohlen, daß die Landstraßen mit Bäumen bepflanzt werden müssen. Eine Kabinetsordre vom Jahr 1743 an die Pommer'sche Kammer ermahnt dieselbe: „Weil es in Pommern an zureichenden Hopfengärten fehlet, und daher viel Geld für Hopfen aus dem Lande gehet; so sollen überall in Pommern, wo es angehet, Hopfengärten angeleget und solche mit Fleiße kultiviret werden." — Im Jahre 1748 schenkte Friedrich den Weinbauern in Potsdam mehrere tausend Stück seltener Reben aus seinen eigenen Weinbergen. — Im Jahre 1755 und 1756 wurde allen Beamten der Anbau des Waids angelegentlich empfohlen, denselben eine Zeichnung und eine ausführliche Instruktion zugesendet, „wie der Bau und die Bereitung des Waids zu traktiren sey." — In demselben Jahre wurde denselben befohlen: „Die Einwohner der Städte, selbst und durch die Magistrate, zum Anbau des Kümmels, Anis, Krapps, Safrans, Saflors, Wau's rc. zu animiren." Im Jahre 1746, mehr aber noch in den Jahren 1756 und 1757, wurde durch ein Umlaufsschreiben an alle Beamte der Anbau der Kartoffeln, als einer sehr nützlichen Frucht, empfohlen, die wirkliche allgemeine Verbreitung derselben, die oft zwangsweise erwirkt werden mußte, fällt jedoch in die spä-

tere Zeit. — Friedrich ist auch unter allen deutschen Regenten der erste, der die Idee faßte, die inländische Schafzucht durch die Einführung fremder edlerer Raçen zu verbessern. Schon 1748 ließ er zu diesem Zwecke eine Parthie spanischer Böcke kommen, und wiederholte dieses in der Folge noch oft. Wenn gleich durch Fehler der Aufsicht die erzielte Veredlung der Schafzucht damals mißlang, so hatte doch Friedrich eine derartige Veredlung der Viehzucht in Deutschland angeregt, und er selbst behielt dieselbe stets im Auge. — Jede verdienstliche Bemühung im landwirthschaftlichen Fache, die der König erfuhr, wurde von ihm durch Belohnungen ausgezeichnet. Bei Vorschlägen zu Meliorationen machte er hier, wie beim Fabrikwesen, zur Bedingung, daß die Ausführbarkeit praktisch bewährt sey, und er wußte den gründlichen Beobachter von dem leichtfertigen Projektemacher meistens sehr gut zu unterscheiden. Friedrich, der Neuerungen in keiner Weise abgeneigt war, hörte bei einem wirklich nützlich scheinenden Vorschlage nie auf die Einwürfe derer, die nichts als das Herkommen und den bisherigen Gebrauch gegen nützliche Verbesserungen aufzubringen wußten; er folgte, ohne sich irre machen zu lassen, jenen Vorschlägen, und manches Gute und Zeitgemäße wurde hierdurch bewerkstelligt. Doch hörte er bald auf, Kosten anzuwenden, wenn sich zum guten Erfolge nicht baldige und gegründete Hoffnung zeigte. — Man sollte wohl glauben, daß bei solchen Bestrebungen die Lage des Landmannes, der noch meist unter dem Feudaljoche des Mittelalters schmachtete, hätte vorerst wesentlich geändert und verbessert werden müssen; dem war aber nicht also *). Gegen besondere und auffallende Bedrückungen jeder Art schützte der König die Bauern fortwährend, indem er glaubte, „daß die höheren Stände ihr Ansehen und ihre Kenntnisse oft benützten, um den Bauer in seinen Rechten zu beeinträchtigen, und ihm neue Lasten aufzubürden, wogegen dann bei den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hilfe gefunden würde, weil diese entweder selbst zu der höheren Klasse gehörten, oder doch mit derselben in weit engerer Verbindung als mit dem Bauer stünden.“ — So heißt es in einem Kabinetsrescripte vom 15. Juli 1749 an die kurmärkische

---

*) Ein neuerer Biograph Friedrichs setzt auseinander, „wie der König die einzelnen Stände seiner Unterthanen so recht eigentlich auseinander gehalten, für jeden Einzelnen unermüdlich gesorgt, aber aus der von der Natur (!) ihm angewiesenen Sphäre ungern herausgelassen ꝛc.“ Doch sey Friedrich mit dem Spitznamen (!) des Bauernkönigs bezeichnet worden.

**Kammer: „Da verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktiret haben, S. K. M. aber dergleichen Tyrannei gegen Dero Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen; so wollen Höchstdieselben, daß, wenn forthin Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stocke geschlagen habe, Erstérer sodann deshalb** alsofort und ohne einige Gnade auf 6 Jahre zur Festung gebracht werden soll, wenn auch schon dergleichen Beamter der beste Bezahler wäre und seine Pacht sogar pränumerirte." Auch wollte Friedrich, daß der Landmann bei seinem Eigenthume und bei den Rechten, die er von Alters her besaß, geschützt werde. So soll nach der königlichen Konstitution vom 17. Juli 1749 in Schlesien und Glatz so wenig den adlichen Dominien erlaubt seyn, Bauergüter oder dazu gehörende Pertinenzien an sich zu ziehen, als es den Bauerngemeinden gestattet seyn soll, adelige Güter, Dörfer oder Herrschaften an sich zu bringen. — Ebenso heißt es in der Verordnung vom 12. August 1749: „daß, wenn auch hinlängliche Gründe zur Abmeierung eines Bauern oder Kossäthen vorhanden seyen, der Gutsherr dennoch das Gut niemals sich zueignen, sondern immer wieder einen neuen Bauer oder Kossäthen darauf setzen müsse." — So sorgte Friedrich zwar im Einzelnen für die Gerechtsame des Bauernstandes, aber im Wesentlichen blieb seine Lage die ehemalige und Bedrückungen und Beschränkungen aller Art lasteten auf demselben: Hörigkeit, Hofdienste, der Vorspann, die Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, die viermonatliche Grasung der Reiterpferde hemmten eine freiere Entwicklung und Erhebung wahrer Cultur. Beim Regierungsantritte Friedrichs war die Lage der Bauern in den verschiedenen Provinzen verschieden gewesen, und sie blieb dieselbe bis an das Ende derselben. In keiner dieser Provinzen war zwar der Bauer für seine Person leibeigen; er gehörte auch da, wo seine Lage die härteste war, zum Gute, und konnte nur mit diesem an einen andern Besitzer übertragen werden. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte im Jahre 1717 in dem Herzogthume Preußen an die Stelle der eigentlichen Leibeigenschaft eine sogenannte Erbunterthänigkeit eingeführt, welche noch immer ein sehr drückendes Verhältniß blieb*). Aber in der Mark Brandenburg, in Pommern, preußisch Schlesien und den meisten westphälischen Provinzen war die persönliche Freiheit des Bauern, seine Fähigkeit,

*) Aus diesem Verhältnisse läßt sich so manche Verordnung Friedrichs wie das oben angeführte Verbot der Reisen ꝛc. erklären.

Digitized by Google

ein Eigenthum zu besitzen und dasselbe auf Andere überzutragen, mannichfach beschränkt. Er war zu Dienstbarkeiten aller Art, oft harten und ungemessenen, nach willkürlicher Bestimmung des Gutsherrn verpflichtet, der Ertrag seiner Arbeit wurde durch vielfältige Abgaben, die er bald in Produkten, bald in dem Geldwerthe entrichten mußte, vielfach geschmälert, und jede, ihn und die Seinigen betreffende, Veränderung war mit Abgaben belastet. Dabei war er in Rechtsstreitigkeiten, selbst über seine Verbindlichkeiten gegen den Gutsherrn, dem Ausspruche der von diesem ernannten und von ihm ganz abhängigen Richter unterworfen. Ganz anders war in jeder Hinsicht der Zustand des Landmannes in einigen andern Provinzen, in dem Magdeburgischen, in dem Halberstadt-Hohnsteinischen, in Ostfriesland *) und in den an den Rhein gränzenden Län-

---

*) Schon den 25. Mai 1744 war das Fürstenthum Ostfriesland, durch Absterben der dortigen Fürstenlinie, vermöge eines Erbvertrages vom Jahre 1694, der preußischen Monarchie hinzugefügt worden. Für den Handel war dieses Acquisit überaus günstig, und mit einem Flächenraum von 54 Quadratmeilen hatte man 97,200 Einwohner gewonnen. Solches mochte auch dazu dienen, das preußische Gebiet immer mehr und mehr nach Außen abzurunden. Zwar blieb diese Erwerbung nicht unangefochten; Sachsen, Hannover und der Graf Kaunitz glaubten ein Näherrecht an das erledigte Fürstenthum zu haben. Aber Friedrich hatte sogleich aus der Besatzung der Festung Wesel 400 Mann zur Besitznahme dahin abgeschickt und hatte durch Cocceji die Huldigung einnehmen, und neue Einrichtungen in dem Fürstenthume treffen lassen. Als Friedrich hierauf bei dem Kaiser um die Belehnung und Uebertragung der reichsfürstlichen Stimme von Ostfriesland nachsuchte, hatten die andern, auf dieses Land Anspruch machenden, Häuser durch eingereichte Schriften der Besitznahme durch Friedrich widersprochen, und ihre Ansprüche durch anderweitige Erbverträge zu begründen gesucht. Man widersprach von preußischer Seite denselben, da sie, als ohne Einwilligung des Kaisers geschlossen, nichtig seyen. Der Federkrieg dauerte nun durch gegenseitigen Schriftenwechsel fort bis zum Jahre 1753, in welchem Jahre Friedrich die völlige Appellations-Freiheit für das Fürstenthum Ostfriesland vom Reichstage endlich erlangte. — Die Verfassung dieses Landes war auf Landesaccorde gegründet, und die Regierung war zwischen dem Fürsten und den Landständen getheilt, die gegenseitig eifersüchtig ihre Vorrechte wahrten. Noch im Jahre 1718 hielt Emden seinen Fürsten, wegen verletzter Freiheiten, gefangen, bis er die zugefügte Ungebühr einstellte. Preußen ließ dem Lande seine Verfassung, doch übertrugen die Stände dem Könige im Jahre 1749 die Oberdirektion über das landschaftliche Administrationskollegium und über die Landeskasse.

dern. Hier war der Bauer freier Besitzer seines Eigenthums, und hatte bei seinen Verfügungen über dasselbe nicht fremde Einrede zu fürchten. Wenn er einige Natural- und Geld-Abgaben entrichten mußte, so waren diese mäßig und bestimmt, auch Frohndienste, wo diese noch waren, waren gemessen, und durften nicht über ihre gesetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In diesen Provinzen genoß der Bauer die Früchte seines Fleißes, und man fand bei ihm wirklich Wohlhabenheit und auch verhältnißmäßige geistige Bildung. Dieser erfreuliche Zustand war eben so wenig ein Verdienst Friedrichs, als der härtere Zustand, worin sich der Bauer in andern Provinzen befand, im eigentlichen Sinne des Wortes seine Schuld genannt werden kann; beides wurde von ihm vorgefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verschlimmern, noch das Böse zu verbessern, welches Letztere ihm doch wohl mit Recht zur Last gelegt werden muß. Es kann dieses aber auch zum Belege dafür dienen, daß in dieser Art von Regierungsgeschäften weder die hinlängliche Kenntniß noch das nöthige Interesse bei Friedrich gefunden wird, und dieß kann gewiß als eines der bedeutendsten Gebrechen in Friedrichs Staatsregierung angesehen werden. Friedrich hätte mit dem guten Beispiel vorangehen und die Domainenbauern, welche doch einen großen Theil aller Bauern ausmachten, und deren Verbesserung doch allein von ihm abhing, aus ihrer drückenden, naturwidrigen Stellung befreien können, und gewiß hätte das Beispiel des Regenten, als Gutsherren, manche würdige Nachahmung gefunden. Daß Friedrich dieses unterließ, kann wohl schwerlich entschuldigt und mit seiner anderweitigen Denkweise in Einklang gebracht werden. Dieses namentlich — nächst den oben angeführten hemmenden Bedrückungen — ist die Ursache, aus welcher der Bauernstand unter Friedrichs Regierung, trotz aller einzelnen Fürsorge dieses Königs, in allen Provinzen nie einen besonderen Wohlstand erreicht hat, und daß der Ackerbau nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig gewesen wäre, wenn er von weniger gedrückten Menschen wäre betrieben worden.

Als eine Lieblingsneigung Friedrichs mag noch erwähnt werden sein Bestreben, wüste, unbebaute Plätze urbar zu machen und durch Dämme neue Plätze zu gewinnen. Von 1746—56 wurden die Oderbrüche bei Stettin, Gartz, Damm, Gollnow und Greifenhagen, zur Anlage vieler neuer Dörfer, urbar gemacht. Unter allen Meliorationen glückte keine besser als diese, und vielleicht fühlte sich der große König nie befriedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder-

bruchs stehend, sagte: Ich habe eine Provinz gewonnen. — Von Küstrin bis Wrietzen hatte man seit 1754 den ehemaligen großen Morästen für 2000 Familien Wohnung und Nahrung abgewonnen. Zwischen Schwedt und Stettin wurden 1200 Familien angesiedelt, und viele neue Dörfer auch für Wollspinner angelegt. Friedrich berichtet in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Im Herzogthume Magdeburg war es seit undenklichen Zeiten eine Gewohnheit, daß die Bewohner des sächsischen Voigtlandes dahin kamen, um bei der Erndte zu helfen, worauf sie alsdann wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Der König gab diesen Voigtländern Wohnplätze im Herzogthum, und setzte auf diese Weise eine große Menge dieser Ausländer in seinem Staate an. — Durch die verschiedenen, hier erzählten, Anstalten erhielt das Land während dieses Friedens einen Zuwachs von 280 neuen Dörfern."

Auch das Graben von Kanälen und die dadurch gewonnenen Zölle und anderweitigen Vortheile, waren in Beziehung auf Finanzquellen in dieser Periode ein Hauptaugenmerk Friedrichs. In den Jahren 1743 — 45 war der Plauensche Kanal gegraben worden, der die Wasserfahrt zwischen Berlin und Magdeburg um die Hälfte verkürzte. Zu gleicher Zeit ließ der König, um die Havel und Oder näher zu verbinden und die Schifffahrt zwischen Berlin und Stettin und Stettin und andern Städten zu verkürzen, den Finowkanal bauen. Friedrich sah sich bei solchen kostspieligen Unternehmungen gewöhnlich behutsam vor, und wollte den Nutzen schon im Voraus genau kennen, dann aber auch die baldige Ausführung sehen. So hatte er, als man ihm den Plan wegen der Anlegung des letztgenannten Kanals 1743 vorlegte, von seinen Finanzministern eine Begutachtung desselben und eine Berechnung der Zinsen, die er einbringen würde, gefordert. Als die Minister nun versicherten, daß ein ehemals gemachter Anschlag unausführbar, und daß eine bedeutende Summe nöthig sey, antwortete der König in einem Rescripte: „Dar kann man Sich nuhn recht auf Leute verlassen, welche solche Anschlege machen. Die Landmessers und Baumeisters sind lauter Bienhasen, und befehle ich, daß man sich nach ehrliche und habile Leute umthun soll." — Der König wollte nun, daß der Kanal schnell vollendet werde, und als die Minister ihm berichteten, es sey, wegen Auftreibung der nöthigen Summen, rathsamer, länger daran zu bauen, schrieb er an den Rand: „ich will wetten, das wan ich mir von der Sachen melire, So Soll es Möglich werden, aber wenn ich imer in Berlin sesse, So Sollte wohl 66 Jahr an

dem Canal gearbeitet werden, und würde doch nichts daraus." — Als die Minister hierauf den 12. Juli 1745 berichteten, sie seyen an der Verzögerung des auszuführenden Kanals nicht Schuld, sondern Zerwürfnisse der Unternehmer hätten dieselbe herbeigeführt, und der König solle daher einigen neu ernannten Commissären die Vollendung übertragen, schrieb der König an den Rand: „alle unsre Baumeisters und Entrepreneurs seyndt Schelme und Betrügers." — Als die Minister hierauf wiederum berichteten, der König möge dem neuernannten Aufseher über den Bau des Finow Kanals statt der früheren zwei Thaler, drei Thaler Diäten geben, schrieb der König an den Rand: „Die Schurken krigen mehr zu fiel Dieten, darüber leiden meine Sachen, und Spielen Sie sie nur in die Länge, absonderlich die Bau Sachen, worauf die Herren Ministres ein wachsam Auge haben Müssen." — Die Vollendung dieses Kanals, die 1746 im Juni erfolgte, und der Plauensche Kanal machten eine ununterbrochene Schifffahrt von Schlesien aus bis in die Nordsee und aus der Elbe in die Ostsee möglich. — 1740 war der Swinekanal gebaut, Swinemünde zum Freihafen erklärt und dadurch 1746 die Gründung der gleichnamigen Stadt veranlaßt worden. Zu Stettin, Königsberg und Colberg wurden die Ausfuhrzölle vermindert; und Friedrich selbst gesteht, daß er „die Einkünfte der Zölle dadurch verdoppelt habe." — „Diese verschiedenen Finanzunternehmungen, fährt er dann fort, hatten zur Folge, daß die Einkünfte, die von Schlesien und Ostfriesland gar nicht in Anschlag gebracht, sich im Jahre 1756 um 1,200,000 Thaler vermehrt hatten, ohne daß der König seinen Unterthanen neue Steuern auflegte. Die Bevölkerung des Königreichs belief sich damals, einer vorgenommenen Zählung zufolge, auf fünf Millionen Seelen. „Da nichts gewisser ist, — bemerkt hiebei noch Friedrich — als daß die Zahl der Unterthanen den Reichthum der Staaten ausmacht: so konnte sich Preußen damals für doppelt so stark halten, als es in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms, des Vaters des Königs, gewesen war."

Die Abgaben, welche die Unterthanen entrichten mußten, waren entweder direkte oder indirekte. In Absicht jener hat Friedrich die von seinem Vater gemachten Einrichtungen unverändert beibehalten, weil er sie für gerecht und angemessen hielt. Alle Grundstücke der steuerbaren Unterthanen waren unter Friedrich Wilhelm I. nach mäßigen Grundsätzen angeschlagen, und hiernach, also nach Verhältniß ihres Ertrags, mit einer angemessenen Steuer belegt worden. Die Güter

des Adels und der Geistlichkeit waren der Grundsteuer nicht unterworfen, jene nach alter Verfassung und hergebrachten Vorrechten, diese, weil die Dienste, welche die Geistlichkeit (die protestantische und auch ein großer Theil der katholischen) durch Volksunterricht und Besorgung des Gottesdienstes leistete, durch die ihr zur Nutznießung überlassenen Grundstücke, wenigstens zum Theil, belohnt wurden, deren Ertrag man also nicht durch aufgelegte Abgaben schmälern zu können glaubte. Die hohe katholische Geistlichkeit in einigen Provinzen, deren Güter nicht als Belohnung für ihre Dienste betrachtet werden konnten, wurde dem Adel gleichgestellt, und genoß gleicher Steuerfreiheit. Friedrich hat diese Grundsteuer überall unverändert beibehalten, und alle diese hergebrachten Freiheiten nie angetastet. In den zwei neuerworbenen Provinzen Schlesien und Ostfriesland fanden sich Verschiedenheiten in Bezug auf das Steuerwesen. In Ostfriesland hatten die vormaligen Fürsten zu ihren Domaineneinkünften aus der Landeskasse jährlich 12000 Thaler erhalten. Die Konvention bewilligte dem Könige 24000 Thaler und für die Befreiung von Werbung und Rekrutirung 14000 Thaler. Später wurde diese Summe noch vermehrt. Die Art und Weise, wie diese Abgaben an die Landeseinwohner vertheilt werden sollten, blieb den Ständen überlassen. — Eine weit abweichendere Verfassung fand sich in Schlesien, und Friedrich richtete, während der kurzen Friedenszeit zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege, dieß oben erwähnte Steuerkataster auf den Fuß des bisherigen Gebrauches ein, welches auch unverändert beibehalten wurde. Während der Regierung Friedrichs hörte man nie eine Beschwerde über die direkten Abgaben.

Ganz anders verhielt es sich freilich mit den indirekten Abgaben, das heißt mit denjenigen, welche von Gegenständen der Consumtion, oder von solchen, die zur Befriedigung eines Bedürfnisses oder auch des Luxus dienen mochten, entrichtet werden mußten. Diese Abgaben mannigfacher Art, unter den allgemeinen Namen Accise gefaßt, waren meistens mit den Zöllen, die von allen in das Land gebrachten, aus demselben gehenden oder nur durch dasselbe geführten Waaren entrichtet wurden, durch eine gemeinsame Direktion verbunden, und waren den Kriegs- und Domainenkammern beigelegt. Schon unter Johann Georg und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurde diese Einrichtung befestigt. — Es empfahl sich diese Art der Abgaben dadurch, daß, wenn sie mehr bei Gegenständen des Luxus als des unumgänglichen Bedürfnisses angewendet wird, sie

vorzüglich die Wohlhabenden trifft, und daß es dadurch dem Gutfinden eines Jeden anheimgestellt bleibt, seine Bedürfnisse zu beschränken, und so seine Abgaben zu vermindern. Während dieser Periode hielt sich Friedrich meistens in der eben angedeuteten Gränzlinie, und man war es gewöhnt, diese Abgabe zu entrichten, die für den Staatshaushalt eine ergiebige Hilfsquelle darbot.

Von allen diesen Abgaben und ungeheuern Summen, die so in den Staatsschatz zusammenflossen, verwendete der König den geringsten Theil für den kleinen Aufwand seines Hofes. Alle diese Summen wurden angewendet, um theils gemeinnützige Anstalten im Lande hervorzurufen, theils Einzelne zu unterstützen, vorzüglich aber, um das Wohl des Ganzen zu befördern, und so bildete Friedrichs Staat einen grellen Gegensatz zu den meisten übrigen Staaten des damaligen Europa. War es bei den meisten, auch den kleinsten, übrigen Staaten ein prunkvoller, verschwenderischer, nicht selten in Ausschweifungen aller Art ausartender Hof, welcher nicht nur durch seine Sitten und sein Beispiel gleichsam den Krankheitsstoff durch den ganzen Staatskörper verbreitete; sondern auch alle besseren Kräfte und Lebenselemente desselben verschlang und aufzehrte *): so stellte dagegen Friedrich ein Muster der höchsten Sparsamkeit auf, und beschränkte nicht nur den Hof, sondern auch sich selbst, zum Vortheile seines Staates, in dessen höchster Blüthe er seinen Glanz suchte. Nicht einmal, wie man glauben sollte, seiner neu gewonnenen europäischen Stellung suchte er an fremden Höfen unnöthigen und unwesentlichen Glanz zu geben. — Als ihm einst sein Gesandter am Londoner Hofe vorstellte, seine Besoldung

*) „Die meisten kleinen Fürsten, namentlich in Deutschland — sagt Friedrich im Antimacchiavell — richten sich durch den Aufwand zu Grunde, den sie im Verhältniß mit ihren Einkünften aufs Uebermäßigste führen, und wozu der Taumel ihrer eiteln Größe sie verleitet. Um die Ehre ihres Hauses zu erhalten, stürzen sie sich in Schulden; aus Glanzsucht betreten sie den Weg, der zum Elend und zum Armenhause führt. Selbst der jüngste Sohn eines nachgeborenen Prinzen von einer appanagirten Linie bildet sich so Etwas von einer Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. ein: er baut sein Versailles; er hat seine Mätressen; er hält seine Kriegsheere. Es lebt jetzt ein gewisser appanagirter Prinz eines großen Hauses, der in dem hohen Schwunge seines Strebens nach Größe in seinem Dienste alle diejenigen Truppen und Korps unterhält, aus denen nur die Armee eines großen Königs bestehen kann; aber Alles so sehr im Kleinen, daß man ein Vergrößerungsglas braucht, um jedes dieser Korps besonders gewahr zu werden. Seine Armee wäre vielleicht gerade stark genug, eine Schlacht auf dem Theater zu Verona vorzustellen."

sey so gering, daß er sich bald genöthigt sehen werde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß nach Hofe zu gehen, antwortete der König ganz lakonisch: „Geh er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf er nur sagen, er sey mein Gesandter, und hinter ihm gingen dreimalhunderttausend Mann.“ — Eine Million und 200000 Thaler, von welcher Summe 100000 auf die italiänische Oper verwendet wurden, reichten überhaupt für alle Ausgaben hin, und ungeachtet der Stiftung vieler neuen kostspieligen Erwerbsanstalten wurde es also möglich, für außerordentliche Fälle einen nicht unbedeutenden Staatsschatz zu sammeln.

Auch auf die moralischen Angelegenheiten seiner Unterthanen erstreckte sich die persönliche Thätigkeit Friedrichs, und dieß wird am meisten offenbar in den Maßregeln, die er in Bezug auf Kirchensachen nahm. Friedrich selbst gehörte eigentlich, seinem ganzen Charakter nach, keiner der bestehenden Kirchengemeinschaften an, obgleich es deßhalb keiner langen Auseinandersetzungen bedarf, um ihn gegen die sogenannte Irreligiosität, deren man ihn zeihte, zu vertheidigen. Kann es gelingen, zu zeigen, wie würdig Friedrich seine Stellung aus reinem Pflichtgefühle ausfüllte, wer kann das Wesen der Religion noch so mißkennen, daß er Friedrichs Leben ein irreligiöses oder religionswidriges nennen könnte? Ein vollkommen irreligiöser, d. h. ein ächt frivoler Sinn wird sich nie zu einer, auch nur in Etwas bedeutenden, Größe des Handelns emporheben; jede bessere Kraft und jedes aufstrebende Wirken wird geschwächt und verliert sich in der entnervenden Sinnesweise, mit welcher die Dinge und deren Beziehungen betrachtet werden, und welche die Handlung in ihrem Keime vergiftet, der entstehenden That den Stempel der Entwürdigung aufdrückt. Friedrichs mächtig aufstrebender Geist aber mußte ihn vor solcher Verirrung wahren; die mit Allgewalt in ihm hervordringende Thatkraft war es, welche ihn emporzog aus der Sphäre eines entwürdigten Lebens, und zu einem höhern Daseyn erhob. Von dieser Seite also, d. h. in practischer Beziehung, war Friedrich keineswegs irreligiös; er mußte religiös seyn, weil er groß war. Auch seine innere Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen mußte hier, in dem Inhalte und dem Streben seines thatkräftigen Lebens, einen Schwerpunkt erhalten, eine gewisse Weihe und Würde empfangen. Und ist es doch am Ende bloß das Bewußtseyn der in uns lebenden höheren Kraft, welches es uns möglich macht, auch eine höhere Ansicht des Lebens zu gewinnen. Auch bei Friedrich mußte wohl innerlich (wenn es gleich ihm selbst nie klar wurde) das Bewußtseyn des eigenen Strebens und Wirkens seine heil-

same und stärkende Wirkung verbreitet haben, und man könnte es wohl wagen, zu behaupten, daß Friedrich in dem Augenblicke einer vollbrachten würdigen That, also einer erfüllten Pflicht in seinem Sinne, ein wahrhafter Skeptiker war. Eine dauernde höhere Ansicht sich zu erringen, d. h. sich zu derselben theoretisch vollkommen emporzuschwingen, und also das innere höhere Leben auch zum klaren Bewußtseyn zu bringen, war ihm nie vergönnt. Dieses lag aber auch, wie wir schon früher gesehen, in der vorherrschenden Richtung seines Geistes nach der Verstandesseite hin, in der Erziehung, welche er genossen, vorzüglich aber in der ganzen Richtung und Bildung seiner Zeit, deren Sohn er war. Diese seine theoretische Denkweise jedoch näher zu betrachten, werden wir noch später Gelegenheit haben. Eine lächerliche Wortklauberei aber ist es sicher, in allen Schriften und Aeußerungen Friedrichs nach den Worten Gott, Vorsehung rc. zu spüren, und daraus sein Glaubensbekenntniß zu construiren. — Die Art, wie sich Friedrich in Bezug auf die Religionsangelegenheiten seiner Unterthanen verhielt, mußte nothwendig aus seiner eigenen religiösen Denkweise folgen. Schon der bis ins Kleinlichste alles genau vorzeichnende Religionseifer seines Vaters hatte Friedrich frühe das Drückende, Unstatthafte und Naturwidrige einer religiösen Bevormundung recht klar fühlen lassen, und er konnte sich um so weniger zu einer solchen verleiten lassen, da gerade seine eigenthümliche religiöse Denkweise ihn vor derselben in jeder Beziehung bewahrte. Er hatte schon frühe zu zweifeln begonnen, und hat — worüber wir einerseits ihn bedauern, aber auf der andern Seite das aufrichtige Streben seines Geistes bewundern mögen — nie zu zweifeln aufgehört. Schon frühe sahen wir ihn der vorherrschenden Tendenz besserer Köpfe damaliger Zeit folgen, die, von Frankreich ausgehend, trotzig die Rechte der durch Jahrhunderte bevormundeten Vernunft wieder forderte, und rücksichtslos der vermummten Arroganz die geweihten Kleider entriß. Nicht selten ging für Manche, da sie sich einmal auf das erschütterte Feld begeben hatten, aller und jeder Haltpunkt eines höheren Daseyns verloren. Aber bei Friedrich bewirkte die Betrachtung der inneren und äußeren Erschütterung selbstständiger Ansichten eine Toleranz, die nicht auf Duldung, sondern auf Anerkennung der gegenüberstehenden Ansichten fußte. Schon als Prinz (1738) hatte Friedrich eine kleine Abhandlung geschrieben: „über die Unschädlichkeit der Irrthümer des Geistes", worin er zeigte, „daß es unendlich schwer, ja unmöglich sey, in sehr vielen Dingen zur Wahrheit, zum entschiedenen Wissen zu gelangen, woraus erhellt, daß dieses nicht die Bestimmung unseres

Geschlechts seyn könne. Die Vorstellungen, welche wir uns machen, hängen von Umständen ab, welche gar nicht in unserer Gewalt sind; deßhalb sind diese Vorstellungen bei verschiedenen Menschen so unendlich verschieden, und auch bei einem und demselben Menschen nicht zu allen Zeiten dieselben. Diese Betrachtung muß uns gegen einander nachsichtig und duldsam machen, und dieß wird um so mehr Pflicht, wenn wir erwägen, daß unsere spekulativen Meinungen, welche sie auch seyn mögen, uns nicht hindern, unsere Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen; und daß es bei letztern weit mehr auf das, was wir thun, als auf das, was wir glauben, ankomme." So hatte schon in Friedrichs Jugend seine Mäßigung und Duldsamkeit ihren eigentlichen Grund in dem Skepticismus, der sich in ihm festgesetzt, gefaßt. In späteren Jahren, als diese Zweifelsucht nach und nach beseitigt zu werden schien, aber meistens auch nur schien, und selten wahrhaft dauernde und sichere Grundsätze bei ihm fest standen, entstand aus dieser Zweifelsucht, verbunden mit Maximen, welche den Ansichten des großen Haufens widersprachen, und deren allgemeine Befolgung ihm wieder Politik zu verbieten schien, ein Schwanken in dem Benehmen Friedrichs bei dieser Art von Regierungsgeschäften, wie es bei seiner sonstigen Strenge und Präcision sehr in Erstaunen setzt. Friedrichs Grundsätze widersprachen denen eines jeden sanctionirten Kirchenglaubens, und doch hat er selbst aus den entwickelten Gründen nichts Wesentliches gethan, demselben eine andere Gestalt zu geben; seine Selbstregierung verhielt sich also zu den Kirchenangelegenheiten rein negativ oder passiv. Friedrich hatte richtig erkannt, daß durch die Beaufsichtigung der Religion als Religion, insofern sie also nicht auf die Ausübung der Staatsbürgertugend einwirkt, ein fremdartiges Element sich in die Regierungsweisen eingeschlichen habe. Er übte daher nicht jene dünkelvolle sogenannte Toleranz, wo eine Religionsart sich als die herrschende im Staate betrachtet, und die übrigen Religionsarten tolerirt (duldet); es gab bei ihm keine Toleranz, weil es in Bezug auf den Staat keine herrschende Religion gab, und diese gab es nicht, nicht weil ihm alle Religionen völlig gleich waren in Bezug auf ihre Lehre, sondern weil sie ihm völlig gleich waren in Bezug auf den Staat, und weil er glaubte, daß es dem Staate nicht zustehe, sich um das innere Wesen einer Religion, insofern sie nicht mit dem Staatsleben eng verknüpft oder demselben widersprechend scheine, sich zu mischen. Friedrich waren aber auch nicht bloß alle Religionen gleich, sondern auch — und dieß wieder aus seiner philo-

sophischen Denkweise herrührend — gleichgültig, und in dieser Beziehung fielen häufige Aeußerungen (nach seiner Weise mit Satyre gemischt) gegen seine Umgebungen, meist im Tone der Frivolität seiner Zeit, ja es war dieses Feld sogar ein Lieblingskampfplatz, auf dem er gerne mit einem mit Vernunftwaffen kämpfenden Gegner eine Lanze brach, besonders da er außerordentlich bibelfest war. Aber gegenüber von Menschen, die in ihrem gläubig frommen Sinne beruhigt und zufrieden waren — und die Friedrich nicht selten hochachtete und wohl auch manchmal ihrer Ruhe willen beneidete — und namentlich gegenüber von seinen Unterthanen, denen ihre Religion ein unantastbares Heiligthum war, ließ Friedrich äußerst selten, — und nur einige wenige Fälle machen hiervon eine Ausnahme — seiner Satyre freien Lauf, obgleich er von seiner Meinungsverschiedenheit in Religionssachen kein Hehl machte. „Ich glaube, sagt er im Antimacchiavell, daß die Nationen einen ungläubigen Fürsten, der aber ein rechtschaffener Mann ist, und der sie glücklich macht, mehr lieben werden, als einen orthodoxen, der ein Bösewicht und ein übelgesinnter Mensch ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen, machen die Menschen glücklich.“ Es war keineswegs Friedrichs Absicht, seine eigene Denkweise durch selbstthätige Wirksamkeit zur allgemeinen zu machen; dieß hätte ihm schon die Politik verboten, indem er dadurch Zwiespalt, und, durch diesen, Zersplitterung der Kräfte im Innern des Staats erzeugt hätte. Er hielt jeden Einzelnen sowohl als ganze Körperschaften für mündig, sich selbst nach eigenem Gutdünken nach Innen und Außen zu reorganisiren. Das Streben seiner Zeit erheischte, daß zuerst die alten Elemente chaotisch unter einander gerüttelt, und dann erst eine neue Schöpfung daraus gebildet wurde. Friedrich glaubte hierbei Nichts thun zu müssen, als zu bewirken, daß diese Verwicklung und Entwicklung ungestört vor sich gehen könne. Hierin namentlich unterscheidet sich Friedrich rühmlichst von den französischen Wortführern seiner Zeit mit ihrem Fanatismus. Friedrich wollte die Freiheit in Religionssachen — wenn gleich auch nebenbei aus andern Gründen — seinen Unterthanen nicht aufdrängen; er wollte das heiligste Gut (wäre dieß auch nicht mehr zweifelhaft gewesen, wie es ihm doch meist blieb) nicht durch Anwendung der Gewalt brandmarken. Ein Voltaire und Andere an der Spitze eines Königreichs wären wohl ganz anders verfahren, und wir müssen die Geistesstärke Friedrichs anerkennen, mit welcher er, der jenem eine so hohe Präpotenz über sich einräumte, namentlich in diesem Fache der Regierung sich vor seinen Einflüssen meistens zu wahren wußte.

Friedrichs Streben ging also zunächst dahin, jeder Religionsschattirung, unter sich und gegenüber von andern, das Recht und die Möglichkeit zu sichern, sich nach eigenem Willen und Bedürfniß auszubilden und zu vervollkommnen. Er erkannte die Gemeinden wenigstens insofern für mündig, als er es ihnen meistens überließ, ihre Prediger 2c. selbst zu wählen, und es also meist ihnen selbst übergeben war, wie sie ihre Religionsübung nach Inhalt und Form gestalten wollten. Als einst ein Staatsminister bei dem Könige anfragte, welcher von mehren Competenten einer gewissen Gemeinde als Prediger bewilligt werden solle, schrieb der König an den Rand: „den die Gemeine zum liebsten haben will." Und in drei andern Fällen gab er die Antwort: „Der beste." — „Der beste, ich kenne die Chekers nicht." — „Den Fasen, welchen sie haben wollen." — Die Böhmen zu Rexdorf und andere hatten sich selbst Lehrer gewählt, und hielten sich weder zur reformirten noch zur lutherischen Kirche. Als diese Lehrer 1755 auch trauten und tauften, fragte der Staatsminister v. Dankelmann bei dem Könige an, wie es hiemit gehalten werden solle. Der König gab die Antwort: „Sie können thun Was Sie Wollen, wenn Sie nuhr nichts gegen die Landesgesetze und guhten Sitten lehren." — Ein reformirter Prediger in Valangin hatte auf der Kanzel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafe Zweifel geäußert. Das fanden die Stände so anstößig, daß sie diesen Geistlichen seines Amtes entsetzten. Der Letztere wendete sich deshalb unmittelbar an den König, und den Ständen wurde mittelst Kabinetsordre die Weisung, den Abgesetzten wieder anzustellen, mit einer Ermahnung, mehr Toleranz zu üben. Die Stände schickten einen weitläufigen Aufsatz an den König, worin sie zwar sehr ehrerbietig, doch mit Nachdruck, ihr Verfahren dadurch zu rechtfertigen suchten, daß die große Volksmasse unbedingt an die Ewigkeit der Höllenstrafe glaube, und sie zu einem Lehrer der Religion, der solche bezweifle, auch in allen andern Glaubensartikeln kein Vertrauen hegten, mithin er auf seine Gemeinde weiter keinen heilsamen Einfluß haben könne. Sie würden, wenn sie den erhaltenen Befehl vollziehen sollten, nicht nur ihr Ansehen bei dem Volke verlieren, sondern solches könne auch auf dessen Sittlichkeit nachtheilig wirken, und, mit Berufung auf ihre Gerechtsame, baten sie, es bei ihrer Anordnung zu lassen. Friedrich sendete den Ständen ihre weitschweifige Rechtfertigung zurück, und hatte darunter als Bescheid eigenhändig geschrieben: „Wenn meine Unterthanen in Valangin durchaus ewig verdammt seyn wollen, so habe ich Nichts dawider." — Den 4. December 1746 schrieb der Großkanzler v. Cocceji an den König:

„Ew. Königl. Majestät haben mir unterm 20. Sept. a. c. allergnädigst befohlen, gründliche Nachricht einzuziehen, ob den katholischen Eingesessenen in Ostfriesland ein öffentlicher Gottesdienst und Haltung eines Paters gestattet werden könne, und ob solches nicht wider die Landesgesetze laufe? Nach eingezogener Nachricht findet sich, daß ohne Verletzung der Landesverfassung und der Konkordaten dem Gesuche nicht deferiret werden könne, und nicht einmal das privatum exercitium religionis (als welches durch die kaiserliche Salve garde erst eingeführt worden) erlaubet sey. Ew. Majestät würden auch nicht das Geringste dabei profitiren, weil in dem Flecken Wehner mehrentheils schlechte Leute und Pferdeknechte wohnen, und keine Hoffnung ist, daß wohlhabende Leute dadurch dahin gezogen würden. Jedoch muß ich Alles lediglich Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Resolution überlassen." Der König aber schrieb auf den Rand: „ich erlaube ihnen das Freye exersisse ihrer Religion, nebst Pater und was dazu gehöret." — Friedrich hatte, wie zum Theil schon aus Obigem zu ersehen ist, und wie aus seinen religiösen Ansichten nothwendig fließt, keine sonderlich günstige Meinung von dem ganzen Stande der Theologen und Prediger, wovon nur einige Wenige eine Ausnahme machten, wie er sich denn auch stets des Ausdruckes „Pfaffen" bediente. Von der katholischen Geistlichkeit glaubte er, daß sie stets hierarchische Zwecke im Schilde führe, und auch von der protestantischen hegte er die Meinung, daß sie zum Theil noch mit dem hierarchischen Roste befleckt sey; überhaupt aber verachtete er die Theologen, weil er sich überzeugt glaubte, daß die Meisten ihr Wissen und Gewissen für eine Pfründe verkauften, sich nach den einmal vorgefundenen allgemeinen Meinungen richteten, und entweder „Thiere sonder Vernunft" wären, oder Dinge lehrten, die sie selbst nicht glaubten, oder von denen sie sich nur zum Schein überzeugt zu haben vorgeben, und also mit einem Worte unmoralisch wären.

Friedrichs Bestreben ging daher stets auch dahin, den politischen Einfluß der Geistlichkeit immer mehr zu entkräften und zu beschränken, oder überhaupt vielleicht den Gegensatz von Kirche und Staat zu zernichten. Schon im Antimachiavell, bei Gelegenheit der geistlichen Fürsten, welche die Religion als Gängelband des Despotismus gebraucht, sprach er sich mit warmer Entrüstung dahin aus: „Sie wissen, daß die Religion eine alte, nie abzunützende Maschine ist, deren man sich zu allen Zeiten bedient hat, um sich der Treue des Volkes zu versichern, und um der widerspenstigen Vernunft einen Zaum anzulegen; sie wissen, daß Irrthum die scharfsichtigsten Men-

schen verblenden kann, und daß eine Politik sich nicht überwinden läßt, welche Himmel und Hölle, Gott und die Verdammten mit in das Spiel bringt, um ihre Endzwecke zu erreichen. So wahr ist es, daß selbst die Religion, diese reinste Quelle unseres Glückes, durch einen höchst beklagenswerthen Mißbrauch oft zum Ursprunge und Grunde unseres Unglückes wird.“ Solche Schilderung mochte zwar in Friedrichs Staate kein Muster finden, allein gewiß geht daraus hervor, daß er schon frühe sich vorgesetzt, die weltliche Macht der Geistlichkeit zu beschränken und ihr diejenige Stellung zu geben, worin sie bloß als Trägerin des Sittengesetzes erscheine. Bei Besetzung einer Stelle mit einem vorgeschlagenen Candidaten trug Friedrich seinem Minister auf, zu examiniren: „ob er auch ein stiller, frommer und ruhiger Theologus, und nicht von der unruhigen und herrschsüchtigen Art sey“ ꝛc. — Den 27. März 1747 wurde den Geistlichen verboten, eigenmächtig Jemand vom Abendmahl auszuschließen. Die Schlichtung der Ehestreite wurde den Consistorien genommen, und gleich den übrigen bürgerlichen Prozessen den Gerichtshöfen übergeben. Schon im ersten Jahre seiner Regierung hatte er sich in einem Rescripte dahin ausgesprochen: „daß, wann von der angeordneten Scheidung von Tisch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Versöhnung zu erwarten ist, daß diese beyde incorrigible Personen nur völlig von einander geschieden, und jedem Theil sich wieder zu verheyrathen verstattet werden soll.“ Ferner hörte seit dem Juli 1747 das Consistorium auf, in Predigersachen zu entscheiden, denn auch diese mußten vor das Kammergericht gebracht werden. Ueberdieß wurden alle Kirchenbußen abgeschafft. — Um die Wirksamkeit der Geistlichkeit nach allen Seiten genau und schnell überschauen zu können, stiftete Friedrich, statt der Provincial-Consistorien, 1750 ein lutherisches Ober-Consistorium, welchem alle Consistorien, außer in Schlesien und Geldern, untergeordnet wurden. Der Wirkungskreis dieser obersten geistlichen Behörde wurde dahin festgestellt: Erstens, alle lutherischen Pfarreien, deren Patron der König ist, zu besetzen, ausgenommen Schlesien und Geldern. Zweitens, die Kircheninspectoren und Pröbste, wenn sie auch als Prediger unter dem Patronate der Städte oder der Privatpersonen stehen, anzustellen. Drittens, die reformirten Pfarreien in den westphälischen Provinzen zu besetzen; die Stipendien zu vertheilen; die Kirchencollekten zu bewilligen; die Beschwerden über die Consistorien anzunehmen; vom kanonischen Alter zu dispensiren, wie auch in Verwandtschafts- und Heiraths-Sachen; die Conduitenliste der Prediger und Schuldiener in den Provinzen zu führen; die Anfragen der Consistorien zu beant-

worten u. s. w. **Zum Chef und Präsidenten des Ober-Consistoriums wurde der jedesmalige Minister des lutherischen geistlichen Departements** ernannt. Zugleich aber wurde ein zweiter Präsident angestellt, der den wöchentlichen Sitzungen dieses Collegiums anwohnen mußte. Dieses bestand aus zehn Ober-Consistorialräthen, sowohl weltlichen als geistlichen Standes. Auf diese Weise brachte der König das Kirchenwesen mehr in seine Gewalt.

Friedrich hatte sich in dieser Periode, rein aus dem politischen Grunde, der neugeschaffenen preußischen Großmacht auch nach Außen eine moralische Grundlage zu geben, an die Spitze des Protestantismus gestellt. Nichts desto weniger genossen die Katholiken ihre vollen Bürgerrechte, außer daß sie bei Uebertragung von gewissen Staatsdiensten einigermaßen zurückgesetzt waren, weil man sie aus religiösen Gründen der staatsgefährlichen Jesuitenmoral für geneigt hielt. Doch läßt sich von einem Friedrich und seinen Grundsätzen kaum anders erwarten, als daß er stets nur den Bürger, nie aber den Religionsverwandten in seinen Unterthanen erkannte. Aus diesem Grunde sowohl, und wohl auch, weil er das Mangelhafte wie meist auch das Gute aller Religionsformen erkannte, war er ein abgesagter Feind aller Proselytenmacherei. In die Schulstreitigkeiten der Theologen mischte sich Friedrich nie, denn: „die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten, einem Jeden Gewissensfreiheit zu verbürgen, stets König und nie Priester seyn: dieß sind die wahren Mittel, den Staat vor den Stürmen zu sichern, welche der dogmatisirende Geist der Theologen stets zu erregen sucht.“ So war es möglich, daß unter Friedrichs Regierung scharfe Gegensätze in der Theologie sich ausbilden konnten, daß auf der einen Seite ein Sack, Spalding, Teller, Semler, Eberhard mit vielem Freimuthe an den Stützen des alten Aberglaubens rüttelten, während auf der andern die Theologie, welche von Spener ausgegangen war, nach und nach sich zum höchsten Pietismus gestaltete. Solche Streitigkeiten überließ Friedrich ganz sich selbst. Aber damals hatten Protestanten und Katholiken noch nicht sich gegenseitig anerkennen gelernt; stets fanden noch Reibungen statt, die gewöhnlich durch die sogenannten Controverspredigten erregt wurden. Den 23. April 1756 erließ Friedrich folgende Ordre an den Fürsten von Schafgotsch, Bischof zu Breslau: „Da meine landesväterliche Vorsorge und Absicht, währender Zeit Meiner Regierung in Schlesien, jedesmal mit dahin gegangen ist, daß unter den dasigen Unterthanen beyderseitiger dort etablirter Religionen allemals ein gutes Vernehmen und Einigkeit unterhalten werden möge, sonder daß dadurch jemanden in Seiner Religions-Meinung zu nahe getreten werde: Ich aber in

**Erfahrung komme, wie zeithero in verschiedenen der dortigen catholischen Kirchen und Klöster, aus einer üblen und schädlichen alten Gewohnheit, die sogenannten alten Controverspredigten gehalten,** und darin unter vielen Ausschweifungen mehrentheils absurde und unanständige Dinge vorgetragen werden, die, anstatt die Zuhörer zu erbauen, nur lediglich unter den verschiedenen Religionsverwandten Haß und Widerwillen zu verursachen abzwecken: Ich aber des Sentiments bin, daß Leute, die einmal in einem Lande und unter einer Regierung wohnen, auch unter sich in einem guten Vernehmen und Einigkeit stehen, und von beyden Seiten alles vermieden werden müsse, was unter selbigen einigen Aigreur und Widerwillen verursachen kann: So habe ich vor gut gefunden, Ew. Liebden dieses Mein Sentiment, und zugleich Meine darunter führende Willensmeinung dahin zu erkennen zu geben, daß nemlich Dieselben Dero Orts die Veranlassung an die dortige Geistlichkeit catholischer Religion dahin thun, und das Nöthige deshalb besorgen, auch darauf mit Effect halten, damit von nun an und künftighin alle dergleichen Controverspredigten überall durch ganz Schlesien, Meiner Hoheit, in den catholischen Kirchen und Klöstern gänzlich abgestellet und vermieden werden müssen, dergestalt, daß zwar den römisch-catholischen Unterthanen die Sätze ihrer Religion und Theses in den Predigten von der Geistlichkeit vorgetragen und expliciret werden, letztere aber sich dabei aller Ausschweifungen und unanständigen Scheltens und Lästerns, so nur zum Aigreur und Vermehrung des Widerwillens unter den verschiedenen Religionsverwandten gereichet, gänzlich und bei Vermeidung deshalb sträflich zu werden, enthalten müssen. Ich bin von Ew. Liebden und Dero Penetration, auch wohlgeneigeten patriotischen Gesinnung versichert, daß dieselben sich hierunter Meiner Willensmeinung und landesväterlichen Absicht völlig und auf das exacteste conformiren, auch sothaner zufolge das Nöthige deshalb veranlassen werden. Wohergegen Ich denenselben zugleich bekannt mache, daß Ich dem Departement der geistlichen Affairen aufgegeben habe, die Verfügung zu thun, damit von der Geistlichkeit der evangelischen Religionsverwandten in Schlesien ein Gleiches geschehen und beobachtet werden müsse." — An demselben Tage erging an den Chef des geistlichen Departements folgender Befehl: „Mein lieber ꝛc. Ich finde vor nöthig, euch vermittelst der abschriftlichen Anlage zu communiciren, was Ich an den Fürstbischoff zu Breslau Liebden, wegen Abstellung derer in verschiedenen römisch-catholischen Klöstern und Kirchen in Schlesien bisher aus einer alten

üblen Gewohnheit annoch gehaltenen sogenannten Controverspredigten ergehen lassen. Da euch sonsten schon vorhin bekannt ist, wie sehr Ich alles dasjenige verabscheue, was nur zu einiger Religionsverfolgung und zu einiger Verbitterung und Haß, sowohl der evangelischen Religionsverwandten unter sich, als auch zwischen diesen und den Römisch-catholischen Meiner Lande, einige Gelegenheit geben kann, und daß Ich alles dergleichen schlechterdings und auf keine Weise gestattet, sondern vielmehr reprimiret wissen will: So habe ich auch zugleich resolviret, daß bei obgedachter Gelegenheit ihr an die Oberamtsregierungen und Consistorien in Schlesien die Verfügung von Meinetwegen thun sollet, damit die protestantische Geistlichkeit in Schlesien, sonder Unterscheid, sich forthin in öffentlichen Predigten gänzlich enthalten müsse aller Controversen, so nur zum Aigreur und Widerwillen gegen anderseitige Religionsverwandte ausschlagen können, dergestalt, daß zwar selbige die Sätze ihrer Religion in ihren Predigten lehren und expliciren können, sich aber dabei alles Scheltens, Schmähens und Verketzerns gänzlich enthalten, und ihren Zuhörern vielmehr durch Lehr und Wandel mit guten Exempeln zur Moderation und guten Verträglichkeit vorgehen müssen. Welches ihr denn eures Orts bestens, und daß darüber mit Effekt gehalten werden müsse, besorgen sollet." — Friedrich hatte zwar den verschiedenen Sekten vollkommene Freiheit in der Religionsübung zugesichert, glaubte aber stets, darüber wachen zu müssen, daß durch diese keine unnöthigen Reibungen im Innern des Staats entstünden. So erließ der König den 19. Sept. 1751 folgende Ordre an den Chef des geistlichen Departements: „Nachdem mir der Neumärkische Kriegs- und Domänen-Präsident von Rothenburg gemeldet hat, wie daß ein stettinischer Kaufmann, Namens Schmidt, eine considerable Segeltuchfabrique in Arenswalde in der Neumark vor sich entrepreniren und anlegen wolle, jedennoch aber sich dabei conditionniret habe, daß ihm, da er der herrnhuthischen Sekte zugethan, nicht nur seine Glaubensfreiheit gelassen, sondern auch seinen Glaubensgenossen zu Stettin das freie Religionsexercitium, vermittelst eines in oder bei Stettin anzulegenden Bethauses, nachgegeben werden mögte: so habe Ich darauf resolviret, daß, so viel seine Glaubensfreiheit anbetrifft, solche ihm, wie es sich von selbst verstehet, allemal frei bleibe, soviel aber die Anlegung eines besondern Bethauses in oder bei Stettin angehet, so will ich zwar gestatten, daß er nebst seinen Glaubensgenossen sich eines besonderen Hauses gedachter Orten bedienen möge, um darin seine Religionsübung zwar frei, jedoch in der Stille, zu treiben, jedennoch aber auch

Digitized by Google

unter der expressen Condition, daß weder er, noch sonsten Jemand von den dortigen Herrnhuthern sich nun und niemalen unterstehen müssen, Proselyten zu machen, noch Jemanden, es sey directe oder indirecte, zu ihrer Sekte zu verführen, oder weiter anzunehmen; widrigenfalls gedachter Kaufmann dafür responsable bleibt, und ohnausbleiblich zum Vestungsarrest gebracht werden soll. Ihr habet also hiernach das Nöthige zu verfügen, dabei aber auch zugleich die desfalls auszufertigende Concession dergestalt zu clausuliren, und allem vorzubeugen, damit gedachte Sekte sich durchaus nicht weiter ausbreite, noch andere dazu nehmen könne, vielmehr sich begnügen müsse, wenn denjenigen, so sich dort vorderhand dazu bekennen, die Freiheit gelassen wird, die Religionsübungen nach ihren Meinungen ohne Eclat zu treiben.“ — In Absicht dieser Sekte ist auch eine andere Kabinetsordre, namentlich weil sie von Friedrichs richtigem psychologischen Urtheile zeugt, merkwürdig. Ein Herrnhuter in preußischen Landen hatte seine Tochter nach Böhmen in eine Erziehungsanstalt geschickt. Den früher festgestellten Maßregeln zufolge sollte sie wieder zurückgebracht werden. Als man dem König darüber berichtete, gab er den 7. Aug. 1750 folgenden Befehl: „Daß gedachter Krämer angehalten wird, seine außerhalb Landes gebrachte Tochter wieder herbeizuschaffen, ist ganz recht, nur allein muß solches mit gehöriger Behutsamkeit, und nicht einmal unter dem Namen, sie von der herrnhuthischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. Allermaßen überhaupt evitiret werden muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, daß man sie deshalb verfolgte, und sie durch Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen wolle, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehret hat, daß wenn Leute, so in die ridiculsten Irrthümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurückgebracht werden sollen, selbige sich um so mehr darin opiniâtriret haben, in völligen Fanatismum verfallen sind, dadurch aber auf die Fantasie gerathen, als ob doch etwas Sonderliches unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man solche nicht anders als durch Gewalt reprimiren müsse. Wohergegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekte mepriſiret, und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention werth, und Leute wären, die eher Mitleiden als Haß verdienten, dabei aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämet haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht, und keinen weitern Zuwachs noch

Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehöret haben. Nach diesem Principio habet ihr also in obermeldeten und andern dergleichen Vorfällen zu verfahren, auch die magdeburgische Regierung zu ihrem Verhalten zu instruiren." — Zollte Friedrich den Theologen überhaupt wenig Achtung, so war dieß um so mehr der Fall bei denen, die als Jünger des von Spener veranlaßten Pietismus oder der Frömmelei überhaupt sich zeigten. Er wußte, daß sie durch ihre ewigen Kreuzzüge, um das himmlische Jerusalem zu erobern, meist vergessen, das irdische Jerusalem in und um uns zu besetzen, ja daß sie dieses als Opfer für jenes geflissentlich verwüsten. Er erkannte, daß durch das ausschließliche Streben nach der Dornenkrone des Himmels man nicht der irdischen Bürgerkrone verlustig werde; daß durch ein Streben, wie dieses, Kunst, Poesie und wahre Wissenschaft kränkelnd dahin welken müßten, und mit aller Kraft seines Geistes und aller Macht seines Willens suchte er deshalb, wenn die Folgen dieser Geistesrichtung außerhalb des Wirkungskreises der Geistlichkeit merklich waren, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Es mochte wohl noch in Friedrichs Andenken leben, was er einst am Hofe seines Vaters hatte erdulden müssen, und wie einst die Entsagungsmaximen, namentlich durch den bekannten wohlmeinenden Franke, auf eine traurige Höhe gespannt wurden. — Die Universität zu Halle berichtete im Jahre 1745, daß aus Veranlassung des dortigen Theaters Studenten sich öffentlich geschlagen, und dabei einer derselben verwundet worden sey. Es gehe also die Frage dahin, ob ein Theater in Halle bleiben, oder ob es zum Besten der Universität verboten werden solle. Dieser Bericht wurde von dem betreffenden Departement an den König geschickt, und er schrieb eigenhändig darunter: „Das ist das geistliche Muckerpack schuldt dran, sie Sollen Spillen, und Her Franke, oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstellung eine öffentliche reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist." — Als mit der Ausführung des Befehls gezögert wurde, mahnte der König daran, und schrieb auf den hierauf erhaltenen Bericht: „ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die mindeste Autoritet einräumen." Dem Könige wurde nun nachfolgendes Schreiben an die Universität zur Unterschrift vorgelegt: „Wir haben sehr ungnädig empfunden, daß ihr in eurem

wegen der dortigen Komödianten letzt abgestatteten Bericht die Ursache der unter den dortigen Studenten einreißenden Unordnungen auf diese Leute schiebet, und daher auf deren Wegschaffung den Antrag thut. Es mögen ganz andere Umstände vorhanden seyn, warum die Studenten auf die bisherigen Excesse gerathen, und wenn sie nur zu rechter Zeit besonders mit guten Exempeln angewiesen würden, ihr Devoir zu thun, so würde auch vieles wegbleiben, was zu eurem Queruliren Anlaß gegeben. Indessen declariren Wir euch hiemit ein vor allemal, daß die Komödianten nicht von dort weggeschafft werden sollen, vielmehr wollen Wir, daß ihr oder doch mindestens diejenigen, welche euren letzten Bericht urgiret, und darauf bestanden, daß er abgesandt werden müßte, der allerersten Repraesentation einer Komödie beiwohnen, und daß solches geschehen, von den Komödianten einen attest, mit der nächsten Post, ohne einiges Einwenden, und bei Vermeidung höchstungnädiger Verfügung, an Uns immediate allerunterthänigst einschicken sollet." Statt der eigenhändigen Unterschrift des Königs schrieb derselbe eine wahrscheinlich harte Aeußerung darunter. Er hat aber später dennoch diese Strafart, die ihm nur die Anwandlung einer gewissen satyrischen Laune diktirt haben konnte, in eine mäßige Geldstrafe verwandelt.

Friedrich hatte tief erkannt, daß Fleiß und Betriebsamkeit die zuverläßigste Grundlage aller Sittlichkeit sey, und daß ohne diese Grundlage sich Alles, was Gesellschaft genannt zu werden verdient, in seine Elemente auflösen würde, und so dachte er auf eine Verminderung der Festtage, und dieß um so mehr, da sie gewöhnlich zu entgegengesetzten Zwecken angewendet wurden, und da zu einem gottseligen Sammeln seines Geistes wohl, seiner Ansicht nach, noch immer Feiertage genug blieben. Im Mittelalter hatte man die Feste vermehrt, um die Fehden zu vermindern; jetzt verminderte man die Feste, um die Betriebsamkeit zu vermehren. Schon Friedrichs Vorgänger hatten damit begonnen, einige Feiertage auf die Sonntage zu verlegen. Den 28. Jan. 1752 wurde die Feier von Mariä Verkündigung für den Fall, daß sie in die Woche zwischen Judica und Palmarum falle, auf den Sonntag Palmarum verlegt. Nach dem Edikte vom 12. März 1754 sollen in den beiden evangelischen Kirchen des ganzen Landes, wie bisher, als Festtage gefeiert werden: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, der Gründonnerstag, Charfreitag, Himmelfahrt, Neujahr; der Michaelis- und Dreikönigetag sollen auf die nächstfolgenden Sonntage verlegt; alle übrige hie und da übliche Fest- und Aposteltage aber ganz abgestellt werden. Durch diese Einrichtung waren eben so viele Arbeitstage

gewonnen, als es der Festtage weniger gab. — Papst Benedikt XIV. willigte durch eine Breve vom Jahre 1754 in die Einschränkung der katholischen Feiertage, „jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß an denenselben (den aufgehobenen Feiertagen) die Schuldigkeit, die h. Messe zu hören, verbleiben solle.“ Als der Klerus aber, trotz der wiederholten Verbote, die aufgehobenen Feste feierte, sah sich Friedrich später zur Verschärfung der Verbote veranlaßt. In einem solchen Rescripte an das Generalvikariat heißt es: „Wir haben unterm 27. März ꝛc. Euch Unsere Allerhöchste Willensmeinung dahin bekannt gemacht, daß an denen dispensirten Feiertagen durchaus keine complette divina weiter gehalten werden, vielmehr die Messe punct acht Uhr beendigt seyn, die Landeseinwohner aber schuldig seyn sollen, absolute zu arbeiten; die comminirte Bestrafungen sowohl für die renitente Geistliche, als auch die Landeseinwohner, sind Euch aus gedachten Circularien gleichfalls bekannt und Wir haben Euch aufgegeben, hiernach den gesammten Clerum zu instruiren. Wir vernehmen aber, daß Ihr solche Allerhöchste Intention bloß dem Clero des platten Landes, nicht aber dem städtischen bekannt gemacht habt; dergleichen eigenmächtige Distinctiones kommen Euch um so weniger zu, als bereits das bischöfliche Pastorale vom 25. April 1755 keinen Unterschied zwischen Land und Städten machte, Euch auch unterm 10. August a. c. das Verständniß wegen Aufhebung dieses Unterschiedes hinlänglich geöffnet wurde. Ihr habt also durch den Mangel sothaner Publication an den städtischen Clerum, Gelegenheit zur Contravention unserer Generalien in sämmtlichen Städten gegeben, und Ihr seyd straffällig, Euch dergleichen willkürliche Interpretation Unserer Ordres zu arrogiren. — Wir verheben Euch dieses und befehlen Euch sofort, obgedachte Unsere Generalien an den gesammten städtischen Clerum zur Publication zu bringen und dahin zu sehen, daß kein Geistlicher an denen suspendirten Feiertagen anders die Divina, als Eingangs erwähnte Generalien und das Pastorale vom 25. April 1755 besagen, feiern solle, und daß der Gottesdienst vorschriftmäßig punct acht Uhr beendigt sey. Wie denn selbst die Stadt Breslau nicht davon ausgenommen und auch hier der Gottesdienst vorschriftsmäßig gehalten seyn muß.“

Es läßt sich aus manchem Obigem bereits ersehen, inwiefern die Maßregeln Friedrichs mit seinen sonstigen ausgesprochenen Sätzen und unter sich selbst übereinstimmen oder nicht. Es konnte aber bei Friedrich ein Mißverhältniß in den Maßregeln um so eher entstehen,

als er das einemal seinen Neigungen, das anderemal aber seiner angenommenen Politik folgte. Als ein Beispiel, wie eine Selbstregierung, wie die Friedrichs war, in Widersprüche gerathen könne, stehe hier noch Folgendes: Ein Zimmermann in Berlin hielt Sonntags Nachmittag in seinem Hause öffentliche Betstunden und kehrte sich nicht an die Verbote solcher sogenannten „Winkelandachten.“ Dieß erregte Aufsehen. Der dirigirende Minister des Generaldirektoriums fragte daher den 13. Febr. 1743 bei dem Könige an, „ob der Zimmermann in Verhaft genommen und von der Geistlichkeit zu einem behörigen Lebenswandel angewiesen werden solle.“ Der König antwortete ganz seinen ausgesprochenen Grundsätzen gemäß. „Woferne er nichts thut wider die Gesetze und guten Sitten, so sollen sie ihn machen lassen.“ — Nicht so war es einem Prediger Namens Fuhrmann in Berlin ergangen, dessen Religionsmaximen, welche sie auch seyn mochten, hier keine Ausnahme gestatten durften. Diesem, wie noch einem andern, waren die Hausandachten strenge untersagt worden. „Nachdem Seine Königliche Majestät — heißt es in einem Rescripte in dieser Angelegenheit — in Erfahrung gebracht, daß der hiesige Prediger Schubert, zeither in seinem Hause wöchentlich gewisse Versammlungen unter dem Namen von Erbauungsstunden gehalten, Seine Majestät aber, aus bewegenden Ursachen, dergleichen Privat-Versammlungen in Partikulierhäusern um so weniger gestatten wollen, weil dadurch nicht nur allerlei Trennungen und Uneinigkeiten unter den Gemeinen zu besorgen, sondern auch dergleichen zu Zeiten Dero Herrn Vaters A. M. gänzlich verboten worden: Wie die Exempel davon mit dem Prediger Schinemayer zu Stettin, und dem Prediger Fuhrmann in Berlin noch in frischem Andenken sind; So befehlen Se. Maj. erwähntem Prediger Schubert hierdurch, die Privatversammlungen in seinem Hause einzustellen, und diejenigen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre Erbauung in den öffentlichen dazu bestimmten Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlauben Se. Maj., daß, wenn die beiden dazu angesetzten Tage, in welchen der Gottesdienst in der Kirche, bei welcher der Prediger Schubert angesetzet ist, zur Erbauung der Gemeine nicht zureichend seyn sollten, noch einen Tag in gemeldeter Kirche dazu aus- und angesetzt werden könne. Wornach sich der Prediger Schubert zu achten. Potsdam den 23. Nov. 1742.“

Friedrich hatte auch den Katholiken in Berlin den Bau einer Kirche, die nach der Rotunda, dem alten Pantheon in Rom, ausgeführt wurde, erlaubt; besonders auch, da das Geld meistens aus

dem Auslande durch Collecten gesammelt wurde und diese sehr zur Verschönerung Berlins beitrug. — Die Nicolaikirche zu Berlin hatte Friedrich mit Bogengängen umgeben lassen, die aber den untern Fenstern das Licht entzogen, welches die Kirchenvorsteher zu einer Vorstellung veranlaßte. Auf diese antwortete der König: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ — Im Jahre 1750 wurde der neue Dom eingeweiht, der nun statt des alten das Erbbegräbniß des regierenden Hauses in sich aufnahm *).

Zunächst mit dem Kirchenwesen und der religiösen Bildung steht die intelligente Seite der Volksbildung in Verbindung. Friedrichs Verhältniß zu den Schulen aber war noch mehr, als das zu der Kirche, namentlich in dieser Periode, ein negatives oder passives. Dieses mag man einigermaßen damit entschuldigen, daß die Thätigkeit Friedrichs zu sehr auf andere Punkte hingelenkt wurde. Friedrich glaubte dazu Beruf zu haben, ein Preußen zu schaffen, das Ausbilden des Geschaffenen überließ er theils der natürlichen eigenen Entwickelung, theils glaubte er hiezu einer minder kampfgerüsteten Lage zu bedürfen.

Friedrichs Ansichten über die Religion, deren verschiedene Gestaltung in Preußen und die dadurch erfolgte Rückwirkung auf das Staatsleben sind auch in einem, in dieser Periode geschriebenen Aufsatze „über Aberglauben und Religion,“ der größtentheils die geschichtliche äußere Entwicklung darstellt, niedergelegt. Dieser Aufsatz ist in drei Abschnitte eingetheilt; der erste schildert die Religionen unter dem Heidenthume, der zweite die unter dem Pabstthume und der dritte die nach der Reformation. Jeder Völkerstamm hatte während des Heidenthums einen besonderen Gott. „Bei Brandenburg auf dem Harlungerberg hat man noch einen gefunden, der drei Köpfe hatte, um anzudeuten: er herrsche im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt. Wahrscheinlich ist dieß die Dreieinigkeit des

*) Als man die in dem alten Dome befindlich gewesenen und anderweitig aufbewahrten Särge, welche die Leichname seiner Vorfahren verschlossen, in den neuen Dom zurückbrachte, war Friedrich mit einigen Flügeladjutanten zugegen. Er befahl, den Sarg des großen Kurfürsten zu öffnen. Im Sarge sah man noch den Kurfürsten in dem Kostüme seiner Zeit, in dem Kurmantel mit einer großen Perücke, großer Halskrause, einem paar Handschuhe mit Franzen und gelben Stiefeln; das Gesicht war noch kenntlich. Der König betrachtete ernsten Auges die Leiche, ergriff die Hand des Kurfürsten und sagte mit sichtbarer Rührung zu den Umstehenden: „*Messieurs!* der hat viel gethan!“

Heidenthums.“ Er geht über auf einzelne Gottheiten der germanischen Stämme und bemerkt hiebei: „Leider ist es nur zu wahr, daß Irrthum und Aberglaube das Erbe der Menschheit zu seyn scheinen. Alle Nationen hatten denselben Hang zum Götzendienste; da sie alle so ziemlich eben dieselben Leidenschaften haben, so mußten natürlich auch deren Wirkungen eben dieselben seyn. Die Furcht erzeugte Leichtgläubigkeit, und die Eigenliebe (??) schrieb dem Himmel bald Antheil an dem Schicksale der Menschen zu. Daher entstanden alle die verschiedenen Arten der Religionsübungen, die, um eigentlich zu sprechen, nicht anders waren, als auf mannigfache Art modificirte ausschweifende Unterwerfungszeichen, um den Zorn des Himmels, vor dem man sich fürchtete, abzuwenden. Die Vernunft der Menschen war durch den Schrecken, den alle Arten von Unglücksfällen bei ihnen erregten, entartet und niedergedrückt; sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte, um gegen die Furcht vor ihnen zu sichern. So wie nun Kranke ihre Zuflucht zu allen Hilfsmitteln nehmen, um zu versuchen, ob sie nicht ein heilsames darunter finden würden: so nahm das verblendete Menschengeschlecht ein göttliches Wesen und eine hilfreiche Kraft in allen Naturgegenständen an. Diese wurden von den erhabensten bis zu den niedrigsten angebetet: den Erdschwämmen dampfte Weihrauch; dem Krokodill waren Altäre errichtet; den Bildsäulen großer Männer, die zuerst Beherrscher der Nationen gewesen, wurden Tempel errichtet und Opfer dargebracht. Ja in den Zeiten, wo eine allgemeine Landplage ein Land verheerte, verdoppelte sich der Aberglaube noch.“ Man ersieht hieraus, daß Friedrich, abgesehen von seinen eigenen skeptischen Grundsätzen, den unhaltbaren Grundsatz festhielt: Timor fecit deos (die Furcht hieß den Menschen göttliche Wesen anerkennen). Nun wird die Verehrungsweise einiger Gottheiten erwähnt und dabei das Streben der Gelehrten gerügt, welche die deutschen Gottheiten aus Griechenland und Rom herleiten wollten, „als ob griechischer Unsinn besser wäre, als deutscher.“ — Als sich die Reichthümer vermehrten, schlich sich auch Luxus in die Religion ein. „So wie die Sitten milder wurden, bezogen die Götter Städte,“ obgleich die Verehrung geheiligter Haine noch nicht ganz aufhörte. „Die Priester jener Zeiten waren listiger und betrügerischer, als das Volk. Außer ihrem Priesterthum trieben sie noch eine dreifache Charlatanerie: sie schmiedeten Orakel, gaben sich mit Sterndeuterei und mit Arzneikunde ab. So vielerlei List ist nicht einmal nöthig, um das schwachköpfige und ungebildete Volk zu täu-

schen. Auch hielt es schwer, eine Religion auszurotten, die durch so mancherlei Aberglauben Wurzel gefaßt hatte. Ganz Deutschland hing noch am Götzendienste, als Karl der Große und nach ihm Heinrich der Vogler es unternahmen, die darin wohnenden Völker zu bekehren. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihnen nur dadurch, daß sie den Götzendienst in Strömen vergossenen Menschenblutes ertränkten." Nun geht Friedrich auf den zweiten Abschnitt mit der Bemerkung über: „Alle Völker haben die Thorheit, den Adel ihrer Gesetze, ihrer Gebräuche und ihrer Religion durch ihr Alterthum beweisen zu wollen. So hat man behaupten wollen, der Apostel Thomas habe das Evangelium in Norddeutschland verkündet. So mußt er denn nichts als Unglauben gepredigt haben; denn das Volks blieb noch lange nach ihm heidnisch." Kaiser Karl der Große hatte die Sachsen und Brandenburger unterjocht und ihnen mit dem Schwerte das Christenthum eingeschärft. Aber Blut ist ein schlechter Kitt, besonders bei der Aufbauung neuer Grundsätze und Lehren, und namentlich sträubten sich die Völker germanischen Ursprungs, abgeneigt, eine dem Orient entwachsene Religion anzunehmen. Sie fielen nach und nach wieder davon ab, und erst Heinrich dem Vogler gelang es, nach abermaligem Blutvergießen, das Christenthum dauerhaft im Norden Deutschlands einzuführen. „Die Christen vernichteten aus Eifer die Götzenbilder des Heidenthums, so daß nun beinahe keine Spur davon übrig geblieben ist. Die leeren Tempel dieser Götzenbilder wurden mit Heiligen aller Art ausgefüllt, und neue Irrthümer folgten den alten." Im Jahre 949 stiftete Kaiser Otto I. Bisthümer, gleichsam als Citadellen des neu gewonnenen Landes. „Als Brandenburg einmal zum Christenthume bekehrt war, verfiel es bald in die Ausschweifungen eines falschen Religionseifers: es machte sich zu gleicher Zeit dem Papste, dem Kaiser und seinem Regenten, dem Markgrafen, zinsbar. Nicht lange, so bereute das Volk seine Albernheit: es bedauerte seine Götzenbilder, diese handgreiflichen Gegenstände seiner Verehrung, die ihm weit weniger lästig waren, als der Tribut, den es jährlich dem Papste bezahlte, ohne diesen jemals zu sehen. Liebe zur Freiheit, die Macht eines alten Vorurtheils, und Interesse — Alles führte das Volk zu seinen falschen Göttern." Das Heidenthum wurde wieder gewaltsam restaurirt. „Nun ward das Christenthum zum drittenmale in Brandenburg durch Krieger eingeführt. Die triumphirende katholische Religion zeigte sich jetzt rücksichtslos, und erregte das größte Aergerniß. Die Bischöfe waren



Digitized by Google

unwissend, grausam, und überdieß kriegerisch; sie zogen persönlich gegen die Markgrafen und andere Nachbarn zu Felde, plünderten, sengten und brennten in der umliegenden Gegend, und maßten sich, ungeachtet eines so mit Lastern befleckten Lebens, eine unumschränkte Macht über die Gewissen an. Die grobe Unwissenheit, worin die Völker des dreizehnten Jahrhunderts lebten, war ein Boden, auf welchem der Aberglaube gedeihen mußte. Auch fehlte es nicht an Wundern oder an irgend einer Betrügerei, die das Ansehen der Priester befestigen konnte.“ Nachdem er nun einige solcher Beispiele erzählt, fährt er fort: „Im dreizehnten Jahrhunderte entstanden die meisten geistlichen Orden; der Papst stiftete in Deutschland, und also auch in Brandenburg, so viele als er nur konnte, und zwar unter dem Vorwande, das Volk dadurch in dem Christenthum zu befestigen. Menschenfeinde, Müßiggänger, Träge und Leute aller Art, die sich in der Welt entehrt hatten, flohen zu diesen heiligen Freistätten, und machten den Staat an Unterthanen arm, indem sie sich der menschlichen Gesellschaft entzogen, und dem Segen entsagten, den Gott unsern ersten Eltern gab. Sie waren den Bürgern zur Last, da sie nur von Almosen lebten, oder unrechtmäßige Erwerbungen machten. Aber obgleich diese Stiftungen den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft und der Politik gleich sehr zuwider waren, so führte der Papst sie doch in ganz Europa ein, und brachte es ohne Widerstand dahin, daß er, auf Kosten aller Fürsten, ein mächtiges Heer von Priestern errichtete, und in Ländern, über die er gar keine Souveränetätsrechte hatte, starke Besatzungen halten konnte. Doch — in jenen Zeiten waren die Nationen bornirt, die Fürsten schwach und die Religion triumphirend.“ Er geht nun auf die Schwärmerei einiger Sekten und die Widersinnigkeit der Ablaßkrämerei über. Das Jahrhundert, welches Leo X. in Italien dadurch berühmt machte, daß er daselbst die schönen Künste und die Wissenschaften wieder auferweckte, die so lange unter Unwissenheit und schlechtem Geschmacke begraben gelegen hatten, dieß Jahrhundert war für die Nationen diesseits der Alpen nicht so berühmt. Deutschland war noch in der tiefsten Unwissenheit versunken, und schmachtete unter einer ganz barbarischen Regierung. Es gab keine bessern Sitten, keine Kenntnisse, und die menschliche Vernunft blieb, da sie des Lichtes der Philosophie beraubt war, in ihrem Stumpfsinne begraben. Geistlichkeit und Volk befanden sich in dieser Hinsicht in gleichem Falle, und hatten einander nichts vorzuwerfen. Zu dieser Zeit, wo die Priester die Leichtgläubigkeit des Volkes so

**augenscheinlich mißbrauchten, wo sie sich der Religion bedienten, um sich zu bereichern, wo die Geistlichen das ärgerlichste Leben** führten — zu dieser Zeit unternahm es ein schlichter Mönch, so viele Mißbräuche abzuschaffen. Er gab durch sein Beispiel den Menschen den Gebrauch der Vernunft wieder, der ihnen so viele Jahrhunderte hindurch durch versagt worden war, und ihr Geist, durch die wiedererworbene Freiheit ermuthigt, erweiterte den Kreis der Kenntnisse nach allen Seiten hin.“ Indem nun zum dritten Abschnitte übergegangen wird, erklärt Friedrich, daß er das Reformationswerk nicht vom theologischen oder geschichtlichen Standpunkte aus, sondern vom rein philosophischen betrachten wolle. „Die katholische (christliche, nachher in katholische ausgeartete) Religion, die sich auf den Trümmern der jüdischen und der heidnischen erhoben hatte, bestand nun schon beinahe fünfzehn Jahrhunderte. Sie zeigte sich, als man sie verfolgte, demüthig und sanft, ward aber, als sie gegründet war, stolz, und verfolgte nun ihrer Seits. Alle Christen waren dem Pabste unterworfen, den sie für unfehlbar hielten; und diese errangen dadurch eine weiter ausgedehnte Gewalt, als irgend ein noch so despotischer Souverain. Gegen eine so fest gegründete Macht erhob sich ein wenig bedeutender Mönch, und nun warf halb Europa das römische Joch ab. — Alle Ursachen, welche zu dieser außerordentlichen Veränderung beitrugen, waren schon lange vor dem Ausbruche vorhanden gewesen, und hatten die Menschen schon lange zu dieser Entwicklung vorbereitet. Die christliche Religion war so ausgeartet, daß man die Grundzüge ihrer ersten Stiftung gar nicht mehr erkannte. Bei ihrem Entstehen war die Reinheit ihrer Moral unübertrefflich, aber der Hang der Menschen zur Verderbniß entstellte sie in der Ausübung bald. So sind die reinsten Quellen des Guten der Grund des Uebels aller Art für die Menschen geworden. Dieselbe Religion, welche Demuth, Menschenliebe und Geduld lehrte, setzte sich mit Feuer und Schwert fest. Die Diener der Altäre, deren Loos Heiligkeit und Armuth seyn sollte, führten ein ärgerliches Leben; sie erwarben sich Reichthümer, wurden ehrsüchtig, und Einige von ihnen sogar mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhängig war, maßte sich die Macht an, diese ein- und abzusetzen; er blitzte mit dem Bannstrahl, belegte Königreiche mit dem Interdikt, und ging so außerordentlich weit, daß endlich die Welt sich auf irgend eine Art gegen so viele Mißbräuche empören mußte. — Die Religion verändert sich eben so, wie die Sitten.

Digitized by Google

Sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert stets mehr von ihrer Einfalt, und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles, womit man sie vermehrte, war nur ein Werk der Menschen, und folglich so vergänglich wie diese. Auf dem Concilium zu Nicäa (325) ward der Sohn in der Gottheit dem Vater für gleich erklärt; nun kam zu diesen beiden Personen noch der heilige Geist hinzu, und die Dreieinigkeit war da. Das Concilium zu Toledo (400) verbot den Priestern die Ehe; indeß unterwarfen sie sich dem Willen der Kirche nicht eher, als im dreizehnten Jahrhunderte. Das Tridentinische Concilium machte hernach aus jener Verordnung eine Glaubenslehre. Das zweite Nicäische Concilium (786) autorisirte den Bilderdienst, und die Väter des Tridentinischen, das im Jahr 1545 gehalten wurde, setzten die Transsubstantiation fest. Die theologischen Schüler behaupteten die Unfehlbarkeit des Papstes schon, seitdem die Bischöfe von Rom und von Konstantinopel mit einander stritten. Einige Eremiten stifteten religiöse Orden, und brachten ein Leben, das sie in Thätigkeit zum Besten der menschlichen Gesellschaft hätten anwenden sollen, ganz in Beschaulichkeit zu. Die Klöster vervielfältigten sich bis ins Unendliche, und es ward ein großer Theil der Menschheit darin begraben. Endlich erfand man alle Arten von Betrügereien, um die Treuherzigkeit der großen Masse zu überlisten; und falsche Wunder wurden beinahe alltäglich. Indeß, durch Veränderungen in den Glaubensartikeln konnte die Reformation nicht bewirkt werden. Von den denkenden Köpfen richten die Meisten ihren Scharfsinn auf die Seite des Eigennutzes und des Ehrgeizes; nur Wenige combiniren abstracte Begriffe, und noch Wenigere denken tief über so wichtige Gegenstände nach. Das Volk aber, der ehrwürdigste, zahlreichste und unglücklichste Theil der Menschengesellschaft, empfängt die Eindrücke, welche man ihm gibt. — Mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichkeit über die Gewissen ausübte, verhielt es sich nicht so. Die Priester beraubten die Menschen ihres Vermögens und ihrer Freiheit. Diese Sklaverei, die täglich drückender wurde, erregte schon Murren. Der stumpfsinnigste Mensch bemerkt, sobald er nur fühlt, ebenso wie der geistvolle, das Uebel, das er duldet. Alle streben nach ihrem Wohle: sie ertragen wohl einige Zeit, aber endlich reißt ihre Geduld.“ Friedrich glaubt, daß, wenn die Reformation nicht aus dem Klerus entstanden wäre, sie durch manche Vorbereitungen veranlaßt von Außen hätte kommen müssen. „Luther zerriß mit kühner Hand einen Theil von der Binde des Aberglaubens.“ Es ist sonderbar,

daß Friedrich hierbei äußert, die Reformation habe vielleicht den Gottesdienst zu kahl und prunklos gemacht.“ Die Reformation war für die Welt und besonders den Fortschritten des menschlichen Geistes nützlich. Die Protestanten, die nun über die Gegenstände des Glaubens nachdenken mußten, machten sich auf einmal von den Vorurtheilen ihrer Erziehung los, und sahen sich nun in Freiheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, die den Menschen zur Führerin gegeben ist, und von der sie wenigstens bei dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens Gebrauch machen sollen. Die Katholiken mußten jetzt, da man sie lebhaft angriff, sich vertheidigen, die Geistlichen studirten nun und rissen sich aus der schmählichen Unwissenheit, in der sie fast allgemein versunken waren. — Gäbe es nur Eine Religion in der Welt, so würde sie stolz und über alle Maßen herrschsüchtig seyn. Die Geistlichen wären in diesem Falle Tyrannen, die ihre Strenge das Volk fühlen ließen, und nur gegen ihre eigenen Verbrechen nachsichtig wären. Glaube, Ehrsucht und Politik würde ihnen die ganze Erde unterwerfen. Jetzt aber, da es ihrer mehrere gibt, entfernt sich keine der Sekten von dem Wege der Mäßigung, ohne es zu bereuen. Das Beispiel der Reformation ist ein Zaum, der den Papst verhindert, sich seiner Ehrsucht zu überlassen, und er befürchtet nun mit Recht den Abfall seiner Kirchenglieder, wenn er seine Macht mißbrauchen wollte. Auch ist er mit dem Kirchenbanne behutsamer, seitdem ein solcher ihm Heinrich VIII. und das Königreich England entrissen hat. Die katholische und protestantische Geistlichkeit beobachtete sich gegenseitig mit gleichem Willen, zu tadeln. Nun sind beide Theile gezwungen, wenigstens äußern Anstand zu beobachten, und so bleibt Alles im Gleichgewicht. Wohl ihnen, wenn Partheigeist, Fanatismus und übermäßige Verblendung sie nie in Kriege stürzen, deren Charakter Wuth ist, und die von Christen nie geführt werden sollten. — Betrachtet man die Religion bloß von der Seite der Politik, so scheint die protestantische den Republiken, so wie den Monarchien, am angemessensten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren bildet. Denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Ackerbauer, Handwerker, Soldaten, mit einem Worte, Unterthanen braucht, sind Bürger, die das Gelübde thun, das menschliche Geschlecht nicht fortzupflanzen, zuverlässig schädlich. — In Monarchien ist die protestantische Religion, da sie von Niemand abhängt, ganz der Regierung unterworfen, die katholische hingegen bildet in dem weltlichen Staate des Fürsten einen geistlichen allmächtigen

an Komplotten und Ränken fruchtbaren; ihre Priester, welche die Gewissen beherrschen und nur den Papst als ihren Oberherrn anerkennen, behaupten eine größere Herrschaft über das Volk, als dessen Regent; und durch die Geschicklichkeit, die Sache Gottes mit dem Ehrgeize der Menschen zu vermischen, ist der Papst mit den Fürsten oft in Streitigkeiten über solche Dinge gerathen, die durchaus nicht in den Bereich der Kirche gehören.“ In Brandenburg fühlte man schon längst das Drückende der so vielfältigen Abgaben, „die der Papst von der Leichtgläubigkeit erhob,“ und Friedrich stellt die Behauptung, daß namentlich diese materiellen Interessen dem Gedeihen der Reformation bei dem Volke förderlich gewesen seyen. Es ist dieß um so denkbarer, da geistige und materielle Interessen meist eng verknüpft sind, ohne daß man diese als Hauptbeförderungsgrund eines Fortschrittes anzusehen braucht. Joachim II. ward ein eifriger Anhänger der Reformation, die, wie Friedrich auseinandersetzt, noch manchen krassen Aberglauben unangetastet ließ. Johann Sigismund wurde reformirt, um Holland zu seinem Beistand zu gewinnen. „Seitdem Luther eine Kirchenspaltung verursacht hatte, wendeten die Päpste und die Kaiser alle nur mögliche Mühe an, um eine Wiedervereinigung zu bewirken. Die Theologen beider Partheien hielten bald in Augsburg, bald in Thorn Conferenzen; und auf jedem Reichstage wurden Religionsgegenstände verhandelt. Doch alle diese Versuche waren fruchtlos. Es entstand endlich ein grausamer und blutiger Krieg, der oft gedämmt wurde und dann bald wieder ausbrach. Die Ehrsucht der Kaiser, welche die Freiheit der Fürsten und das Gewissen der Völker unterdrücken wollten, entzündete ihn oft von Neuem; doch Frankreichs Eifersucht und Gustav Adolphs Ehrgeiz (?) retteten Deutschland und die Religion von dem Despotismus Oesterreichs. Die Kurfürsten von Brandenburg verfuhren bei diesen Unruhen mit Weisheit, sie waren gemäßigt und duldsam.“ Friedrich I. mußte hernach zwar einigemals als Repressalie gegen den Kurfürsten von der Pfalz, der seine protestantischen Unterthanen drückte, die katholischen Kirchen seines Landes schließen lassen, doch war dieß nur vorübergehend. Noch lange herrschte Aberglaube am Hof und im Volke, und im Jahre 1708 wurde noch eine alte Frau als Hexe verbrannt. „Von allen Gelehrten, die Deutschland Glanz verliehen, haben Leibnitz und Thomasius dem menschlichen Geiste die wesentlichsten Dienste geleistet; sie zeigten ihm den Weg, auf welchem er zur Wahrheit gelangen kann; sie bekämpften die Vorurtheile aller Art; beriefen sich in allen ihren Werken auf die Analogie

**und auf die Erfahrung (diese beiden Krücken, an denen wir uns durch die Bahn des Philosophirens schleppen), und erhielten eine** Menge Schüler. — Unter der Regierung Friedrich Wilhelms wurden die Reformirten friedfertiger, und die Religionsstreitigkeiten hörten auf. Die Lutheraner benützten diese Stille. Franke, einer von ihren Predigern, legte, ohne selbst etwas dazu herzugeben, in Halle eine Schule an, worin junge Theologen gebildet wurden, und aus der in der Folge ganze Schwärme von Priestern kamen. Diese stifteten eine Secte von strengen Lutheranern, denen weiter nichts fehlte, als das Grab des heiligen Paris, und ein Abbé Becherand, um auf demselben Konvulsionen zu haben. Es sind protestantische Jansenisten, die sich durch ihre mystische Strenge von den andern unterscheiden. Seitdem kommen allerlei Arten von Quäkern zum Vorschein u. s. w. — Alle diese Secten leben hier in Frieden und tragen gleich viel zum Glücke des Staates bei. Es gibt keine Religion, die sich in Bezug auf die Moral weit von den übrigen entfernte; sie können folglich der Regierung alle gleich seyn. Diese läßt daher Jedem die Freiheit, auf welchem Wege er will, zum Himmel zu gelangen. Wenn er nur ein guter Bürger ist: mehr verlangt man nicht von ihm. Falscher Religionseifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert; Toleranz aber eine zärtliche Mutter, die sie pflegt und blühend macht.“ —

Die Thätigkeit Friedrichs war in Bezug auf das Justiz-, Finanz- und Kirchenwesen nicht so bedeutend, als hinsichtlich des Militärwesens. Wenn wir dort Gelegenheit hatten, manche Fehler und Schwächen des Königs zu bemerken, die wohl meistens in großen Eigenschaften desselben wurzeln mochten, und einerseits seine Größe, andererseits aber auch die menschliche Schwäche überhaupt zeigen; so sind wir hier bei derjenigen Seite seiner Thätigkeit angelangt, welche vielleicht nur der Tadel treffen könnte, daß sie zu stark war und die gehörige Erfüllung anderer Pflichten wohl auf gewisse Weise verhinderte. Ein solcher Tadel aber ist größtentheils eine Entschuldigung zu nennen. Denn es waren die Umstände, es war die Macht der Nothwendigkeit, welche der Kraft und dem Streben Friedrichs diese Richtung gaben, oder es waren doch wenigstens die nothwendigen Folgen einer, von seinem ganzen Charakter und seinem innersten Wesen unzertrennlichen Handlungsweise, welche ihn auf diese Seite hin rissen. Sobald Friedrich den ersten Schritt gethan hatte, um Preußen zu einer Großmacht zu erheben, so hatte er auch zugleich sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen Militär-

staat aus demselben zu bilden, und also alle möglichen Mittel anzuwenden und alle Kräfte aufs Aeußerste anzustrengen, um eine, für die Größe und Beschaffenheit seiner Länder freilich unverhältnißmäßige, aber eben darum außergewöhnliche Macht nach Außen zu entwickeln. Von dem geschichtlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man sich aber nur darüber freuen, daß Friedrich diese Bahn des Ruhmes und eben dadurch auch der höheren Wirksamkeit betrat. Er hätte in dem Innern seines Staates noch so Großes wirken mögen, es würde zwar unmittelbar und in seinem Kreise die heilsamsten Folgen gehabt haben, aber die übrige Welt würde sich wenig darum bekümmert haben, wie ein unbedeutender König in einem unbedeutenden Staate des nördlichen Deutschlands seine Unterthanen regiere, wenn er sich nicht die Aufmerksamkeit durch seine Staunen erregenden Thaten errungen und erkämpft hätte. Nur dadurch, daß Friedrich als Feldherr glänzte, konnte er als Regent wirken, auch durch die Macht seines Beispiels wirken. — Es war aber in dieser Beziehung seit seinem Regierungsantritte, und namentlich seit dem ersten schlesischen Kriege, in der Richtung seines — an sich freilich unveränderten — Charakters selbst in der That eine merkliche Veränderung vorgegangen. Seine ehemalige Abneigung gegen das Militärwesen kam aus dem tiefen Grunde selbstgefaßter Vorsätze und festgestellter Grundsätze. Er hatte sich in seiner Jugend vielleicht ein stilles, gleichsam idyllisches Wirken, welches einzig und allein auf die väterliche Beglückung seiner Unterthanen und auf das Leben für Poesie und Wissenschaft bedacht war, vorgezeichnet und mit den lebhaften Farben jugendlicher Begeisterung ausgemalt. Kaum aber hatte er den Thron bestiegen, so erschien in der Gestalt lockender Gelegenheit und mit der Stimme der Regentenpflicht „das Phantom des Ruhmes,“ wie er es nannte, regte alle schlummernden und erwachten Kräfte in ihm auf, und rief ihn hinaus auf die gefahrvolle Bahn des kriegerischen Lebens und kriegerischer Thaten. Das war hiebei auch ihm klar — und verschiedene Stellen aus seinen Schriften über seine damalige Stimmung beweisen dieses — daß der Ruhm und die Ehre, die er für sich erkämpfte, auch zugleich den Ruhm und die Ehre seines Staates, hiermit also auch dessen, was in diesem Staate gewirkt wurde, begründete. — So wie es nun für die wahre Kenntniß und namentlich für die richtige Beurtheilung einer historischen Person durchaus nothwendig ist, daß man den früheren Ausdruck seiner Gesinnungen und Grundsätze mit seinen späteren Handlungen ver-

züglich, aber auch mit den Gesinnungen und Grundsätzen, welche er später und bei veränderten Umständen ausgesprochen, vergleiche, nicht nur, um zu begreifen, wie aus bestimmten Ansichten bestimmte Handlungen nothwendig hervorgehen mußten, sondern auch, um beurtheilen zu können, inwieferne die spätere Ausübung mit dem früheren Vorsatze übereinstimmte oder nicht, ob die spätere That der früher geäußerten Gedanken würdig war oder nicht; eben so ist es auch hier von ungemeinem Interesse und für die Kenntniß und richtige Beurtheilung Friedrichs sehr wesentlich, die Grundsätze, welche er in Beziehung auf den Krieg in seiner früheren Jugend aussprach, mit denen zu vergleichen, zu welchen er sich der That und den Worten nach in dieser Hinsicht bekannte, als er die Waffen längst ergriffen und sich den Ruhm des Feldherren erworben hatte. Eine solche Vergleichung gewährt die Zusammenstellung der von Friedrich in seinem Antimachiavell hinsichtlich des Krieges ausgesprochenen Ansichten mit denen, zu welchen er sich in einem, in dieser Periode geschriebenen (als schriftstellerische Arbeit betrachtet, übrigens sehr unbedeutenden und in manchen Beziehungen fehlerhaften) Aufsatze: „Ueber den Krieg“ bekannte. — Hiebei finden wir, daß er den früher ausgesprochenen Hauptgrundsätzen allerdings auch später vollkommen treu blieb, daß sich aber bei ihm doch in dieser Periode mehr Liebe zum kriegerischen Leben entwickelt hatte, so daß ihm dasselbe beinahe um seiner selbst willen werth geworden wäre. — „Es stünde sehr glücklich um die Welt — heißt es im Antimachiavell — wenn die Unterhandlungen das einzige Mittel wären, sich Gerechtigkeit zu verschaffen und Friede und Eintracht unter den Völkern herzustellen. Man würde dann Gründe statt der Waffen gebrauchen und bloß einander zu widerlegen suchen, anstatt einander das Leben zu nehmen. Aber eine traurige Nothwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausameren Ausweg zu betreten: es gibt Fälle, wo die Freiheit der Völker, welche ein anderer ungerechter Weise unterdrücken will, mit den Waffen vertheidigt werden muß; wo man das, was die Unbilligkeit der Sanftmuth verweigert, durch Gewalt sich zu verschaffen genöthigt ist; wo die Fürsten die Sache ihrer Nationen dem Schicksale der Schlachten überlassen müssen. Bei solchen Fällen erhält der anscheinend falsche Satz Wahrheit, daß ein guter Krieg einen guten Frieden verschafft und bestärkt. — Die Ursache macht einen Krieg gerecht oder ungerecht. Oft verblenden Ehrsucht und Leidenschaften den Fürsten die Augen und malen ihnen die gewaltthätigsten Handlungen mit den schönsten

Farben aus. Immer aber bleibt der Krieg nur der letzte Ausweg in der Noth; daher muß man ihn nur mit Vorsicht, nur in ganz verzweifelten Fällen anwenden; man muß genau untersuchen, ob man durch eine Täuschung des eigenen Stolzes, oder durch eine wirkliche, ihn unumgänglich nothwendig machende Ursache zu demselben bewogen werde. — Es gibt Vertheidigungskriege, und diese sind ohne Zweifel die allergerechtesten. Es gibt Kriege wegen eines Staatsinteresses; wenn nämlich Könige gezwungen sind, die ihnen streitig gemachten Rechte selbst zu behaupten. Sie führen dann ihren Prozeß mit gewaffneter Hand, und Schlachten entscheiden über die Gültigkeit ihrer Rechtsgründe. Es gibt Kriege aus Vorsicht; und die Fürsten handeln weise, wenn sie dieselben führen. Sie sind zwar der angreifende Theil, aber darum nicht minder gerecht. Wenn die übermäßige Größe einer Macht bald aus ihren Ufern treten zu wollen scheint, und den Erdball zu überschwemmen droht; dann ist es der Klugheit gemäß, ihr Dämme entgegen zu setzen, und den stürmischen Lauf eines reißenden Stromes aufzuhalten, so lange man es noch im Stande ist. Man sieht die Wolken sich zusammenziehen; man sieht das drohende Wetter entstehen, und sieht die Blitze, die es ankündigen. Kann dann der Fürst, den dieses Ungewitter bedroht, nicht ganz allein die Gefahr abwenden, so wird er, wenn er weise ist, sich mit allen denen vereinigen, welchen gleiche Gefahr gleiches Interesse gibt." — „Es ist der Klugheit gemäß, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen. Ein Fürst thut also besser daran, wenn er, so lange es ihm noch frei steht, zwischen dem Oelzweige und dem Lorbeer zu wählen, einen Angriffskrieg unternimmt, als wenn er bis auf hoffnungslose Zeiten wartet, wo eine Kriegserklärung seine Sclaverei und seinen Untergang nur auf kurze Zeit zurückhalten kann. Es ist ein unbestreitbarer Grundsatz, daß es besser ist, Andern zuvorzukommen, als sich von ihnen zuvorkommen zu lassen; und immer haben die großen Männer sich gut dabei befunden, wenn sie ihre Macht gebrauchten, ehe ihre Feinde Einrichtungen treffen konnten, welche ihnen die Hände gebunden und die Kräfte geraubt hätten." — „Alle Kriege, welche keinen andern Zweck haben, als die ungerechten Eroberer zurückzutreiben, die gesetzmäßigen Rechte, unverletzt zu erhalten, die allgemeine Freiheit sicher zu stellen, und sich vor den Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten der Ehrsüchtigen zu retten, alle diese Kriege werden sich mit der Gerechtigkeit vertragen. Die Fürsten, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an dem vergossenen Blute; sie handeln

der Nothwendigkeit gemäß, und unter solchen Verhältnissen ist der Krieg ein geringeres Uebel als der Friede. — Dieser Gegenstand führt natürlicher Weise auf einen gewissen Handel, der im Alterthume unerhört war, den aber jetzt einige Fürsten mit dem Blute ihrer Unterthanen treiben. Ihr Hof ist gleichsam die Versteigerungsbude, wo ihre Truppen denen, welche die meisten Subsidiengelder bieten, zugeschlagen werden. — Das Militär wurde zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet. Wenn man nun die Truppen an Andere vermiethet, wie man Bullenbeißer und Stiere zum Kampfe verkauft, so kehrt man, wie mich dünkt, die Natur des Handels und des Krieges um. Man sagt: es sey nicht recht, heilige Gegenstände zu veräußern; nun, gibt es denn wohl etwas Heiligeres, als Menschenblut?" — „Der Krieg überhaupt ist so fruchtbar an Unglück, sein Ausgang so unsicher, seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten nicht genug darüber nachdenken können, ehe sie sich auf ihn einlassen. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Truppen im feindlichen Lande begehen, sind Nichts im Vergleiche mit dem Elend, welches für die Staaten der kriegführenden Mächte geradezu aus ihrem Kriege entspringt." — „Ich bin überzeugt, daß die Monarchen, wenn sie ein wahres und getreues Bild von all dem Elende sehen würden, das nur eine einzige Kriegserklärung über die Völker bringt, im Innersten davon ergriffen seyn würden. Ihre Phantasie ist nur nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, welche sie nie gekannt haben, und gegen welche ihr Stand sie sichert, naturtreu zu schildern. Wie sollten sie Etwas von den Auflagen empfinden, welche das Volk drücken? ferner von der Wegnahme der jungen Mannschaft im Lande durch das Rekrutiren? von den ansteckenden Krankheiten, durch welche die Heere zu Grunde gerichtet werden? von den Gräueln einer Schlacht und von manchen noch mörderischeren Belagerungen? von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Glieder, der einzigen Werkzeuge ihres Fleißes und ihres Erwerbes, beraubte? von dem Kummer der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren? von dem Verluste so vieler für den Staat brauchbarer Menschen, welche das Schwert des Krieges vor der Zeit weggerafft? — Die Fürsten sind ja nur in der Welt, um die Menschen glücklich zu machen, und sollten daher Alles wohl erwägen, bevor sie dieselben, aus thörichten und nichtigen Gründen, dem Fürchterlichsten, was die Menschheit kennt, aussetzten. — Die Regenten, welche ihre Unterthanen für Sclaven halten, opfern sie

ohne Erbarmen auf und sehen sie unbekümmert fallen; die Fürsten aber, welche die Menschen als ihre Brüder und das Volk als den Körper betrachten, dessen Seele sie sind, diese gehen sparsam mit dem Blute ihrer Unterthanen um." — Der Grundansicht nach in gleichem Sinne, aber doch mit der bemerkten kleinen Verschiedenheit der Richtung, spricht sich auch Friedrich in dem genannten Aufsatze: „Ueber den Krieg" aus, dessen ganze Tendenz es ist, „es dahin zu bringen, daß ein Theil der Menschen den Kriegsstand aus löblicheren Gründen, als aus Eitelkeit oder niedrigem Eigennutz, wählen, und daß der andere, der ohne Grund gegen den Krieg entscheidet, ihn weniger hassen solle." „Wie? — ruft er dort aus — sollten die Menschen nur geschaffen seyn, um die Eitelkeit eines Ehrgeizigen aus ihrer Mitte zu befriedigen? Nein, Menschenblut ist zu kostbar, als daß es vergossen werden dürfte, um den Vergrößerungsdurst eines ehrgeizigen Fürsten zu stillen. Nur die Nothwendigkeit rechtfertigt ein solches Verfahren, und diese findet nicht eher statt, als wenn ein ungerechter Feind seine Kräfte anstrengen will, um ein unschuldiges Volk zu unterdrücken, und einen Fürsten, der ihn nicht im mindesten beleidigt hat, anzugreifen." — „Welche Grausamkeit, so viele achtenswerthe Mitglieder eines Staates und des Vaterlandes morden zu lassen, um sich einen Schatz zu sammeln! Wie ist es möglich, daß die Natur solche Seelen schaffen kann! Sie sollten auf die schrecklichste Art aus der Anzahl der Lebendigen vertilgt werden. Aber die Natur verachtet und verabscheut diese Ungeheuer. Selbst der Preis ihrer Niederträchtigkeiten schreit im Namen der Unglücklichen, die sie ihrer unersättlichen Habgier geopfert haben, um Rache. Das Gold und Silber, das sie durch ihre Grausamkeiten zusammenhäuften, rückt ihnen immer ihr schwarzes Verbrechen vor; und die Vergnügungen, die sie durch dasselbe zu genießen glauben, müssen sich in ein nagendes Gift verwandeln, das ihnen die schrecklichsten Bitterkeiten beimischt, um jene Wesen zu vernichten, die, weil sie die menschliche Natur ablegen, nur mit wilden Thieren verglichen zu werden verdienen. Ja, ich sage ganz dreist, und auf die Gerechtigkeit meiner Sache gestützt: Jeder, der aus einer von diesen schrecklichen Absichten (entweder um seine Eitelkeit zu befriedigen, oder um Schätze anzuhäufen) das Handwerk des Krieges ergreift, muß aus der Anzahl der Menschen vertilgt werden, und verdient, als ein Schandfleck der Natur, nur die tiefste Verachtung." — „Doch — heißt es dann weiter — ob ich gleich gegen diese Menschen voll Eitelkeit mich ausspreche, so bitte ich doch, ja nicht daraus zu schließen,

Digitized by Google

daß ich den Ehrgeiz und die Liebe zum Ruhme verachte. Nein, diese Ungerechtigkeit sey fern von mir! Ich bin zu sehr überzeugt, daß diese beiden Affecte die Triebfedern sind, welche die Menschen zur Erfüllung ihrer Pflichten antreiben. Deßhalb muß man sie besitzen, oder man wird auf dem Schauplatze der Welt eine traurige und schlechte Rolle spielen. Ohne Furcht vor Widerspruch behaupte ich dreist, daß der, den diese Leidenschaften nicht aufreizen, nie der Unsterblichkeit werth seyn und nie Thaten thun wird, durch die er mit Recht vor den übrigen Menschen ausgezeichnet zu werden verdient. — Uebrigens sind Ehrgeiz und Ruhmbegierde, ob man sie gleich oft mit der Eitelkeit verwechselt, so weit von dieser entfernt, daß derjenige, welcher die beiden ersteren besitzt, wohl nicht befürchten darf, in die letztere zu verfallen. Der wahre Ehrgeiz besteht in dem Verlangen, sich durch tugendhafte Handlungen vor den übrigen Sterblichen auszuzeichnen; und in dieses setzt der rechtschaffene Mann seinen Ruhm, den er allerdings lieben darf. Indeß müssen Ehrgeiz und Ruhmbegierde allein uns nie antreiben, Kriege zu führen; denn sonst würden sie uns oft zu ungerechten hinreißen." — „Ich gestehe es zu, daß vor dem Kriege, wenn man nur auf seine unglücklichen Wirkungen sieht, die menschliche Natur erschrecken muß. Die zerstreuten Glieder, die auf dem Schlachtfelde umherliegen, die Wuth des wilden Soldaten, der sich in dem Blute seines Feindes badet, verlassene Wittwen, hilflose Waisen, eine Stadt in Flammen, das Geschrei klagender Menschen, die aus ihren Wohnungen verjagt werden — das Alles sind Dinge, bei denen jede fühlende Seele vor Entsetzen beben muß." — Dessen ungeachtet aber „gibt es, wenn der Krieg die gerechte Vertheidigung eines Volkes ist, dem die Tyrannei seiner Nachbarn droht, nichts so Unschuldiges, als der Weg der Waffen ist, und sogar nichts Lobenswertheres, als die Begierde, seinen Zweck zu erreichen. Selbst die Unglücksfälle, die durch ihn entstehen, werden weniger empfunden, da man durch sie noch größeren entgeht, welche unvermeidlich wären. Die Thränen einiger Wittwen werden uns unbedeutend vorkommen, wenn wir bedenken, daß durch den Tod derer, die sie beweinen, ein ganzer Staat gerettet worden ist. Eine Stadt in Flammen, zerstreute Glieder auf einem Schlachtfelde, kurz alle jene Gegenstände, obgleich sie immer traurig bleiben, bilden keinen gräßlichen Anblick mehr, wenn man sieht, daß durch sie so viele Leute gerettet, und die Unschuldigen vor den harten Beleidigungen ihres Feindes beschützt worden sind. Ein Held, der, als das Werkzeug aller dieser Unglücksfälle, sonst der

Digitized by Google

Gegenstand des allgemeinen Hasses seyn müßte, scheint uns dann nur als ein Schutzengel, den der Himmel gesandt hat, um die Unterdrückten zu befreien und Nationen zu beglücken." — „Es ist bekannt, daß Alles, und selbst das Böse, sein Gutes hat; folglich läßt sich gar nicht zweifeln, daß auch der Krieg, wie jede andere menschliche Handlung, das seinige haben muß." — „So kann man zuerst den Einfluß betrachten, den das Studium der Kriegskunst auf andere Wissenschaften, z. B. auf die Mechanik, Physik rc. gehabt hat" rc. Ferner „gibt es wohl keine Wissenschaft, welche den menschlichen Geist so übt und erhöht, als die Kriegskunst; denn diejenige Wissenschaft, welche den Menschen nöthigt, sich am meisten anzustrengen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, erhöhet auch seinen Geist am meisten: und dieß ist der Fall mit jener Kunst. Sie verlangt immer mehrere Eigenschaften zugleich, da hingegen andere Wissenschaften nur eine erfordern. — Es ist gewiß, daß man, um ein guter Feldherr zu seyn, sich nicht mit einem Talente begnügen darf, sondern mehrere zugleich zu erlangen sich bestreben muß. Zuerst wird nothwendig Muth und auch Thätigkeit erfordert; denn ohne diese entgehen die schönsten Gelegenheiten, dem Staate nützlich zu seyn, da dessen Wohlfahrt im Kriege oft von einem einzigen Augenblicke abhängt. Hier ist die schnelle Ausführung, die natürliche Folge der Thätigkeit, nöthig; dort Klugheit, um jene beiden Eigenschaften im Zaume zu halten, da sie, wenn die letztere sie nicht mäßigen würde, zu unsinnigen Handlungen verleiten, und anstatt zu nützen, gefährlich wären. Hier bedarf der Feldherr der Gegenwart des Geistes, ohne die er niemals etwas Bemerkenswerthes ausführen kann; denn hat er diese nicht, so wird er bei dem ersten unvermutheten Vorfalle, der ihn zu einer Abänderung seiner Plane nöthigt, aus der Fassung kommen, den Faden seiner Gedanken verlieren, fallen, und die ganze Armee — was sage ich? — den ganzen Staat mit sich niederreißen. Dort braucht er Kaltblütigkeit, die mit der größten Lebhaftigkeit verbunden ist; und bei jedem Schritte, den er im Kriege thut, muß er alle diese Eigenschaften beisammen haben, und es darf ihm keine derselben fehlen." — „In allen anderen Beschäftigungen des menschlichen Lebens hat man Zeit nachzudenken, und nach reiflicher Ueberlegung seinen Entschluß zu fassen. Im Kriege hingegen ereignen sich jeden Augenblick Vorfälle, welche alle unsere Plane zerrütten, und uns nöthigen, auf der Stelle einen anderen Entschluß zu fassen, wobei wir von der größten Schande bedroht werden, wenn wir nicht den beßten wählen."—

Digitized by Google

*Feldmarschall Schwerin.*

Druck bei Homard in Stuttgart.

Digitized by Google

**„Außer diesem Vortheil, den der Krieg für die menschliche Gesellschaft hat, hat er auch noch den, daß er eine große Menge Leute ernährt,** die sonst kein Brod haben würden. (!?)“ — „Selbst der Adel würde keinen Stand zu ergreifen wissen, wenn es kein Militär gäbe (!).“ — „Es ist ausgemacht, daß, so lange die Waffen am höchsten geschätzt werden, und man nur auf sie seinen Geist richtet, der Luxus niemals die Oberhand erlangt, sondern vernachläßigt und bald gänzlich aufgegeben wird. Ein Volk hingegen, das in langer Zeit keinen Krieg geführt hat, überläßt sich jenem für den Staat so gefährlichen Hange, so, daß man da, wo man ehemals Männer mit festem Charakter sah, nichts als verweichlichte Weiber zu sehen glaubt.“ — „Gewiß gibt es keine so unversöhnlichen Feinde, als den Luxus und den Krieg. Der erstere schläfert, so wie der Wahn, den Geist des Menschen ein; der letztere hingegen spannt ihn, und macht ihn fähig, Alles zu unternehmen. Jener ist der Weg zur Verachtung, dieser der Weg zur Unsterblichkeit; jener vernichtet einen Staat, dieser hält ihn aufrecht; jener endlich ist ein Feind der Jugend, dieser ihr Beistand und Beschützer.“ — „Es ist also gewiß und unwiderleglich, daß der Kriegsstand, da er die meisten Gelegenheiten gibt, jene Zwecke zu erreichen, auch die meiste Achtung verdient.“ — „Dieß muß denn alle Unterthanen antreiben, besonders aber jeden von ausgezeichneter Geburt, jenen Stand zu wählen, da er einzig und allein in diesem sich der Vorzüge würdig machen kann, welche die Natur ihm gab, noch ehe er sie verdienen konnte.“ — „Wir wollen eilen, wohin der Ruhm uns ruft, und denn, mit dem Lorbeere bekränzt, den er uns darreicht, zum Tempel der Unsterblichkeit hinaufsteigen, um dort die Früchte unserer Thaten zu genießen.“ —

Wenn nun Friedrich durch solche Vorliebe und daher durch seine besondere Fürsorge, die er dem Militärstande zuwenden mußte, allerdings in der Erfüllung seiner übrigen Regentenpflichten oft gestört wurde, oder besser: wenn es seiner nach so vielen Seiten und Richtungen hin in Anspruch genommenen Thätigkeit unmöglich war, in allen Beziehungen auf gleiche Weise und mit gleichem Erfolge zu wirken, und wenn die besondere Stellung und das eigenthümliche Verhältniß seines Staates denselben in eine traurige Nothwendigkeit versetzte, welche manches Unglück über ihn bringen und ihm den Segen verkümmern mußte, der ihm unter der Regierung seines großen Königs hätte werden können; so tritt auf der andern Seite das, was Friedrich bei diesen Umständen und unter diesen Verhältnissen dennoch als eigentlicher Regent geleistet, in desto glänzenderem Lichte hervor.

Ueberhaupt zeigt sich die schönste Seite der Größe Friedrichs darin, daß der Ruhm, welchen er sich auf dem Schlachtfelde erworben, ihn niemals dahin bringen konnte, daß er auf den Ruhm verzichtet hätte, welcher durch Werke des Friedens zu erwerben ist. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, so würde er gewiß zu höherstrebenden Planen, als zur Vertheidigung der Ansprüche seines Hauses auf Schlesien sich erhoben, und vielleicht auch noch Thaten als Feldherr vollbracht haben, aber wir würden ihn gewiß auch durch den eigenen Uebermuth, welcher die von der Natur gesetzte Größe überschritten, zum Falle gebracht und bestraft sehen. Die Mäßigung, welche Friedrich unter allen Verhältnissen bewährte; daß er als Feldherr nie den König, als Held nie den Menschen vergaß, — dieses sichert ihm den Ruhm der Größe *).

---

*) Wenn diese Mäßigung noch größer gewesen wäre, so würde freilich Friedrich seinen Staat zu keiner Rolle angestrengt haben, die den Kräften desselben unangemessen war. Wenn man aber eine solche Nüchternheit im Interesse der Wirksamkeit Friedrichs überhaupt nicht wünschen wird, so wird es auch von einem größeren Geiste unzertrennlich sein, daß er über die engen Schranken der gegebenen Umstände hinausstrebt, und bei der Erwägung, der ihm zu Gebote stehenden Mittel, vorzüglich die in ihm wohnende moralische Kraft in Anschlag bringt. — Merkwürdig und charakteristisch ist übrigens in dieser Beziehung, was Friedrich im Antimacchiavell bei Gelegenheit der Miethstruppen ausgesprochen. Dort heißt es unter Anderem: „So wie die Aerzte kein Mittel haben, welches für alle Krankheiten und alle Complexionen paßte, ebenso können auch die Politiker keine Regeln vorschreiben, die auf alle Stände anzuwenden wären (weil nemlich jeder Staat sein eigenes Temperament, d. h. seine besondere Beschaffenheit in Bezug auf Lage, Ausdehnung, Volkszahl, Handel, Gesetze u. s. w. habe)." Bringt eine Monarchie oder ein Reich nicht eine so große Menge Menschen hervor, als zu den Armeen erforderlich ist oder als der Krieg verzehrt, so zwingt die Noth den Staat, Miethstruppen zu Hilfe zu nehmen, als das einzige Mittel, seinen Mangel zu ersetzen. — „Ein nordischer König (offenbar sein eigener Vater) hat auf diese Art sein Kriegsheer aus gemischten Truppen errichtet, und ist deßhalb um nichts minder mächtig und furchtbar gewesen." — Wenn diese Ansicht, die doch eigentlich auf die künstliche Bereitung einer Macht hinausläuft, als ein Widerspruch gegen die (ebenfalls im Antimacchiavell vorkommenden) tadelnden Aeußerungen Friedrichs über kleinere Fürsten, welche eine größere Rolle spielen wollen, als ihnen zukomme, erscheinen sollte, so muß auch das berücksichtigt werden, daß Friedrich — wie wir dieses schon früher auseinandergesetzt haben — die gesteigerte Macht seines Staates in Bezug auf Namen, Schatz und Heer, bei seinem Regierungsantritte bereits vorfand, und eigentlich blos dieselbe durch das Gewicht seiner Persönlichkeit geltend machte. — Noch möge hier ein Urtheil Johann v. Müllers, dem wir freilich vollkommen bei-

Nicht aus einer, in früher Jugend etwa gefaßten Begierde nach kriegerischen Thaten — obwohl sein großes Feldherrntalent in ihm schlummerte — unternahm er seine Kriege, sondern auf den — vermeintlich oder wirklich — vernommenen Ruf seiner Königspflicht hin; den „allerdings muß ein großer Fürst die Anführung seiner Truppen selbst übernehmen, und in seiner Armee, wie in seiner Residenz bleiben. Das verlangt sein Vortheil, sein Ruhm, seine Pflicht, kurz Alles von ihm. So wie er das Oberhaupt der Gerechtigkeitspflege ist, eben so ist er auch der Beschützer und Vertheidiger seines Volkes; und er muß die Vertheidigung seiner Unterthanen für einen der wichtigsten Gegenstände seines Amtes ansehen, welchen er folglich Niemand als sich selbst anvertrauen kann (Antimacchiavell).“ — Wenn es das Wohl seines Staates erfordert, war Friedrich in jedem Augenblicke bereit, die Waffen zu ergreifen oder niederzulegen, und wenn er sie früher ergriff, als es nothwendig schien oder war, so geschah dieses, weil „es besser ist Anderen vorzukommen, als sich von ihnen zuvorkommen zu lassen.“ — Sein Hauptaugenmerk ging immer darauf, „dadurch seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern, daß er sich immer wohl gerüstet und zum Kriege bereit zeigte.“

Bei der Betrachtung des Verfahrens, welches Friedrich in der Leitung der inneren Angelegenheiten seines Militärs beobachtete, muß nothwendig der Umstand sehr auffallen, daß in der Beförderung zu höheren Militärstellen stets die adelige Geburt berücksichtigt wurde, und wohl nur selten ein Soldat von bürgerlicher Abkunft zu einem höhern Offiziersgrade gelangen konnte. In dem Reglement für die Husaren zwar hieß es: „Wenn bei einem Regiment Offiziers abgehen; so soll der Obriste oder Kommandör die guten Unteroffiziere, welche sich am meisten zum Dienst appliciren und es meritiren, ohne Unter-

---

stimmen können, einen Platz finden. Es lautet: „Das Mißverhältniß seines (Friedrichs) Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil, da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser seyn, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können?“ —

schied ihres Standes, unparteiisch nach dem Alter ihres Dienstes Sr. K. M. zu Offiziers vorschlagen.“ Aber das Reglement für die Infanterie und die Dragoner befahl: „Wenn bei einem Regimente ein Offizier abgehet; so soll der Obriste oder Kommandör einen Edelmann, welcher es am besten meritiret, zum Offizier Sr. K. M. vorschlagen, und der Obriste oder Kommandör soll davor responsabel seyn, wann ein solcher Unteroffizier nicht alle Qualitäten haben wird, die ein Offizier haben muß.“ — „NB. Wenn ein Unteroffizier, welcher kein Edelmann ist, große Meriten und einen offenen Kopf hat, auch dabei ein gut Exterieur, und wenigstens zwölf Jahre gedient hat, so soll selbiger zum Secondlieutenant Sr. K. M. vorgeschlagen werden.“ Wer in ein Cadettenhaus aufgenommen werden wollte, mußte von gutem Adel seyn, und der König hielt sehr streng darauf, daß dieses beobtet wurde. In einem Schreiben an den Generalmajor v. Mosch vom 19. März 1784 heißt es: „Ich habe vernommen, daß bei den Cadets drei Brüder Stephani sich befinden. Da ich nun nicht gar zu gern haben will, daß solche Leute, die nicht von wahrem und rechtem Adel, wie diese Stephani sind, wie Offiziers bei die Regimenter kommen; so habe Ich euch solches hierdurch zu erkennen geben wollen, und habt ihr selbige nur da abzuschaffen. Allenfalls könnt ihr sie an die Artillerie abgeben, da gehet das eher an: da können sie wohl seyn.“ — Eine solche Härte ist in der That schwer zu erklären oder mit der übrigen Denk- und Handlungsweise Friedrichs in Einklang zu bringen. Man denke sich, wie fühlbar es einen in den Waffen ergrauten Krieger treffen mußte, der sich stets gegen Andere, welche sich vielleicht weit minder, als er, verdient gemacht hatten, zurückgesetzt sah, und dem stets seine Geburt als ein Fehler angerechnet wurde, auch das größte Verdienst nie vollkommen gut machen konnte. Zwar trifft Friedrich hier nur der Vorwurf, daß er die bestehenden Verhältnisse in ihrer schädlichen Wirkung fortbestehen ließ; aber für einen hellen vorurtheilsfreien Geist, wie Friedrich war, ist ein solcher Vorwurf immer schwer genug. „Wie viele Feldherrn — ruft er selbst ja in dem Antimacchiavell aus — wie viele Staatsminister und Kanzler sind nicht von bürgerlicher Abkunft! Europa ist voll von solchen Männern, und dadurch nur um desto glücklicher; denn so sind diese Stellen dem Verdienste ertheilt.“ Indessen läßt es sich denken, daß Friedrich sich nie dahin verlor, daß er einen Adeligen blos seiner Herkunft wegen, und wenn er ohne Verdienst gewesen wäre, befördert hätte; obschon er es sich recht eigentlich angelegen seyn ließ, den Adel als solchen zu erhalten und vor Verfall zu sichern. Im Gegentheile war wohl der

Grund seines Verhaltens hierin der, daß er glaubte, der Adel habe schon in seiner Geburt und Abstammung eine Aufforderung, sich durch Thaten auszuzeichnen und des höheren Ranges, welchem ihm, wie er sagte, die Natur ertheilt habe, würdig zu machen. Vorzüglich aber mochte er denselben für das militärische Leben und zum Streben nach militärischem Ruhme, nach welchem, zu seiner Zeit, die niederen Stände sich eben nicht sehr begierig zeigten, bestimmt erachten; da bei denselben von frühester Jugend an das Gefühl der Ehre, dieses Lebensprinzip kriegerischer Thaten, geweckt und ausgebildet wurde. „Meine Herren — sagte er später einmal (1770) zu seinen Ministern, die er um sich versammelt hatte, und denen er anzeigte, daß er eine bedeutende Summe zur Unterstützung des Adels ausgesetzt habe — ich empfehle Ihnen besonders die Unterhaltung und Unterstützung meines Adels: ich halte viel auf ihn, den ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viele wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hie und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gerne, besonders da es mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden.“ Auch das mochte ihn hiebei leiten, „daß (wie es im Antimachiavell heißt) die Erbfürsten eine große Stütze ihres Besitzes in der innigen Verbindung finden, welche zwischen ihnen und den mächtigen Familien des Staates ist. Denn diese letzteren verdanken ihre Güter, oder ihre Größe dem regierenden Hause; ihr Schicksal ist vom Schicksal des Fürsten so unzertrennlich, daß sie diesen nicht sinken lassen können, ohne als gewiße und nothwendige Folge ihren eigenen Umsturz voraus zu sehen.“

Friedrich hatte nie ein eigentliches Kriegsministerium, sondern er versah die meisten Geschäfte desselben selbst. Er ordnete alle die verschiedenen Angelegenheiten seines Militärs meistens durch eigene Befehle an die Chefs der einzelnen Regimenter, und war auch in dieser Beziehung Selbstregent im vollkommensten Sinne des Wortes. Die finanziellen Verhältnisse des Militärs ordnete das Militärdepartement des Generaldirectoriums, militärische Justizangelegenheiten aber, so wie die Beförderungen bei der Armee besorgte das Generalauditoriat unter unmittelbarer Aufsicht des Königs. Eine besondere geheime Kriegskanzlei, die stets an dem jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs war, war für alle diese Geschäfte bestimmt. Bei wichtigen Veränderungen, oder bei bevorstehendem Kriege holte Friedrich, gewöhnlich auf schriftlichem Wege, den Rath seiner vertrauten Generale ein. Zu diesen

gehörten um diese Zeit vorzüglich der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Feldmarschall Graf von Schwerin, und namentlich vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der General von Winterfeldt.

Den 9. April 1747 starb der graue Held Leopold von Dessau *), und Schwerin trat jetzt wieder in seine vorige Stelle ein. Friedrich hatte es sehr ungern gesehen, daß der letztere aus seinen Diensten getreten war; allein der Umstand, daß derselbe mit dem Fürsten von Dessau, von welchem ihn schon die völlige Verschiedenheit des Charakters trennte, nicht harmoniren konnte, führte die Nothwendigkeit herbei, zwischen einem der beiden Generale zu wählen. „Was macht sein Bruder?“ fragte er einst den Oberjägermeister von Schwerin, dieser antwortete: Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. „Grüße er ihn doch, versetzte der König; es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin.“ — Auch der Generalmajor von Holz, der zur Parthei des Fürsten von Dessau gehört hatte, starb in dem Jahre 1747. **)

Die Aufsicht des Königs über das Militär war natürlich äußerst genau und streng, und erstreckte sich auf Zucht und Sitte der einzelnen Regimenter. Wenn ein Obrist oder General ein Regiment erhielt,

*) Bezeichnend für das Verhältniß Friedrichs zu diesem verdienstvollen Generale ist Folgendes; Der Fürst von Dessau that sich bei jeder Gelegenheit viel auf den Sieg bei Kesselsdorf zu Gute, und setzte wohl dabei die Verdienste der übrigen Generale in Hintergrund. Friedrich machte ihm daher ein Geschenk mit einem schön gezeichneten Plane dieser Schlacht, auf dessen Etikette aber ein alter Kater sichtbar war, der einen Bart hatte, gerade, wie ihn der Fürst zu tragen pflegte. Er hielt in seiner Pfote eine aufgewickelte Rolle mit den Worten: „Sieg bei Kesselsdorf den 18. Dec. 1745.“ — Merkwürdig ist noch das Schlachtgebet des Fürsten von Dessau. Es lautete: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern sieh zu, wie es kommt.“ —

**) Der König besuchte ihn in seiner letzten Krankheit und sprach zu ihm, als er an sein Krankenlager getreten war: „Mein lieber Holz, bleibe er ja ruhig, und erlaube er nur, daß ich ihm zeigen darf, wie sehr mir sein Zustand nahe geht.“ Holz antwortete mit schwacher Stimme: „Zu viel Gnade, Ew. Majestät, es schmerzt mich heftig, Sie verlassen zu müssen, aber das Schicksal befiehlt es.“ — Habe er nur Muth, fuhr der König fort, mein lieber Holz! seine Jahre geben mir noch Hoffnung, Ihn gesund wieder zu sehen; spare er ja nichts, um mir das Vergnügen zu machen, das ich als sein wahrer Freund empfinden werde, wenn er wieder gesund wird, u. s. w.“

so wurde er immer nach Potsdam beschieden und der König gab ihm mündlich seine Instruktion. „Höre er, sagte er einst zu einem General, der ein Regiment in Pommern erhielt, ich gebe ihm ein gutes und braves Regiment; aber daß es gut bleibt, ist von nun an seine Sorge. Die Menschen arten leicht aus, wenn sie nicht in Zucht erhalten werden, und das letztere muß er fleißig beobachten. Er muß den Offiziers nicht zu viel durch die Finger sehen, sonst verwildern sie mir. Was meint er wohl, wenn diese Hecke in ein oder zwei Jahren nicht beschnitten wäre, ob sie wohl so aussehen könnte, wie jetzt? — Ich mache ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich ihm anvertraue; aber er muß auch nichts brauchbares wegschneiden, und erst abwarten, was daraus werden will. Künftiges Jahr werde ich ihn und sein Regiment sehen, aber dann wollen wir von unserer Gärtnerei mehr sprechen.“

Friedrich hielt regelmäßig jedes Jahr Revüen über seine ganze Armee, und es waren die Reisen *) zu diesem Zwecke, welche den Sommer hindurch dauerten, auf bestimmte Weise angeordnet. Die Truppen wurden unter seinem Befehle in verschiedenen Manövers, zu denen er meistens die Plane selbst entwarf, geübt. Vorzügliche

*) Diese Reisen hatten auch zugleich den Zweck, die möglichst genaue Kenntniß von den Verhältnissen, den neuen Anordnungen und deren Fortgang und Erfolg in allen den verschiedenen Theilen des Landes zu verschaffen. Die gewöhnlichen Geschäfte wurden durch solche Reisen nicht gestört, sondern es mußten alle eingehenden Sachen nachgesandt werden, und auch das Kabinet den König begleiten. Noch ehe er sich zu den Revüen begab, fertigte er das Nöthigste ab, das Uebrige besorgte er, nachdem er von den Truppenübungen zurückgekommen war. Um die Zeit, welche durch diese Reisen verloren ging, zu ersetzen, fing er bei dem Beginne derselben an, sich allmählig an früheres Aufstehen zu gewöhnen, so daß in der Mitte des Sommers die Arbeitszeit schon um 2 Uhr des Morgens begann. Waren diese Reisen beendigt, so wurde der Schlaf wieder täglich um Etwas verlängert. Auch die tägliche Lectüre wurde während der Reise nicht ausgesetzt, sondern blos abgekürzt und auf kleinere Werke beschränkt, um sie nicht so oft unterbrechen zu müssen. Die Privatcorrespondenz wurde auf das Nöthigste eingeschränkt. Durch alle diese kleinen Mittel wurde so viel Zeit erspart, daß die Hauptgeschäfte in ihrem Gange nicht gestört wurden, und es wurden Bittschriften ꝛc., welche während der Reisen an den König gelangten, beinahe eben so bald als zu anderer Zeit beantwortet. Auf diesen Reisen erkundigte sich der König nach den kleinsten Einzelheiten auf alle Weise, und es mußten sich die verschiedenen Beamten immer bei ihm einfinden. Auch die Landräthe mußten erscheinen und wurden, wenn sie solches unterließen, durch eigene Rescripte dazu ermahnt.

Aufmerksamkeit schenkte hiebei Friedrich der Reiterei, welche allerdings noch Vieles einzuholen hatte. Schon im Februar fingen die Truppenübungen an, und zwar in der Kurmark, im Magdeburgischen und in Pommern gleichzeitig. Im Mai fand die Besichtigung der Truppen in der Mark, welche sich bei Berlin zusammengezogen hatten, statt, und hierauf wurde die Uebung der Magdeburg-Halberstädtischen Regimenter vorgenommen, bei welchen oft ein kleiner Besuch in Braunschweig gemacht wurde. Auf diese folgten die Revüen in Westphalen, Pommern, West- und Ostpreußen. Den 12. oder 13. Juni kehrte der König zurück, und jetzt trat eine Erholungszeit ein, welche der genauern Untersuchung des inneren Zustandes seiner Länder gewidmet wurde. In der Mitte Augusts begann die Reise nach Schlesien, welche Anfangs September beendigt war, und auf welche die Untersuchung der Artillerie, und zuletzt das sogenannte große Herbstmanöver bei Potsdam folgten. Bei diesem letztern wurden die großen Operationen des Krieges praktisch geübt, und mit neuen Erfindungen wurde der Versuch gemacht. Für die Kenner der Kriegskunst waren die Operationen besonders lehrreich, und es wurden zu denselben Offiziere aus allen Provinzen des Landes eingeladen. Auch fremde Offiziere wurden oft zu denselben zugelassen. Der Marschall von Sachsen, mit dem der König in Briefwechsel *) stand, wohnte im Jahre 1749 den Revüen in Berlin bei, und es wurden aus dieser Veranlassung neue Kriegsoperationen veranstaltet.

---

*) In einem vom 5. Nov. 1746 datirten Briefe des Königs an diesen großen Kriegshelden heißt es: „In der ersten Jugendhitze, wo man nur seiner lebhaften, und durch keine Erfahrung gemäßigten Einbildung folgt, opfert man Alles den Handlungen auf, die in die Augen fallen, und sonderbaren Begebenheiten, die einen Glanz verbreiten. In den ersten Jahren meines Oberbefehls über die Truppen, war ich für die Spitzen der Heere. Allein viele Begebenheiten, die ich erlebt und an denen ich selbst Theil genommen, belehrten mich eines Bessern. Es waren gerade diese Spitzen, welche mir den Feldzug von 1744 verdorben." — „Die größte Kunst im Kriege ist, allen Zufällen zuvorzukommen, und die größte Geschicklichkeit eines Generals besteht darin, daß er frühzeitig alle Mittel vorbereitet habe, um in dem entscheidenden Augenblicke der Ausführung nicht verlegen zu seyn. Je besser, je geordneter und je mehr unterrichtet die Truppen sind, desto weniger wird zu ihrer Anführung erfordert, und da man Schwierigkeiten zu überwinden hat, die ruhmvoll sind, so erwirbt sich derjenige, welcher die meisten überwunden hat, auch die größte Ehre. Man wird zu allen Zeiten aus einem Fabius einen Hannibal machen, aber nie aus einem Hannibal einen Fabius." —

Die Schießgewehre wurden in dieser Zeit bedeutend verbessert, und auch sonstige wichtige Veränderungen in den militärischen Uebungen vorgenommen. Der Bau der Festungen wurde mit vielem Fleiße betrieben, und das Heer wurde während dieser Periode im Ganzen auf 160,000 Mann vermehrt. Ein Generalpardon für alle diejenigen, welche während des Krieges desertirt waren, war bekannt gemacht worden. In dem Jahre 1754 schrieb der König selbst für seine Generale einen Unterricht in der Kriegskunst. Unter Anderem heißt es hier: „Ich will selbst meinen Feldzug von 1744 aufopfern und bekennen, daß ich bei verschiedenen Fehlern einige guten Sachen gemacht habe, wie die Belagerung von Prag, den Rückzug und die Vertheidigung von Collin, und endlich den Rückzug nach Schlesien. Ich verlange davon nicht weiter zu reden, sondern von den unglücklichen Ereignissen, gegen die weder die menschliche Vorsicht, noch eine reife Ueberlegung etwas ausrichten können. Und da ich allein für meine Generale schreibe, so will ich keine andern Beispiele anführen, als die, welche mir begegnet sind.“ — „Ich glaube, die preußischen Truppen können ebenso gut als andere, Posten einnehmen, und sich derselben zu ihren Bewegungen bedienen, um die Vortheile der Artillerie zu benützen; aber sie müssen hernach wiederum plötzlich die Posten verlassen und dreist angreifen. Der Feind, der auf diese Art, anstatt angegriffen zu haben, jetzt selbst angegriffen wird, sieht dadurch seine Entwürfe auf Einmal vereitelt. Nicht zu gedenken, daß alle Unternehmungen vor den Augen des Feindes, auf welche er nicht vorbereitet ist, eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringen. — Nicht die Anzahl der getödteten Feinde gewährt uns den Sieg, sondern das Feld, das wir gewinnen. Das, wodurch man den Sieg erhält, ist, daß man dem Feinde kühn und in guter Ordnung entgegenrücke, und ihm den Kampfplatz abgewinne. Bei einem Heere von 50,000 Mann, ist der Verlust von 4 — 5000 Mann eine unbedeutende Sache. Nur die Muthlosigkeit, ist das größte Uebel bei dem Verluste einer Schlacht. Alle Furcht muß der geschlagene General sowohl von sich als von seinen Offizieren und Soldaten zu entfernen suchen. Die besten Feldschlachten sind die, wenn man den Feind zum Schlagen nöthigt. Es ist eine gute Regel, den Feind dahin zu bringen, wozu er keine Lust hat, und da euer Vortheil dem seinigen geradezu entgegengesetzt ist, so müßt ihr immer das wollen, was ihm zuwider ist.“ — Indem ich gewisse Regeln. — schließt er zuletzt — von den Schlachten gegeben habe, so kann ich nicht vergessen, daß ich selbst sie oft aus Unvorsichtigkeit

übertreten habe. Meine Offiziere müssen sich vor meinen Fehlern hüten und wissen, daß ich darauf bedacht bin, dieselben abzulegen."

Den besten Ueberblick über die Thätigkeit Friedrichs während dieser Periode in Beziehung auf das Militärwesen gewährt dessen eigene Schilderung in dem Anfang seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges. „Das Justiz- und Finanzwesen — heißt es dort — erschöpfte nicht die ganze Aufmerksamkeit des Königs; das Kriegswesen, dieses Werkzeug für Ehre und die Erhaltung der Staaten wurde nicht verabsäumet. Der König richtete auf dasselbe ein wachsames Auge, damit die Mannszucht und die Subordination in jeder Provinz strenge aufrecht erhalten würde. Die Truppen versammelten sich regelmäßig alle Jahre in Friedenlagern, wo man sie in großen Evolutionen und Manövern einübte." Nachdem er das Einzelne aufgezählt, fährt er fort: „Man erhöhte bei einigen Regimentern, deren Cantone sehr volkreich waren, die Anzahl der Ueberzähligen auf 36 oder wenigstens auf 24 Mann in jeder Compagnie, ungeachtet keine neue Werbung angestellt wurde, so schaffte doch die Menge dieser Ueberzähligen einen Zuwachs von 10,000 Soldaten. Alle Bataillone und alle Cavallerie-Regimenter hatten an ihrer Spitze alte Befehlshaber, erprobte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienst. Das Korps der Kapitäne bestand aus erfahrenen, verständigen Männern. Die Subalternoffiziere waren auserlesen; mehrere derselben besaßen viel Fähigkeit, und verdienten zu höheren Stellen erhoben zu werden. Mit einem Wort! die Thätigkeit und der Wetteifer, welche die Armee beseelten, waren bewundernswürdig. Nicht gleich gut war dieß in Rücksicht der Generale, obgleich einige derselben Männer von wahren Verdiensten waren. Der größte Theil derselben aber hatte bei vieler Herzhaftigkeit wenig Energie des Geistes. Beim Avancement folgte man der Rangordnung; so daß nicht die Geschicklichkeit, sondern das Dienstalter das Glück bestimmten. Dieser Mißbrauch war alt und bei den vorigen Kriegen hatte er keine nachtheiligen Folgen geäußert, weil man weniger Detaschements zu machen hatte; und weil die östreichischen Truppen, die er gegen sich hatte nur mittelmäßig waren, und die Taktik gänzlich vernachläßigt hatten. Eine gute Acquisition machte der König, als er den Marschall Keith aus Rußland in seine Dienste zog. Dieser Mann war sanft im Umgange, und führte einen moralischen Lebenswandel, war geschickt in seiner Kunst, und verband mit der feinsten Lebensart eine heldenmüthige Tapferkeit am Tage der Schlacht. Das Artilleriekorps war verstärkt worden. Der König vermehrte es bis auf drei

Bataillone, von welchen das letzte für die Besatzungen bestimmt war. Es war wohl geübt und in gutem Stande, aber nicht zahlreich genug zu der ungeheuern Menge von Geschütz und Feuerschlünden, welche eine neue Sitte bald bei den Kriegsheeren einführte. Man hätte dasselbe verdoppeln müssen; da dieß aber in dem vorhergehenden Kriege nicht gebräuchlich war, und da diese zwei Bataillone den Dienst, den man von ihnen verlangte, Genüge geleistet hatte, so dachte man Anfangs an keine Vermehrung. Während des Friedens wurden die Festungswerke von Schweidnitz aufgeführt, und die Werke von Neiße, Kosel, Glatz und Glogau vollendet. Schweidnitz sollte der Armee zur Niederlage dienen, im Falle der Krieg auf dieser Gränzseite nach Böhmen geführt würde; und da die Oestreicher im letzten Kriege wenig Geschicklichkeit in Absicht der Belagerung und der Vertheidigung von Festungen gezeigt hatten, so ließ man es dabei bewenden, diese Werke ganz leicht anzulegen." Friedrich tadelt diese Fahrläßigkeit. „Auf der andern Seite sah man auch ein, daß eine Armee, die sich in noch so gutem Stand befindet und gut unterhalten wird, doch zum Kriegführen noch nicht hinreichend ist; sondern daß man großer Vorräthe auf den Nothfall bedarf, um dieselbe zu bewaffnen, zu kleiden und so zu sagen, wieder neu herzustellen. Deshalb legte man große Vorrathssammlungen an, von allen Arten der Ausrüstung, von Sätteln, Patrontaschen ꝛc. ꝛc." Im Zeughause wurden 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen, ebensoviel Pistolen Carabiner und Bandeliere aufbewahrt; kurz Alles das, was man stets neu anschaffen muß, und was die Zeit nicht immer gestattet, im Nothfall schnell genug zu erhalten. Man hatte grobes Geschütz gießen lassen, welches aus 80 Batteriestücken und 20 Mörsern bestand, und in der Festung Neiße niedergelegt wurde. Der Pulvervorrath belief sich auf 56,000 Centner, die in die verschiedenen Festungen des Landes vertheilt waren. In den Fruchtmagazinen waren 36,000 Wispel Mehl und 12,000 Wispel Hafer aufgehäuft; so daß durch alle diese vorläufigen Einrichtungen und Maßregeln Alles zum Kriege bereit war, den man vorher sah, und der nicht sehr entfernt schien. Im Jahre 1755 machte der König sogar eine Vermehrung in seinen Garnisons-Regimentern.

Wenden wir uns nun zu dem Privatleben Friedrichs während dieser Periode, so führt uns dieses zu seinem stillen philosophischen Wohnsitze, nach Sans-Souci. Früher hatte Friedrich bloß den Plan gehabt, auf der schöngelegenen Höhe bei Potsdam ein sogenanntes Weinberghaus zu erbauen, und erst später faßte er den Entschluß,

dasselbe zu erweitern, so daß nach seiner Rückkehr aus dem Felde Vieles wieder abgebrochen und weiter hinausgerückt werden mußte. Friedrich wollte alle seine Plane und Wünsche schnell verwirklicht und ausgeführt sehen, und dieses ließ ihn nicht so sehr für die Dauer, als für seine Bedürfnisse und seinen Geschmack bauen. Eine außerordentliche Zahl von Händen war damit beschäftigt, den Plan Friedrichs auszuführen. Gleichzeitig mit dem Hauptgebäude waren die Gartenanlagen begonnen worden. Bäume und Blumen aller Art wurden aufgeboten, um die gefälligsten Gruppirungen aller Art darzustellen, um Mannigfaltigkeit und in dieser zugleich Einheit darzubieten. Der Berg ward in sech's zwölfstufige Terassen abgetheilt, die von herrlichen Weinreben umrankt waren. Auf dem Gipfel des Bergs erhob sich das Schloß, die schöne Aussicht über die Stadt und ihre herrliche Umgebung beherrschend. Getrennt von den Seitengebäuden bestand der eigentliche Wohnsitz des Königs aus dem Saale von Gypsmarmor mit korinthischen Säulen und einer von Harper gemahlten Decke, aus einem länglichrunden Saale nach der Gartenseite zu, dessen Hauptgesims von sechszehn geriffelten korinthischen Säulen von weißem Marmor getragen wird, einem Audienzzimmer, einem Concertzimmer, einem Schlafzimmer des Königs, einem Bibliothekzimmer oder dem sogenannten Cedern-Kabinet, und endlich aus einer kleinen Gallerie hinter den Zimmern des Königs. Neben diesen waren noch Zimmer für fremde fürstliche Personen, Freunde ꝛc.

Schon im Jahre 1746 erhielt dieser Palast allgemein die Benennung Sans-Souci *), und Friedrich, der in dem eben genannten

*) Im Jahre 1744 hatte der König den Bau von Sans-Souci beginnen lassen. Das erste, welches angelegt wurde, war — sein Grab, auf dem offenen Platze den Fenstern seines Studienzimmers gegenüber, in einer halben Rundung. Gleich nach Anlegung der Terassen, bevor noch der Grund zum Schlosse gelegt war, wurde dieses mit Marmor bekleidet, und in der Folge die Bildsäule, eine ruhende Flora vorstellend, darauf gesetzt. Der König wünschte in diesem Gewölbe nicht beigesetzt zu werden, und äußerte dieses gegen d'Argens. Er nannte dieses Schloß und seine Anlagen anfänglich sein Lusthaus oder Weinberglusthaus. Als er aber einst mit d'Argens hier spazieren ging, sprach er zu demselben: „Als ich hier mir einen Sommeraufenthalt bauen zu lassen beschloß, war es auch gleich meine Absicht, ein Grab dort einrichten zu lassen, und, auf die verborgene Gruft deutend, setzte er hinzu: „Quand je serai là, je serai sans-souci“ (Bin ich einst hier, dann bin ich sorgenfrei). Dieß soll die erste Veranlassung zur Benennung dieses Schlosses gewesen seyn.

Jahre seine Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte herausgab, nannte sich auf dem Titel dieses Werkes den Philosophen von Sans-Souci. Am 1. Mai 1747 bezog Friedrich unter Feierlichkeiten das Schloß, und von dieser Zeit an war er für den ganzen Rest seines Lebens an Sans-Souci gefesselt, das er von Jahr zu Jahr immer mehr verschönerte, und das mit seinen Reizen immer mehr und mehr in sein Wesen sich eineignete. „Trat er aus seinem Kabinet, so umfaßte sein Blick das zu seinen Füßen liegende Potsdam, einen Theil des Parks, die beiden Seen der Havel und die mit Tannen bewachsenen Berge der Umgegend. Diese herrliche Aussicht erhielt in seiner Seele jenen Gleichmuth, der allen kleinlichen Leidenschaften unzugänglich ist. Hier im Schoose einer ihren eigenen Gesetzen ewig treuen Natur fühlte er sich aufgeheitert durch Alles, was den Sinnen schmeichelt und das Herz zum allgemeinen Wohlwollen stimmt. Während Italiens Fruchtbäume, die er in reicher Fülle um sich her stellte, sein Auge und seinen Geruch zugleich ergötzten, versagte er sich nicht den Zaubertönen der Musik, die auf die Erhaltung einer inneren Harmonie hinwirken. Umgeben von Gegenständen der Mythologie und Geschichte, hatte er immer die ganze Vergangenheit vor sich, um an ihr abzumessen, was er, als Gesetzgeber und König, seinem Zeitalter schuldig war. Die Werke der Griechen und Römer (welche in guten französischen Uebersetzungen beinahe ausschließend seine Privatbibliothek bildeten) gewährten ihm einen unendlichen Stoff für sein Nachdenken, und wenn der Abend gekommen war, so fand er in der Unterhaltung mit geistreichen Freunden, die immer in seiner Nähe wohnten, jene Stärkung, welche die ernsten Regierungsgeschäfte des folgenden Tags heischten.“ Mit diesen Worten schildert ein würdiger Biograph Friedrichs das Leben zu Sans-Souci. Friedrich selbst schildert dasselbe in einer poetischen Einladungs-Epistel an seinen Freund, den Marquis d'Argens, mit lebhaften Farben. „Wenn du diese einsame Landlust kennen willst — heißt es hier — den Ort, wo dein Freund diesen Gesang dichtete, wo die schönsten seiner Lebenstage die Parze ihm spann, so wisse, daß auf dem Gipfel eines Hügels, wo ungehindert das Auge die Fernen durchdringt, das Haus seines Herrn emporsteigt. Vollendeter Arbeit Fleiß empfängt hier den Lohn. Ohne Ueberladung schmückt der von Menschen gemeißelte Stein, zu vielfachen Formen gestaltet, das Gebäude. Des Morgenroths erste Strahlen vergolden den Palast. Auf sechs Terassen gleitest du hinab, in vielfach grünes Gebüsch zu ent-

schlüpfen. Aus Marmor gehauene Nymphen, Phidias Meisterwerken gleich, von buschigem Laubwerk bedeckt, lassen silberne Tropfen zum Aether entsprudeln. Einförmig verfließen hier die Tage. Hier herrscht nicht die Thorheit langer qualvoller Gastmahle, die die Gewohnheit grausam verordnet, wo Ekel mit der Verschwendung des Midas gepaart, frostige Scherze die Ungleichheit der Gesellschaft, die Hofordnung und das wilde Geräusch verläugnen. Eine sparsam besetzte Tafel von nützlichen Reden gewürzt, wo bisweilen blitzende Funken des Witzes erheitern, befriedigen hier das mäßige Bedürfniß. Muntrer Scherz sinnreicher Einfälle wird hier der Völlerei eines Apicius und anderer Helden vorgezogen. Nicht niedrige Falschheit in der Verzückung ewiger Theaterumarmung, nicht grimmiger Haß, der treulosen Mundes den ganzen Vorrath von Schmeicheleien mühsam auskramt, findet sich für. Auch jene nicht, denen Eigenliebe die schönsten Farben leiht, stets Muster und Vorbild zu seyn sich dünken" ꝛc. — Was einst Rheinsberg dem aufstrebenden königlichen Jüngling Friedrich gewesen war, das ward jetzt Sans-Souci Friedrich dem Manne, dem Helden und Könige. Plane, die er dort geweckt und genährt, fanden hier ihre großartige Entfaltung und Verwirklichung; Entschlüsse, die er dort gefaßt, hier ihre Ausführung in steter und unausgesetzter Thätigkeit. „Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sans-Souci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne, der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihre Staatsräthe und Cazelleiverwandten; da war es leicht den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tages

geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Thunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor: der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sans-Souci, umgeben von seinen Classikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er starb. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich, und hinderte dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er eben so viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.“ Diese Worte eines der größten Geschichtschreiber deutscher Nation, enthalten, wenn auch im Schmuck begeisterter Rede, doch die wesentlichsten Anmerkungen, zu denen Friedrichs Thätigkeiten, in dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit und seines Privatlebens betrachtet, führen muß.

Regelmäßigkeit war der Grundzug in Friedrichs Privatleben, und auch hier erkennen wir, wie in manchem Anderen, den Vortheil der strengen militärischen Erziehung, die er genossen. Er war von früher Jugend an gewöhnt, sein düsteres Leben nach der ihm vorgeschriebenen Ordnung einzurichten. Und wie viel leichter mußte es ihm daher werden, eine von ihm selbst entworfene Ordnung der Geschäfte genau und strenge zu beobachten. — Im Sommer stand Friedrich um zwei oder drei Uhr, selten nach vier Uhr auf; im Winter vielleicht eine Stunde später; fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm. Bei vorgerücktem Alter sollte der Schlaf sieben Stunden dauern; aber es wurden oft acht bis neun. Außer etwa Karl XII. von Schweden, mag es keinen König gegeben haben, der sich so spärlich mit Kleidern versah, als Friedrich. Gewöhnlich kleidete er sich in die einfache Uniform seines Garderegiments zu

Fuß, welche nur mit einem Achselband und einem Sterne geziert war, und bloß an Gallatagen und bei großen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an.

Täglich Abends neun Uhr ging ein reitender Feldjäger von Berlin mit den eingelaufenen Briefschaften nach Potsdam, und wenn der König den andern Morgen nach dem Aufstehen „hier!“ rief, kam der Kammerlakai aus dem Vorzimmer mit den, von dem ersten Kabinetsrathe in versiegeltem Einschlusse, eingesendeten Briefen. Dieß waren nur solche Briefe, die (nach dem Pettschaft oder dem Postberichte) von Adeligen kamen, und welche der König, während ihm der Haarzopf gemacht wurde, selbst las, indeß zwei Kabinetsräthe alle übrigen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen sämmtlicher Departements, sowie alle Bittschriften der Nichtadeligen im Auszuge brachten. War Alles gelesen; bekamen die Kabinetsräthe auch diejenigen Briefe, die der König schon vollständig gelesen, soweit er nicht dieselben selbst beantwortete. Hierauf übergab, in dem vordersten Zimmer, der Adjutant der Leibgarde den Rapport von allen in Potsdam ein- und abgegangenen Fremden; der Berliner Rapport war schon am frühen Morgen mit den Briefschaften eingetroffen. Alsdann ging der König in sein Schreibzimmer, und durchlas, während er Kaffee trank, die zurückbehaltenen Briefe und den Berliner Rapport. Nach dem Kaffee pflegte er gewöhnlich Uebungsstücke auf der Flöte zu blasen, die er auswendig wußte; und dieses, meistens durch die Zimmer umhergehend, je nach seiner Gemüthsstimmung länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, als er mit demselben von der Musik und auch von den Wirkungen der Seele sich unterhielt, daß er während dieses Phantasirens oft allerlei Dinge überlege und nicht daran denke, was er blase, so, daß ihm während desselben schon die glücklichsten Gedanken selbst über Geschäfte eingefallen seyen. — Zwischen neun und zehn Uhr las der König die Auszüge des Kabinetsrathes zuerst einsam durch. Dann ließ er die Kabinetsräthe einzeln vor sich kommen und ertheilte ihnen die Entscheidungen, die sie dann mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben setzten, und wornach sie dann die größeren Antworten ins Einzelne ausfertigten. Diese Kabinetsräthe hatten daher, so weit bei einer Selbstregierung, wie Friedrichs, fremder Einfluß möglich ist, die größte Bedeutung und den umfassendsten Wirkungskreis unter seiner Regierung, da in der Stellung des Auszuges und des Vortrages sowohl, als in der Abfassung der Antworten ihre Persönlichkeit von nicht geringem Einflusse waren. Zwischen zehn und eilf Uhr

wurde dem Kommandanten die Parole gegeben, die dann bei der Parade um eilf Uhr ausgetheilt wurde. Hierauf beantwortete er Familienbriefe; sprach den Einen oder den Andern, den er gerade zu sich geladen hatte; las mit lauter Stimme; übte sich auch wohl, wenn es die Zeit gestattete, in einigen Concertstücken; besuchte die Parade; ritt oder ging spazieren *). Mit dem Schlage zwölf Uhr begann die Mittagstafel. Gewöhnlich wurden sechs Schüsseln aufgetragen, außer dem Obste, das Friedrich sehr liebte. War die Gesellschaft, die sich Friedrich jedesmal einlud, besonders anziehend, so dauerte die Tafel wohl bis vier oder fünf Uhr. Nie war Friedrich lebhafter, als wenn er bei Tafel, sich in der Gesellschaft seiner Freunde heimisch fühlend, oder auf irgend eine andere Weise angeregt, seiner übersprudelnden Laune freien Lauf ließ. Er selbst führte meistens die Unterhaltung: Politik, Religion, Geschichte, Kriegswesen oder sonst allgemein anziehende Gegenstände boten den Stoff, und Pikantes aller Art wurde von ihm und von seinen Tischgenossen vorgebracht. Beißende Satyre über diesen und jenen Gegenstand des allgemeinen Aberglaubens oder der Pedanterie erfolgten Schlag auf Schlag. Die Schranken der Observanz und Etikette waren hiebei meist verschwunden, Kaiser, Könige, Fürsten und andere mächtige Personen der Vergangenheit, mehr aber noch die der Gegenwart wurden zur Zielscheibe eines ungezügelten Witzes erkoren. Gab sich einer der Tischgenossen eine Blöße, so wurde er sogleich von allen Seiten, namentlich aber von Friedrich, mit schneidendem Spotte angegriffen, und häufig mußte einer der Anwesenden seinen Tribut an der Unterhaltung dadurch abtragen, daß er Gegenstand derselben wurde, wenn anders sein sonstiger Charakter oder seine Verdienste nicht Ehrfurcht und Achtung zu gebieten im Stande waren. — Alle Anwesenden sollten an der Unterhaltung Theil nehmen, ja Friedrich sah es sogar gerne, wenn die servirenden Diener mitlachten. Friedrich liebte überhaupt, bei seinen Umgangsgenossen sowohl als bei Andern, jene Gegenwart des Geistes, die immer das Zeichen einer starken, freigebildeten Seele ist. Er liebte es sehr, und es erregte bei ihm eine gute Meinung, wenn es Jemand verstand, viel Geist in wenig Worte zusammenzudrängen.

*) So wohl zu Pferde als zu Fuße trug Friedrich einen Krückstock der nachher beinahe sprüchwörtlich geworden. Friedrich machte gewöhnlich in der Lebhaftigkeit der Rede, sehr viele Bewegungen mit diesem Stocke.

Nach der Mittagstafel beschäftigte sich der König wieder eine halbe Stunde mit seiner Flöte, worauf die Kabinetsräthe die Briefe zur Vollziehung übersandten. Alsdann ging er allein oder in Gesellschaft, im Garten umher, um dessen Anlagen zu besehen: oder er hielt sich in den Sälen auf, wohin der sogenannte Lecteur (Vorleser) kam. Darget, d'Arnaud, de la Mettrie, de Prades, le Catt, und Andere waren nach einander Lecteurs bei dem Könige. Man sprach von den neuesten Erscheinungen in der literarischen Welt, wodurch man sich meist über irgend ein bestimmtes Gebiet des Wissens und seiner Resultate, oder über ein bestimmtes Buch, das beiden bekannt war, verbreitete. Auch wurden wohl einzelne merkwürdige Stellen aus eben erst erschienenen Schriften vorgelesen; aber Friedrich las selbst dem Vorleser vor und ließ ihn nur lesen, wenn er heißer war. — Während dieser Lebensperiode aber war die Zeit von vier bis sechs Uhr und wohl auch noch andere Stunden der schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet, und es ist ein unverkennbares Zeichen seines stets lebhaften und arbeitsamen Geistes, daß er, der so pflichtgetreu seinen Regierungsgeschäften sich hingab, eine Masse von schriftstellerischen Geistesprodukten hinterließ, wie sie wenige Männer von Fach hinterlassen haben. — Um sechs Uhr Abends begann das Concert, das etwa eine Stunde dauerte, und bei welchem der König sich auf der Flöte hören ließ. Außer den dabei Mitwirkenden, erhielten Wenige den Zutritt zu demselben. Der König soll namentlich das Adagio sehr ausdrucksvoll geblasen haben, wie er sich denn auch selbst in der Composition einiger Concerte versucht hat. In der Lebensperiode, von welcher der gegenwärtige Abschnitt handelt, bildeten auch die Abendmahlzeiten lichte Punkte in dem Privatleben Friedrichs. Der schon mehrerwähnte Baron Bielefeld schreibt in seinen freundschaftlichen Briefen vom 20. Mai 1746. „Se. Maj. lassen mich nicht nur oft zur Gesellschaft zu sich rufen, um Ihnen Etwas vorzulesen, oder Sie in das Concert zu begleiten; sondern ich habe auch die Ehre fast alle Abend, in Ihrer kleinen Tischgesellschaft, welches eine Art von geheimer Tafel ist, mit Ihr zu speisen. Dieses Glück, so groß es auch ist, rührt mich nicht so sehr, als mich das Vergnügen ergötzt, den König und die geistreichen Personen sprechen zu hören, die er zu seinen Abendmahlzeiten einladen läßt. Ich zweifle, ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Gesellschaft anzutreffen ist, als an dieser Tafel. Es scheint, als wenn der Monarch sich eine Lust mache, sich ganz der königlichen Würde zu entschlagen, um nur als

der liebenswürdigste unter den Menschen zu erscheinen; dagegen aber hat er das Vergnügen, zu sehen, wie wir auf unserer Seite den Schleier ablegen, mit welchem die Hofleute jederzeit das Gesicht bedecken, weil sie fürchten, sie möchten ihren blendenden Glanz nicht ertragen können, oder wohl gar davon verzehrt werden. Man sieht hier einen König, der sich aber nur als ein liebenswürdiger Beschützer beträgt, und begünstigte Unterthanen, welche vor seinen Augen einhergehen, ohne sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Waffen zur Vertheidigung zu wahren. Die Herzen sind hier wechselsweise einander offen, und der Geist wird durch keine Fesseln gebunden. Wenn das Concert zu Ende ist, setzt man sich zur Tafel, die Unterredung wird lebhaft, und der König wundert sich manchmal sehr, zwei Uhr nach Mitternacht schlagen zu hören, wenn er glaubt, daß er kaum eine Stunde bei Tafel gewesen." — Uebrigens ging der König gewöhnlich früh zu Bette, und stand zu der von ihm Abends vorher bestimmten Zeit wieder auf, da er, wie wir bereits in seiner Jugendgeschichte gesehen, in der kräftigeren Periode seines Lebens sich bestrebte, so wenig als möglich des Schlafes zu genießen.*) — Solange der König in Sans-Souci wohnte, kam jeden Abend ein Unterofficier mit sechs Flügelgrenadieren von der Potsdamer Schloßwache dahin, und ging mit der Reveille wieder dahin zurück, und Friedrich bewegte sich den ganzen Tag frei und harmlos, ohne bei jedem Schritte an die Höhe oder an eine Gefährlichkeit seines Standes erinnert zu werden. Sehr gut schildert dieß nach seinem Style und seiner Ausdrucksweise ein Zeitgenosse Friedrichs, der in seinen spätern Jahren ihn in seinem Sorgenfrei zu beobachten Gelegenheit hatte:

---

*) Gewöhnlich schlief einer seiner Lieblingshunde neben dem Könige im Bette, denn er hatte, wie überhaupt Alle, die ein sogenanntes Hagenstolzenleben (in gewisser Beziehung) führen, eine außerordentliche Liebe zu Hausthieren. Auf seinen Spaziergängen begleiteten Friedrich seine Lieblingshunde, die alle sehr sorgfältig verpflegt wurden, und in Friedrichs Zimmern nach Willkühr ihr Wesen trieben. Der Schmerz des Königs bei dem Verluste eines dieser Thiere war groß, und er ließ dieselben neben der für ihn selbst bestimmten Grabstätte begraben, und ihnen Grabsteine, die ihre Namen trugen, setzen. Auch an schöngebauten Pferden hatte Friedrich eine große Freude. Ueber die ausführliche Biographie der Hunde und Pferde Friedrichs, ihre Genealogie und Charakteristik, so wie ihre Lebensweise bis auf den Küchenzettel herab, im Zusammenhange mit der Weltgeschichte, siehe: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. Nauck'sche Buchhandlung. Berlin 1832. gr. 8. Erster Band. Seite 413—419.

„Zu Sans-Souci, wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet, und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmannes liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend Etwas dabei zu suchen, als das gemeine Beste; und dann in der andern Dichter ist und Philosoph: herrscht weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmale im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sey und was ich wolle? Ich sah nichts, und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause.“ — Man bedenke den Contrast dieser stillen Zurückgezogenheit Friedrichs auf seinem Sans-Souci, zu einer Zeit, wo die meisten Fürsten die Schändlichkeit ihres Hoflebens mit Wachen umstellten! — Man wird wohl keineswegs glauben, daß die oben bezeichnete Ordnung in Friedrichs Geschäftsleben (die wir, weil sie zur Bezeichnung des ungemein regen und thätigen Lebens, welches Friedrich führte, dienlich ist, und weil sie doch einmal die Geschichte in ihrer kleinsten Einzelheit aufbewahrt hat, ausführlicher als wir es selbst für nöthig erachten, angegeben haben) keine willkürlichen Abänderungen von ihm erlitten hätten, obgleich dieses selten und ungerne geschah. Es wäre Friedrich verstattet gewesen, nach allen Seiten hin ein glückliches Leben zu führen, wenn ihm nicht die Krone desselben gefehlt hätte — das Glück des häuslichen Lebens; daher erklärt sich, trotz des Strebens Friedrichs, dieses anderweitig zu ersetzen, manches Bizarre und Schroffe in seinem Charakter. Wissenschaft und Freundschaft sollten vorzüglich dazu dienen, ihm diesen Mangel zu ersetzen, waren dieses aber wohl nie im Stande, obgleich sich Friedrich selbst darüber nie ausgesprochen, und das Bewußtseyn jenes Mangels überhaupt bei ihm nicht sehr rege war.

Was nun die literarische Thätigkeit Friedrichs betrifft, so war es auch hierin sein größtes Verlangen, wenn er der Pflicht des Königs Genüge gethan zu haben glaubte, dem Drange des Menschen in ihm zu willfahren. Er konnte sich noch lange nicht bei jenem Zustande unüberwindbarer Ungewißheit über die heiligsten Interessen der Menschheit beruhigen, wo ihm als die höchste Gewißheit die Ungewißheit

und Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens erschufen. Er wollte Etwas, das ihm den höheren Seelenfrieden und die höhere Ruhe geben könne. Da bot sich ihm Wissenschaft und Kunst, und zwar erschien ihm nicht nur das einzelne Kunstwerk, sondern Kunst und Wissenschaft im Großen und Ganzen, insoferne als Selbstzweck, als sie den höheren Kreis unseres Strebens und Genießens ausmachen und wir durch dieselben mit der Geschichte der Menschheit und ihren Bestrebungen überhaupt verkettet werden. — Durch das Aussprechen seiner Meinungen, Maximen und Zweifel, durch das Fixiren seiner Gefühle, Reflexionen und Abstractionen, in mündlichen sowohl, als schriftlichen Aeußerungen, in gebundener sowohl, als ungebundener Sprache, suchte er sich und Andere zu immerwährender Anregung des Geistes, zum Denken und zur Klarheit zu führen. Zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen seines Lebens kämpfte er gegen jegliches Hinschlummern und Erschlaffen seines Geistes, sei es nun in Beziehung auf die Thaten, die er hervorbringe, oder in Beziehung auf das Leben und die Kraft in ihm selbst. Das historische Wissen allein blieb für ihn das ewig Unumstößliche, Haltbare, und an ihm suchte er stets die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Handlungen zu ermessen. Friedrich wurde deßhalb kein rückwärts gekehrter Prophet, der da glaubte, ein goldenes Zeitalter liege nur hinter uns. Er glaubte, daß es vor uns liege, und dieser Glaube gab ihm die Kraft und den Willen, das Seinige dazu beizutragen, um eines zu schaffen. Sagt ja schon der Verfasser des Antimachiavell: „Das Heidenthum stellte Janus mit zwei Gesichtern vor, um anzudeuten, daß es das Vergangene und das Künftige vollkommen kenne. Das Bild dieses Gottes kann, im allegorischen Sinne, sehr füglich auf die Fürsten angewendet werden. Sie müssen wie Janus rückwärts sehen, nämlich in die Geschichte aller verflossenen Jahrhunderte, welche ihnen heilsame Lehren ihres Betragens und ihrer Pflicht geben kann; sie müssen aber auch wie Janus vorwärts sehen: ihr Scharfsinn und die Kraft ihrer Ueberlegung muß alle Verhältnisse unter einander vergleichen, und so in den gegenwärtigen Ereignissen die folgenden Begebenheiten schon lesen." An der Geschichte aller Zeiten suchte Friedrich zu lernen, was er vollbringen müsse, um seinen Namen einst ehrenvoll in der Geschichte der Menschheit verzeichnet zu finden; sie war das Forum, vor das er jetzt schon sich und seine Handlungen stellen wollte. In einem später ausgearbeiteten Aufsatze sagt Friedrich: „Vielleicht glaubt Jemand, man dürfe nur mächtig und unumschränkt sein, um sich allem

**Wahnsinn seiner Launen zu überlassen, und seinen Willen zum Gesetze zu machen; sobald man unverletzlich sei, könne man allen Zwang ablegen, und das um so mehr, da es Niemand wagen würde, seine Stimme gegen solchen unerträglichen Mißbrauch der obersten** Gewalt zu erheben. Darauf antworte ich: auch ich bin der Meinung, daß die, welche bei ihren Lebzeiten, vermöge ihrer unumschränkten Macht, über die Gesetze gestellt sind, in der That eines Zügels bedürfen, der sie hindert, Mißbrauch von ihrer Gewalt zu machen, und die Schwachen zu unterdrücken, oder Ungerechtigkeiten zu begehen.“ Aber die Richterin der Fürsten, über die Stimme des Volks, ist die Geschichte. „Sie schont der furchtbaren Menschen nicht, vor denen die Erde zitterte; sie richtet dieselben, und belehrt dadurch, daß sie ihre guten Thaten billigt, die schlechten aber verdammt, alle Fürsten, was man einst an ihrer Handlungsweise loben oder tadeln werde. Das Urtheil über die Todten lehrt die Lebenden, was sie zu erwarten haben, und auf welche Weise ihr Name der Nachwelt überliefert würde. Vor diesem Tribunale müssen alle Großen nach ihrem Tode erscheinen, und da bestimmt man ihren Ruf auf immer. — Die Nachwelt ist unpartheiisch; sie kennet weder Neid noch Schmeichelei, läßt sich weder durch Lobreden noch durch Satyren verblenden, und scheidet das Gold von den Schlakken. Die Zeit, die auch das Geheimste an's Licht führt, entschleiert ihr die Handlungen der Menschen und ihre Beweggründe. Sie zeigt nicht einen Minister, dem die Höflinge Weihrauch duften lassen, nicht einen König, den Schmeichler umringen, sondern den Menschen, der alles Schmuckes, aller der Hüllen, die ihn verdecken, beraubt ist. Wer es weiß, daß er diesem Gerichte nicht entgehen kann, muß darauf bedacht seyn, fleckenlos vor ihm zu erscheinen. Guter Ruf ist das Einzige, was uns nach unserem Tode übrig bleibt, und es verräth keinen Dünkel, wenn man Gefühl für denselben hat. Wer bei seiner Geburt nur einigermaßen Adel und Hoheit der Seele erhielt, dem muß er sogar sehr nahe am Herzen liegen.“ ꝛc. ꝛc. Schon 1740 schrieb er an seinen Freund Camas: „Die Schmeichelei hat selbst die schändlichsten Tirannen vergöttert, für Gold ihnen Tugenden angelogen. Glücklicher Verrath und Uebermuth im Purpur haben stets Speichellecker gefunden. Hätten Cartouche oder Catilina sich eine Krone aufgesetzt, es würde ihnen nie an Schmeichlern gefehlt haben.“ Friedrich lebte also nicht minder für die Geschichte, als in der Geschichte. Nie hörte er auf, sich an derselben zu bilden, und die durch dieselben gewonnenen

Erfahrungen für Staatsverwaltung, Kriegskunst und Philosophie zu benützen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums allen andern vor, weil bei ihnen eine frischere und kräftigere Natur- und Weltanschauung sich findet, und die Ideen reicher, glühender und mehr die Thatkraft erregend sind.*) Friedrich selbst hat es versucht, nach ihrer Weise seine Geschichte zu schreiben. Er hatte theoretisch (denn practischen Einfluß scheint diese Ansicht doch weniger gehabt zu haben) jene traurige, aber doch oft unabweisliche Geschichtsansicht. Am Schlusse der Abhandlung über die Sitten rc. heißt es: „Die Revolutionen, welche Monarchien und Republiken erfahren, haben ihre Ursachen in den unwandelbaren Gesetzen der Natur. Es ist nothwendig, daß die Leidenschaften der Menschen zu Triebrädern dienen, um unablässig neue Decorationen auf der großen Schaubühne herbeizuführen und in Bewegung zu setzen; daß die kühne Wuth des Einen das wegnimmt, was die Schwachheit des Andern nicht vertheidigen kann; ferner daß Ehrgeizige Freistaaten umstürzen, und daß List bisweilen über Einfalt siegt. — Ohne diese großen Revolutionen bliebe die Welt stets einförmig, es gäbe keine neuen Begebenheiten darin; die Schicksale der Nationen wären ungleich: denn einige derselben würden stets civilisirt und glücklich, andere aber stets barbarisch und unglücklich sein. — Wir haben gesehen, daß Monarchien entstanden und untergingen; daß rohe Völker sich policirten und Muster für andere Nationen wurden. Könnten wir daraus nicht schließen, daß es für diese Völker (wenn man so sagen darf) einen ähnlichen Kreislauf gibt, wie für die Planeten, die, wenn sie in zehntausend Jahren den ganzen Himmelsraum durchlaufen haben, sich wieder an der ersten Stelle befinden **)?“ — Durch das Studium

---

*) Als ein Zeichen, wie Friedrich über gewisse Geschichtschreiber urtheilte, stehe hier eine Stelle aus der Abhandlung über die Sitten rc.: „Teisser erhielt unter der Regierung Friedrichs I. den Auftrag, die brandenburgische Geschichte zu schreiben; er machte aber statt derselben eine Lobrede. Pufendorf schrieb das Leben Friedrich Wilhelms; aber, um nichts auszulassen, vergaß er weder die Kanzlisten, noch die Kammerdiener dieses Fürsten, so viel er ihrer nur zusammenbringen konnte. Unsre Schriftsteller haben, dünkt mich, immer darin gefehlt, daß sie das Wesentliche nicht vom Unbedeutenden unterschieden, die Thatsachen nicht genug ins Licht setzten, ihre schleppende, mit Inversionen und unzähligen Beiwörtern beladene Prosa nicht gedrängter machten, und als Pedanten, nicht als Leute von Kopf, schrieben.“

**) Bei einer von den gesellschaftlichen Zusammenkünften, welche der König mit seinen gelehrten Lieblingen hatte, äußerte Jemand, das Jahr-

der Geschichte und die aus derselben gezogene Philosophie entstand übrigens mancher Widerspruch in Friedrichs Charakter. Hierauf fußt sich wohl auch noch seine Vorliebe für den Adel, indem er sich stets dahin aussprach, daß dem Adel auch noch seine geschichtlichen Erinnerungen als Sporn zur Ehre dienen müßten.

Friedrich trat zuerst als Geschichtschreiber seines Hauses auf, indem er während dieser Periode seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Brandenburgs“ schrieb und herausgab. Hertzberg, der 1752 durch eine Abhandlung über die ältesten Bewohner der Mark Brandenburg den Preis in der Akademie erhielt, machte für Friedrich die Auszüge aus den Archiven ꝛc., und diese Geschichte wurde stückweise in der Akademie vorgelesen. „Die Geschichte — so beginnt die Vorrede — wird als eine Schule der Fürsten betrachtet: sie stellt ihrer Erinnerung Monarchen dar, welche Väter ihres Vaterlandes waren, aber auch Tyrannen, die es verheerten; sie zeigt ihnen die Ursachen, weßhalb Reiche steigen und fielen; sie entwickelt eine so große Menge von Charakteren, daß einige darunter nothwendig den Charkteren der Fürsten unserer Zeit gleichen müssen, und, indem sie über den Ruf der Todten entscheidet, richtet sie stillschweigend auch die Lebendigen. Durch die Schande, mit der sie lasterhafte, nicht mehr vorhandene Menschen bedeckt, ermahnt sie die gegenwärtige Generation zur Tugend, und scheint ihr zu offenbaren, welchen Ausspruch die Nachwelt über sie fällen werde. — Obgleich das Studium der Geschichte eigentlich der Prinzen Sache ist, so kann sie doch den Privatpersonen nicht minder nützlich sein, da sie eine Kette von Begebenheiten aller Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten ist. Der Rechtsgelehrte, der Staatsmann und der Militär nehmen ihre Zuflucht zu ihr, und lernen daraus, welchen Zusammenhang das Gegenwärtige mit dem Vergangenen hat. Sie finden darin die, welche ihrem Vaterlande treu gedient, mit Lob, und die, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger gemiß-

---

hundert Friedrichs sey das Jahrhundert der Revolutionen. „Es sind die kleinen Leidenschaften, die sie erzeugen, antwortete der König; sie fachen den Geist an, und so nähern und berühren sie sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So wie die Musik — hier hob er die Flöte, die er in der Hand hielt, empor — nur aus sieben Grundtönen besteht, ebenso wird das Rad des harmonischen Systemes der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenschaften getrieben, die sich ins Unendliche ändern und moduliren, und welche der kalte menschliche Verstand nicht zu entwickeln vermag.

braucht, mit Abscheu genannt; und so erwerben sie sich eine frühzeitige Erfahrung. — Wer die Sphäre seiner Begriffe nur auf seinen Wohnort beschränkt, und seine Kenntnisse nicht über seine Brodwissenschaft hinaus erweitert, der sinkt durch die gröbste Unwissenheit zum Thiere hinab; wer aber in die Zeiten vor uns eindringt und mit Kraft seines Geistes die ganze Welt umfaßt, der besiegt in der That Unwissenheit und Irrthum, der hat in allen Jahrhunderten gelebt, und wird in der That ein Bürger aller Orte und aller Länder. — Die Universalgeschichte dient dazu, uns in der Menge von Begebenheiten, die sich in allen Ländern ereignet haben, zu orientiren; sie führt uns von dem entferntesten Alterthume mit Ordnung durch die Jahrhunderte, und bezeichnet gewisse Haupt-Epochen, an die das Gedächtniß sich halten kann. Aber eben so hat die Spizial-Geschichte ihren Nutzen, da sie die Folge der Begebenheiten, die sich in einem Reiche zugetragen haben, auseinandersetzt, und sich bloß auf diesen einzigen Gegenstand beschränkt. Die Universal-Geschichte stellt uns ein großes Gemälde mit einer ungeheuern Menge Figuren dar, von denen einige durch starken Schatten andere zu wenig hervorspringende bedecken, daß man sie nicht bemerken kann. Die Spezial-Geschichte hebt aus diesem Gemälde eine einzelne Figur heraus, malt sie ins Große, benützt bei ihr die Wirkung von Licht und Schatten, welche sie geltend machen, und setzt das Publikum in Stand, die Figur mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die sie verdient. — Ein Mensch, der nicht vom Himmel gefallen zu seyn glaubt, der die Entstehung der Welt nicht von seinem Geburtstage an datirt; der muß begierig seyn, das zu erfahren, was zu allen Zeiten und in allen Ländern vorgegangen ist. Nimmt seine Gleichgiltigkeit keinen Antheil an dem Geschicke so vieler großer Nationen, welche Spielbälle des Glückes gewesen sind; so wird er sich doch wenigstens für die Geschichte des Landes interessiren, welches er bewohnt, und die Begebenheiten, an denen seine Vorfahren Theil gehabt haben, mit Vergnügen sehen. Mag ein Engländer nichts von dem Leben der Könige wissen, die auf dem persischen Throne gesessen, oder mag er die unmäßige Zahl von Päpsten, welche die Kirche beherrschten, mit einander verwechseln. Das verzeiht man ihm; aber so nachsichtig ist man nicht, wenn er von dem Ursprunge seines Parlaments, von den Gebräuchen seiner Insel und von den verschiedenen Stämmen seiner Könige, die auf derselben regiert haben, nicht unterrichtet ist.“ Nun greift er die Vorarbeiten, die er in der preußischen Geschichte gefunden, an, „in

Digitized by Google

denen man einen interessanten Vorfall durch hundert langweilige Seiten erkaufen muß, „und nennt sie Taglöhner, die Materialien sammeln, bis ein geschickter Architekt sie in einem Bau zusammenfügt, er hält ihre Werke eben so wenig für Geschichte, als die Buchdrukkerlettern für ein Buch." Hierauf gibt er im Allgemeinen seine Quellen und sein Streben nach historischer Treue an, und fährt alsdann fort: „Halten einige Personen sich für beleidigt, weil ich ihrer Vorfahren nicht auf eine vortheilhafte Art erwähne, so habe ich ihnen nur die wenigen Worte zu sagen: daß ich keine Lobrede, sondern eine Geschichte schreiben wollte, daß man ihr persönliches Verdienst hochschätzen, und doch die Fehler ihrer Ahnen tadeln kann, da beides sich recht gut mit einander vereinbaren läßt. Uebrigens ist es nur zu wahr, daß ein ohne Freimüthigkeit geschriebenes Werk dieser Art nicht anders, als mittelmäßig oder schlecht sein kann, und daß man für vergängliche Menschen weniger Ehrfurcht haben muß, als für die unvergängliche Wahrheit." Friedrich begegnet hierauf dem Schlendrian seiner Zeit, der ihn vielleicht tadeln könnte, daß er nicht angegeben, „von welchem Zeuge das Kleid Albrechts, mit dem Beinamen Achilles gewesen ist, oder welchen Schnitt Johann Cicero's Halskrause hatte." Er erkennt ganz richtig (was die Geschichtschreiber seiner Zeit noch immer nicht einsehen wollten, und worin erst Voltaire auch in Beziehung auf deutsche Geschichte, wenigstens nach der Form derselben die Bahn gebrochen), daß die Prozesse, Unterhandlungen, Verträge ꝛc., die der Reichstag zu Regensburg für bedeutend genug hielt, um jahrelange Debatten darüber zu unterhalten, daß diese deßhalb noch keineswegs von historischer Bedeutung seien, und daß es nicht der Mühe werth sei, deßhalb dickleibige Folianten zu schreiben. — Er übergeht die minderwichtige Periode bis auf Johann Sigismund und gibt hierüber nur kurze Angaben. Als die wichtigste Periode erscheint ihm die des dreißigjährigen Krieges. „Man sieht darin auf der einen Seite das ehrsüchtige Haus Oesterreich bewaffnet, um seinen Despotismus im Reiche zu befestigen, und auf der andern Seite die edelmüthigen deutschen Fürsten für ihre Freiheit kämpfen, wobei die Religion beiden Partheien zum Vorwande diente," und wie dieses endlich beigelegt wurde. — Vor Kurzem ist ein chronologischer Abriß der Geschichte Frankreichs herausgekommen *), den

*) Es ist dieß wahrscheinlich der Abrégé chronologique de l'histoire française, deren Verfasser der Präsident Henault, und die noch jetzt ihres epigrammatischen Styles halber in Frankreich vielgelesen ist. Daß

man als den Kern der merkwürdigsten Thatsachen in derselben ansehen kann. Der scharfsinnige Verfasser hat die Kunst verstanden, selbst der Chronologie Annehmlichkeit zu ertheilen; und wer den Inhalt dieses Buches weiß, hat die Geschichte von Frankreich vollkommen inne. Ich schmeichle mir nicht, meinem Versuche gleiche Annehmlichkeiten gegeben zu haben, werde aber meine Mühe für belohnt halten, wenn dieses Werk unsrer Jugend nützlich wird, und denjenigen Lesern Zeit erspart, die keine verlieren können. — Obgleich ich die Schwierigkeit voraussah, die ein Deutscher findet, der in einer fremden Sprache schreibt; so habe ich mich dennoch zur französischen entschlossen, weil sie unter allen Sprachen in Europa am gebildetsten und am weitesten verbreitet, auch durch die guten Schriftsteller aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. gewißermaßen festgesetzt zu sein scheint. Uebrigens befremdet es jetzt eben so wenig, wenn ein Deutscher französisch schreibt, als es zu Cicero's Zeiten befremdete, wenn ein Römer griechisch schrieb."

In der Dedication dieses Werkes an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, sagt Friedrich: „Ich habe Nichts bemäntelt, Nichts verschwiegen, und die Fürsten aus Ihrem Hause so geschildert, wie sie gewesen sind. Dieselbe Feder, welche die bürgerlichen und militärischen Tugenden des großen Kurfürsten zeichnete, hat auch die Fehler des ersten Königs von Preußen, und jene Leidenschaften angedeutet, die nach dem verborgenen Plane der Vorsehung in der Folge dazu dienten, unser Haus auf den Gipfel des Ruhmes zu erheben, auf den es gelangt ist. Ich habe mich über alle vorgefaßten Meinungen hinweggesetzt, und Fürsten, Könige und Anverwandte wie andere Menschen betrachtet. Weit davon entfernt, mich durch Macht blenden zu lassen, und meine Ahnen abgöttisch zu verehren, habe ich das Laster an ihnen kühn getadelt, weil es auf dem Throne keine Freistatt finden darf. Ich habe die Tugend allenthalben gelobt, wo ich sie gefunden, und mich sogar gegen den Enthusiasmus, den sie erregt, gesichert, damit einfache und reine Wahrheit in dieser Geschichte herrsche." Und in der That war es, in diesem Werke, Friedrichs unausgesetztes Streben, dieses Ziel, das er sich gesteckt, zu erreichen. Selten ist es ihm vollkommen gelungen; denn er war — wie wir dieses noch bei einer andern Gelegenheit bemerken werden — vermöge seiner Persönlichkeit wenig dazu geeignet, sich seines

Friedrich sich diese Schrift als Muster für die Memoires de Brandenbourg gewählt hat, ist für deren Beurtheilung wichtig.

Selbsts so zu entäußern, daß er sich in die Lage und Denkweise ferner Zeiten und ferner Männer lebhaft hineinversetzen konnte, immer brachte er zu denselben die ihm eigene Denkweise mit. Friedrich schrieb dieses Werk, während Voltaire bei ihm am Hofe lebte, und zwar gerade in der Periode der innigsten Vertraulichkeit zwischen beiden, und hier eben also hätte sich der Einfluß Voltaire's auf Friedrichs schriftstellerische Thätigkeit — der oft zu hoch angerechnet wurde — äußern müssen. Zwar hat Voltaire ohne Zweifel dieses Werk im Manuscript gelesen und dasselbe in Absicht des Styles verbessert, größer aber scheint auch sein Antheil an demselben nicht gewesen zu sein, wie dieß aus dem Inhalte des Werkes selbst und aus andern Umständen offenbar hervorgeht. — Friedrich schrieb diese Geschichte, trotz seines Bestrebens nach Partheilosigkeit, dennoch nicht unpartheiisch, wie dieß auch bei der von einem Regenten geschriebenen Familiengeschichte wohl erklärlich ist. Ueber die früheren Zeiten bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts geht er flüchtig weg, da die Beschreibung dieser Zeiten mehr Forschung erfordert hätten, und Friedrich sich mehr zum Geschichtschreiber als zum Geschichtforscher eignete. Mit Unwillen schildert Friedrich die Greuel der Verwüstung, welche der dreißigjährige Krieg über Brandenburg brachte, und mit Trauer bemerkt er die Folgen der Schwäche des Kurfürsten Georg Wilhelm. Mit dessen großem Sohne aber hebt sich sein Geist, und mit sichtbarem Wohlgefallen weilt er bei dessen Geschichte, da er in diesem seinem Aeltervater ein häusliches Muster aller Regenten=Tugenden gefunden zu haben sich freut, und da ihm dieß auch noch als geschichtlicher weiterer Sporn dienen mochte, sich groß und gleichsam seines Ahnen würdig zu zeigen. Er sagt von ihm: „Friedrich Wilhelm war durch Güte des Herzens und durch seinen Eifer für das allgemeine Beßte noch größer, als durch seine militärischen Eigenschaften und durch seine wohlberechnete Politik, durch die er Alles auf solche Zeit unternahm, daß es gelingen mußte. Tapferkeit bildet große Helden, Menschlichkeit gute Fürsten.“ Und: „nur wenige Feldherren können sich einer Kriegsexpedition, wie die bei Fehrbellin war, rühmen.“ Und mit einem gewissen Wohlbehagen erzählt er, daß man schon damals dem österreichischen Hofe geäußert habe, „man sehe es ungern, daß an den Ufern der Ostsee ein neuer König der Wenden emporwachse.“ — „Friedrich Wilhelm hatte alle Eigenschaften, die den großen Mann bilden, und die Vorsehung gab ihm alle Gelegenheiten, sie zu entwickeln. Er gab in einem Alter, wo die Jugend sonst nur

Spuren von ihren Verirrungen blicken läßt, Beweise von Klugheit, mißbrauchte seine Heldentugenden nie, und wendete seine Tapferkeit nur dazu an, seine Staaten zu vertheidigen, und seinen Bundesgenossen beizustehen. Er war vorsichtig und klug, und eben dadurch ein großer Staatsmann; arbeitsam und menschlich, und eben dadurch ein guter Fürst. Er hatte kein Gefühl für die gefährlichen Verführungen der Liebe, und nur für seine Gemahlin Leidenschaft. Zwar war er ein Freund des Weines und der Gesellschaft; doch schweifte er darin nicht aus. Sein lebhaftes Temperament und sein Jähzorn machten, daß er bisweilen in Hitze gerieth; aber war er nicht sogleich Herr über sein Gefühl, so war er es doch bald hernach, und sein Herz vergütete die Fehler reichlich, zu denen sein leicht aufwallendes Blut hingerissen hatte. Seine Seele war von Tugend bewohnt; das Glück konnte ihn niemals aufgeblasen machen, und das Unglück zu Boden schlagen. Er war edelmüthig, mildreich, freigebig, menschlich, und blieb seinem Charakter stets treu; er ward der Wiederhersteller und Beschützer seines Vaterlandes, der Stifter der brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter von seines Gleichen, die Ehre seines Volkes, und um mit einem Worte Alles zu sagen: sein Leben ist seine Lobrede.“ Es ist unverkennbar, daß Friedrich deßhalb das Leben dieses Fürsten so ausmalt, weil er in seinem Charakter und seinen Verhältnissen viele Züge seines eigenen Charakters und seiner eigenen Verhältnisse finden und auf dieselben übertragen konnte. — Meisterhaft ist am Schlusse noch eine Parallele zwischen dem großen Kurfürsten und Ludwig XIV. durchgeführt. Sie läßt dem französischen Könige alle Gerechtigkeit wiederfahren, zeigt aber zugleich, daß derselbe, mehr von äußern Umständen begünstigt, an wahrer Geistes- und Charaktergröße dem Kurfürsten nachstehe, der mit kleinen Mitteln große Dinge that, und dessen Ruhm weit mehr auf Thaten beruht, die er selbst entwarf und ausführte, als dieß bei dem Könige der Fall war, der von großen Feldherren und Staatsmännern unterstützt wurde, deren Entwürfe gebilligt zu haben sein Verdienst war. Mit geringerer Sorgfalt und einem ungünstigen Urtheile hat er das Leben seines Großvaters ausgearbeitet, dessen Prachtliebe ihm allerdings nicht zusagen konnte, die aber das harte Urtheil Friedrichs wohl nicht so sehr verdient hat, indem Manches in Zeit und Verhältnissen seinen Grund gefunden haben mochte *). Mit desto mehr Theilnahme schildert er die

*) Schon im Jahre 1744 hatte Friedrich die Bildsäule, die Friedrich Wilhelm demselben 1728 zu Berlin errichtet hatte, bei Seite schaffen lassen.

Regierung seines Vaters, wie er denn auch seine Billigung derselben schon dadurch bezeugte, daß er so viele Institute derselben, während seiner ganzen Regierung beibehielt, und die Achtung vor seinem Vater in den schon oben angeführten Aeußerungen aussprach.

Den großen Nutzen hatte jetzt schon für Friedrich das Studium der Geschichte seines Hauses und Vaterlandes, indem noch täglich die Angelegenheiten des Staates durch ihn geregelt wurden, daß er seine Regierungsmaximen allen und jeden früher beobachteten anpassen konnte, und alle Hilfsquellen des Staates von seiner Entstehung an, kennen lernte, auch wohl durch Umstände eingetretene Hindernisse leicht beseitigen konnte.

Friedrich mochte wohl das Lückenhafte und Unvollständige seiner Arbeit als Geschichtswerk fühlen, und suchte dieselbe durch manche Zugabe zu ergänzen. So entstanden wohl jene oben bereits ausführlich angeführten vier Abhandlungen, die zunächst durch Geschichte veranlaßt, weiterhin aber auch zur geschichtlichen Begründung seiner Regierungsmaximen dienen mochten. Es ist erfreulich, daß Friedrich hiedurch während dieser Periode veranlaßt wurde, seine Regierungsgrundsätze nach den hauptsächlichsten Seiten des Staatslebens hin auch theoretisch an den Tag zu legen.

Dem Inhalte und der Zeit der Abfassung nach das erste, so wie seiner Bedeutung nach das vorzüglichste Werk Friedrichs in dieser Periode ist die „Geschichte meiner Zeit," die zwar erst nach dem Tode des Königes erschienen, wohl aber, den wesentlichsten Bestandtheilen nach, schon im Jahre 1746 abgefaßt ist. Nach einem Briefe an Voltaire war es Friedrichs Plan, nicht nur die Geschichte der Begebenheiten, worin er selbst als mithandelnde Person auftrat, sondern auch die Geschichte des ganzen damaligen Europa's darzustellen. Im Jahre 1746 war das erste Manuscript dieses Werkes vollendet, und in der damals geschriebenen Einleitung heißt es: „Geschichte haben viele geschrieben, aber Wahrheit haben nur Wenige gesagt. Einige hatten die Absicht, Anekdoten zu erzählen, die ihnen unbekannt waren, und erdachten sich solche; Andere compilirten Zeitungsnachrichten, womit sie mühsam ganze Bände anfüllten, die bloß eine unförmliche Sammlung von Gerüchten und Volksmährchen sind; wieder Andere verfertigten geschmacklose und weitschweifige Kriegsjournale; ja die Schreibseligkeit verführte sogar einige Schriftsteller, eine Geschichte der Begebenheiten auszuarbeiten, die sich mehrere Jahrhunderte vor ihrer Geburt ereignet. Kaum erkennt man in dergleichen Romanen die Hauptbegebenheiten; der

Held denkt, spricht und handelt im Geiste des Schriftstellers; was dieser erzählt, sind seine eigenen Träume, nicht die Thaten der Helden, deren Biograph er sein soll. Unwürdig, auf die Nachwelt zu kommen, sind alle diese Werke, und doch ist Europa davon überschwemmt, und dennoch gibt es Leute, die thöricht genug sind, sich von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu halten. Außer dem einsichtsvollen Herrn von Thou, einem Rapin Toiras, und höchstens nur zwei oder drei anderen haben wir nur kraftlose Geschichtschreiber. Man muß sie mit doppelter skeptischer Aufmerksamkeit lesen, und zwanzig Seiten voll Fehlschlüsse überschlagen, ehe man auf einen interessanten Vorfall oder auf Wahrheit stößt. Wahrheit in der Geschichte ist also schon sehr viel, hinreichend ist sie aber noch nicht; man muß auch unpartheiisch seyn, mit Auswahl und Beurtheilung schreiben, und vornehmlich die Gegenstände mit einem philosophischen Auge betrachten und prüfen. — Ueberzeugt, daß es keine Sache für einen Gelehrten auf ... us, noch für einen Benediktiner des 29. Jahrhunderts sein kann, die Menschen des unsrigen zu schildern, noch jene Unterhandlungen, jene Intriguen, jene Kriege, jene Schlachten, und alle jene großen Begebenheiten, durch die wir in unsern Tagen die Scene des großen Schauplatzes von Europa verschönert sahen, glaubte ich als Zeitgenosse und mithandelnde Person, berechtigt zu sein, meinen Nachfolgern von jenen Veränderungen in der Welt Rechenschaft abzulegen, deren Ereignung ich sah, und an denen ich selbst einigen Antheil hatte. Dir, künftiges Geschlecht, widme ich dieses Werk, in welchem ich eine flüchtige Zeichnung dessen, was die übrigen Mächte betrifft, versuchen, aber desto ausführlicher mich über dasjenige verbreiten werde, was Preußen betrifft, als unmittelbar wichtig für mein Haus, welches die Besitznahme von Schlesien als die Epoche des Wachsthums seiner Größe ansehen kann. — Der Theil der Geschichte, dessen Beschreibung ich mir vorgesetzt, ist um so viel schöner, da er eine Menge Begebenheiten aufstellt, die mit dem Gepräge der Größe und des Sonderbaren gestempelt sind, ja ich möchte sogar behaupten, daß seit dem Umsturz des römischen Reiches keine Epoche mehr die Aufmerksamkeit verdient, als der Tod Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Sprossen aus dem Hause Habsburg, und die Folgen jenes berüchtigten Bundes oder vielmehr jener Zusammenrottung so vieler zum Verderben des Hauses Oesterreich verschworener Könige. — Ohne Beweise werde ich nichts behaupten. — Meine Bürgen sind die Archive; meine Beweise, die Berichte der Minister und die Briefe,

welche mit Könige, Fürsten und einige große Männer geschrieben haben: bisweilen erzähle ich auf das Zeugniß glaubwürdiger und, trotz ihrer Verschiedenheit, übereinstimmender Personen. Wahrheit läßt sich auf keine andere Weise darthun. Die Erzählung meiner Feldzüge wird nur kurz die merkwürdigsten Begebenheiten enthalten; doch werde ich nicht den unsterblichen Ruhm verschweigen, den so viele meiner Offiziere in denselben sich erworben haben. Ihnen widme ich diesen schwachen Versuch als ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Gleiche Kürze werde ich in Ansehung der eigentlichen Staatsgeschäfte beobachten, dennoch werde ich sorgfältig jene charakteristischen Züge bemerken, die den Geist des Jahrhunders und der verschiedenen Nationen bezeichnen. Ich werde die gegenwärtigen und die vergangenen Zeiten vergleichen, denn nur durch Vergleichungen kann unser Urtheil vollkommen werden. Ich werde es wagen, Europa aus einem allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten, und im Geiste alle seine Reiche und alle Mächte zu mustern, und bisweilen werde ich mich zu den einzelnen kleinen Umständen herablassen, die die Veranlassung der größten Begebenheiten waren. — Da ich nur für die Nachwelt schreibe, so wird mir weder Rücksicht auf das Publikum noch irgend eine Art von Schonung Zwang anlegen. Ich werde ganz laut verkünden, was Viele nur im Stillen denken, werde die Fürsten schildern so wie sie sind, ohne Vorurtheil gegen meine Feinde, und ohne Vorliebe für diejenigen, mit denen ich verbunden war. Von mir selbst werde ich nur dann reden, wenn ich es nicht vermeiden kann. Jedermann, er sey wer er wolle, verdient doch immer nur ein kleines Maaß der Aufmerksamkeit künftiger Jahrhunderte. So lange ein König lebt, ist er der Abgott seines Hofes, die Großen streuen ihm Weihrauch, die Dichter besingen ihn, das Publikum fürchtet ihn, nur schwach wird er geliebt. Ist er todt: dann erscheint die Wahrheit, und oft rächt sich der Neid mit zu großer Strenge für all den kriechenden Unsinn, den die Schmeichelei an ihn verschwendete. — Es ist die Sache der Nachwelt über uns Alle nach unserem Tode zu richten, aber uns selbst kömmt es zu, uns zu beurtheilen, so lange wir leben. Wenn unsre Absichten rein sind, wenn wir die Tugend lieben, wenn unser Herz nicht der Mitschuldige an den Irrthümern unsers Geistes ist, und wenn wir überzeugt sind, daß wir unsern Unterthanen all das Gute erzeigt, das uns möglich war, so muß uns dieß befriedigend seyn. Man wird in diesem Werke geschlossene und gebrochene Bündnisse bemerken. In dieser Rücksicht muß ich sagen, daß wir von

unsern Mitteln und unsern Kräften abhängen; ändert sich unser Interesse, so müssen auch wir uns ändern. (?) Unsere Pflicht ist, für das Wohl unseres Volkes zu wachen; sobald wir indeß finden, daß ein eingegangenes Bündniß für dasselbe gefährlich oder gewagt ist, so müssen wir es lieber brechen, als unser Volk der Gefahr bloßstellen: hierin opfert sich der Fürst für das Wohl seiner Unterthanen auf. Alle Annalen der Welt liefern uns hiervon Beispiele, und in der That kann man nicht anders verfahren. Diejenigen, welche diese Art zu handeln verdammen, sind Leute, die ein gegebenes Wort als etwas Heiliges ansehen: sie haben recht, und ich bin ganz einverstanden mit ihnen, als einzelner Mann. Denn, weil Ehre über das Interesse geht, so muß ein Mann das einem Andern gegebene Wort halten, und wenn er auch unbedachtsamerweise eine Sache versprochen hätte, die ihm den größten Nachtheil brächte. Aber ein Fürst, der sich verbindlich macht, bindet nicht sich allein — denn so wäre er mit dem Privatmanne in gleicher Lage: nein! er setzt weitläufige Provinzen und Staaten tausendfachem Unglück aus. Besser ist es also, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe. Was würde man von einem Wundarzte sagen, der aus lächerlicher Gewissenhaftigkeit den vom Brande ergriffenen Arm eines Menschen darum nicht abschneiden wollte, weil das Armabschneiden eine schlimme Handlung sei? Ist es nicht offenbar noch weit ungerechter, schlimmer, einen Bürger zu Grunde gehen zu lassen, den man retten könnte? Ich behaupte, daß man nur nach den Umständen und nach allem Dem, was mit denselben zusammenhängt und aus ihnen folgt, über eine Handlung entscheiden müsse, ob sie gut oder böse sei; aber wie wenige urtheilen auf diese Weise aus eigener Sachkenntniß? Der Mensch hat Etwas von der Natur des Schafes, blindlings folgt es seinem Führer. Ein verständiger Mann darf nur ein Wort reden, und es ist hinreichend, um von tausend Dummköpfen wiederholt zu werden."

„Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, noch einige allgemeine Anmerkungen hinzuzufügen, die ich in Rücksicht der großen Begebenheiten, die ich beschreibe, gemacht habe. Ich finde, daß die mächtigsten Staaten gerade auch die sind, in denen mehr Verwirrung herrscht als in den kleinen; doch macht die Größe der Maschine, daß sie bestehen und daß man die innere Unordnung nicht bemerkt. Ich sehe, daß die Fürsten, die ihre Heere zu weit von den Gränzen entfernen, stets unglücklich sind, weil sie diese gewagten Truppen weder unterstützen noch ergänzen können. Ferner beobachte ich, daß



Digitized by Google

alle Nationen weit mehr Tapferkeit zeigen, wenn sie für ihren eigenen Herd fechten, als wenn sie ihre Nachbarn angreifen. Sollte dieß nicht aus einem dem Menschen natürlichen Grundsatz herrühren, daß er berechtigt sei sich zu vertheidigen, aber nicht seine Nachbarn anzugreifen? Ich sehe, daß Frankreichs und Spaniens Flotten der englischen nicht widerstehen können, und erstaune, daß zur Zeit Philipps II. die spanische Seemacht allein der englischen und holländischen überlegen war. Mit Verwunderung bemerke ich, daß alle Ausrüstungen zur See keine andere Wirkung haben, als den Handel zu stürzen, den sie beschützen sollten. Hier zeigt sich der König von Spanien, Herr von Potosi in Europa, mit Schulden beladen, und als Schuldner seiner Kronoffiziauten, seiner Diener und der Handwerksleute in Madrid; dort die englische Nation, die mit einem Wurf die Guineen hinwirft, die sie durch dreißigjährige Betriebsamkeit erwarb. Ich sehe die pragmatische Sanction, die halb Europa verwirrt, und Ungarns Königin, die ihre Provinzen zergliedert, um die Untheilbarkeit derselben zu behaupten. Der Krieg, der sich in Schlesien entzündet hat, wird epidemisch, und erlangt, je mehr er sich ausbreitet, einen höhern Grad von Bösartigkeit. Die Hauptstadt der Welt öffnet sich jedem, der zuerst kömmt; der Papst segnet diejenigen, die ihm Beiträge abnöthigen, weil er sie nicht mit seinen Anathemen zerschmettern darf. Italien ist unterjocht und verloren. Das Glück ist unbeständig, keine Macht genießt in ununterbrochener Folge des Wohlstandes, schnell folgen Unfälle auf glückliche Ereignisse. Die Engländer reißen, gleich einem gewaltigen Strome, in ihrem Laufe die Holländer mit sich fort, und die bedächtigen Republikaner, die Abgeordnete als Feldherren abschickten, wenn die größten Männer von Europa, Eugene und Marlboroughs an der Spitze ihrer Heere standen, senden keine, wenn der Herzog von Cumberland und der Fürst von Waldeck sie anführen. Der Norden geräth in Brand und bringt den Schweden einen traurigen Krieg; Dänemark regt sich, murrt und beruhigt sich; und Polen erhält sich, weil es keine Eifersucht erregt. Zweimal verändert der Sachse sein System, und beidemal wird sein Ehrgeiz getäuscht; er gewinnt nichts mit der einen Partei und wird mit der andern zertreten. Aber das traurigste von Allem ist die Verschwendung so vieles Menschenblutes. Europa gleicht einer Schlachtbank, überall blutige Schlachten, man möchte sagen, daß die Könige sich vorgenommen, die Erde zu entvölkern. Die Verwicklung der Angelegenheiten hat die Ursachen der Kriege geändert, die Wirkungen bleiben und der Beweggrund hört

auf. Ich glaube Spieler zu sehen, die in der Hitze des Spieles, die Parthie nicht eher verlassen, als bis sie Alles verloren, oder ihre Gegner gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Wenn man einen englischen Minister fragte, warum setzt ihr den Krieg fort? Deshalb, wird er erwiedern, weil Frankreich die Kosten zum nächsten Feldzuge nicht wird aufbringen können. Und wenn man eben dieselbe Frage an einen Franzosen richtete, so würde die Antwort ebenso lauten. Gesetzt, daß einer von beiden Recht zu Beschwerden hat, und daß man das Gewinnen von zwei oder drei Gränzplätzen, von einem kleinen Strich Landes, von einer nur Etwas erweiterten Gränze, als Vortheile betrachten muß; wenn man nun aber dagegen den ungeheueren Aufwand berechnet, den der Krieg gekostet, wie sehr das Volk durch Auflagen, um jene großen Summen zusammenzubringen, gedrückt, besonders aber, daß diese Eroberungen mit dem Blute so vieler tausend Menschen erkauft wurden, wer sollte nicht beim Anblicke einer so großen Menge von Unglücklichen gerührt werden, welche die Schlachtopfer dieser traurigen Zänkereien sind? Wenn euch aber schon das Unglück eines einzelnen Mannes rührt, wenn der Unfall, der eine ganze Familie ins Elend stürzt, euer Herz erweicht, wie viel mehr muß dieß der Fall sein, wenn ihr den Glückswechsel der blühendsten Reiche und der mächtigsten Monarchien Europa's bemerkt? Und dieß ist die schönste Lehre der Mäßigung, die man euch geben kann. Die Klippen, die Schiffbrüche, die Trümmer des Ehrgeizes betrachten, heißt das Ohr für die Stimme der Erfahrung öffnen, die euch zuruft: Könige, Fürsten, und ihr Regenten der Zukunft, o daß die Fabel von Ikarus, die uns die Bestrafung der Ehrgeizigen schildert, euch auf immer ermunterte, diese ungestüme und unersättliche Leidenschaft zu fliehen! Noch mehr, wenn ein Ludwig der Große außerordentliche Widerwärtigkeiten erfuhr, wenn ein Karl XII. beinahe seiner Staaten beraubt ward, wenn König August in Polen entfernt, und sein Sohn in Sachsen abgesetzt ward, wenn der Kaiser aus seinen Staaten verjagt ward: welcher Sterbliche kann denn sich über ein gleiches Geschick erhaben glauben, und sein Glück gegen die Ungewißheit der Ereignisse, die Dunkelheit der Zukunft und jene unvermutheten Zufälle aufs Spiel zu setzen wagen, welche in einem Augenblicke allen Scharfsinn der überlegtesten und klügsten Plane zernichten? Die Geschichte der Leidenschaft ist die Schule der Tugend; der Ehrgeiz macht Tyrannen, die Mäßigung macht Weise!" Diese Vorrede hatte Friedrich im vier und dreißigsten Lebensjahre geschrieben. Im Jahre 1775 revidirte und



Digitized by Google

verbesserte er dieselbe. Er beginnt hierbei wieder mit seinem kritischen Skepticismus auch in Beziehung auf Geschichte: „Die meisten Geschichtbücher, die wir haben — sagt er — sind zusammengestoppelte Lügen, mit einigen Wahrheiten untermengt. Unter der ungeheuern Menge von Thatsachen, die uns überliefert werden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche Epoche in den Reichen, es sey zu deren Erhebung oder Sturz, gemacht haben. So scheint es ausgemacht, daß die Schlacht bei Salamis erfochten, und die Perser von den Griechen besiegt worden. Es ist kein Zweifel, daß Alexander der Große das Reich des Darius überwältigt, und daß die Römer die Karthager und den Antiochus und den Perseus überwunden haben. Dieß wird um so gewisser, da sie alle diese Länder besaßen. Noch mehr Glaubwürdigkeit gewinnt die Geschichte in dem, was sie von den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, August und Antonius berichtet, aus der Authenticität der gleichzeitigen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten aufgezeichnet haben. Man kann an dem Untergange des westlichen und des östlichen römischen Kaiserthums nicht zweifeln, denn man sieht, wie sich aus dem zerstückelten römischen Staate Königreiche entwickeln und bilden. Aber treibt uns der Vorwitz, uns in die genauere Untersuchung der Begebenheiten aus entfernteren Zeiten einzulassen; so stürzen wir uns in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widersprüche, wo uns der Faden fehlt um den Ausweg zu finden. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geschichtschreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Nationen, welche ihnen widerstanden, alle diese verschiedenen Leidenschaften, die ihre Feder leiteten, und die so sehr große Entfernung der Zeit, worin sie schrieben von den Begebenheiten selbst, haben die Thatsachen so verändert und entstellt, daß man jetzt selbst mit dem durchdringenden Auge eines Luchses die Hülle nicht zu durchschauen vermöchte.“ Indeß freut sich Friedrich, im Alterthume Geschichtbücher der mithandelnden Personen zu finden: Xenophon, Thucydides; er ist entzückt über die Fragmente des Polybius. Cicero's Briefe sind ihm für die Geschichte wichtig, vornehmlich aber Cäsars Denkwürdigkeiten „sind ganz mit der edeln Einfachheit eines großen Mannes geschrieben.“ Die später folgende Zeit des Chronikenwesens ist ihm von minderer Bedeutung. „Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat sich die Schreibelust in eine Sucht verwandelt. Wir haben zu viel Memoiren, Anekdoten und Berichte; unter denen man sich bloß an die kleine Zahl von

Schriftstellern halten muß, die Aemter bekleideten, die mithandelnde Personen waren, die zum Hofe gehörten, oder denen die Fürsten es erlaubten, die Archive zu durchsuchen. So schrieb der einsichtsvolle Präsident de Thou, Philipp von Comines, Vargas, welcher Fiskal bei der Kirchenversammlung zu Trient war, Mademoiselle d'Orleans, der Kardinal Rhez und Andere. Dazu kann man die Memoiren des Herrn von Estrados und von Tarcy rechnen: merkwürdige Denkmäler, besonders das letztere, welches uns die Wahrheit des so sehr bestrittenen Testaments Königs Karl II. von Spanien entwickelte." Wir sehen also, daß, obgleich Friedrich in dieser letzteren Periode seines Lebens die Geschichtschreibung ferner Zeiten nicht mehr ganz und gar als unstatthaft ansieht, dennoch der tiefere Grund zur Veranlassung seiner historischen Arbeiten zunächst ein gewisser und in mancher Beziehung richtiger Skepticismus in Bezug auf die Historie war, den er also namentlich für die Geschichte seiner Zeit und seines Lebens zerstören wollte, denn er sagt: „Diese Gedanken über die Ungewißheit der Geschichte haben mich oft beschäftigt, und den Gedanken in mir erzeugt, die wichtigsten Begebenheiten, woran ich Theil gehabt, oder deren Zeuge ich doch war, auf die Nachwelt zu bringen, damit diejenigen, welche einst diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Dinge zur Zeit, als ich die Regierung antrat, die Ursachen, wonach ich handelte, meine Hilfsmittel, die Plane unserer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege, und vornehmlich die trefflichen Thaten unserer Offiziere, wodurch sie sich so gerechte Ansprüche auf die Unsterblichkeit errungen haben, kennen zu lernen im Stande sind." Nachdem er nun die Wichtigkeit dieser Epoche und seinen Plan in der Darstellung derselben dargethan, wiederholt er: „Das wahre Verdienst eines Fürsten besteht in der aufrichtigen Neigung zum allgemeinen Beßten, in seiner Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm. Ich sage zum Ruhm: denn der glückliche Instinkt, der den Menschen die Begierde nach gutem Ruf einflößt, ist die wahre Triebfeder zu Heldenthaten, ist die Kraft der Seele, die sie aus ihrer Trägheit erweckt, und sie zu nützlichen, nöthigen und löblichen Unternehmungen begeistert." Hierauf sucht er seine Handlungsweise in Beziehung auf Politik näher zu begründen und zu rechtfertigen. Nach allen bereits oben angeführten, näher auseinandergesetzten und durch Beispiele belegten Gründen, gibt er auch zu bedenken, daß der Mangel an Mitteln zur Lösung eines Bündnisses nöthigen könne, und spricht sich hiebei auch über die Stellung Preußens in Vergleich mit seinen inneren Kräften, aus. „Denn

der gute und schlechte Zustand der Finanzangelegenheiten sind gleichsam der Puls eines Staates, und haben auf politische und Kriegsgeschäfte mehr Einfluß, als man glaubt und weiß. Das Publikum, welches diese genauen Umstände nicht kennt, urtheilt nur nach dem äußern Schein, und muß sich daher in seinem Urtheile täuschen. Die Klugheit verhindert, ihm diesen Irrthum zu benehmen; denn es wäre die höchste Unvernunft, aus eitler Ruhmsucht selbst die Schwäche des Staates bekannt zu machen; die Feinde würden sich einer solchen Entdeckung freuen, und nicht säumen, sie zu nützen. Die Ueberlegung fordert also, dem Publikum die Freiheit seines dreisten Urtheils zu lassen, und da man sich bei Lebzeiten nicht rechtfertigen kann, ohne den Vortheil des Staates in Gefahr zu bringen, damit zufrieden seyn, daß man vor dem unparteiischen Auge der Nachwelt mit seiner Rechtfertigung auftrete." — Indem er hernach die oben angeführten allgemeinen Bemerkungen näher beleuchtet, und sich über die Feststellung eines Regierungssystems äußert, sagt er: „Die Politik erfordert Geduld, und das Meisterstück eines geschickten Mannes ist, jede Sache zu rechter und gehöriger Zeit zu thun." Das lehrt die Geschichte, denn „sie ist die Schule der Regenten, aus den Fehlern vergangener Jahrhunderte müssen sie lernen, sie zu vermeiden, und einsehen: daß man sich ein System entwerfen, und dasselbe Schritt vor Schritt befolgen müsse, und daß nur derjenige, der seine Handlungsweise am richtigsten geordnet, denen überlegen sein kann, welche minder planmäßig verfahren."

Hat sich Friedrich bei der zuerst angeführten historischen Arbeit die Franzosen und wahrscheinlich Henault als Vorbild gewählt, so ist er hier bei der Geschichte seiner Zeit mehr der Weise der alten Classiker, namentlich Cäsars Commentaren gefolgt, obgleich, wie es sich wohl nicht anders erwarten läßt, dem Drange und der Richtung seines eigenthümlichen Geistes sich hingebend. So schätzbar in vielen Beziehungen dieses Geisteswerk Friedrichs ist, so ist dennoch unrichtig, wenn man in neuester Zeit behauptet hat, daß es denen Cäsars gleichkomme, wenn gleich beider Zeitgenossen ihnen beinahe dieselben Vorwürfe machten, daß in die Details ihrer Geschichte manche Fehler und Irrthümer eingeschlichen seien. Man kann also dennoch füglich in das Urtheil eines großen deutschen Geschichtschreibers einstimmen, der dieß ein klassisches, des Alterthums würdiges Werk nennt, da es schon durch den patriotischen Geist, mit dem es geschrieben ist, und zu dem es den Preußen wohl zu entflammen vermag, sich in die Reihe derselben

stellen kann. Diese Geschichte seiner ersten militärischen und politischen Thätigkeit ist mit dem Feuer, von dem diese selbst belebt war, und mit der guten Laune geschrieben, welche das Gelingen seiner Entwürfe in ihm hervorgebracht hatte, sie ist mit einer Freimüthigkeit ausgearbeitet, wie sie damals noch kein ungekrönter Schriftsteller Deutschlands an den Tag legte. Wir haben in den Auszügen aus dieser Geschichte gezeigt, daß Friedrich diese Freimüthigkeit namentlich auch in Beziehung auf die Beurtheilung seiner eigenen Thaten in so schönem Maße angewendet hat. Vorzüglich belehrend ist die Entwicklung der Gründe, welche ihn zu einzelnen Entschlüssen, auch oft gegen die Meinung seiner Rathgeber, bestimmten. Er gesteht offenherzig, daß Ehrgeiz und die Begierde, seinem Staate größere Bedeutung zu verschaffen, das Hauptmotiv zu dem ersten Kriege gewesen war. Er mißt seinen Talenten von dem glücklichen Erfolge dieses Krieges wenig bei, und feiert die Tapferkeit seiner Armee rc. — Es ist nicht selten, daß er aus der Erzählung Regeln und Maximen, bald in didaktischer bald in sprüchwörtlicher Form, herleitet und auf sie anwendet, denn er wollte nicht nur darstellen, was geschehen sei, sondern auch das, wozu diese Thatsachen ihm dienten und wozu sie Jedem dienen könnten. Mag sich nun das mit der Strenge der Geschichtschreibung nicht ganz vereinigen, so muß doch ein Jeder darin übereinstimmen, daß dem Geschichtschreiber, der nicht für die bloße Geschichtskunde schreibt, sondern in und durch die Geschichte handeln und belehren will, solche Reflexionen rc. wohl ganz natürlich an seinen Gegenstand anreiht. Manche in unsern Zeiten und wohl damals allgemein bekannten Sätze und Begriffe hat Friedrich aufgenommen, aber dadurch, daß er, der denkende Friedrich, sie niederschrieb, schildern sie den Charakter seiner Zeit sowohl, als seiner Person; denn die Art, wie Friedrich eine Sache angesehen und benützt, ist für den Beobachter desselben oft von nicht minderer Wichtigkeit, als die Thatsachen selbst. Fragt man nun noch, ob Friedrich als Geschichtschreiber partheiisch war, so antworten wir, er stellte Sachen und Personen so dar, wie sie ihm erschienen, und daher finden sich mehr Epigramme in diesem Werke, als wohl in irgend einem Geschichtsbuche. Hat nun Friedrich die Dinge so dargestellt, wie sie ihm erschienen, so kann er als Geschichtschreiber nicht partheiisch genannt werden. Wohl mag manches irrige und gehässige Urtheil sich in seinen Werken finden, aber wenn man überhaupt keine ganz partheilose Geschichte von einem Menschen erwarten kann, der ein

Digitized by Google

Herz im Leibe hat, wie will man das von einem Friedrich fordern, der bei allen diesen Dingen so sehr betheiligt war?

Neben der literarischen Thätigkeit Friedrichs im Fache der Geschichte, Staatswissenschaft und Philosophie, war es seine Lieblingsneigung, seine Gedanken, Gefühle, Wünsche und Betrachtungen im Gewande der Poesie darzustellen. Der Eifer, mit welchem er schon in früher Jugend die Werke der französischen Poesie las, ließ ihn bald eigene Versuche machen, und das Muster, welches er hierbei wählte, war natürlich Voltaire, den er (mit doppeltem Unrechte, da er die Alten nur in französischen Uebersetzungen gelesen hatte) über Homer und Virgil setzte. Er hatte sich fleißig in dem Mechanischen des Versbaues geübt, und von Voltaire selbst sich in demselben unterrichten lassen. Dadurch brachte er es zu einer bedeutenden Fertigkeit und zur größten Leichtigkeit in dem Ausdrucke seiner Gedanken in poetischer Form. Kleinere äußere Anlässe, außerordentliche Ereignisse und innere Gemüthsbewegungen, die bei der steten und oft außerordentlichen Aufregung, in welche ihn sein Denken wie sein Handeln versetzte, nicht selten waren, wurden die Veranlassung zu kleineren und größeren Gedichten, welches er meistens an einen Freund oder an ein Glied seiner Familie, das er erfreuen wollte, richtete. Friedrich war keineswegs Dichter in der wahren Bedeutung des Wortes zu nennen. Mit eigentlicher Phantasie, oder mit dem was er Imagination nannte, war er nicht begabt, und es fehlte ihm also gerade jenes schöpferische Vermögen, das dem Dichter vorzüglich eigen ist. Den größten Werth haben daher diejenigen seiner Gedichte, in denen er eigene Gefühle und Empfindungen, oder die Resultate seines Nachdenkens ausspricht. Geistern, welche hervortreten mit der eigenen mächtigen Kraftäußerung, und mit der Allgewalt ihres ganzen energischthätigen Wesens wirken, fortbewegend, Hindernisse überwindend und hinwegräumend, erschütternd — solchen Geistern (wir möchten sie reformatorische nennen) ist es selten oder nie gegeben, sich ihres Selbst zu entäußern, und das Leben und Wirken außer ihnen, wenn es nicht gerade das ihrige ist, zu erfassen und zu begreifen, oder gar, wie der Dichter, sich in die ganze Welt des Daseins zu versenken, und jede der tausendfach verschlungenen Regungen derselben in ihrer zartesten Bewegung mitzufühlen und auszusprechen. Auch der Dichter spricht sein Inneres aus; aber in sich trägt er die Welt. — Die Welt, welche der Geist jener Art in sich trägt, ist ebenfalls eine Welt, aber sie ist — er selbst. So auch Friedrich. Er, wie Voltaire, der ebenfalls kein dichteri-

Digitized by Google

scher Geist war, konnte sich daher auch im practischen Leben niemals vollkommen in die Ansichten und Bestrebungen eines Andern, mit all den unendlich mannigfaltigen und zarten Fäden, an die sie geknüpft sind, hineindenken. Wenn aber dieses bei Voltaire der Grund zum Fanatismus wurde, so wurde Friedrich vor demselben bewahrt und zur Duldung und Gleichgiltigkeit gegen alle Meinungen geführt, nicht durch andere Meinungen, sondern aus einem gewissen Mißtrauen und Zweifel in die eigene Ansicht. Doch erklärt sich aus eben jener geistigen Eigenheit Friedrichs auch die satyrische Härte gegen Andere, zu welcher er sich oft hinreißen ließ. — Mit jenem Mangel an innerer poetischer Anlage hängt auch die Ansicht Friedrichs über den Stoff, welchen sich die Poesie wählen müsse, zusammen. Er hielt es für den höchsten Triumph der Dichtkunst, wenn sie vollkommen abstracte Gegenstände behandelte, und sich überhaupt mehr in dem Gebiete der Reflexion, als in dem der Anschauung bewegte. Er prieß es an Voltaire, daß er der erste sey, „welcher die Metaphysik in Verse gebracht habe." — Abstraction aber war zu keiner Zeit Poesie, und Friedrich verkannte also das Wesen derselben ganz; ein Fehler, der freilich mehr seiner Zeit und ihrer Bildung, als ihm selbst zur Last fällt. — Uebrigens ermüden die meisten seiner Gedichte durch ungemeine Weitschweifigkeit, gehäufte Gleichnisse und zu weit ausgemalte Bilder, obgleich sie im Einzelnen manches Vortreffliche enthalten. Der größte Werth derselben ist der, daß sie manchen tiefen Blick in den Charakter und in die Seele Friedrichs gewähren, und uns oft die Gemüthsstimmung, welche in entscheidungsvollen Augenblicken in ihm herrschte, aufbewahrt haben. — Bei der Beurtheilung der poetischen Erzeugnisse Friedrichs darf jedoch auch nicht vergessen werden, daß er selbst keinen sehr großen Werth auf dieselben legte, und wohl das Mangelhafte derselben zum Theil selbst fühlte. Auch sind die Schwierigkeiten, welche Friedrich zu überwinden hatte, da er in einer fremden Sprache schrieb, wohl zu beachten, so wie die störenden Einwirkungen der verschiedenen Verhältnisse, unter welchen er viele seiner Gedichte verfaßte. „Die Dichtkunst — heißt es in einem Briefe Friedrichs an Voltaire aus dieser Periode — dient mir zur Erholung und zur Ergötzung nach ernsthaften Geschäften. Wenn ich gleich zuweilen wider die Reinigkeit der Sprache und des Ausdrucks sündige, so werden Sie doch bei mir Gedanken finden, und jene seichten Abschweifungen und das leere Gewäsche vermissen, wo man nur Worte auskramt. — Wir Ausländer fühlen, daß wir es zu der Annehmlichkeit und Reinigkeit nicht bringen kön-

Digitized by Google

nen, welche die französische Dichtkunst fordert. — Tausend Obliegenheiten, tausend Arbeiten zerstreuen mich. Ich bin ein Galeerensclave, den man an das Staatsschiff gefesselt und angeschmiedet hat, oder ein Steuermann, der sich nicht getraut, das Steuerruder zu verlassen, oder ein Seemann, der es nicht wagt, einzuschlummern, aus Furcht, er möchte das Schicksal Palinurs erfahren. Die Musen lieben die Einsamkeit und eine Stille der Seele, welche ich nicht besitze. Oft, wenn ich drei Verse gemacht habe, unterbricht man mich. Meine Muse erkaltet und mein Geist will sich nicht so leicht wieder erheben. Es gibt gewisse privilegirte Geister, welche in dem Geräusche des Hofes so gut als in der Einsiedelei von Circy dichten können. Mein Geist hat nicht die Ehre, von dieser Zahl zu sein. Er ist wie eine Ananas, die im Treibhause gedeiht, und in freier Luft dahin welkt."

Unter einer Menge von größeren und kleineren Gedichten, welche Friedrich während dieser Periode verfaßte, ist die Kriegskunst (in 6 Gesängen) eines der gelungensten.

Das Gedicht Le Palladion*) (in 6 Gesängen), welches Friedrich ebenfalls während dieser Periode schrieb, gehört der burlesken Gattung an, und ist offenbar eine Nachahmung der berüchtigten Pucelle von Voltaire, welche er im Manuscript gelesen hatte. „In diesen Gedichten — sagt ein würdiger und zugleich milder Geschichtschreiber von ihm und einem anderen, das einer späteren Zeit angehört (La Guerre des Confédérés) — ist der Mangel an poetischer Erfindung und Einbildungskraft vorzüglich fühlbar und durch keine anderen Schönheiten vergütet. Wir gestehen, daß es uns Leid thut, besonders das erste Gedicht (Le Palladion) unter den Schriften des großen Mannes aufbewahrt zu sehen." „Statt interessanter Schilderung von Situationen und Characteren, durch welche der dürftige

*) Den Stoff dieses Gedichtes nahm Friedrich von einer Begebenheit des zweiten schlesischen Krieges her. Darget, Secretär des französischen Gesandten Marquis de Valori (welcher den König in dem Kriege begleitete) wurde kurz vor der Schlacht bei Sorr von einem Pandurenofficier gefangen, und rettete hierbei mit vieler Geistesgegenwart und Aufopferung seinen Herrn und dessen Papiere. Friedrich, der hierdurch auf Darget aufmerksam wurde, und ihn zu seinem Lecteur machte, stellte nun in seinem Gedichte die Sache so dar, als ob das Schicksal des Krieges von der Rettung Valori's abhängig gewesen wäre, ähnlich dem Schicksale Troja's, welches von jenem Schilde der Pallas abhing, den Diomedes und Ulysses entwendeten.

Stoff hätte belebt werden können, ist die langweilige Erzählung mit schaalem Spott über Dinge, welche vielen Menschen ehrwürdig sind, und durch unwürdige Anspielungen untermischt. Dieses Gedicht wurde in einer sehr kleinen Auflage gedruckt, und da der König selbst fühlen mochte, daß es seiner nicht würdig sei, wurden die meisten Exemplare auf seinen Befehl vernichtet, nur einige wenige davon an Vertrautere vertheilt. Auch eine in Hamburg gemachte Ausgabe wurde unterdrückt. Doch wenn wir uns gleich überzeugt halten können, daß Friedrich diese Dichtung nicht für das Publikum bestimmt hatte, so begreifen wir doch nicht, wie er im Aufzeichnen derselben eine angenehme Zeitkürzung habe finden können; dem Leser gewährt sie dieselbe gewiß nicht." — Dagegen urtheilt derselbe Geschichtschreiber von dem erwähnten Gedichte über die Kriegskunst*), daß dasselbe „von weit besserem Gehalte, sowohl dem Inhalte als der Form nach" sei. Dieses Gedicht, welches schon den Vorzug hat, daß es einen Gegenstand behandelt, bei welchem Friedrich so ganz die eigene Erfahrung und Einsicht ausspricht (obgleich eben dieser Gegenstand in poetischer Rücksicht, wenigstens wie er von Friedrich aufgefaßt wird, sehr unglücklich gewählt ist), erhält ein besonderes Interesse durch das Bewußtsein des Lesers, daß Friedrich der Dichter auch Friedrich der Held sei, so wie durch den wahrhaft menschlichen und edlen Geist, welcher in dem Ganzen herrscht. Die Kriegskunst ist zwar für Friedrich die höchste aller Künste; aber stets muß Menschlichkeit die wilde Tapferkeit mäßigen, und nicht den ehrsüchtigen Eroberer will er daher diese Kunst lehren, sondern den edlen Helden, welcher für die Befreiung seines Vaterlandes von fremdem Drucke kämpft. Der Hauptgrundsatz des Gedichtes ist, daß nicht die Masse der Schaaren und überhaupt nicht die materiellen Kräfte allein den Sieg verschaffen, sondern vorzüglich der Geist, mit welchem diese Massen und Kräfte in Bewegung gesetzt und gebraucht werden.

Ist nun auch der Werth der poetischen Arbeiten Friedrichs von geringerer Bedeutung**), so wird man doch bedenken, daß er un-

---

*) Es erschien 1749 zum ersten Male.

**) Bei diesen poetischen Arbeiten werden auch die immer wiederkehrenden und so weit ausgesponnenen Vergleichungen mit dem Alterthume, welche überhaupt in den Schriften Friedrichs herrschen, besonders lästig. Sie führen, wie die meisten Parallelen, zu oberflächlichen Urtheilen, und verwischen alle feineren Beziehungen und Nüancen der Gegenstände.

möglich in allen den Fächern, welche er zu umfassen strebte, sich auszeichnen konnte, und daß im Gebiete der Kunst und Wissenschaft nur äußerst selten oder — streng genommen — nie jene Universalmonarchen erscheinen, denen es vergönnt ist, nach allen Regionen und Richtungen hin mit gleichem Glücke zu herrschen.

Uebrigens fällt im Allgemeinen die Ansicht, welche er von der Poesie selbst hatte, und darum auch die Art seiner Gedichte mit der Kunstansicht zusammen, welche in der französischen Schule seiner Zeit herrschte, und zu der er sich vorzüglich bekannte. D'Allembert erklärt in seiner — übrigens meisterhaften — Einleitung zur Encyclopädie alle schönen Künste, die Malerei, Sculptur, Architectur und Dichtkunst, für bloße Reproduction und Nachahmung der Natur*), und verkennt also oder läugnet vielmehr, durch die consequenten Folgen seines ganzen Systems dazu angetrieben, jede schöpferische Kraft des Menschen, welche selbstthätig wirkt und schafft. Um so weniger kann es daher auffallen, wenn auch Friedrich an sich und seine Gedichte jene Ansprüche, welche das eigentliche Wesen der Poesie betreffen, nicht machte, und ihm der Mangel an eigentlicher Dichtergabe, welche die von ihm angestaunten Meister so wenig als er besaßen (obschon sie dieselbe auf gewisse Weise durch andere glänzende Eigenschaften ersetzten), nie zum Bewußtseyn kam.

Zu Friedrichs schriftstellerischer Thätigkeit kann in gewisser Beziehung auch sein häufiger Briefwechsel mit seinen Freunden, namentlich aber der mit Voltaire gerechnet werden. Die Briefe, welche er an diesen schrieb, waren nicht, wie die an Jordan, d'Argens und wenige Andere, ein bloßer Erguß des augenblicklichen Dranges, die Gefühle und Gedanken, welche sein Inneres bewegten, dem Freunde auszusprechen und mitzutheilen; sondern sie wurden stets mit einer gewissen Ueberlegung und Sorgfalt ausgearbeitet, und mit möglichster Eleganz, so wie mit allen anderen schriftstellerischen Vorzügen ausgestattet. Voltaire war für ihn stets mehr der bewunderte Schriftsteller und Denker, dessen Beifall ihm, wenn er ihm auch in allen anderen Beziehungen nicht die geringste Autorität einräumte, doch in Bezug auf die Erzeugnisse seiner Feder über Alles ging. Eben darum, weil es nicht zu verkennen ist, daß Friedrich die Briefe an

*) Die Musik entstand nach seinem Systeme daher, daß die Menschen sich durch Lärm aller Art zu vergnügen und zu unterhalten suchten, und dann allmählig auf bessere und angenehmere Arten solcher Unterhaltung kamen. —

Voltaire immer mit einer gewissen Rücksicht und Ueberlegung abfaßte, mögen sie auch wohl nicht immer als ein vollkommener Beweis für die Beschaffenheit seines inneren Characters gebraucht werden können, da wir keinen Grund haben, sie stets als unmittelbaren Ausdruck seines eigensten inneren Lebens zu betrachten *). Nichts desto weniger aber sind gerade diese Briefe die merkwürdigsten unter allen, welche von Friedrich vorhanden sind, eben weil sich in ihnen gleichsam sein höher gesteigertes geistiges Leben ausspricht, und sie die liebenswürdigsten Seiten seines Geistes und Characters dem Leser darlegen. Bedeutungsvolle Erscheinungen im Gebiete der Politik und Literatur werden hier zur Sprache gebracht und beurtheilt, und Untersuchungen über wichtige Fragen des Lebens wechseln mit den Ergüssen heiteren Witzes. Viele derselben werden auch wegen der literarischen Arbeiten Friedrichs, über welche er sich stets mit Voltaire unterredete, wichtig, indem sie manche Aufklärung über die Geschichte derselben und manchen Wink zu ihrer besseren Beurtheilung gewähren. Wir lassen daher und um das erste Verhältniß Friedrichs zu Voltaire anschaulich darzustellen, einen kleinen Auszug aus einzelnen dieser Briefe, während dieser und der früheren Periode, folgen: Rheinsberg, den 7. October 1740. „Sie thun im Punkte meiner Gesundheit einen kleinen Angriff auf mich, und denken, ich sei voller Vorurtheile; ich glaube aber leider! nur zu wenige zu besitzen." — Herrendorf in Schlesien den 23. December 1741. „Mein theurer Freund! ich habe zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber nicht eher als jetzt antworten können; denn ich bin dem Schachkönige Karl XII. ähnlich, der immer marschirte. Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich im Gange, wobei wir denn das schönste Wetter von der Welt haben. Ich bin zu sehr ermüdet, als daß ich auf Ihre allerliebsten Verse antworten, und zu sehr durchgefroren, als daß ich allen Reiz derselben empfinden könnte. Aber das wird sich finden. Verlangen Sie keine Poesie von einem Manne, der gegenwärtig das Geschäft eines Kärrners treibt, und obendrein bisweilen sogar in Moräste geräth. Wollen Sie meine Art zu leben wissen? Wir marschiren von 7 bis 4 Uhr Nachmittags. Dann

*) Ueberhaupt möchten wohl Briefwechsel, namentlich in neuerer Zeit, wo es kaum mehr ein inneres Gefühl und eine Form der Natürlichkeit gibt, mit denen Kokketterie und Heuchelei noch nicht ihr entweihendes Spiel getrieben hätten, zur Beurtheilung historischer Personen nur behutsam anzuwenden seyn. Nicht immer ist dem Verfasser solcher Briefe das größere Publikum so sehr entrückt, wie es den Anschein hat oder haben soll.

Google

esse ich; nachher habe ich zu arbeiten und bekomme langweilige Besuche. Auf diese folgen dann einzelne abgeschmackte Geschäfte. Da gibt es Schwierigkeitsmacher in Ordnung zu bringen, feurige Köpfe zu dämpfen, Träge anzutreiben, Ungeduldige gelehrig zu machen, Raubsüchtige in die Gränzen der Billigkeit zurückzuweisen, Schwätzer zu hören und Stumme zu unterhalten. Endlich muß man mit denen trinken, die Lust dazu haben, und mit denen essen, die hungrig sind; man muß mit den Juden ein Jude, mit den Heiden ein Heide werden. Das sind meine Beschäftigungen. — Ich würde sie gerne einem Anderen abtreten, wenn mir das Phantom, das man Ruhm nennt, nicht allzu oft erschiene. In der That, Begierde nach diesem ist eine große Thorheit; aber man kann sich sehr schwer von derselben befreien, wenn man einmal von ihr angesteckt ist." — Ollmütz, den 3. Februar 1742. „Mein lieber Voltaire! Der Dämon, von dem ich bis jetzt umher getrieben worden bin, hat mich nach Ollmütz geführt, um das wieder gut zu machen, was die anderen Alliirten, wie man sagt, verdorben haben. Was daraus werden wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Stern gar zu wandelbar ist. Was können Sie von einem Gehirne verlangen, in welchem jetzt weiter nichts ist, als Heu, Hafer und Herel? Ich glaube, jetzt würde ich nur auf eu und erel reimen.

Laß diesen Sturm beruhigt sein,
Erwarte, daß der Friede dann
Auf Movors Trümmern nach Berlin
Die schönen Künste wieder bringt.
Eh' meine sanfte Flöte tönt,
Gebeut Fortunens Allmacht erst:
Die Kriegestuba schweige still! ꝛc. ꝛc.

Jetzt lese ich, oder verschlinge vielmehr Ihr Jahrhundert Ludwigs des Großen, wenn Sie mich lieben, so schicken Sie mir das, was Sie weiter an diesem Werke gearbeitet haben; es ist mein einziger Trost, meine einzige Erholung! Sie, der Sie aus Neigung und mit Genie arbeiten, haben Sie Mitleiden mit einem politischen Handlanger, der es nur aus Noth thut." — „Leider sind Arglist, Unredlichkeit und Doppelzüngigkeit der herrschende Character der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und ein Beispiel für dieselben sein sollten. Das Studium des menschlichen Herzens an solchen Leuten demüthigt sehr, und macht tausendmal, daß ich meine liebe Einsiedelei, die Wissenschaften, meine Freunde und meine Unabhängigkeit

zurückwünsche.“ — Den 12. April 1742. „Sie glauben vielleicht, daß ich hier nicht unruhig genug bin, und daß Sie mich auch noch wegen Ihrer Gesundheit erschrecken müssen. Sie sollten mehr Sorgfalt auf Ihr Leben wenden; ich bitte, erinnern Sie sich, wie sehr es mir am Herzen liegt, und wie sehr Sie an diese Welt gefesselt sein sollten, der Sie so viel Vergnügen machen. — Sie können darauf rechnen, daß meine jetzige Art zu leben in meinem Character und in meiner Denkart nicht das Mindeste geändert hat. Ich liebe Rheinsberg und ruhige Tage; aber man muß sich unter seinen Stand in der Welt beugen, und sich seine Pflicht zum Vergnügen machen.“ — Potsdam den 25. Juli 1742. „Ich bezahle Sie wie ein großer Herr, das heißt: ich gebe Ihnen eine sehr schlechte Ode für die vortreffliche, die Sie mir geschickt haben, und verurtheile Sie noch überdieß, sie zu corrigiren, damit sie besser wird. Wenn ich nicht irre, ist diese Ode eine der ersten, in der man so viel von Politik gesprochen hat. Aber Sie müssen die Schuld sich selbst zuschreiben. Sie haben mich ja angetrieben, meine Sache zu vertheidigen. Ich finde in der That, daß die Sprache der Götter auch die Sprache der Unschuld und Gerechtigkeit ist, und daß diese meinem poetischen Aufsatze immer Werth geben wird, wenn auch die Alexandriner in demselben nicht so harmonisch wären, als man wünschen könnte. — Um das Geschrei der Pariser kümmere ich mich sehr wenig. Diese Wespen summen immer; ihre Stichelreden gleichen den Schimpfwörtern der Papageien, und ihre Urtheile sind eben so wichtig, als eines Affen Entscheidungen über metaphysische Gegenstände ꝛc. Wenn ganz Frankreich mich verdammt, weil ich Friede gemacht habe, so wird doch Voltaire, der Philosoph, sich nie von der Menge hinreißen lassen. Es ist eine allgemeine Regel, daß Jemand nur so weit an seine Verpflichtungen gebunden ist, als es seine Kräfte erlauben. Wir hatten eine Allianz gemacht, wie man einen Heirathscontract schließt“ ꝛc. ꝛc. — Potsdam den 6. April 1743. „Da bin ich endlich wieder von Breslau zurück, nachdem ich mehr als nöthig politisirt, finanzirt und martialisirt habe. Nun rechne ich darauf, einige Ruhe zu genießen, und meinen Umgang mit den Musen wieder zu beginnen. Bald werde ich Ihnen die Vorrede zu meinen historischen Nachrichten schicken. Das ganze Werk läßt sich Ihnen nicht mittheilen; denn es kann erst nach meinem und meiner Zeitgenossen Tode erscheinen, weil es mit aller Aufrichtigkeit geschrieben ist, und weil ich mich in keinem

Stücke von der Treue entfernt habe, die ein Geschichtschreiber in seinen Erzählungen beobachten muß" rc. — Magdeburg den 25. Juni 1743. „Wenn Sie nach diesem Lande kommen und in demselben wohnen wollen; so verspreche ich Ihnen eine Lage, mit der sie, wie ich mir schmeichle, zufrieden sein werden; besonders aber, daß Sie vor den Kabalen und Verfolgungen der Frömmlinge gesichert sein sollen." — Den 22. Februar 1747. „Die Arbeit, mit der ich mich beschäftige (die Geschichte meiner Zeit), gehört nicht unter die Memoiren, auch nicht zu den Commentaren; ich selbst komme fast gar nicht in derselben vor. Jeder, wer es auch sein mag, verräth den Gecken, wenn er sich einbildet, er sei merkwürdig genug, daß die ganze Erde von den einzelnen Umständen, welche sein Individuum betreffen, unterrichtet sein müsse. Ich schildere den Umsturz von Europa im Großen, und habe mich bemüht, die Lächerlichkeiten und Thorheiten zu zeichnen, welche in dem Betragen seiner Herrscher sichtbar sind. Von den wichtigsten Unterhandlungen und den merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten habe ich einen kurzen Abriß gegeben, und Reflexionen zwischen diesen Nachrichten eingestreut; theils über die Ursachen der Begebenheiten, theils über die verschiedenen Wirkungen, welche eine und dieselbe Sache zu einer anderen Zeit oder bei einer anderen Nation hervorbringt rc. — Beinahe wäre ich in ganzem Ernste gestorben. Ich bekam einen Anfall von einer Hemiplegie; indessen haben mich meine Constitution und mein noch nicht hohes Alter gerettet. Hätte ich ja dort unten hinreisen müssen, so würde ich, bis Sie angekommen wären, Lucrez und Virgil nicht aus den Augen gelassen haben; denn Sie können doch im Elysium keinen anderen Platz erhalten, als zwischen diesen beiden Herren. Indessen wäre es mir lieber, in dieser Welt mit Ihnen zusammenzukommen; auch ist meine Neugierde nach dem Unendlichen und nach den Grundursachen der Dinge eben nicht so stark, daß ich um ihretwillen mit der großen Reise eilen sollte. — Sie machen mir Hoffnung, daß ich Sie wiedersehen soll; aber ich werde mich erst dann freuen, wenn ich Sie wirklich vor Augen habe; denn mein Glaube an diese Reise ist eben nicht sehr stark. Bei dem Allen können Sie eine gute Aufnahme bei mir erwarten;

Denn immer lieb' ich dennoch dich,
Du undankbarer Taugenichts.
Als guter Christ verzeih' ich dir,
Und sehe mit Gefälligkeit
Dir alle deine Schwachheit nach."

Den 24. April 1747.

„Doch ich, der ich noch nie verliebt
In Pfaffenvisionen war,
Ich ziehe diesem Unterricht
Die sichere Realität
Der Freuden dieses Lebens vor;
Und lasse gern das Glück, das ihn,
So wie man sagt, begleiten soll,
Dem Theologen starren Kopfes,
Deß Geist vor lauter Lust erstirbt,
Und hier schon in dem Himmel lebt;

Dem trüben, düstern Thorenschwarm,
Den Malebranche's Schul' erzog,
Der Argumente destillirt,
Und dem Vernunft, so wie Verstand
Ganz heimlich aus dem Kopf entflieht,
Bis daß ein neuer Astolph einst
Mit ihrem Hirn Erbarmen hat,
Und ihre Fläschchen wieder holt.

Ich selbst, ich überlasse mich,
(Und lache dieser Thoren nur)
Doch ohne Schwachheit, jeder Lust,
Wozu mich meine Neigung treibt;
Und wenn mich dann mein Dämon plagt,
So schöpf' ich wohl bisweilen kühn
Am reichen Quelle des Parnaß.

Doch meine Jugend welkt nun hin;
Das Alter furchet meine Stirn,
Und lehrt mich ach! daß ich nun bald
Mich seinem Spruche beugen muß.

So lebt ihr schönen Tage denn,
Ihr Freuden, und du Thorheit auch,
Ihr Kinder meiner Jugendzeit,
Du reiche Phantasie, leb' wohl!
Für mich gehöret euer Reiz,
Wie Scherz und Muthwill', länger nicht.
Die Weisheit schafft, so sagt man mir,
Den frohen Bürger Platons selbst
Zu einem kalten Kato um.

Lebt wohl denn, schöne Harmonie,
Der Dichtkunst süße Raserei,
Und ihr Unsterblichen, die ihr
Apollo stets zur Seite geht,

Und, in ein Chor mit ihm vereint,
Des Purpurs und der Weisheit lacht!
Verbannt ward meine Muse ja
Vom Pindus, und sie sagt mir selbst,
Daß sie ihr Gott verlassen hat.
So meid' ich diese Laufbahn denn,
Die allzuleicht verführen kann;
Allein, so lange du sie läufst,
Setz' ich mich bei den Schranken hin,
Und klatsche laut dir Beifall zu.

Für das Gold, das Sie mir übersendet haben, erhalten Sie hiermit ein wenig Messing." — „Ich wage vielleicht zu viel damit, daß ich Ihnen meine Zweifel über etwas vorlege, über das ich nicht competenter Richter bin. Wäre es ein Manifest, eine Allianz oder ein Friedenstractat, so könnte ich vielleicht besser darüber urtheilen, und als Politiker schwatzen; das heißt meistentheils: die Betrügereien der Menschen in Heroismus travestiren. — Ich bin jetzt in die Geschichte vertieft; ich studire in ihr, schreibe für sie, und bin neugieriger, die Geschichte Anderer zu erfahren, als das Ende meiner eigenen. Meine Gesundheit ist gegenwärtig besser, und meine Achtung für Sie immer dieselbe; auch bin ich noch immer geneigt, Sie mit Herzlichkeit bei mir aufzunehmen." — Potsdam den 13. Februar 1749. „Ich hoffte, Sie würden Ihren Briefen eine Beurtheilung meiner Aufsätze beilegen, wie Sie es ehemals thaten, da ich in Rheinsberg wohnte, wo der arme Kaiserling, den ich bedaure und ewig bedauren werde, Sie bewunderte. Aber seitdem Voltaire ein Hofmann geworden ist, kann er nur loben; und freilich ist dieß Handwerk, wie ich nicht läugne, weniger gefährlich. Glauben Sie indeß nicht, daß Ihre Kritik meine Dichterehre beleidigen würde; ich bin nicht so thöricht, daß ich mir einbilden sollte, ein Deutscher könne gute französische Verse machen. — Seien Sie also so gütig, mich nicht mit Schonung zu behandeln; ich fühle, daß ich es besser machen kann, aber Sie müssen mir sagen, wie rc. — Meine Ode über den Krieg muß Sie nicht wundern; sie enthält, wie ich Sie versichere, meine wahren Gesinnungen. Unterscheiden Sie den Staatsmann von dem Philosophen, und wissen Sie, daß man aus Gründen Krieg führen, aus Pflicht ein Politiker, und aus Neigung ein Philosoph sein kann. Fast nie stehen die Menschen in der Welt auf derjenigen Stelle, welche sie sich selbst würden gewählt haben; daher kommen denn die vielen schlechten Schuster, Priester, Minister und Fürsten." — Potsdam den 5. März 1749. „Ich schicke Ihnen noch

eine Epistel. Sie enthält eine Apologie der armen Könige, die von Jedermann getadelt, und doch wegen ihres vermeinten Glückes hundertmal beneidet werden. Noch andere Aufsätze, die ich habe, werde ich Ihnen nach und nach schicken. Fehle ich im Ausdrucke, so werden Sie doch wenigstens Sachen in meinen Episteln finden, und nicht jene unrichtigen Schlüsse, jenen Seifenschaum, der nur Worte und keine Gedanken enthält. Nur ihr Virgile und Horaze Frankreichs habt jene glückliche Wahl von harmonischen Wörtern und jene mannigfaltigen Wendungen in eurer Gewalt; nur ihr könnt aus dem ernsthaften Styl ungezwungen in den muntern übergehen, und die Blumen der Beredtsamkeit mit den Früchten der gesunden Vernunft vereinigen. — Wir Ausländer thun nun wohl auf unsern Antheil am Menschenverstande keineswegs Verzicht; indeß empfinden wir, daß wir es nie bis zu jener Eleganz und Correction bringen können, welche die strengen Gesetze der französischen Dichtkunst fordert. Dieses Studium verlangt, daß man sich ihm ganz widme" 2c. 2c. — Im April 1749.

„In feiner Prosa sagst du mir,
So höflich man nur immer kann:
Ich sei ein bloses Automat,
Und fühllos wie ein Stoiker.
O, für Elektren wein' ich wohl,
Auch reizt die Freundschaft mein Gefühl;
Doch ein Gespenst, so groß es sei,
Flößt immer mir nur Mitleid ein 2c."

„In dem Bande, den ich so eben von Ihnen bekommen habe, finde ich Ihre Lobschrift auf die Officiere, die in dem letzten Kriege geblieben sind. Sie ist Ihrer würdig. Es hat mich überrascht, daß wir, ohne es zu wissen, in der Wahl eines und ebendesselben Gegenstandes zusammen getroffen sind. Der Kummer, den mir der Verlust einiger Freunde verursachte, erweckte die Idee in mir, ihnen wenigstens nach ihrem Tode einen kleinen Tribut der Erkenntlichkeit zu entrichten; und so schrieb ich dieses kleine Werk (Epistel an Still), an welchem das Herz mehr Antheil hat, als der Kopf. Aber sonderbar genug ist das meinige in Versen und die Schrift des Dichters in Prosa. Racine hatte nie einen größeren Triumph, als da er mit Pendon einerlei Sujet behandelte. Ich habe gesehen, wie sehr mein Geschwätz unter Ihrer Lobschrift steht. Ihre Prosa lehrt meine Verse, wie sie sich hätten ausdrücken sollen. Ob ich gleich unter

allen Sterblichen die Götter am wenigsten durch Bitten belästige, so soll doch die erste, die ich an sie richte, so heißen:

Die ihr Apollo's Söhnen stets
So viele große Gunst ertheilt,
Vollendet eure Gnade ganz
Und macht sie minder lügenhaft!

Wenn die Götter mich erhören, so sehe ich Sie das nächste Jahr in Sanssouci; und wenn Sie in der Laune sind, schlechte Verse zu corrigiren, so sollen Sie Arbeit finden." — Den 16. Mai 1749. „Das nenne ich doch schreiben. Ich liebe Ihre Freimüthigkeit; ja, zwei Zeilen Ihrer Kritik unterrichten mich mehr, als es zwanzig Seiten voll Lobsprüchen thun würden. — Die Verse, die Sie erträglich finden, haben mir gerade am wenigsten Mühe gemacht. Aber wenn der Gedanke, die Cäsur und der Reim einander entgegen sind, dann werden meine Verse schlecht; und im Feilen bin ich nicht glücklich. — Sie kennen die Schwierigkeiten nicht, die man übersteigen muß, um einige erträgliche Strophen zu Wege zu bringen. Sie sind durch eine glückliche Anlage der Natur, durch ein offenes und fruchtbares Genie zum Dichter geworden, ohne nur die geringste Mühe dabei zu haben. Ich lasse meinen geringeren Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und schwimme in dem poetischen Ocean mit Binsen und Blasen unter den Armen. So gut als ich denke, schreibe ich nicht; meine Ideen sind oft stärker, als meine Ausdrücke, und in dieser Verlegenheit wähle ich das kleinste Uebel, das ich kann. — Gegenwärtig studire ich Ihre Kritiken und Verbesserungen. Sie können mich abhalten, wieder in meine vorigen Fehler zu verfallen. Aber es gibt noch so viele andere zu vermeiden, daß nur Sie allein mich vor diesen Klippen retten können. Ich bitte Sie, opfern Sie mir die zwei Monate auf, die Sie mir versprechen. Lassen Sie sich bei dem Unterrichte für mich die Zeit nicht lange währen. Wenn meine äußerst große Begierde, zu lernen, und in einer Kunst vorwärts zu kommen, die ich von jeher leidenschaftlich geliebt habe, Sie für Ihre Mühe belohnen kann, so sollen Sie gewiß zufrieden sein. — Ich liebe die schönen Wissenschaften aus dem Grunde, welchen Cicero für sie angibt. Zu den höhern versteige ich mich deßhalb nicht, weil jene zu allen Zeiten nützlich sind, und weil man mit aller möglichen Algebra, wenn man weiter nichts weiß, oft ein bloßer Dummkopf ist." — Den 10. Juni 1749. „Hören Sie, ich habe eine wahre Sucht, Sie zu sehen. Sie machen sich eines Hochverraths schuldig,

wenn Sie sich nicht dazu verstehen wollen, meine Grille zu befriedigen. Ich will mit Ihnen studiren; in diesem Jahre fehlt es mir nicht an Muse, und Gott weiß, ob das in einem andern wieder der Fall sein wird. Wenn ich mit Ihnen hadere, so geschieht es darum, weil die Podagristen es so zu halten pflegen. Sie können thun, was Ihnen beliebt; aber Sie sollen mich nicht hintergehen, und es wird sich wohl zeigen, ob Sie mich im Ernste lieben, oder ob Alles, was Sie mir sagen, nur Tragödiengeschwätze ist.“ — Den 15. August 1749. — — „Uebrigens bewundern Sie den Unterschied, der zwischen uns statt findet. Sie versichern mich, daß meine Verse Ihre Dichterader belebt hätten; die Ihrigen hätten mich beinahe dahin gebracht, der Dichtkunst zu entsagen. Ich finde mich so unwissend in Ihrer Sprache, und meine Imagination so dürftig, daß ich ein Gelübde gethan habe, gar nicht mehr zu schreiben. Aber Sie wissen ja, wie es, leider! mit den Gelübden der Dichter ist; die Zephyre tragen sie auf ihren Schwingen fort, und ihr Gedächtniß entfliegt mit ihnen. Man muß ein geborner Franzose sein, und Ihr Talent besitzen, wenn man auf Ihrer Leier sich versuchen will. Ich verbessere, streiche und feile an meinen schlechten Werken, um sie von der Menge der Fehler zu reinigen, von denen sie wimmeln. Man sagt, die Lautenspieler stimmten die eine Hälfte ihres Lebens ihr Instrument, und spielen es in der andern. Ich bringe das meinige mit Schreiben, noch mehr aber mit Ausstreichen zu. Seitdem ich halb und halb gewiß bin, daß Sie reisen werden, verdoppele ich meine Strenge gegen mich selbst. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, und mich freue, einen Virgil gefunden zu haben, der mir zum Quinctilian werden will.“ — Den 4. Sept. 1749. „Ich fühle, wie äußerst nöthig Sie mir sind, und wie viel Sie mir helfen können. Mein ganzes Leben hindurch wird mich die Liebe zu den Wissenschaften beleben. Ich denke in dieser Hinsicht wie Cicero, und wie ich es in einer meiner Episteln sage. Wenn ich Fleiß anwende, kann ich mir alle Arten von Kenntnissen erwerben, aber die Kenntniß der französischen Sprache will ich Ihnen verdanken. Ich verbessere meine Arbeiten so viel es meine Einsichten nur erlauben; aber ich habe keinen Puristen, der streng genug wäre, alle meine Fehler zu rügen. Kurz, ich erwarte Sie und treffe Anstalten zur Aufnahme des ordentlichen Kammerherrn und des außerordentlichen Genie's.“ — Den 25. Nov. 1749. — — „Schicken Sie mir denn Ihre Werke aus Edelmuth, und erwarten Sie von mir nichts als Beifall. Ich will Kon-

rads weises Stillschweigen nachahmen; aber das wird mich nicht gefühllos gegen die Schönheit der Poesie machen. Je mehr ich es unmöglich finde, Ihre Werke zu erreichen, desto mehr werde ich dieselben schätzen. — Wenn Sie Zänkereien lieben, so lassen Sie mich aus dem Spiele. Ich verstehe mich darauf nicht, und will auch nie etwas davon hören. Die große Sendung, die Sie mir ankündigen, erwarte ich mit Ungeduld, und werde Sie bewundern, so undankbar und so entfernt Sie auch von mir sind; denn es wird mir wohl nicht anders möglich seyn." — Im Januar 1750. „Nun fühle ich doppelte Begierde, Sie zu sehen, über Literatur mit Ihnen zu sprechen, um mich von Dingen zu unterrichten, die nur Sie mich lehren können. — Ich bin begierig auf den Orest, und möchte gerne sehen, wie Sie den Palamedes ersetzt, und mit welchen anderen Schönheiten Sie dieses Trauerspiel bereichert haben. Wenn Sie an mich denken, so werden Sie so galant seyn, und es mir schicken. Ich bin schon für Sie eingenommen, und es kommt also nur auf Sie an, ob Sie meinen Beifall haben wollen. Aber bekümmert man sich denn auch wohl in Paris darum, ob die Wenden und Barbaren in Berlin pfeifen oder applaudiren? Meine Lobschrift auf die im Kriege gefallenen Officiere erinnert mich an eine Anecdote von dem verstorbenen Czaar. Peter I. mischte sich in die Apothekerkunst und in die Arzneiwissenschaft, und gab seinen kranken Hofleuten Medicin. Wenn er dann einige Bojaren in die andere Welt befördert hatte, so ließ er sie prächtig begraben, und beehrte den Leichenzug mit seiner Gegenwart. Ich bin in Rücksicht jener armen Officiere beinahe in gleichem Falle mit demselben. Staatsursachen nöthigten mich, sie den Gefahren auszusetzen, in denen sie das Leben verloren; konnte ich nun weniger thun, als ihre Grabmäler mit einfachen und wahren Inschriften schmücken? — Kommen Sie denn, um wenigstens diesen sehr fehlerhaften Aufsatz zu verbessern, der mir mehr am Herzen liegt, als alle meine übrigen Arbeiten. — Im Monate Juni rufen mich Geschäfte nach Preußen; aber vom ersten Juli bis zum September bin ich Herr meiner Zeit, und kann zu den Füßen Gomaliels studiren." — Den 25. April 1750. „Sie sollen hier einen Philosophen finden, der keine andere Leidenschaft hat, als das Studiren, und der um der Schwierigkeiten willen, die er bei seiner Arbeit antrifft, das Verdienst derer zu schätzen weiß, die so ausgezeichnet glücklich in denselben sind, wie Sie." — Um dieselbe Zeit: „Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich an dem Unglücke meines Feindes schuld wäre; wie könnte ich nun das Unglück eines

Mannes wollen, den ich achte, den ich liebe, und der mir sein Vaterland mit Allem, was dem Menschen das Theuerste ist, aufopfert? Nein, mein lieber Voltaire, sähe ich voraus, daß Ihre Versetzung hierher nur das Mindeste zu Ihrem Nachtheile verändern könnte, so wäre ich der Erste, der Ihnen davon abrathen würde. Ja, Ihr Glück würde mir lieber sein, als das äußerst große Vergnügen, Sie zu sehen. Aber Sie sind Philosoph, ich bin es ebenfalls. Was ist nun natürlicher, begreiflicher und mehr in der Ordnung, als daß Philosophen, die dazu geschaffen sind, zusammen zu leben, da sie durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart vereinigt werden, einander dieß Vergnügen auch wirklich bereiten? Ich achte Sie als meinen Lehrer in der Beredtsamkeit und in anderen Kenntnissen, und liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sclaverei, welches Unglück, welchen Wechsel, welchen Unbestand Fortunens fürchten Sie nun in einem Staate, wo man Sie nicht minder hochschätzt, als in Ihrem Vaterlande, und bei einem Freunde, der ein dankbares Herz besitzt? — Wie, weil Sie in mein Haus ziehen, wird man sagen, es werde ein Gefängniß für Sie? Wie, weil ich Ihr Freund bin, werde ich darum Ihr Tyrann sein? Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Logik nicht begreife. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß, so lange ich existire, Sie hier glücklich leben, als der Vater der Wissenschaften und der Leute von Geschmack angesehen werden, und bei mir alle Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienste von Einem, der ihn hochschätzt, erwarten kann."

Es war Voltaire's Geist und die ganze Macht der Bestrebungen, welche er hervorgerufen hatte, und vorzüglich repräsentirte, was Friedrich, der an eben diesen Bestrebungen den stärksten Antheil nahm, so allgewaltig hinzog zu dem Heros der Literatur seiner Zeit. Ihn hatte die Geschichte gelehrt, daß oft Regenten von ganz geringem Verdienste sich einen Ruhm dadurch erworben haben, daß geniale Geister unter ihnen erstanden sind, und schon dieses hätte ihn, der Voltaire als den größten Schriftsteller und Denker anstaunte, bewegen müssen, den größten Mann seiner Zeit mit sich zu verbinden, und zum Genossen und in manchen Beziehungen auch wohl zum Führer seiner Thätigkeit zu erwählen, wenn ihn auch nicht die eigene Neigung dazu angetrieben hätte, die sich einerseits in dem Vergnügen an seinem freundschaftlichen Umgange und seiner geistreichen Unterhaltung, andererseits aber auch in dem thätigen Antheile äußerte, welchen er selbst an allem Dem nahm, dem derselbe seinen glänzenden Ruhm verdankte. Die Schwächen

in Voltaire's Character hatte er allerdings schon frühe kennen gelernt, aber es zeugt von der großen Achtung, welche er geistigen Talenten zollte, wenn er dessen ungeachtet Nichts sehnlicher wünschte, als mit demselben in eine nähere Verbindung zu treten. Auch leitete ihn hierbei gewissermaßen seine, so zu sagen, militärische Maxime, nach welcher er auf das, was ein Jeder für sich selbst denke und thue, durchaus keine Rücksicht nahm, sondern nur verlangte, daß er die Aufforderungen, die er für seinen Zweck an ihn stellte, vollkommen erfülle. Die geheimen Motive und inneren Gesinnungen der Menschen wurden von ihm immer weniger beachtet, und es kam ihm, was schon mit seiner theoretischen Ansicht von aller Moral zusammenhing, und wie wir bei einer anderen Gelegenheit deutlich auseinander setzen werden, immer mehr auf die äußere Handlung an. Er nahm also auch die Menschen von derjenigen Seite, welche er gerade anfassen wollte oder mußte. War diese seinen Wünschen entsprechend, so mochten immerhin die übrigen fehlerhaft sein; er suchte blos zu verhüten — und dieses wurde schon durch die Energie seines Characters, mit der er Alles in der von ihm gesetzten Gränze zu halten wußte, bewirkt — daß sie nicht gegen ihn und gegen seine Zwecke gekehrt wurden. Daß seinem Verhältnisse zu Voltaire diese Maxime zu Grunde lag, mag folgende Stelle seines Briefes an Algarotti vom 12. September 1749 beweisen. „Voltaire — heißt es dort — hat einen unwürdigen Streich begangen. Er verdiente auf dem Parnasse gebrandmarkt zu werden; es ist recht schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden ist. Indessen werde ich mir Nichts merken lassen; denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig: man kann schöne Sachen von einem Bösewichte lernen. Ich will sein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an?" — Daß der nähere Umgang Friedrichs mit Voltaire nicht lange ungestört bleiben konnte, ist nach allem diesem ganz natürlich. Friedrich, der Voltaire als einen „Philosophen" zu sich berief, wünschte, daß dieser auch nur den Philosophen in ihm suchen sollte, wollte aber doch wieder auf der anderen Seite den König geltend machen, gerade um eine solche Gränze festzusetzen, und um zugleich dem Nachtheile vorzubeugen, den er von dem moralischen Character seines Freundes befürchtete. In jener Gränze zu bleiben war aber dem Character Voltaire's unmöglich, so wie auf der anderen Seite Friedrich, obschon er wollte, daß seine Freunde in ihren Ansprüchen stets die, schwer zu findende, Gränzlinie zwischen dem Könige und Freunde beobachten sollten, es

doch wieder nicht gerne sah, wenn sie bei der Freiheit, die ihnen ein solches Verhältniß gestattete, den König ganz vergaßen. Es hatte also das Verhältniß Friedrichs zu Voltaire an sich schon keinen inneren Bestand, und würde sich aufgelöst haben, wenn auch Voltaire keinen so auffallenden Anlaß dazu durch sein Betragen gegeben hätte.

Es war die Anhänglichkeit an eine geistreiche Freundin, die Marquise du Châtelet, welche Voltaire bisher abgehalten hatte, den vielfach wiederholten und dringenden Einladungen Friedrichs zu folgen, und seinen Wohnsitz bei ihm aufzuschlagen. Diese starb 1749, und im Jahre 1750 sah endlich Friedrich seinen so lange schon gehegten Wunsch erfüllt. Voltaire wurde mit dem feurigsten Enthusiasmus in Sans-Souci empfangen, und durch Auszeichnungen aller Art, so wie durch die vortheilhaftesten Bedingungen an den neuen Aufenthalt gefesselt *). Er lebte als erklärter Freund des Königs, der sich von ihm in allen Feinheiten der französischen Sprache und Dichtkunst unterrichten ließ und sich mit ihm über seine Werke besprach. Beide hatten das größte Vergnügen an dem gegenseitigen Umgange, und Voltaire sagt in einer seiner späteren Schriften: „man muß gestehen, daß es nichts Süßeres gab, als dieses Leben, und daß Nichts der Philosophie und den schönen Künsten mehr Ehre machte.“ — Mißtrauen und Kälte aber, und endlich die völlige Entzweiung blieben nicht lange aus. Die Habsucht und der Eigennutz Voltaire's führte Vorfälle herbei, welche eines Freundes des Königs ganz unwürdig waren, und ihm die allgemeine Achtung rauben mußten. So ließ er in Leipzig sächsische Steuerscheine für sich aufkaufen, weil dem oben angeführten Artikel des Dresdener Friedens zufolge, allen preußischen Unterthanen nicht nur die Zinsen der Gelder, welche sie an der sächsischen Steuerkasse zu fordern hatten, sondern auch die Kapitalien ganz und ohne Abzug binnen mäßiger Frist erstattet werden mußten. Dieses war aber gegen die Bestimmung der Gesetze, welche sich ausdrücklich dahin aussprachen, daß die preußischen Unterthanen mit diesen Steuerscheinen „keinen Versur oder gewinnsüchtiges Gewerbe treiben sollten,“ und es kamen deßhalb von Sachsen aus Klagen ein. — Auch hatte er mit einem Juden Namens Hirsch, der ihn beschuldigte, daß er ihn durch den Verkauf unächter Steine betrogen habe, einen ganz

*) Er erhielt neben der Kammerherrenwürde und dem Verdienstorden eine Pension von 20,000 Franken.

schmutzigen Proceß. — Die nächste Veranlassung zur Feindschaft gab aber ein Streit Voltaire's mit Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der früher selbst sein Freund gewesen war, und den Friedrich — mit Unrecht — außerordentlich hochschätzte *). Voltaire betrachtete ihn als seinen Nebenbuhler, und ging daher darauf aus, ihn zu stürzen. Als daher König, ein Ehrenmitglied der Akademie, im Jahre 1751 (vielleicht auf Anstiften Voltaire's) Maupertuis eines Plagiats aus einem Briefe von Leibnitz an Jacob Hermann, von dem er eine Abschrift besitzen wollte, beschuldigte, und wegen dieses literarischen Streites, den Maupertuis zur richterlichen Entscheidung brachte, von der Akademie ausgeschlossen wurde, trat für ihn im October 1752 Voltaire in die Schranken, und schrieb zwei Schriften **) gegen Maupertuis, in denen er ihn zuerst als ungerecht darstellte, und dann lächerlich machte. Hierauf, als Maupertuis seine „philosophischen Briefe“ drucken ließ, erfolgte der Hauptangriff. In jenen Briefen nämlich machte Maupertuis unter Anderem die merkwürdigen Vorschläge: man solle „eine lateinische Stadt bauen; ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde graben, um ihre innere Beschaffenheit kennen zu lernen; nach der Meerenge von Magelhaen gehen, und das Gehirn von Patagoniern öffnen, um die Natur der Seele kennen zu lernen; und — alle Kranken mit Harz überziehen, um die Gefahr der Ausdünstung zu verhindern, und vorzüglich um die Aerzte nicht bezahlen zu dürfen.“ — Das war für Voltaire allerdings Stoff genug; besonders da Maupertuis mit Voltaire rivalisiren wollte, sowohl in der Gunst des Königs, als in schriftstellerischem Rufe, und dazu oft seine Ueberordnung über denselben als Präsident in die Wagschale legte. Voltaire schwang die Geißel seines beißenden Witzes gegen Maupertuis, den er unter dem Namen Doctor Akakia dem

---

*) Im Jahre 1740 schrieb Friedrich an Maupertuis, der sich durch eine Gradmessung seinen Ruf verschafft hatte: „Mein Herz und meine Neigung haben von dem ersten Augenblicke an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen in mir erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, welche sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also, und pfropfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, daß er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen.“

**) „La lettre à un Academicien“ und „le Tombeau de la Sorbonne.“

allgemeinen Gelächter Preis gab. Die Schrift, in der dieß geschah (Diatribe du Docteur Akakia) ist eine der witzigsten unter den vielen, welche Voltaire in dieser Gattung geschrieben. Friedrich las sie im Manuscript, und — lachte natürlich mit, ließ sich aber von dem Verfasser das Versprechen geben, sie nicht zu veröffentlichen. Voltaire aber hielt das gegebene Wort keineswegs, sondern er gab dieselbe mit einer andern Schrift, zu deren Druck er die Genehmigung erhalten hatte, in die Presse. Auf den Willen des Königs wurde zwar diese Ausgabe unterdrückt, aber bald erschien eine zweite in Dresden. Voltaire stellte sich, als diese erschien, aufs Höchste erstaunt, und gab sich den Anschein, als wisse er nicht das Mindeste von derselben. Er glaubte die Meinung verbreiten zu können, es müsse durch den ersten, wieder unterdrückten, Abdruck ein Exemplar oder das Manuscript in unrechte Hände gerathen seyn. Aber Friedrich, dem es hierbei vorzüglich nur die Ehre seiner Academie galt, war äußerst aufgebracht. Er hatte schon am 24. Febr. 1752 an Voltaire geschrieben: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf; ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse, und mußte glauben, ein Mann von Ihrem Alter sei müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen und sich dem Ungewitter auszusetzen: er komme also hierher, um, wie in einem sicheren Hafen, eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich Anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Weise von mir, ich möchte Fréron zu meinem literarischen Korrespondenten machen. Ich war so schwach oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meine Dienste nehmen sollte. — d'Arnaud hat Unrecht gegen Sie begangen; aber ein edelmüthiger Mann hätte ihm verziehen; nur ein Rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir Nichts gethan hat, so ist er doch um Ihretwillen von hier weggegangen. — Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar Nichts angehen; und man hat geglaubt, Ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie haben sich in die Angelegenheiten der Frau von Bentink gemischt, obgleich sie wahrhaftig nicht in Ihr Departement gehörten. — Sie hatten die häßlichste Sache von der Welt mit dem Juden, und erregten in der Stadt ein häßliches Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. Ich für meinen Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und sage Ihnen, daß Sie, wenn Sie In=

trigueu und Kabalen lieben, sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut in Berlin bleiben." — Jetzt, nachdem jene Schmähschrift erschienen war, schrieb er (im November 1752): „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben, und was so klar ist, wie die Sonne, läugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber, wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienen, für Ihr Betragen der Ketten würdig wären. — Der Verleger ist befragt; er hat Alles gestanden." — Voltaire antwortete: „Ich schwöre es Ihnen noch einmal bei meinem Leben, auf welches ich gerne verzichte, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit und den Tod." Aber Friedrich ließ sich durch diesen dreisten Ton nicht irre leiten. Er legte ihm folgende von ihm selbst geschriebene Erklärung zur Unterschrift vor: „Ich verspreche Sr. Majestät, daß, so lange Sie mir die Gnade erweisen werden, mich im Schlosse wohnen zu lassen, ich gegen Niemanden schreiben werde, weder gegen die Regierung Frankreichs und die Minister, noch gegen andere souveräne Fürsten, noch gegen erlauchte Schriftsteller, für die ich immer die Rücksichten haben werde, die ihnen gebühren. Auch werde ich keinen Mißbrauch machen von den Briefen Sr. Majestät, und werde mich auf eine Weise betragen, welche sich für einen Schriftsteller ziemt, der die Ehre hat, Sr. Majestät Kammerherr zu sein, und der unter ordentlichen Leuten lebt. Den 27. November 1752 zu Potsdam." Voltaire schrieb eigenhändig unter diese Erklärung: „Ich werde den Befehlen Ew. Majestät nachkommen, und es wird meinem Herzen keine Mühe kosten, denselben zu gehorchen. Ich flehe dieselbe noch einmal an, in Betracht zu ziehen, daß ich nie gegen irgend eine Regierung geschrieben habe, am wenigsten gegen diejenige, unter welcher ich geboren bin, und die ich nur verlassen habe, um mein Leben zu Ihren Füßen zu enden.

Ich bin Geschichtschreiber Frankreichs gewesen, und habe als solcher die Geschichte Ludwigs XIV. und der Feldzüge Ludwigs XV. geschrieben, welche ich dem Herrn d'Argenson übersandt habe. Meine Zunge und meine Feder waren meinem Vaterlande gewidmet, wie sie jetzt den Befehlen Ew. Majestät gehören (?). Ich beschwöre Sie, die Gnade zu haben, den Grund des Streites mit Maupertuis zu untersuchen; beschwöre Sie zu glauben, daß ich diesen Streit vergesse, weil Sie es wollen, und unterwerfe mich blindlings Ihrem gesammten Willen. Hätte mir Ew. Maj. befohlen, mich nicht zu vertheidigen, und mich nicht in diesen literarischen Streit einzulassen, so hätte ich Ew. Maj. mit derselben Ergebung gehorcht. Ich bitte dieselbe, einen von Krankheit und Schmerz niedergebeugten Greis zu schonen, und zu glauben, daß ich noch mit derselben Anhänglichkeit für dieselbe sterben werde, als an dem Tage, wo ich zum ersten Male den Hof derselben betrat." — Diese Demüthigung war die Ankündigung einer noch weit größeren, welche wohl am wenigsten von Friedrich zu erwarten war, und was wohl auch nicht zu seinem Ruhme beitragen kann. Dieser ließ nämlich am 24. December die satyrische Schrift Voltaire's auf den öffentlichen Plätzen Berlins — durch Henkershand verbrennen. — Das konnte Voltaire nicht ertragen. Er schickte dem Könige Orden, Kammerherrnschlüssel und Pensionspatent zurück, schrieb aber demselben unmittelbar nachher: „Sire, es ist gewiß blos aus Besorgniß, mich nicht vor Ew. Majestät zeigen zu können, daß ich zu Ihren Füßen Wohlthaten niederlege, welche nur Bande waren, die mich an Ihre Person ketteten. Urtheilen Sie von meiner und meiner ganzen Familie schrecklichen Lage; es blieb mir nur übrig, mich auf immer zu verbergen und mein Unglück im Stillen zu beweinen. Herr Fredersdorf, welcher gekommen ist, um mich in meiner Ungnade zu trösten, läßt mich hoffen, daß Ew. Majestät der Güte Ihres Characters gegen mich Gehör geben, und durch gnädiges Wohlwollen die Schmach, mit welcher Sie mich bedeckt haben, wo möglich wieder gut machen werden. Es ist gewiß, daß das Unglück, Ihnen mißfallen zu haben, nicht das geringste ist, welches mir zu Theil geworden; aber wie soll ich jetzt erscheinen? wie leben? Ich weiß es nicht. Ich sollte in diesem fürchterlichen Zustande schon lange gestorben sein; Ihrer Menschlichkeit kömmt es zu, sich meiner zu erbarmen. Was soll ich werden und thun? Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß Sie mich während ganzer 16 Jahre an sich gefesselt halten. Befehlen Sie also über mein Leben, das Ihnen

angehört, und dem Sie ein so bitteres Ende gemacht haben. Sie sind gütig, nachsichtig; ich der unglückseligste Mensch in Ihrem Staate. Verhängen Sie also über mein Geschick.“ — Friedrich übersandte ihm hierauf Orden, Kammerherrnschlüssel 2c. unter freundlichen Zusicherungen wieder. Auch enthielt die Spener'sche Zeitung vom 19. Januar 1753 folgenden Artikel: „Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hiermit anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit Kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der minderen Handlung, als über andere Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr sein, von blos philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im Geringsten die Sitten oder die Ehre eines Anderen, wer es auch sei, beleidigen könnten. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil, und beschäftigt sich mit einer Arbeit ganz anderer Art, die alle seine Zeit erfordert, indem er an Nichts weiter denkt, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden.“ Dieselbe Zeitung berichtete am 30. Januar, als der König sich nach Potsdam begab: „Da Se. Maj. der König allergnädigst beliebt haben, dem Herrn von Voltaire den Kammerherrenschlüssel nebst dem Gnadenkreuze wieder zu überschicken, mit dem Befehle, sich mit der königlichen Suite nach Potsdam zu begeben, und seine Zimmer auf dem dasigen Schlosse von Neuem zu beziehen; so ging derselbe gleichfalls dahin ab.“ — Doch war durch alles dieses das Verhältniß nur dem Scheine nach wieder hergestellt; innerlich war es zerrissen. Voltaire bat um Urlaub, um in die Bäder von Plombières zu reisen, erhielt denselben, und reiste den 26. März 1753 ab, vorgeblich zwar, um wieder zu kommen, aber mit dem Vorsatze, dieses nicht zu thun.

Auf seiner Reise wurde er in Frankfurt am Main, auf Gesuch des preußischen Residenten, durch Stadtsoldaten verhaftet, und ihm ein Band der Gedichte Friedrichs, welchen er mitgenommen hatte, und von dem der König Mißbrauch fürchtete, abgefordert. Mit den Poesien des Königs schickte er ihm nun zum zweiten Male — Orden, Kammerherrnschlüssel und Pensionspatent zurück, die er auch nie wieder empfing. — Die Feindschaft brach nun in den bittersten Ausfällen auf beiden Seiten aus, und es ging hier, wie es gewöhnlich bei den Streitigkeiten der Gelehrten und Literaten 2c. zu gehen pflegt, wo der eine wie der andere Theil die Wahrheit durch hochgeschraubte

Phrasen und einseitige oder absichtlich falsche Darstellung der Thatsachen entstellt. Voltaire suchte Friedrichs Charakter auf alle Weise verächtlich zu machen, und führte dieses namentlich in einer Schrift: „das Privatleben des Königs von Preußen“ aus. Diese Schrift jedoch hat er selbst nicht veröffentlicht, sondern sie fand sich unter seinem Nachlasse*), und man hat sie deßwegen — wohl mit Unrecht — für untergeschoben oder wenigstens verfälscht erklärt. Sie ist wahrscheinlich unmittelbar nach der Entzweiung geschrieben, und also als ein Product des ersten Unmuths und der heftigsten Bitterkeit zu betrachten. Friedrichs Charakter wird in ihr von den verschiedensten Seiten her als verwerflich dargestellt. Auch läßt sich vermuthen, daß Voltaire, welcher dem Könige gerne schaden mochte, eine 1760 erschienene Ausgabe seiner Gedichte mit allen Satyren auf lebende Fürsten und deren Diener veranstaltet habe. — Friedrichs Ausfälle waren nicht minder heftig, als die Voltaire's. Jedoch ist es zweifelhaft, ob er der Verfasser einer Comödie („Tantalus im Processe“) sei, welche namentlich den Proceß Voltaire's wegen der Diamanten und seinen Ankauf der sächsischen Steuerscheine zum Gegenstande ihrer Satyre nimmt.

Trotz allem diesem aber vereinigte sich doch Friedrich wieder mit dem ehemals so über Alles verehrten Freunde. Schon gegen Ende des Jahres 1755 wurde, wahrscheinlich durch Vermittlung der Markgräfin von Baireuth, der alte Briefwechsel wieder angeknüpft, welcher mit kleinen Unterbrechungen bis an das Lebensende Voltaire's fortdauerte. Freilich war die ehemalige Offenheit und Vertraulichkeit verloren, und der alte Groll brach, namentlich in der ersten Zeit, nicht selten hervor. Voltaire konnte nicht vergessen, was ihm widerfahren**), und Friedrich, der die Achtung vor seinem moralischen Character ganz verloren hatte, wurde zuweilen höchst unwillig, wenn er an die frühern Vorfälle erinnert wurde. Vorzüglich aber tadelte er Voltaire sehr scharf wegen des Hasses, mit welchem derselbe noch den todten Maupertuis verfolgte. So schrieb er ihm den 17. Nov. 1759: „Stören Sie die Asche großer Männer nicht mehr. Der Tod

*) Man erzählt, der Herausgeber (Beaumarchais) habe diese Schmähschrift, ehe er sie zum Drucke beförderte, dem Könige zugeschickt, und ihm das Anerbieten gemacht, dieselbe gegen eine Summe Geldes zu unterdrücken; aber sein Antrag sei — unbeantwortet geblieben.

**) „Sie gehen — schrieb ihm Friedrich 1759 — mit mir und mit der ganzen Welt um, wie mit der Religion; Sie streicheln sie mit der einen Hand, und kratzen sie mit der andern.“

endige Ihren ungerechten Haß, und Maupertuis finde wenigstens im Grabe eine Freistätte. Denken Sie daran, daß Könige, wenn sie sich lange genug geschlagen haben, endlich Frieden machen. Sie stiegen wohl in die Unterwelt, wie Orpheus, nicht um die unsterbliche Emilie aus derselben zurückzuholen, sondern um noch an jenem Orte (vorausgesetzt, daß er existirt) einen Mann zu verfolgen, dem Ihre heftige Erbitterung in dieser Welt keine Ruhe ließ. Geben Sie diesen Haß auf, der Sie entehrt und Ihren Ruhm entstellt. Der beste Kopf in Frankreich sei auch der edelmüthigste Mann! — Ich spreche im Namen der Tugend und der Pflicht zu Ihnen; seien Sie nicht unempfindlich gegen diesen Zuruf. Ueben Sie die edlen Gesinnungen aus, die Sie in ihren Versen mit so vieler Eleganz und Stärke aussprechen. Glauben Sie mir, Ein Beispiel von wirklichem Edelmuthe wirkt mehr, als alle die schönen Lehren, mit denen die Tragödie prunkt. Der Gott der Philosophen flöße Ihnen mildere und gemäßigtere Gesinnungen ein, und der Gott der Gesundheit erhalte Sie zum Schmucke der schönen Wissenschaften und des Parnasses." — Doch kehrte in späterer Zeit der alte Ton beinahe gänzlich wieder zurück. Voltaire starb den 30. Mai 1778, und Friedrich schrieb im Lager zu Schatzlar in Böhmen eine Lobrede auf ihn, welche er in der Academie vorlesen ließ. Hier wurde nicht nur Voltaire's Geist aufs Höchste gepriesen, sondern auch sein Charakter in einem vortheilhaften Lichte dargestellt und gegen den Vorwurf der Immoralität vertheidigt. Die Entzweiung, welche zwischen Beiden eingetreten war, wurde als ein bloßes Mißverständniß nur leicht berührt. — Solche Milde und Nachsicht Friedrichs kann, wenn sie auch in andern Beziehungen sehr zu tadeln ist, doch seinem Herzen Ehre machen.

Friedrich bewährte sein ganzes Leben hindurch die stärkste Hinneigung zu seinen Freunden, und es war der Genuß der Freundschaft für ihn stets wahres Bedürfniß, so wie das höchste Glück, nach welchem er eilte, sobald seine Berufspflichten es ihm vergönnten. Nicht alle diejenigen aber, welche er in seinen näheren Kreis zog, waren seine Freunde zu nennen, sondern es wurden viele, ja die meisten derselben, mehr als lustige und witzige Gesellschafter*), oder auch um ihrer wirk-

*) Friedrich schätzte im Kreise seiner Freunde, wie an Anderen, vorzüglich Gegenwart des Geistes, und sah dieselbe immer als das Zeichen eines fähigen Kopfes an. Es galt ihm immer als Zeichen einer wenigstens einigermaßen freien Seele, wenn es Jemand verstand, viel Geist in wenig Worte zusammenzudrängen. Er liebte jene Naivetät, welche, vom Glanze

lichen oder vermeinten literarischen Verdienste willen, an seinen Hof gezogen. Wahre Freundschaft, wie sie zwischen Personen stattfindet, welche nicht nur durch gleiche Grundsätze und Bestrebungen mit einander verbunden sind, sondern auch äußerlich sich in völliger Unabhängigkeit von einander befinden, war für ihn nicht möglich, besonders da er sich — und aus Rücksicht auf seine Regentenpflichten wohl mit Recht — stets vor jedem Einflusse seiner Umgangsgenossen fürchtete und sorgfältig zu bewahren strebte. Auch machte eben seine höhere Stellung wieder, daß er auch auf der anderen Seite nur äußerst selten wahre und uneigennützige Hingebung fand; und nur das von ihm in manchen Fällen dennoch wohl vermißte Familienleben hätte ihm diese gewähren können. Der Umstand, daß er vor Allem Freiheit der Gedanken unter seinen Freunden suchte und gestattete, und daß er meist die Männer der neuen Zeit und neuen Bildung zu seinen vertrauteren Umgangsgenossen erwählte, mochte auch oft dazu führen, daß eben mit der Gedankenfreiheit und Vorurtheilslosigkeit ein unwürdiges Spiel getrieben wurde. Die Hofschranze hatte bei ihm wegen seiner Persönlichkeit bloß eine veränderte Gestalt anzunehmen, und manche der Männer, welche sich bei ihm dadurch beliebt machten, daß sie mit allen Waffen der Satyre und des Witzes den kirchlichen und politischen Aberglauben angriffen, waren vielleicht eben so gut Hofphilosophen zu nennen, als es an andern Höfen diejenigen sind, welche alle bestehenden Verhältnisse, so verkehrt und verderbt sie auch augenscheinlich seien, dialectisch vertheidigen, symbolisiren und als idealisch darstellen.

Verschieden von dem Verhältnisse, in welchem Friedrich zu Voltaire stand, war das zu d'Alembert. Dieser, als Mathematiker, mehr aber noch als Philosoph berühmte Schriftsteller, wußte sich stets in einer gehörigen Entfernung vom Throne zu halten, und dadurch seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu wahren. Er wurde dem Könige wahrscheinlich im Jahre 1746 durch eine Abhandlung bekannt, welche den von der Berliner Academie für eine physikalische Aufgabe ausgesetzten Preis erhielt. Im Jahre 1755 kam er nach Wesel, und lernte den König persönlich kennen. Dieser gab sich viele Mühe, ihn

---

der Majestät nicht geblendet, den natürlichen ungekünstelten Ausdruck sich gestattet. Durch Nichts konnte man ihn so sehr gewinnen, als durch bewiesene Geistesgegenwart, wie unzählige Anekdoten beweisen, welche in dieser Beziehung in Umlauf sind, und welche, wenn sich auch einzelne nicht immer mit historischer Gewißheit nachweisen lassen, dennoch im Allgemeinen diese seine Neigung deutlich an den Tag legen.

nach Berlin zu ziehen, und wollte ihn 1759 nach Maupertuis Tode zum Präsidenten seiner Academie ernennen; aber vergebens. Seine schwache Gesundheit, die Liebe zu seinem Vaterlande, der Einfluß einer geistreichen Freundin und die Liebe zur Unabhängigkeit hielten d'Alembert ab, seine sonst nicht sehr glänzende Lage mit derjenigen zu vertauschen, welche ihm der König so gerne bereiten wollte. *) Im Jahre 1763 besuchte er denselben in Berlin und verweilte einige Monate bei ihm. Er kam sehr befriedigt von dieser Reise zurück. „Wenn er von seinem Aufenthalte in Sans-Souci redet — wird uns von einem Schriftsteller berichtet, der ihn im Jahre 1768 sah — so glänzt sein Auge und sein Ausdruck erwärmt sich. Man kennt, behauptet er, diesen König allein durch seine Thaten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündet sie nicht: wie er durch Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König steht für die Menschen und für Menschenherrscher wie die Regel des Polykletes für alle Künstler da.“ Ungeachtet der dringenden Einladungen des Königs verhinderte ihn doch seine schwächliche Gesundheit an ferneren Besuchen. Aber ein sehr interessanter Briefwechsel dauerte beinahe bis zu seinem Tode (1783) fort.

So wenig als d'Alembert konnte Algarotti für einen bleibenden Aufenthalt von Friedrich gewonnen werden. Auch mit ihm geschah der freundschaftliche Ideenaustausch größtentheils durch Briefe. Friedrich bezeigte ihm stets große Hochachtung.

Besonders innig mit dem Könige verbunden und unter allen Umgangsgenossen am ehesten sein Freund war der Marquis d'Argens. Er war mit der verwittweten Herzogin von Württemberg nach Berlin gekommen, und bei dieser Gelegenheit dem Könige bekannt geworden. **)

---

*) Doch bezog er seit 1754 von demselben eine Pension von 1200 Livres. Er war neben Diderot der Redacteur der großen Encyklopädie, zu der er die berühmte Einleitung schrieb. Er zeigte eine außerordentliche Kunst in der Bekämpfung des herrschenden Systems auf anständige, rücksichtsvollere und weniger offene, aber nichts destoweniger siegreiche Weise. Friedrich schrieb ihm 1780: „Schlachten haben viele Menschen gewonnen, viele haben Provinzen erobert, aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie, geschrieben.“

**) In einem oben angeführten Briefe erkundigte sich der König nach ihm bei Jordan, denn ohne Zweifel kannte er seine Denkweise bereits aus seinen Schriften.

Er war bei manchen Schwachheiten ein rechtschaffener und gutmüthiger Mann, der mit wahrer Liebe dem Könige ergeben war, und eben darum auch sein vollkommenstes Vertrauen genoß. Friedrich theilte ihm unter allen Verhältnissen die tiefsten Bewegungen seines Innern mit, und er erwiederte dieß durch die zärtliche und ungeheuchelte Theilnahme eines wahren Freundes. Zurechtweisungen wegen überschrittener Schranken erfuhr er nie, und wirklich war er auch der Mann, auf den sich Friedrich ganz unbedingt verlassen konnte und verließ. Er soll sogar, wie man sagt, seine Vorsicht und Gewissenhaftigkeit so weit getrieben haben, daß er die Briefe, welche er von dem Könige erhielt, stets nur bei verschlossener Thüre las, während andere sich oft Vorwürfe darüber zuzogen, daß sie aus Eitelkeit oder sonstigen Beweggründen das ihnen geschenkte Vertrauen mißbrauchten, und die Briefe, welche sie von dem Könige erhielten, mehr oder minder veröffentlichten. Während des siebenjährigen Krieges war er für den König gerade das, was für ihn Jordan während der früheren Kriege gewesen war, und die Briefe aus dieser Zeit sind deßhalb für die innere Stimmung Friedrichs während dieser wechselvollen Zeit besonders merkwürdig.

In der gegenwärtigen Periode zog Friedrich auch die beiden Britten, den Lord Marishal und seinen jüngern Bruder, der als Feldmarschall bei Hochkirch fiel, und welche beide sich früher in Rußland aufgehalten hatten, in den Kreis seines näheren Umganges. Der Letztere wurde sogleich nach seiner Ankunft zum Feldmarschall, und später zum Gouverneur von Berlin und zum Ritter des schwarzen Adlerordens ernannt. „Ich habe jetzt, schrieb er den 28. Oct. 1747 an seinen älteren Bruder, die Ehre, und was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu seyn, wohin er mich zwei Tage, nachdem ich zum Feldmarschall ernannt worden war, berief. Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist als ich Geschick, dir denselben zu schildern, spricht gediegen und kenntnißreich über Dinge aller Art, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht mit der Erfahrung von zwei Campagnen der beste Officier seiner Armee ist. Er hat mehre Personen um sich, die er fast mit der Familiarität eines Freundes behandelt, jedoch keinen Favoriten; es ist ihm indessen eine sehr natürliche Höflichkeit gegen Jeden, der sich ihm nähert, eigen.“ — Lord Marishal folgte bald seinem Bruder nach.

Noch wollen wir unter den Umgangsgenossen Friedrichs des Obristen Guichard oder Quintus Icilius, welchen Namen ihm Friedrich

gab, und des Arztes La Mettrie erwähnen. Der Erstere wurde dem Könige durch einige gelehrte Schriften über die Kriegskunst der Alten vortheilhaft bekannt, und genoß seines vollen Vertrauens. Wenn auch zuweilen Friedrich unzufrieden mit ihm war, so söhnte er sich doch bald wieder mit ihm aus. — La Mettrie (der auch einige graß materialistische Schriften schrieb) war wegen seines schlechten Charakters allgemein verachtet, aber nichts destoweniger von dem Könige sehr hoch gestellt. Friedrich kannte seine Denkweise wohl, mag sich aber doch in seinem eigentlichen Charakter geirrt haben.

Wir sehen also, daß die meisten Freunde Friedrichs der sogenannten Encyklopädistenschule angehörten, zu welcher er selbst auch in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit gerechnet werden kann. Von dieser Schule aber gilt vorzüglich der Satz: Ein Schriftsteller ist selten so gut und selten so schlecht als seine Schriften. — Bemerkenswerth ist noch, daß Friedrich einen der ersten Vorkämpfer jener Schule, Diderot, nie in seinen Kreis ziehen wollte; theils mochte er ihm zu rücksichts- und schonungslos sein, theils aber auch mißfiel sein sich später so sehr äußerndes geschwätziges und selbstgefälliges Wesen. — Die Einwirkung Friedrichs auf diese Schule und durch dieselbe, und hiemit eine der glänzendsten Seiten seiner Wirksamkeit näher zu betrachten, werden wir später Gelegenheit finden.

Wenden wir uns nun, ehe wir Friedrichs politische Thätigkeit in diesem Zeitraume verfolgen, vorerst zu den Grundsätzen, die er hinsichtlich seiner politischen Verhandlungen aussprach und in Anwendung brachte. Er hatte durch das Erscheinen seines Antimacchiavell, eingeführt durch einen Voltaire, die Aufmerksamkeit des denkenden Theils von Europa auf seine Regierungsweise und Politik gezogen, und die Geltendmachung seiner Ansprüche auf Schlesien, verbunden mit der Art, wie dieß geschah, mochte wohl bei Manchen Staunen und das Gefühl getäuschter Erwartungen rege machen. *) Es ist aber vorerst

*) Friedrich kann, namentlich was die Politik betrifft, in Vergleich der frühern Zeit mit der spätern nicht ganz nach dem Antimachiavell beurtheilt werden. Den 7. October 1740 schrieb Friedrich an Voltaire, der den Druck jenes Werkes besorgt hatte: „Ich habe den Antimachiavell von Anfang bis zu Ende gelesen, bin aber, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, nicht ganz zufrieden damit. Daher werde ich das ändern, was mir nicht gefällt, und in Berlin unter meinen Augen eine neue Ausgabe davon veranstalten. In dieser Absicht habe ich einen Artikel in die Zeitungen einrücken lassen, worin der Verfasser des Versuchs die beiden Editionen für unächt erklärt. Ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich kann nicht anders, da in Ihrer

zu bemerken, daß Friedrich die Moral und die gewöhnlichen moralischen Grundsätze in manchen Fällen wohl auch, wie die sogenannten Encyklopädisten, für ein Erzeugniß der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Bedürfnisses hielt, daß er also ihre ewigen und unabweislichen Ansprüche auf Giltigkeit für alle Umstände und Verhältnisse in Zweifel stellte. Hiemit jedoch soll keineswegs gesagt werden, daß sich Friedrich des Einflusses der höheren Moralgebote auf sein practisches Handeln

---

Ausgabe so viel Fremdes steht, so daß sie nicht mehr meine Arbeit ist. Das 15. und 16. Capitel sind gar nicht mehr das, was sie nach meinem Willen sein sollten." — Indessen hat Friedrich weder in den Zeitungen noch in einer eigenen Ausgabe diesen seinen Vorsatz ausgeführt. Das 15. Capitel enthält die Aussprüche einer idealen Politik: „Machiavell behauptet, es sei unmöglich, auf dieser Welt ganz gut zu seyn, ohne zu Grunde zu gehen, so bösartig und verderbt sei das Menschengeschlecht. Ich aber behaupte gerade, um nicht zu Grunde zu gehen, muß man gut und vorsichtig seyn. Die Menschen sind weder durchaus schlecht, noch durchaus rechtschaffen; aber Böse, Gute und Mittelmäßige, alle werden darin übereinkommen, einen Fürsten zu achten, der mächtig, gerecht und geschickt ist." Und alsdann den Ausspruch: „Sei also nicht schlecht mit den Schlechten, sondern sei tugendhaft und furchtlos gegen sie. Dann wirst du dein Volk tugendhaft machen, wie du selbst es bist; deine Nachbarn werden dir nachahmen wollen, und die Bösen zittern." Es läßt sich schwer oder vielleicht unmöglich ausmitteln, welcher Satz oder welcher Theil eines Satzes (denn das Ganze gehört unstreitig Friedrich an) Voltaire oder Friedrich zum Verfasser habe. So ist auch eine merkwürdige Stelle im 19. Capitel höchst wahrscheinlich vom republikanischen Geiste Voltaire's und seiner Liebe zu den englischen Konstitutionen geschrieben. Es heißt dort: „Wenn man in unsern Tagen die Weisheit irgend einer Regierung als Muster aufstellen kann, so würde dies die englische Regierung sein: dort ist das Parlament Schiedsrichter zwischen König und Volk, und der König hat alle Macht Gutes, aber keine, Böses zu thun." — Ohne daß wir Friedrich der schreiendsten Inconsequenzen zeihen würden, können wir ihm diese Stelle nicht zuschreiben, da schon dieses aufhalten würde, daß er sie in derselben Zeit öffentlich ausspräche, als er eine so ziemlich unumschränkte Regierung antritt und in der übertragenen Form erhält. Friedrichs Handlungen nicht nur, sondern auch seine Grundsätze waren rein monarchisch, und ist dieß in seinen Briefen an Voltaire minder scharf ausgedrückt, so erklärt sich dieß leicht aus ihrem beiderseitigen Verhältnisse. — Uebrigens widerspricht die oben S. 165 angeführte Stelle aus der Abhandlung über die Gesetze 2c. schnurstracks dem voranstehenden Satze; und nennt ja Friedrich den Sturz des Ministeriums Walpole in England in der „Geschichte meiner Zeit" eine Kabale der Herren, die in das Ministerium kommen wollten. Die Stimme des Volks ist ihm eine intrigue. Friedrich konnte sich das Leben in einem constitutionellen Staate nicht einmal recht denken, geschweige daß es sein Ideal gewesen wäre.

entäußert hätte, sondern es bethätigt sich vielmehr durch sein ganzes Leben, daß das Höchste ihm stets seine Pflicht war. Aber die Ansicht, die er von eben dieser Pflicht hatte, und das, was er auf ihren Ruf hin vollführen zu müssen glaubte, führten ihn zu Handlungen, die nach den allgemeinen Begriffen der Moral nicht immer gebilligt werden können, weil er in seiner theoretischen Ansicht nicht dahin vorgedrungen war, daß er das Wesen der Tugend an sich und nach ihrem innern Werthe vollkommen erkannt hätte, und also (was mit seiner ganzen materialistischen Denkweise zusammenhing) stets auf die äußere Handlung, ihre Folgen und Zwecke mehr als auf die innere Gesinnung sah, so konnte er um so eher dazu kommen, daß er da, wo er das Wohl des Staates zu befördern und also seine Regentenpflicht zu erfüllen glaubte, sich zu Schritten verleiten ließ, welche er selbst an Privatpersonen niemals gebilligt haben würde. — Stellt sich Friedrich in seinem Antimacchiavell zwar nicht immer auf den Standpunkt der Moral, und betrachtet er das Verhältniß des Regenten zu seinem Staate und zu andern Staaten meist rein aus dem Gesichtspunkte, daß es für den Nutzen der Könige weit ersprießlicher sei, die Gesetze der Moral nie aus den Augen zu verlieren; so ist dennoch die in jenem Werke ausgesprochene Ansicht über Politik ꝛc. mehr oder minder eine ideale, d. h. eine nach den eigenen Wünschen und Bestrebungen des Geistes und nach höhern Rücksichten gestaltete. Wir führen hier einige besonders bemerkenswerthe Stellen aus demselben an, und überlassen es dem Urtheile des Lesers, zu ermessen, nach welchen Grundsätzen und in wiefern Friedrich nach denselben gehandelt habe. In Beziehung auf eine Meinung Macchiavell's heißt es: „Die Welt ist eine Spielpartie, wo ehrliche Spieler sitzen, aber auch Betrüger, welche Karten unterzuschlagen wissen; damit nun ein Fürst, der bei dieser Partie mitspielen soll, nicht hintergangen werde, so muß er wissen, auf welche Art man im Spiele betrügt, nicht um solche Anweisungen in Ausübung zu bringen, sondern um nicht den Betrügern zur Beute zu werden.“ — „Ich will jetzt nicht von der Rechtschaffenheit oder von der Tugend reden; ich betrachte bloß den Vortheil der Fürsten, und hier behaupte ich, daß es eine sehr falsche Politik von ihnen ist, wenn sie Betrüger sind und die Welt hintergehen. Sie betrügen doch nur einmal, und verlieren dann das Zutrauen aller Fürsten.“ — „Uebrigens gestehe ich, daß es dringende Nothfälle gibt, in welchen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich doch als ein rechtschaffener Mann von seinen Bundesgenossen trennen; er muß sie hinlänglich zuvor davon benachrichtigen;

vornehmlich aber muß er nie diesen äußersten Schritt thun, wenn ihn nicht die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die größte Noth dazu zwingen." — „Vorsicht muß ein Fürst zeigen, daß er nicht unbedachtsamer Weise sich mit anderen mächtigeren Fürsten einläßt, die, statt ihm zu helfen, ihn unterdrücken könnten. Das erkannte ein großer deutscher Fürst (Churfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1675) wohl, der bei Freund und Feind sich gleiche Achtung erwarb. Die Schweden drangen in seine Staaten, während er mit allen seinen Truppen daraus entfernt war, um dem Kaiser in dem Kriege zu helfen, den dieser gegen Frankreich am Niederrhein führte. Die Minister des Fürsten riethen ihm auf die Nachricht dieses plötzlichen Einfalls, den russischen Czar zum Beistande zu rufen, aber der Fürst war scharfsichtiger als sie, und antwortete ihnen, die Russen wären Bären, welche man nicht von der Kette lösen müsse, aus Furcht, daß man sie dann nicht wieder daran legen könne. Er nahm selbst edelmüthig seine Rache auf sich, und hatte nicht Ursache, dieß zu bereuen." — Am Schlusse des 24sten Capitels heißt es: „Ihre (der Fürsten) Pflicht ist es, der Welt über die falsche Meinung von der Politik die Augen zu öffnen, da diese nur das System der Weisheit sein muß, wenn man sie gleich gewöhnlich für den Katechismus der Betrügerei hält. Sie müssen die Subtilitäten und die Perfidie aus den Tractaten entfernen, und der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, welche sich leider fast gar nicht mehr bei den Fürsten finden, ihre Kraft wieder geben. Sie müssen zeigen, daß sie nicht nach den Ländern ihrer Nachbarn gelüsten, sondern daß sie nur auf Erhaltung ihrer eigenen Staaten höchst eifersüchtig sind. Ein Fürst, der Alles besitzen will, ist wie ein Magen, der sich mit Speisen überladet, ohne zu bedenken, ob er sie auch verdauen könne. Ein Fürst, der sich auf gute Regierung seiner Staaten beschränkt, gleicht einem Manne, der mäßig ißt, und dessen Magen gut verdaut." — Und im letzten Capitel dieser Schrift heißt es: „Es ist allgemeine Regel, daß man die scharfsinnigsten Köpfe bei schwierigen Unterhandlungen gebrauchen muß; sie müssen nicht nur verschlagen zum Ränkeschmieden, biegsam zum Einschmeicheln, sondern auch mit jenem durchdringenden Blicke begabt sein, der in dem Gesichte des Menschen die Geheimnisse seines Herzens zu lesen vermag, damit Nichts ihrer Forschung entgehe und Alles klar ihrer Beurtheilungskraft vorliege. Man darf List und Feinheit nicht mißbrauchen! sie gleichen den Gewürzen, deren zu häufiger Genuß den Gaumen abstumpft, und den feinen Gerichten endlich, weil wir zu sehr daran gewöhnt sind, allen Reiz benimmt.

Rechtschaffenheit dagegen paßt überall hin. Sie gleicht den einfachen und natürlichen Nahrungsmitteln, die, allen Temperamenten zuträglich, den Körper kräftigen, ohne ihn zu erhitzen. — Ein Fürst, dessen Aufrichtigkeit bekannt ist, wird das Zutrauen des gesammten Europas gewinnen, er wird ohne betrügerische Ränke glücklich und bloß durch seine Tugend mächtig sein. Und der Friede und das Wohl des Staates sind doch der Mittelpunkt, in welchem alle Wege der Politik sich vereinigen sollen, sind das Ziel, auf welches alle seine Unterhandlungen abzwecken müssen." Nachdem er über das europäische Gleichgewicht und über die zu dessen Erhaltung nothwendigen Verbindungen der Staaten gesprochen, stellt er die oben (S. 235) angeführten Betrachtungen an, welche auch in Beziehung auf seine Ansicht über Politik beachtet werden müssen. — Bei diesen Aussprüchen einer idealen sowohl als einer den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sich anpassenden Politik ist hauptsächlich auch das zu bedenken, daß Friedrich dieselben niedergeschrieben hatte zu einer Zeit, wo er sich eine andere Rolle in der Geschichte zugedacht hatte, als diejenige war, welche er sogleich nach seinem Regierungsantritte mit Lebhaftigkeit ergriff. Wie er sich in der innern Regierungsweise in manchen Beziehungen zu Aufopferung der Selbstständigkeit des einzelnen Staatsbürgers veranlaßt sah, um seinen Preußen den Antheil an den europäischen Staatsangelegenheiten zu erwerben, so sah er sich auch wohl veranlaßt, um die einmal übernommene Rolle auf jede mögliche Weise zu behaupten, practisch mit einzugehen in die damals allgemein herrschenden Maximen der Politik. Und wie Friedrich in Allem, was er angriff, sei es nun, daß es aus seinem innersten Wesen floß, oder von den Anforderungen der Zeit erheischt war, wie er überall mächtig hervorragte unter den Pygmäengestalten seiner Zeit, so war es auch in Beziehung auf Politik und die dabei in Anwendung gebrachte List. Sein Geist verließ die breitgetretenen Wege der gewöhnlichen Unterhandlungen; auch hier schuf er Neues. Die Politik seiner Zeit war allgemein verderbt; Jesuitenmoral, die durch lange Zeit dieselbe beherrscht, hatte, wenn sie auch in dieser Zeit schon zu den verschollenen Dingen gehörte, dennoch noch immer einen mächtigen Einfluß auf dieselbe, wenn auch nicht mehr unter demselben Namen und unter derselben Gestalt. Friedrich mußte, um politische Bedeutung zu gewinnen, in den politischen Gang seiner Zeit eingehen; er mußte auf demselben noch Anderen zuvorzukommen suchen, denn was ihm oft an materiellen Kräften abging, mußte er mit der Kraft seines Geistes zu ersetzen suchen. Daraus ist die Weise seiner Politik er-

**klärt, nicht — entschuldigt. Die Gründe und die Fälle, die Fried**rich in der oben angeführten Vorrede zur „Geschichte meiner Zeit“ für die Lossagung und Nichterfüllung eines Bündnisses oder Vertrages anführt, können zwar von der strengen Moral nicht gebilligt werden, denn die meisten würden eben so gut auf einen Familienvater, als auf einen Landesfürsten angewendet werden können; aber es ist nur allzubekannt, daß die Gesetze der strengen Moral selten bei der Politik in Anwendung gebracht werden dürfen. Uebrigens kann wohl der Zustand des offenen Kriegs als derjenige bezeichnet werden, wo Recht und Unrecht gemischt sind. — Im Allgemeinen aber kann man behaupten, daß Friedrich, wenn er bei dem florentinischen Staatsmanne manche Aussprüche gefunden hätte, die ihm später nicht mehr so ganz verwerflich erschienen, dieselben wohl warm bekämpft haben würde; Zeit und Verhältnisse hatten seine Ansichten, wenn auch nicht verändert, doch modificirt. Man kann diese Behauptungen wohl aufstellen, ohne damit in die Meinungen des menschenfreundlichen Abbé St. Pierre einzustimmen, der gleich nach dem ersten Einfalle des Königs in Schlesien in einer Schrift, die er l'Énigme politique (politisches Räthsel) betitelte, den Contrast von Friedrichs Grundsätzen und Handlungen darstellte. Friedrich hatte, wie aus den oben angeführten und aus noch mehreren andern Stellen des Antimacchiavells zu ersehen ist, die sogenannten gerechten Kriege durchaus als nicht verwerflich dargestellt. Daß Friedrich es in seinen, damals natürlich noch unbekannten Geschichtswerken gesteht, daß die Liebe zum Ruhme bei ihm persönlich auch als Hauptmotiv zum ersten schlesischen Kriege erschien, verdanken wir bloß seiner Freimüthigkeit, die keine That, am wenigsten seine eigenen, beschönigen wollte. Uebrigens hat Friedrich sein Mißverhältniß zwischen ihm, dem Regenten, und ihm, dem Schriftsteller, oft mit lebhaften Farben geschildert, da er den Pflichten seines Standes oft die seiner Persönlichkeit aufzuopfern glaubte. „Da nun Friedrich — urtheilt der würdige v. Dohm — den von ihm angefangenen Krieg wirklich für gerecht hielt, so war seine Handlung nicht im Widerspruche mit seiner Lehre. Wäre sie dieses aber auch gewesen, und hätte Friedrich der sich darbietenden guten Gelegenheit, seinen Staat zu vergrößern, nachgegeben, hätte die Leidenschaft ihn verleitet, die Pflicht zu vergessen, welche er in seinem Buche den Regenten vorhält, ohne die höchste Noth nie einen Krieg anzufangen, so wäre dieses doch kein Beweis, daß es ihm mit dieser Lehre nicht ernst gewesen sei. Zu allen Zeiten haben Weltweise den Lehren, die sie gaben, nicht immer gemäß gehandelt, ohne

deßhalb Heuchler zu sein. Sie erkannten die Wahrheit in der Stille des Nachdenkens, aber im Gewühle der Welt wurden sie von Leidenschaften zu Handlungen hingerissen, die dieser Wahrheit entgegengesetzt waren. Friedrich hat durch seine ganze lange Regierung überzeugend bewiesen, wie sehr er von den Lehren, die er im Antimacchiavell gegeben, durchdrungen war. Er hat das Bild, welches er von einem unablässig für das Wohl seiner Völker thätigen Regenten aufstellt, nicht nur erreicht, sondern es übertroffen."

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Bemerkungen betrachten wir nun Friedrichs unablässiges Mitwirken an allen bestehenden Ereignissen des gesammten Europa's während dieser Periode. Während er Justiz-, Finanz- und Kirchenwesen theils neu gestaltete, theils in seiner alten Gestalt fester begründete und stets beaufsichtigte, während er seine Militärmacht meist durch persönliche Thätigkeit steigerte und kräftigte, während er Kunstwerke der Geschichte, Poesie und sogenannte Philosophie genoß, und selbst producirte, während er so Vieles und so Vielerlei genoß und leitete, zersplitterte sich in diesen mannigfaltigen Gestaltungen und Erscheinungen, von denen eine einzelne oft die Summe eines ganzen Menschenlebens in Anspruch nimmt, die Kraft seines Geistes keineswegs. Um seine neugewonnene Stellung in der europäischen Welt zu behaupten, mußte er stets allen Bewegungen in derselben wachsamen Auges folgen, und nächst der innern Verwaltung waren sie es vornehmlich, auf die sich seine Aufmerksamkeit concentriren mußte. Er blieb, während die andern noch fortkämpften, ruhig. Durch den Dresdner Frieden hatte sich die Scene ganz verändert, und aus einem Kampfe um Karls VI. Erbe war nun ein Kabinetskrieg geworden. Dieser Krieg wurde in Italien zwischen Spanien und Frankreich gegen Oestreich, in den Niederlanden (unter der Anführung des berühmten Kriegshelden Marschall von Sachsen) von Frankreich allein gegen England und Oestreich, und später gegen die Republik der Niederlande geführt, ohne daß ein augenscheinlicher Zweck oder Grund vorhanden war. „So glänzend indeß das Glück des Marschalls war, erzählt der König, so begann man selbst in Frankreich jetzt dieser Siege lästig zu werden. Es war dieß (seit 1740) der achte Feldzug, und die lange Dauer des im Anfang unglücklich geführten Krieges erschöpfte die Nation. Alle kriegführenden Mächte waren derselben gleich müde; oft hatte sich die Ursache des Krieges geändert, so daß zuletzt alle Ursache des Krieges verschwunden war. Der erste

Moment der Hitze war vorüber, man dachte ernstlich an Frieden, und es wurden Unterhandlungen angeknüpft; jeder fühlte seine geheimen Wunden, und jeder bedurfte der Ruhe, um dieselben zu heilen. Die Engländer fürchteten die Vermehrung ihrer Nationalschuld *), dieses Meisterstücks eines idealen Kredits, dessen Mißbrauch aber einen gänzlichen Bankerott weissagt. Der kaiserliche Hof, durch die Subsidien der Engländer unterstützt, hätte in der That den Krieg so lange fortgeführt, als seine Bundesgenossen ihm die Mittel dazu geboten hätten; indeß willigte er dennoch in den Frieden, um seine Kräfte zu einem Unternehmen zu sparen, das ihm weit mehr am Herzen lag, als der Krieg in Flandern. Frankreich fühlte seinen übermäßigen Aufwand, zudem mußte es fürchten, daß in seinen südlichen Provinzen eine Hungersnoth ausbrechen könne, da hier die Häfen von den englischen Flotten gesperrt worden waren. Zu allen diesen Staatsgründen, welche das Ministerium von Versailles öffentlich anführte, kamen noch, und zwar als die gewichtigsten Motive, einige geheime Ursachen. Seit Kurzem war die Marquise von Pompadour die Mätresse des Königs geworden; diese fürchtete, Ludwig XV. möchte bei fortgesetztem Kriege alle Jahre genöthigt sein, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Für Günstlinge und Mätressen sind die Abwesenheiten gefährlich; sie hatte erkannt, daß, wenn sie sich das Herz ihres Geliebten treu erhalten wolle, sie jeden Vorwand wegräumen müsse, der ihn von ihr trennen könnte; sie erkannte mit einem Worte, daß man Frieden schließen müsse, und von dem Augenblicke an arbeitete sie aus allen Kräften an demselben. Als der bevollmächtigte Minister, Herr von St. Severin, von Versailles nach Aachen abging, sagte sie ihm folgende Worte: „Jedenfalls seien Sie eingedenk, daß Sie nicht anders, als mit dem Frieden zurückkehren; der König wünscht ihn durchaus.“ — Das Zusammentreffen der im Haag zwischen England, Oestreich, Sardinien und Holland geschlossenen Convention mit der Eroberung von Maestricht durch die Franzosen, und die Ankunft der Russen am Rheine beschleunigte den Frieden. Den 30.

*) Die englische Nationalschuld rührt nemlich hauptsächlich daher, daß Georg I. und Georg II. als König von Hannover in alle Streitigkeiten des Continents verwickelt wurden, und Subsidien bezahlten, was die Alt-Engländer mit Unzufriedenheit und lautem Tadel ertrugen. Der früher erwähnte Sohn Georgs II., der vortreffliche Prinz von Wales, der im Jahre 1751 starb, lebte deßhalb in öffentlicher, ärgerlicher Opposition mit seinem Vater.

April 1748 wurden zu Aachen zwischen Frankreich, England und den Niederlanden die Präliminar-Artikel unterzeichnet, und im Mai unterschrieb im Namen Maria Theresia's, Graf Kaunitz, der von nun als Repräsentant der österreichischen Politik in der Geschichte erscheint. Frankreich gab alle Eroberungen heraus, und erhielt dafür blos das Cap Breton und andere Besitzungen in Ost- und West-Indien. Beide Mächte gewährleisteten sich ihre gegenseitigen Besitzungen in Amerika, zufolge des Utrechter Friedens, und man kam überein, Bevollmächtigte zu ernennen, die einige Gränzstreitigkeiten in Canada berichtigen sollten. Endlich mußte Maria Theresia einwilligen, daß die von Friedrich bisher bei dem deutschen Reiche vergebens nachgesuchte Gewährleistung über Schlesien und Glatz, demselben nun von allen Mächten ertheilt wurde. — Aber auch nach dem Friedensschlusse legte man die Waffen nirgends nieder, denn gegenseitig beobachtete man sich wachsamen Auges, damit das neubegründete europäische Gleichgewicht von keiner Seite gestört würde, und damit man für den Fall einer solchen Störung sogleich gerüstet dastünde; denn ein Friede, den mehr die Erschlaffung erzeugt hatte, als daß er die reife Frucht völlig ausgeglichener Interessen gewesen wäre, trug eine geringe Gewähr seiner selbst in sich.

Friedrich behauptete in dem europäischen Staatensysteme durch seine Kriegsmacht und durch seine Persönlichkeit, die namentlich in allen Unterhandlungen mächtig hervorragte, die oberste Stelle. Dieß läßt sich wohl nicht vollkommener beweisen, als aus einer Stelle einer Staatsschrift, die Horatio Walpole dem Könige Georg II. im Jahre 1751 durch dessen Mätresse, die Gräfin von Yarnauth, vorlegen ließ. Hier heißt es: „Es ist klar, daß der König von Preußen gegenwärtig das Gleichgewicht von Europa in seinen Händen hält; wir können besorgt darüber seyn, aber wir können ihm nicht abhelfen, so ist es ꝛc.“ So wie er seinen Staat nach Innen dadurch kräftigte, daß eine in dem Maße noch wenig gekannte Freiheit in Religionsübung in demselben herrschte, wie dieß bei seinen Ansichten von Religion überhaupt und von Christenthum insbesondere, rein aus dem dem Staate durch dieselbe erwachsenden Nutzen floß, eben so suchte er, und zwar ebenfalls wohl mehr, um diesem, seinem neubegründeten Staate und seiner hervorstechenden Persönlichkeit in demselben auch eine moralische Kraft nach Außen zu verleihen, sich an die Spitze des damals noch oft unterdrückten und vielfach gefährdeten protestantischen Reichskörpers zu stellen, zumal da Sachsen die durch lange Zeiten mit Ruhm und Vortheil geführte Rolle freiwillig niedergelegt hatte. — Die Fürsten

von Hohenlohe drückten ihre protestantischen Unterthanen, der evangelische Reichskörper beschloß im Jahre 1750, auf die mehrfachen Klagen der Unterthanen dieser Fürsten, die Reichsexecution gegen dieselbe. „Man kann sich leicht vorstellen, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, was dieses Conclusum der evangelischen Stände allenthalben für Aufsehen und Bewegungen gemacht habe." Obgleich der Kaiser das Urtheil kassirte, so machte dennoch der evangelische Reichskörper von der durch den westphälischen Frieden erlaubten Selbsthilfe Gebrauch, und Friedrich namentlich setzte durch, daß Anspach die vom Reichshofrathe erlassenen Dekrete exsequiren mußte. — Eben so nahm sich Friedrich der Protestanten in Hessenkassel und anderwärts nachdrücklich an. — Schon im Jahre 1743 hatten sich die bedrückten Protestanten in Ungarn an den König und dessen Fürsprache gewendet, worauf dieser an den Wiener Hof sich wendete: „daß, da Ihro Majestät sich in keine Weise entledigen könnten, allen denjenigen, welche die evangelische Religion bekenneten, absonderlich da diese selbst so sehnlich darum anfleheten, Dero Protection zu accordiren, als wollen Ihro Majestät als Protector sowohl in Ihrem eigenen, als der bedrückten Protestanten Namen die Königin gar sehr ansuchen, damit die Religionsbeschwerden vordersamst möchten abgeschafft werden, um so mehr, da zu befürchten, daß die Suiten noch viel gefährlicher sich im Reiche dürften ausbreiten, und die Königin, welche ja vornehmlich für die Ruhe und den Frieden portirt sey, davon den größten Vortheil würde zu gewarten haben; widrigenfalls Ihro preuß. Majestät gezwungen würde, wider Dero römisch-katholische Unterthanen in Schlesien Repressalien zu gebrauchen." — Als aber 1746 und 1750 sich die Bedrückungen erneuerten, schrieb Friedrich nachstehenden Brief an den Fürstbischof zu Breslau. „Das Gerücht von den Verfolgungen, welche die Evangelischen beider Confessionen in Ungarn auszustehen haben, wird ohne Zweifel Ihnen nicht minder zugekommen seyn, als es zu meinen Ohren gedrungen ist. Ich kann die Wegnahme der Kirchen, die sie unter nichtigen Vorwänden trifft, nur als einen Bruch der Traktate betrachten, die man unter Vermittlung fremder Mächte mit ihnen geschlossen hat. Es scheint mir aus der Art, wie man sie unterdrückt, daß man den Plan hat, sie zur Verzweiflung zu bringen, damit sie alsdann solche Maßregeln ergreifen, die man dann zum Vorwande gebrauchen kann, sie gänzlich auszurotten. Obgleich ich weder Verbindung mit denselben, noch Verbindlichkeiten gegen dieselben habe, und das Mißtrauen, welches sie im letzten Kriege gegen mich an den Tag legten, verbunden mit den

Verboten, die ihnen von Seiten des Wiener Hofes auferlegt wurden, sie wohl daran verhinderten, mir die Klage über ihre Lage zur Kenntniß zu bringen, und mich um Verwendung zu bitten, und obgleich ich, wenn ich die Sache nur von der politischen Seite betrachtete, in einer solchen Lage der Dinge meinen Vortheil fände, indem ich auf eine solche Weise volle Genugthuung und Rache empfände; so konnte ich dessen ungeachtet über ihre traurige Lage nur gerührt seyn, und nur das Motiv des Mitleidens konnte in mir den Wunsch rege machen, zur Erleichterung ihres Zustandes beizutragen. Ich wäre so weit gegangen, mich für dieselben an den Wiener Hof zu wenden, wenn nicht der geringe Erfolg, den die Vermittlung anderer befreundeter und verbündeter Mächte desselben hatte, mich davon abwendig gemacht hätte. Daher befürchtete ich nur ihre unglückliche Lage zu verschlimmern, und dem Vorwande, als suchten sie heimlich fremde Hilfe, Wahrscheinlichkeit zu geben. Ueberdieß hielt mich noch die Betrachtung hievon ab, indem ich in Erfahrung brachte, daß man weniger der Kaiserin, deren Seelengröße und Edelmuth längst bekannt ist, solche Maßregeln zuschreiben dürfe, als der römisch-katholischen Geistlichkeit Ungarns, welche den Plan gefaßt zu haben scheine, nach und nach die Evangelischen dieses Reiches auszurotten. Man kann unmöglich anders vermuthen, als daß eine Regentin, voll von Liebe für ihre Unterthanen, ihrer natürlichen Neigung Gewalt anthue, wenn sie sich aller ihrer Macht bedient und den Unternehmungen der Geistlichkeit sich entgegensetzt. Uebrigens muß Jedermann, selbst jeder vernünftige Römisch-Katholische, indignirt seyn über das Werk, welches der Bischof von Vesprie vor einiger Zeit gegen die Evangelischen bekannt machte, nicht zufrieden, dieselben gehässig seiner Regentin darzustellen, noch dazu unter dem Schatten dogmatischer Wahrheiten Grundsätze aufstellt, die am meisten zur Vertilgung aller Bande der bürgerlichen Gesellschaft beitragen. In der Voraussetzung, daß noch einige Hoffnung dazu da ist, daß diejenigen Ungarn, welche mit mir zu einer und derselben Religion sich bekennen, vom gänzlichen Untergange gerettet werden können, glaubte ich bis auf den Grund gehen zu müssen, und meine Meinung hierüber der römisch-katholischen Geistlichkeit dieses Reiches auf eine passende Weise zukommen zu lassen, die bekannte Ungerechtigkeit der Verfolgungen, die man gegen die Evangelischen verübt, und ebenso wie der gute Ruf Ihrer Majestät bei solchen Schritten betheiligt ist, die man gegen Unterthanen thut, welche in den traurigen Conjuncturen, in denen Ihre Majestät die Kaiserin sich schon befanden, die unverkennbarsten Beweise ihrer unverletzbaren

Anhänglichkeit in ihrem Dienste gegeben, und welche, statt belohnt zu werden, für die Aufopferung von Gut und Blut jetzt nichts zu erwarten haben, als den Verlust ihrer Rechte und ihrer vornehmsten Privilegien, und vielleicht zur Verzweiflung gebracht zu werden. Die ungarische Geistlichkeit wird nur den Unwillen der ganzen unparteiischen Welt gegen sich erregen, wenn sie an den verdammungswerthen Grundsätzen festhält, die der Bischof von Vesprie ausgesprochen, und welche diese Geistlichkeit traurigen, wenn auch gerechten Repressalien aussetzen wird, wenn durch den Wechsel des Schicksals, welches der Allmächtige lenkt, ein Land, das der römischen Religionsgemeinde angehört, einem Fürsten zu Theil wird, der sich zu einem andern Glauben bekennt, in welchem also diejenigen, die sich zu dem fremden Glauben bekennen, hart bedrückt werden ꝛc." Es kann aber wohl genügen, wenn wir hier ein für allemal bemerken, daß Friedrichs Politik keineswegs auf dem Protestantismus, als einer Religionsconfession, fußte. Man kann daher keinen seiner Kriege und Kämpfe nur im Entferntesten als Religionskämpfe ansehen, und es heißt Friedrichs Charakter und Handlungsweise mißkennen, wenn man dieß geglaubt und ausgesprochen hat. Sowohl er, als Voltaire und seine ganze Schule strebte immer dahin, den Einfluß der Religion aus dem Staate und seinen Verhältnissen zu verbannen *).

Das Verhältniß Friedrichs und seines Staates zum deutschen Reiche war ein mehr oder minder oppositionelles. Friedrich sah, daß die alte Reichsverfassung in sich morsch geworden war, daß der Reichstag meistens durch bloße Kleinigkeitskrämerei sein Daseyn beurkundete; aber er that für jetzt nichts dafür, neues Leben in den halberstorbenen Körper zu bringen, zumal da er sich durch ihn in keinem seiner Unternehmen gehindert sah, und da er es wenig fühlen mußte, daß er ein Reichsstand war. Als eine nicht unbedeutende politische Handlung, nicht aber als ein Gesetz für den innern Cultus, muß angesehen werden, daß er bei dem Tode Kaiser Karls VII., den 2. Febr. 1745, die kirchliche Fürbitte für den Kaiser da, wo dieselbe noch herkömmlich war, völlig abschaffte.

Während Friedrich in dieser Friedensperiode täglich neues Leben und neue Kraft in seinen Staaten schuf und hervorbrachte, eiferten die andern Staaten diesem heilsamen Wirken nach. „Auch Maria

*) Dennoch läßt sich sagen, daß Friedrich, wie Voltaire in einigen seiner Tragödien, die Wunder der Kirche als dei ex machina zur Lösung des Knotens gebraucht, in manchen seiner Verhältnisse es versucht habe, die Religion als politischen Hebel anzuwenden.

Theresia wollte verbessern, allein ihr stand die aristokratische Verfassung aller ihrer Reiche entgegen, und wenn Friedrich seinen Staat zu einer Maschine, und alle seine Beamten zu bloßen Rädern dieser Maschine machte, alle Individualität, Seele und Empfindung aber durch seinen Verstand erdrückte, so erstarb im österreichischen Staate dagegen auch das Verständigste stets unter der gewohnten Gemüthlichkeit. Eine Menge von Generalen und Feldmarschällen machte bei der Armee eine durchgreifende Reform unmöglich, wenn gleich Graf Daun den Entwurf, den Khevenhüller gemacht hatte, damals ausführte, und Gleichheit der Militärübungen in das österreichische Heer brachte.“ Maria Theresia stiftete eine Artillerieschule unter der Aufsicht des Fürsten von Lichtenstein. Nebendem bildete eine neugegründete Militärschule, die alle Zweige des dahin einschlagenden Wissens umfaßte, den jungen Adel zu tüchtigeren Offizieren heran*). Im Justizwesen wurden die auffallendsten Mißbräuche abgeschafft, und im Finanzwesen ward es durch Haugwitz dahin gebracht, daß, ohne eine neue Steuer aufzulegen, die Staatseinkünfte nach dem Verluste von Neapel und Schlesien so viel betrugen, als zur Zeit, da diese noch zu Oesterreich gehörten; sie beliefen sich nämlich auf 36 Millionen Gulden. Um Einheit in die innere und äußere Politik zu bringen, wurde Graf Kaunitz zum Premierminister ernannt. Dieser Mann, den ein Franzose treffend einen Mann nennt „welcher französische Gewandtheit mit italienischer Schlauheit und österreichischer Tiefe verbindet“, bewährte große Schlauheit und diplomatische Gewandtheit in allen Verhandlungen. Friedrich macht bei der Erzählung dieser Begebenheiten einen bittern Ausfall auf den guten Kaiser Franz, der allerdings nur eine Nebenrolle spielte. Er habe, sagt er, den Bankier und Lieferanten gemacht ꝛc., und dieß zwar sogar im Jahre 1756 bei Preußen, als seine Gemahlin mit dieser Macht Krieg führte. „Auf diese Weise also, schließt Friedrich den Abschnitt, rüsteten sich diese beiden Mächte während des Friedens zum Kriege; gerade wie zwei Athleten ihre Waffen schärfen, und in ungeduldiger Begierde brennen, dieselben zu gebrauchen.“ — Noch war Friedrich eng verbunden mit seinem alten Bundesgenossen Frankreich. Aber sobald Kaunitz an die Spitze der österreichischen Politik getreten war, war es sein eifrigstes Bestreben, Frankreich seinem Hofe zu nähern. Allein man war seit den Zeiten

*) Deßhalb sagte Friedrich gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges: „Es sind nicht mehr die alten Oesterreicher.“

Franz I. und Karls V. daran gewöhnt, Oesterreich als den Erbfeind Frankreichs anzusehen, und solche Meinungen konnten nicht so schnell verwischt werden. Noch im Jahre 1752, als in Frankreich schon die Veränderung vorgegangen war, daß man im Kabinet ein anderes, und im innersten Kabinet wieder ein anderes System unter der Leitung der Mätressen befolgte, noch damals widersetzten sich Friedrich und Frankreich, im Verein mit dem Kurfürsten von der Pfalz und von Köln, heftig dagegen, daß Joseph II. noch bei Lebzeiten seines Vaters zum römischen König gewählt wurde; Georg II. dagegen suchte, trotz des Widerspruches im Parlamente, die Kurfürsten durch englisches Geld für diese Wahl zu gewinnen. So eng verbunden standen damals noch Preußen und Frankreich einerseits, und Oesterreich und England andererseits. Aber neue Plane schienen neue Verbindungen zu erheischen, und in allen Kabinetten herrschte während dieser ganzen Periode eine Thätigkeit und folgten sich Unterhandlungen auf Unterhandlungen, die mit einem unter Anrufung aller geheiligten Symbole auf ewige Zeiten festgestellten Frieden sonderbar contrastirten. Jetzt erst bei länger dauerndem Frieden mochte man fühlen, wie sehr durch das Auftreten eines hervorragenden Mannes und die durch ihn neugeschaffene Macht das ganze bisherige Staatensystem Europas verändert sey. Zwar hatte Preußen in den damals herrschenden Ideen der Zeit keine durchweg andere Politik gezeigt; zwar hatte Friedrich — obgleich er während dieser ganzen Periode noch entschieden der von Frankreich aus sich verbreitenden Opposition in Kirche und Staat angehörte — die freisinnigen Ideen damaliger Zeit keineswegs ins Leben übergetragen, und so in der neugegründeten Großmacht Preußen eine dem alten Systeme auch äußerlich opponirende Macht festgestellt. Alles dieses konnte sich erst noch entwickeln, und es stand zu bezweifeln, ob Friedrichs Politik eine solche Entwickelung gestatten würde. Immerhin aber stand Friedrich an der Spitze dieses Staates, er, der das ganze Leben und Treiben an allen Höfen damaliger Zeit verlachte und verspottete. Auch war nicht zu verkennen, daß in Preußen eine Macht in Deutschland zunächst erstanden sey, welche die bis jetzt beinahe unbestrittene Hegemonie Oesterreichs in Deutschland nicht anerkennen werde, und daß leicht die protestantischen Reichsfürsten sich um dessen Fahne sammeln könnten, mit ihm auftretend gegen Oesterreichs verjährte unangetastete Rechte. Dazu kam im österreichischen Kabinette noch das Gefühl, daß man eben diesem Preußen durch das überlassene Schlesien gleichsam selbst Macht und Waffen gegeben habe, um sie gegen Oesterreich zu kehren. Diese Folgen konnte Preußens

Größe für Deutschland zunächst haben; für das europäische Staatenverhältniß konnte dieselbe noch als bedeutender angesehen werden; die Erhebung Rußlands zur Großmacht konnte als Compensation für Schweden betrachtet werden, und das alte System mochte durch dieselbe für jetzt keinen großen Veränderungen unterworfen seyn; das neuhinzugetretene Preußen dagegen verwirrte alle bisherigen Verhältnisse, und erzeugte eine ganz neue Ordnung der europäischen Staaten. Alles dieses bewirkte eine neue Macht, die, im Gegensatze mit den übrigen Staaten, ihre Macht und ihr Ansehen nicht auf verjährte Rechte ꝛc. fußte, sondern meist durch die an die Spitze desselben getretenen Kräfte eines genialen Geistes sich in gleiche Reihe stellte mit den altköniglichen Häusern. Eine solche Erhebung mußte mit Neid betrachtet werden, und indem hier die Kraft des Geistes und seiner ungeschriebenen Rechte den verjährten pergamentenen Privilegien an die Seite trat, mochte auch die Basis aller öffentlichen Verhältnisse als gefährdet erscheinen, für den Augenblick sowohl als auch dadurch, daß ein solches Beispiel Nachahmung erregen konnte in künftigen Tagen. — Neue Plane, die nun in allen Kabinetten entworfen und auszuführen begonnen wurden, Privatinteresse und eigenthümliche Neigungen der am Staatsruder stehenden Personen ließen daher das civilisirte Europa in einen neuen chemischen Gährungsproceß gerathen, aus dem neue Wahlverwandtschaften sich entwickelten, und ehedem eng verbundene Elemente traten feindselig gegen einander auf.

Wir sahen, daß seit Kaunitz Auftreten Oesterreich sich von seinem alten Bundesgenossen England hinweg zu dem Bundesgenossen Friedrichs, Frankreich, sich wendete. Oesterreich fühlte wohl, daß trotz der treuen Hilfe Englands es dennoch bei allen Friedensschlüssen unter der Vermittelung desselben stets zu neuen Abtretungen an Landestheilen vermocht wurde, namentlich konnte der Besitz Schlesiens nicht vergessen werden, da Friedrich während dieses Friedens diese Provinz zu der ergiebigsten seines Reiches gemacht hatte. Man suchte daher den durch mehr als dritthalbhundert Jahre genährten Haß zwischen Oesterreich und Frankreich auf alle mögliche Weise zu beseitigen. Schon auf dem Aachener Congreß ließ sich Kaunitz in vertraulichen Worten zu dem französischen Minister vernehmen, wie Oesterreich eine Allianz mit Frankreich wünsche zur Erniedrigung Preußens. Als man aber den Hof zu Versailles noch zu keiner Verbindung mit Oesterreich geneigt fand, wendete sich Kaunitz vorerst an Rußland. Elisabeth, die bald nach dem Regierungsantritte

Friedrichs (December 1741) den russischen Thron bestiegen hatte, war gegen Friedrich heftig erbittert und demselben persönlich feind. Friedrich, gewohnt, nach seiner Weise die Fehler, die er an irgend Jemand entdeckte, mit scharfem Spotte zu geißeln, hatte über die Vergnügenssucht der Kaiserin, die sie nicht auf die anständigste Weise befriedigte, manches harte Wort des Spottes erlaubt. Es konnte nicht fehlen, daß solches der Kaiserin zu Ohren kam, woraus alsdann ein heftiger, bis an die höchste Erbitterung gränzender Haß erwuchs, und es wurde namentlich von österreichischer Seite nicht versäumt, diese Flamme zu schüren. Zu der persönlichen Abneigung gesellte sich noch dadurch auch eine politische Spannung, daß das Bündniß, welches Frankreich, Preußen und Schweden zur Erhaltung des Gleichgewichts im Norden geschlossen hatten, in Petersburg förmlich als gegen Rußland gerichtet dargestellt und angesehen wurde. Zwar war der von Elisabeth ernannte Thronfolger Karl Peter Ulrich von Holstein ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs, desto stärker aber war der Haß Elisabeths, und der Kardinal Bestuchef bewirkte den Fall des Günstlings L'Estocq dadurch, daß er ihn als preußisch gesinnt darstellte. — Der russische Gesandte, der sich am Hofe zu Berlin beleidigt glaubte, und deshalb plötzlich denselben verließ, vermehrte noch die Spannung zwischen diesen beiden Höfen. Von dieser Seite war es also Friedrich, trotz wiederholter Unterhandlungen, unmöglich, sich einen Alliirten zu erwerben. Ja sogar erfuhr Friedrich, obwohl erst später, daß man schon damals als Grundmaxime des russischen Kabinets den Vorsatz aufgestellt habe, jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg sich auf alle Weise zu widersetzen. — Die große Thätigkeit, die in allen Kabineten herrschte, hieß den König sorgfältig auf der Hut sein, namentlich glaubte er gegründete Vermuthung zu haben, daß die Höfe zu Wien und Petersburg nebst dem sächsischen Hofe ein politisches System gegen Preußen zu bilden arbeiteten. Sachsen war dem Könige feind, theils weil es seine Macht neben der neuaufkommenden preußischen verschwinden sah, theils auch in Erinnerung der vielfach erlittenen Kriegesnoth, vorzüglich aber weil Brühl, welcher den willenlosen König August lenkte, persönlichen Haß gegen Friedrich hegte, der durch Friedrichs epigrammatischen Spott über den Günstling noch vielfach vermehrt wurde.

Im Jahre 1753 entdeckte Friedrich durch einen Zufall und durch die Verrätherei eines sächsischen Sekretärs, daß Oesterreich und Rußland im Jahre 1746 sogleich nach dem Dresdener Frieden eine

Allianz, und im Falle eines Krieges einen eventuellen Theilungstractat über seine Staaten geschlossen hätten, und daß der Beitritt Sachsens nur noch von einzelnen näher zu bestimmenden Punkten abhänge. „Die Minister der Fürsten an auswärtigen Höfen, sagt Friedrich im Antimacchiavell, sind privilegirte Spione, welche das Betragen der Regenten, zu denen sie geschickt worden sind, genau beobachten; sie müssen deren Plane ergründen, ihre Schritte entziffern, und ihre Unternehmungen voraussehen, um ihre Herren zu gehöriger Zeit davon zu benachrichtigen" rc. Es kam aber bloß auf die Individualität der Gesandten an, ob sich einer dazu geneigt fühlte, zu dieser Schilderung Friedrichs ein Original aus dem Leben nach allen Seiten oder nach einzelnen Umrissen zu liefern, es kam auf die Persönlichkeit der Männer an, ob sie sich auf irgend eine Weise zu solchen Werkzeugen gebrauchen lassen wollten oder nicht. Friedrich selbst mochte wohl die Maxime so mancher Staatsmänner haben, daß er die Verrätherei liebte und die Verräther haßte; der Standpunkt zur Beurtheilung der Art, wie Friedrich diese Staatsgeheimnisse hier erfuhr, ist leicht zu gewinnen. Menzel, geheimer Canzlist zu Dresden, wurde von dem preußischen Gesandten von Malzahn dazu bewogen, Actenstücke aus dem dortigen Archive mitzutheilen. Hiezu brauchte er aber Nachschlüssel zu den Actenschränken. Als daher der sächsische Hof nach Polen verreist war, schickte zu diesem Zwecke der geheime Rath Eichel aus Potsdam einen Bund Schlüssel. Da aber keiner zu den Schlössern der Actenschränke paßte, bezeichnete Menzel, was geändert werden mußte, und dieß geschah alsdann in Potsdam. So erhielt der König von 1753 — 56 posttäglich Nachrichten und Abschriften von den Verhandlungen der verbündeten Mächte. Eine ähnliche Geschichte ist die Verführung des österreichischen Gesandtschaftssecretairs in Berlin. Anderweitige Eröffnungen mochten wohl durch den General Winterfeldt und seine zu diesem Zwecke an fremden Höfen unterhaltenen Verbindungen herbeigebracht worden sein. So wichtig und für den Staatsvortheil nützlich auch die hiedurch erworbenen Eröffnungen gewesen seyn mögen, so müssen wir dennoch nur bedauern, daß Friedrich Männer gefunden, die ihm zu einer solchen Weise der Eröffnungen verhalfen, denn jedenfalls ist diese Art eine des Königs und jedes rechtlichen Menschen unwürdige. — Eben in diesem Jahre 1753 hielt Friedrich sehr solenne Revuen, welche bei der damals immer mehr gespannten Lage der Staaten großes Aufsehen erregten, und es mögen viele Gerüchte deshalb in Umlauf gewesen sein.

Die Augen Aller waren auf Friedrich gerichtet, zumal da die verschiedensten Meinungen über den damals herrschenden Ruhezustand im Umlauf waren. Es erschien daher eine „Erklärung und genaue Beschreibung der Manövers ꝛc. nebst einem Plane derselben", in denen die damals gehaltenen Revüen als ein Lustlager, ähnlich dem von König August gehaltenen, dargestellt wurden. Man hielt jedoch wohl mit Recht, diese Beschreibung für erdichtet. Friedrich wollte, daß Alles um ihn her eine heitere Gestalt gewinne; man sollte an der Physiognomie seines Staates nicht bemerken, daß dessen Oberhaupt so inhaltschwere Geheimnisse bei sich wahre. Friedrich selbst ergriff die Feder, um den mikrologischen Geist damaliger Zeit lächerlich zu machen, der, wie er es darzustellen versuchte, an Kleinlichkeiten Weltereignisse anzuknüpfen sich bemühe. Er schrieb die Lettres au public (Briefe an das Publikum), die in durchgängiger Ironie, obgleich in etwas weitschweifigem Style, aus der verweigerten Aufführung einer französischen Menuette eine totale Revolution Europas mit ernster Miene sich entwickeln sehen. Doch solche schriftstellerische Spielereien mochten die allgemeine Meinung nicht berichtigen, und man glaubte fortwährend, daß diese Zeit große Ereignisse in ihrem Schoße berge. Friedrich selbst war, trotz alles äußern Anscheins eines sorglosen Humors, dessen vollkommen überzeugt; denn erhielt er nicht täglich Nachrichten von den Machinationen Oesterreichs und Rußlands, die einen Angriff auf ihn abzweckten? Sachsen zwar zögerte noch, dem neuen Bündnisse förmlich beizutreten, denn trotz der entschiedenen Neigung des Premierministers Brühl für dasselbe, fand es dennoch wohlgegründeten Widerspruch im sächsischen Ministerrathe. In dem am 22. Mai 1746 zwischen Rußland und Oesterreich geschlossenen Tractate war in einem geheimen Artikel festgestellt, daß, wenn der König von Preußen je den Dresdener Frieden verletzen sollte, die Kaiserin Königin sofort wieder in den Besitz aller ihrer Rechte an Schlesien und Glatz eintreten, und die Kaiserin von Rußland verpflichtet sein solle, zur Wiedereroberung dieser Lande mit allianzmäßiger Hilfe beizustehen; als eine Verletzung des Dresdener Friedens sollte aber auch das angesehen werden, wenn Friedrich Rußland oder die Republik Polen angreifen würde. Diese letztere Bestimmung war offenbar gegen alles Völkerrecht, da diese beiden Mächte nicht mit in den Dresdener Frieden eingeschlossen worden waren. Von dem Augenblicke an, als Friedrich solcher Machinationen gewiß war, befestigte sich auch mehr und mehr in ihm die Ueberzeugung, daß es nur

eines kleinen Anlasses bedürfe, um alle diese verborgenen Triebräder mit offener rastloser Thätigkeit wirken zu sehen.

Dieser Anlaß fand sich hernach in den Streitigkeiten über nordamerikanische Besitzungen. Der Aachner Friede enthielt in sich schon den Keim zu neuen Zwistigkeiten. England und Frankreich hatten, um den Abschluß desselben nicht zu verzögern, die Ausgleichung noch streitiger Punkte, welche für ihre Besitzungen, ihre Colonien und ihren Handel in Nordamerika von großer Wichtigkeit waren, künftigen Unterhandlungen anheimgestellt. Als diese hernach begannen, beschuldigte man sich gegenseitig, daß kein Theil ernstlich die Beilegung dieser Streitigkeiten beabsichtige, und man ging bald vom heftigen Schriftenwechsel zu Thätlichkeiten über. Das ganz eigenthümliche Finanzwesen Englands schien keine Nebenbuhlerin zur See dulden zu können, denn um ein unbeschränktes Anleihesystem fester zu begründen, mußte die Alleinherrschaft zur See gewonnen werden. Frankreich allein konnte sich dieser mit Erfolg widersetzen, denn Holland hatte aufgehört, seine so rühmliche Bedeutung unter den europäischen Mächten zu behaupten; die französische Seemacht sollte also vernichtet werden, und hiezu war der Ansatzpunkt in den nordamerikanischen Streitigkeiten gefunden. Akadien (eine Provinz des nördlichen Amerika, jetzt Neu-Schottland genannt) war durch den zwölften Artikel des Utrechter Friedens nach seinen alten Gränzen an England abgetreten worden. Nun schränkten die Franzosen diese Gränzen auf den Umfang der Halbinsel ein, welche Neu-Schottland ausmacht; die Engländer dagegen wollten sie bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz-Flusses ausdehnen, auf welchem die Franzosen die Schifffahrt ausschließlich inne hatten. Nicht minder streitig waren die Gränzen von Canada; denn um dieses Land mit Louisiana in Verbindung zu setzen, hatten die Franzosen begonnen, von Canada bis an den Ohio Forts zu erbauen und Colonisationen zu gründen; dadurch kamen die Engländer in Gefahr, den ganzen Pelzhandel zu verlieren, ihre Colonien, und namentlich Virginien, vom Feinde umgeben zu sehen. Es gab noch einen dritten Streitpunkt: nämlich der Besitz der karaibischen Inseln, über welche der neunte Artikel des Aachner Tractats festgesetzt hatte, daß sie in dem Zustande des uti possidetis bleiben sollten, und von welchen die Franzosen gleichwohl Besitz genommen hatten. Eine Commission, zur Beilegung dieser Streitigkeiten ernannt, hielt vergebliche Conferenzen, weil keiner von beiden Theilen, ohne dringende Noth, Raum geben wollte; und indem die Engländer den Verdacht hegten; daß es den

Franzosen zur Wiederherstellung ihres Seewesens nur um Zeitgewinn zu thun sei, begannen sie, nachdem man sich in den Jahren 1753 und 54 in und um den Forts bekriegt hatte, im Juni 1755 durch die Wegnahme französischer Kriegs- und Kauffahrteischiffe, wiewohl ohne alle Kriegserklärung, dennoch einen förmlichen Krieg. Dieser nordamerikanische Krieg äußerte bald seine Rückwirkung auf die europäischen Staaten und deren Gestaltung gegen einander, denn die Bande der Staaten unter einander mußten fester angezogen werden, und es mußte sich so zeigen, was fernerhin eng verbunden bleiben könne oder nicht.

Der König von England hatte allen Grund, für sein Kurfürstenthum Hannover zu befürchten, da in dem jetzt entstandenen Kriege die natürliche Taktik Frankreichs sein mußte, sich Hannovers zu bemächtigen, und so, nach einem damals beliebten Ausdrucke, „Amerika in Deutschland zu erobern.“ So sollte also wieder die Zerrissenheit Deutschlands dazu beitragen, daß es zum Tummelplatz eines Krieges wurde, der für, demselben ganz fremde, Interessen geführt wurde. Georg II. hätte wohl erwarten dürfen, daß Oesterreich seine treue Anhänglichkeit an dasselbe dadurch lohnen würde, daß man sein, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, von Frankreich bedrohtes Hannover in Schutz nehmen würde, und gerne hätte er daher in dieser Absicht ein näheres Bündniß mit Oesterreich und Rußland geschlossen; allein Oesterreich befolgte damals eine andere Politik, und suchte sich immer mehr und mehr Frankreich anzuschließen, um eine Demüthigung Friedrichs zu bewerkstelligen. So wurden Georg und Friedrich, wie es die gesunde Politik schon längst erfordert hätte, allmälig einander näher gebracht. Das Bündniß Friedrichs mit Frankreich ging seinem Ende nahe, und sollte nun bald wieder erneuert werden, denn noch schwankte man im französischen Kabinette zwischen einem Bündniß mit Oesterreich oder mit Preußen. Friedrich aber erkannte stets, wie ihm dieß namentlich in dem zweiten schlesischen Kriege so deutlich ward, welch unzuverläßiger Bundesgenosse Frankreich ihm gewesen, weil am französischen Hofe veränderliche Launen und kleinliche Leidenschaften, Eifersucht und Wechsel der am Staatsruder stehenden Personen oft mehr als Gründe der Politik die zu nehmenden Entschlüsse veranlaßten. Diese und andere Betrachtungen entfernten ihn stets mehr von Frankreich. Georg II. also, indem er zum Schutze Hannovers, und Friedrich, indem er, um Schlesien gegen die österreichischen Unterhandlungen sicher zu stellen, und um Preußen zum Rang der ersten Mächte

Europa's zu erheben, ein Bündniß wünschte, standen so einander schon nahe. Als daher Georg Friedrich ein solches Bündniß antragen ließ, wurden alle längst unterhaltenen Mißhelligkeiten bei Seite gesetzt: die Irrungen wegen Wegnahme preußischer Kauffahrteischiffe durch englische Freibeuter wurden beigelegt, und die Unterhandlungen gingen rasch vorwärts. England hatte zwar vom Jahre 1742 her noch ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland. Diesem jetzt erneuerten Bündniß zufolge sollten 50,000 Russen Hannover zu Hilfe ziehen, und eine Flotte zum Dienst Englands gerüstet bleiben, gegen den Ersatz von einer halben Million Pfund Sterling. Aber Friedrich, der die feindselige Gesinnung der Kaiserin Elisabeth kannte, verweigerte diesen Truppen den Durchzug durch seine Staaten, und so war dieser Bund ohne Wirkung geblieben. Den 16. Januar 1756 wurde also zu Westmünster ein Traktat geschlossen, worin, neben der wechselseitigen Verbürgung ihrer Besitzungen, England und Preußen sich verbindlich machten, „während des Krieges zwischen England und Frankreich keinen fremden Truppen den Eintritt in das (deutsche) Reich zu erlauben.“ So erhielt Georg II. Beistand für das von Frankreich bedrohte Hannover, und Friedrich gegen einen Angriff der Russen, obgleich er sich, den eingezogenen vielseitigen Nachrichten zufolge, damals noch der Hoffnung hingab, daß die Verbindung mit England und die englischen Guineen den russischen Hof wohl dahin bringen würden, einen solchen Angriff gegen ihn nicht zu unternehmen.

In Frankreich erregte dieses neugeschlossene Bündniß allgemeine Verwunderung, denn noch glaubte man im französischen Kabinet an eine nähere Verbindung mit Preußen. Man erstaunte daher nicht wenig, als Friedrich die Vorschläge des französischen Gesandten, Marquis von Valori, daß er Hannover angreifen sollte, spöttisch von sich wies, und ihm das mit England geschlossene Bündniß eröffnete. Bereits damals hatte die Pompadour*), zuerst auf einem ihrer Landhäuser, dann in einem Privathause zu Paris, mit Oesterreich unter-

*) Friedrich verachtete diese persönlich, und verschmähte es immer, sich ihres Einflusses in die damaligen französischen Angelegenheiten zu benützen, ob er sich gleich denselben hätte leicht erwerben mögen. Als Voltaire im Jahre 1750 zu dem Könige nach Potsdam reiste, gab ihm die Pompadour, als er in Compiegne von ihr Abschied nahm, den Auftrag, dem König ihre Ehrerbietung zu versichern. Voltaire fühlte sich wohl geschmeichelt, der Ueberbringer dieser Huldigung von der allmächtigen Geliebten Ludwigs XV. zu sein. Bei seiner Ankunft war es mit sein erstes Geschäft, sich dieses

handelt, und alsdann ganz insgeheim durch ihren Günstling, den Abbé, nachmaligen Kardinal Bernis, einen förmlichen Traktat mit dieser Macht abschließen lassen. So hatte Kaunitz im innern Kabinet schon gesiegt, als man im Ministerium noch in keine Verbindung mit Oesterreich eingehen wollte. Kaunitz hatte, um zu seinem längst beabsichtigten Zwecke zu gelangen, die edle Kaiserin Maria Theresia bewogen, der Pompadour, die sie tief verachten mußte, zu schreiben, und diese verworfene Kreatur mit der gewöhnlichen Anrede fürstlicher Personen: „meine Cousine" anzureden, und sie um die Geltendmachung ihres Einflusses zur Unterstützung der großen Sache zu ersuchen. Seit Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV., seit den Kardinälen Richelieu und Mazarin, war es Frankreichs unablässige, edelste Rolle gewesen, sich mit aller Macht gegen das Uebergewicht des Hauses Oesterreich in Mitteleuropa zu stemmen, und die kleineren Staaten, namentlich die Verfassung und die Freiheiten Deutschlands, gegen dasselbe zu schützen. Es mußte daher der Eitelkeit einer Pompadour nicht wenig schmeicheln, die Schöpferin eines ganz neuen Staatensystems zu werden, zumal da sie auf eine solche Weise dazu aufgefordert war, und da sie hierdurch, ohne daß ihr Buhle im Genusse seines wollüstigen Lebens unterbrochen würde, seiner Regierung neuen Glanz zu verleihen gedachte, indem sie den losen Spötter Friedrich zu züchtigen half. So hatte sie jenen Traktat geschlossen, unbekümmert um das entgegengesetzte Bestreben des Ministeriums, und um die allgemeine Stimme der Nation, die Feindschaft mit Oesterreich wünschte, Friedrich aber, der das Streben der Neuzeit in sich aufgenommen und begünstigte, zugethan war. Jetzt aber veränderte die Kunde von dem Bündnisse zwischen England und Preußen die ganze Scene. „Ein Augenblick des Unwillens bei Ludwig XV. und die im Staatsrath von Versailles eingerissene Mode, gegen den König von Preußen zu deklamiren, brachten den von Kaunitz gestreuten Samen plötzlich zum Keimen. Die außerordentliche Lebhaftigkeit der französischen Nation bewirkte, daß man ein Bündniß mit dem Hause Oesterreich jetzt für den höchsten Schwung der allerfeinsten Politik ansah. Sofort erhielt der Graf Stahrenberg von der Kaiserin-Königin den Auftrag, ein Bündniß zwischen den beiden Höfen vorzuschlagen. Man vereinigte sich bald, weil beide Theile ein und dasselbe wollten;

---

Auftrages zu entledigen. Er war aber nicht wenig verwundert, als Friedrich trocken antwortete: „Ich kenne sie nicht." Diese Anekdote wird durch einen Brief Voltaire's aus der damaligen Zeit vollkommen bestätigt.

den 9. Mai 1756 wurde das Bündniß im Namen des allerchristlichsten Königs von Herrn Rouelle und dem Abbé Bernis unterzeichnet. Dieser berühmte, mit so vielem Prunke angekündigte Versailler Traktat, den man den Bund der großen Mächte nannte, ging eigentlich nur auf die Vertheidigung, und enthielt der Hauptsache nach das Versprechen eines Beistandes von 24,000 Mann, falls eine der contrahirenden Mächte angegriffen würde. Indeß feuerte doch dieses Bündniß die Kaiserin-Königin zur Ausführung des großen Entwurfes an, welchen sie seit langer Zeit hegte. — Der Friede hing nur noch an einem Haar, es kam nur noch auf einen Vorwand an; und wenn sonst nichts fehlt, so ist der Krieg schon so gut als erklärt." — „Wenn Fürsten zu einem Bruche kommen wollen — sagt Friedrich an einer andern Stelle — so lassen sie sich durch den noch fehlenden Stoff zu einem Manifeste nicht abhalten; sie fassen ihren Entschluß, sie beginnen den Krieg, und überlassen einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sich zu rechtfertigen." —

Die Tendenz des russischen Hofes zu dem österreichisch-französischen Bündnisse ward nun immer sichtbarer. Die Nachrichten, die Friedrich über die Unterhandlungen seiner Feinde fortwährend, auf dem oben angegebenen Wege, erhielt, schienen ihm die vollkommene Ueberzeugung zu gewähren, daß man nur des günstigen Augenblicks harre, um die, im Verborgenen gegen ihn geschmiedeten, Plane zu vollziehen. Während er also in seiner Umgebung sich der jovialsten Laune hingab, und Alles um ihn her nur Wohlbehagen und Lebensgenuß athmete, brütete er im Stillen über den Gedanken, wie er die, seiner Ueberzeugung nach unausbleibliche, Gefahr abwenden möge. Ein beträchtlicheres Heer als sonst gewöhnlich gewesen war, hatten die Russen in Liefland zusammengezogen; in Böhmen schien außergewöhnliche Thätigkeit in Bezug auf das Militärwesen zu herrschen, obgleich dieß allerdings noch keineswegs als eine förmliche Kriegsrüstung angesehen werden konnte. Friedrich, der sich hierin in der aus den geheimen Nachrichten gewonnenen Ueberzeugung eines baldigen Ausbruches der Feindseligkeiten bestärkt sah, ließ durch seinen Gesandten v. Klinggräf den Wiener Hof zu wiederholtenmalen um den Zweck solcher Rüstungen befragen. Als aber die Erwiederungen ausweichend und trotzig schienen, und die Anforderung Friedrichs, daß ihm der Wiener Hof die Versicherung geben möge, ihn in den nächsten zwei Jahren nicht anzugreifen, für ungeziemend erklärt worden war, ward Friedrich immer mehr zu einem Entschlusse gedrängt, zumal da er die Abschrift eines Briefes von

Digitized by Google

Kaunitz an den polnischen Gesandten in Wien, Flemming, in Händen hatte, woraus deutlich hervorging, daß Kaunitz den König in Unruhe zu versetzen beabsichtige, um ihn dahin zu bringen, die ersten Feindseligkeiten zu begehen *). „Indeß war es auch wahrscheinlich, daß dieses Jahr noch verfließen werde, ohne daß Preussens Feinde den letzten Schritt thun würden, weil der Petersburger Hof den Krieg bis zum künftigen Jahre verschieben wollte, und weil sich vermuthen ließ, daß die Kaiserin-Königin abwarten würde, bis alle ihre Bundesgenossen bereit wären, um alsdann den König mit vereinter Macht anzugreifen. Diese Betrachtungen veranlaßten die Untersuchung der Aufgabe, ob es vortheilhafter sey, den Feinden dadurch zuvorzukommen, daß man sie sogleich angriffe; oder ob es besser sey, abzuwarten, bis sie ihre Rüstungen beendigt hätten, so daß es alsdann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu machen für gut finden würden? Auf welche Seite man sich auch schlug, so blieb in diesen Umständen der Krieg stets gleich unausbleiblich und unvermeidlich; man mußte daher berechnen, was mehr Vortheil gewähre, ob den Krieg auf einige Monate zu verschieben, oder ihn unverzüglich zu beginnen? Aus dem Verfolg dieser Geschichte wird man ersehen, daß der König von Polen einer der eifrigsten Anhänger des von der Kaiserin-Königin gegen Preußen geschlossenen Bundes war. Die sächsische Armee war allerdings nur schwach; man wußte, daß sie sich nur ungefähr auf 18,000 Mann belief; aber man wußte auch, daß sie während des Winters vermehrt und auf die Zahl von 40,000 gebracht werden sollte. Verschob der König also den Krieg, so gab er diesem feindlich gesinnten Nachbarn Zeit, sich furchtbarer zu machen. Des Umstandes nicht zu gedenken, daß, da die Russen in diesem Jahre nicht agiren konnten, und da die Sachsen ihre Anstalten noch nicht beendigt hatten, diese Umstände also günstig schienen, wenn man gleich den Feinden bei dem ersten Feldzuge zuvorkäme, Vortheile über sie zu gewinnen, welche man verlieren würde, wenn man durch eine hier am unrechten Orte angebrachte Bedenklichkeit und Schonung die

*) Fischer in seiner Geschichte Friedrichs II. ꝛc., Halle 1787, erzählt, Friedrich habe die bestimmte Nachricht, daß er im Jahre 1757 angegriffen werden würde, durch den Großfürsten Peter III. erhalten. Obgleich dieser Nachricht an innerer Wahrscheinlichkeit nichts fehlen mag, so bedürfte dieselbe dennoch der genauen historischen Nachweisung. Der Umstand aber, daß Friedrich in seinem für die Nachwelt geschriebenen Geschichtswerke derselben nicht erwähnt, stellt sie wohl als ganz grundlos dar.

Digitized by Google

Operationen bis auf das folgende Jahr verschöbe. Ueberdieß erleichtert man es durch solche Unthätigkeit den Feinden, mit vereinten Kräften die Staaten des Königs zu überfallen, die gleich bei dem ersten Feldzuge zum Schauplatz des Krieges geworden sind; da hingegen, wenn man den Krieg in das Gebiet des Nachbarn brachte, dessen feindliche Absichten so offenbar waren, in ihrem Lande jener Schauplatz eröffnet ward, die preußischen Provinzen aber verschont blieben. Was den so fürchterlichen Namen „Anfänger des Streites" betrifft, so war dieß ein leeres Schreckbild, welches nur furchtsame Seelen täuschen konnte, worauf man also in einer so wichtigen Lage, wo es die Rettung des Vaterlandes betraf, gar keine Rücksicht nehmen durfte. Denn der eigentliche erste Anfänger ist unstreitig derjenige, der uns die Waffen zu ergreifen zwingt, und ihm dadurch zuvor zu kommen, daß wir einen minder beschwerlichen Krieg unternehmen, um einen gefährlicheren zu vermeiden, weil man aus zwei Uebeln das kleinste wählen muß. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den Angreifenden verschrieen oder nicht, war einerlei, und änderte in der Hauptsache nichts, da die Verschwörung der europäischen Mächte gegen den König bereits völlig geschlossen war. Die Kaiserin-Königin, die Kaiserin von Rußland, der König von Polen hatten ihre Abreden getroffen, und standen im Begriff, die Thätlichkeiten zu beginnen; so daß deßhalb der König weder einen Freund weniger, noch einen Feind mehr dadurch gehabt hätte. Endlich betraf die Sache die Wohlfahrt des Staates und die Erhaltung des Hauses Brandenburg; wäre es nun nicht bei einer so wichtigen und bedenklichen Angelegenheit ein unverzeihlicher Fehler der Politik gewesen, sich jetzt bei unnützen Förmlichkeiten aufzuhalten, die man im gewöhnlichen Lauf der Dinge allerdings nicht bei Seite setzen darf, denen man sich aber in ausserordentlichen Fällen, wie der vorliegende war, nicht unterziehen muß: wo Unentschlossenheit und Langsamkeit Alles würden verdorben haben, und wo man sich nur retten konnte, wenn man muthig und rasch einen Entschluß faßte, und ihn mit Thätigkeit ausführte?"

Friedrich faßte diesen Entschluß, seiner Gewohnheit gemäß, nach reiflicher, eigener Ueberlegung, und erst, nachdem er bei sich selbst schon entschieden hatte, zog er drei Feldherren zu Rathe. Diese waren: der Feldmarschall Graf v. Schwerin, der General v. Retzow, und der General von Winterfeldt. Letzterer trat sogleich der Meinung des Königs bei, daß der Angriff sofort nothwendig sey; Schwerin und Retzow dagegen hielten es für rathsamer, noch eini-

gen Aufschub zu machen. Als ihnen aber der König die Abschriften aller Verhandlungen seiner Feinde vorlegte, drangen auch sie auf schleunigsten Angriff.

In diesem so hochwichtigen Augenblicke sorgte Friedrich noch persönlich für die sorgfältigste Ausrüstung und Verpflegung seiner Armee, und eine Kabinetsordre aus dieser Zeit zeigt deutlich, wie der König in der Sorge für die bedeutungsvollsten Angelegenheiten auch das Kleinste nicht außer Acht ließ, indem er hier genau viele einzelne, die Bedürfnisse des Heers betreffende, Anordnungen traf. — Friedrich ließ den Geheimrath von Hertzberg nach Potsdam kommen, dem er die, durch Menzel erhaltenen, Papiere übergab, wornach alsdann jener in französischer Sprache die nachher ins Deutsche übersetzte Schrift verfaßte mit dem Titel: „Ursachen, welche Se. Königl. Majestät in Preußen bewogen haben, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen und deren Ausführung zuvorzukommen.“ Diese Schrift wurde alsdann beim Ausbruche des Krieges allen europäischen Höfen, besonders dem zu Paris, London und im Haag mitgetheilt. — In eben diesem Jahre 1756 ward Lissabon durch das bekannte Erdbeben verwüstet. „Doch man hätte sagen mögen — schließt Friedrich das zweite Kapitel in der Geschichte des siebenjährigen Krieges — die von dem Himmel gesandten Landplagen seien noch nicht hinreichend gewesen, um diesen unglücklichen Erdball zu züchtigen: bald nachher waffnete die Bosheit der Menschen ihre frevlerischen Hände; sie zerfleischten sich, um eines verächtlichen Kothhaufens willen. Haß, Eigennutz, Rachsucht erreichten den höchsten Gipfel. Ganz Europa schwamm in Blut; und die moralischen Gräuel, welchen das Menschengeschlecht zum Opfer ward, überstiegen noch um vieles das physische Unglück, welches Lissabon in seiner Strenge gefühlt hatte.“

---

Ein Croate im siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google

## Vierter Abschnitt.

---

### Vom

# Anfange des siebenjährigen Krieges bis zum Hubertsburger Frieden.

(29. August 1756 bis 15. Februar 1763.)

Ein preußischer schwarzer Husar im siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google

Ein Croate im siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google

# Vierter Abschnitt.

Vom

## Anfange des siebenjährigen Krieges bis zum Hubertsburger Frieden.

(29. August 1756 bis 15. Februar 1763.)

Ein preußischer schwarzer Husar im siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google

Digitized by Google

General Zierhen

Digitized by Google

Ein Kosake im siebenjährigen Kriege.

# Feldzug des Jahres 1756.

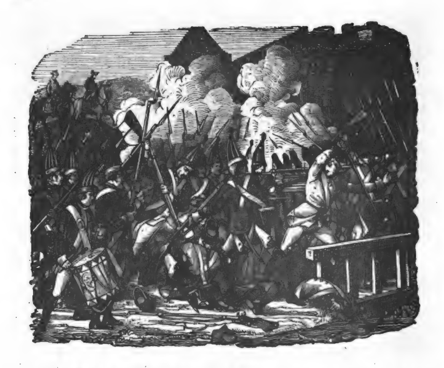
Den 29. August fielen, ohne daß Jemand damals noch an Feldgeschrei dachte, 60,000 Preußen in Sachsen ein. Friedrichs Entschluß war, lieber Sachsen zum Opfer zu machen, als selbst zum Opfer zu werden. Sachsen mußte er in Besitz nehmen, denn sonst hätte es seinen Operationen an einer Basis gefehlt; auch wollte er nicht mehr in den Fall von 1744 kommen, da er auch jetzt den Krieg nach Böhmen zu spielen beabsichtigte. Der Einmarsch in Sachsen geschah in drei Kolonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Herzog von Bevern waren, die sich sämmtlich bei Dresden vereinigen sollten. Sobald man hier die Nachricht von dem Aufbruche Friedrichs erhielt, war die Bestürzung allgemein, denn Friedrich war durch seine außerordentliche Schnelligkeit aller Muthmaßung zuvorgekommen. Brühl ließ in größter Eile die sächsischen Truppen zusammenziehen, die eine Armee von 14,000 Mann ausmachten, und an der böhmischen Gränze, ohnweit Pirna, ein Lager bezogen. „Die Natur hatte Gefallen daran gefunden, in dieser sonderbaren Gegend eine Art von Festung zu bilden, zu welcher die Kunst wenig oder nichts hinzufügen durfte.“ Dieses Lager sollte einstweilen dem raschen Vor-

dringen Friedrichs zur Vormauer sein, bis der österreichische Feldmarschall Browne mit einem Heere, das er schnell in Böhmen zusammenzog, herbeieilen könnte. Man hat sich daher weniger mit Proviant als mit Pallisaden versehen, weil man bald von Browne Entsatz hoffen konnte. — Unterdessen hatte Friedrich alle Anstalten getroffen, sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in „Depot“ nehmen wollte, ein Name, der dem gewöhnlichen Begriffe und Ausdrucke eine mildernde Schattirung geben sollte. Das Verpflegungswesen der preußischen Truppen wurde nun förmlich organisirt, Friedrich ließ Torgau befestigen und mit den in verschiedenen preußischen Städten vorgefundenen Kanonen besetzen. Dahin wurde alsdann auch das preußische General-Kriegskommissariat und die Feldkriegskasse verlegt, wohin nun auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten. — Den 10. September rückte Friedrich ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Friedrich und seine Soldaten suchten, wo möglich, durch ihr Betragen es Anfangs dahin zu bringen, daß sie von den Sachsen nicht als Feinde angesehen würden; nicht nur strenge Mannszucht wurde gehalten, sondern auch, der verfeinerten Bildung damaliger Zeit angemessen, Convenienzen unterblieben nicht. Den folgenden Tag rückte Friedrichs Heer gegen Pirna, und andere preußische Heeresabtheilungen rückten ebenfalls gegen dasselbe vor, um die daselbst versammelten Sachsen von allen Seiten zu umschließen. — Friedrich zeigte sich, wie bemerkt, in Dresden höchst leutselig, er hielt öffentliche Tafel, wobei die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen. Die fremden Gesandten, fast alle sogenannte Standespersonen, sowie der Stadtmagistrat, machten ihm ihre Aufwartung. Trotz dieses äußeren Anscheins von Galanterie und Freundschaftlichkeit aber wurde Sachsen von dem Könige im Wesentlichen wie ein erobertes Land behandelt. Alle Kommunikation zwischen Dresden und dem sächsischen Lager wurde abgeschnitten, und der Weg bis dahin war bloß für den Bedarf an der Tafel des Königs von Polen, so wie für die von beiden Seiten abgesandten Kuriere offen. Die Königin von Polen war in Dresden zurückgeblieben, und es fehlte auch hier nicht zwischen ihr und Friedrich an den gewöhnlichen, in Friedenszeiten üblichen, Förmlichkeiten. Aber bald zeigte ein Vorfall, daß Friedrich über solchen Förmlichkeiten die wichtigeren Dinge nie aus dem Auge lasse, und sie stets verfolge. — Friedrich hatte nach den Abschriften, die er

erhalten, die oben berührte Schrift von Herzberg verfassen lassen. Diese war jedoch nicht im Stande, den Hergang der Dinge und ihren Zusammenhang vollkommen und erschöpfend darzustellen. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe waren für Friedrich schon zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; dazu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der ganz Europa damals in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Dokumente zu rechtfertigen. Friedrich sah sich hierdurch genöthigt, sich der Originalschriften im sächsischen Archive zu bemächtigen. Man hatte seinen Wunsch vorhergesehen, und daher diese Staatsheiligthümer in das Appartement der Königin von Polen gebracht. Diese bewachte den Schatz mit außerordentlicher Sorgfalt. Als daher der von Friedrich abgeschickte General Winterfeldt sie um die Aushändigung der Papiere bat, verweigerte sie es und suchte persönlich eine gewaltsame Wegnahme derselben zu verhindern; aber ihr Bemühen war fruchtlos. Aus den nun erhaltenen Papieren verfertigte Herzberg eine zweite Schrift, betitelt: „Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des Wienerischen und sächsischen Hofes gegen Se. Königl. Majestät in Preußen, mit schriftlichen Urkunden bewiesen.“ Abgesehen nun von den in dieser Schrift enthaltenen Deductionen und der später von Herzberg darüber öffentlich geäußerten Meinung, geht doch so viel wenigstens aus dem Ganzen hervor, daß allerdings Friedrich die Anschläge seiner Feinde richtig erfahren hatte, und er also bedenken mußte, was er in einem Briefe an den König von England selbst aussprach: „Das ist die Weise des Klugen, prævenire quam præveniri (Eher zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen). Diesem Grundsatze gemäß wurde auch der einmal begonnene Krieg mit rascher Energie fortgesetzt. Die Unterhandlungen mit dem Könige von Polen hatten sich, weil ihm (nach seiner Aussage) Friedrich Bedingungen machte, die sich mit seiner Ehre nicht vertrugen, zerschlagen, indem derselbe von ihm gefordert hatte, daß sich das bei Pirna eingeschlossene Heer mit dem preußischen vereinigen und gegen Oesterreich zu Felde ziehen solle. Unterdessen war das sächsische Heer in seinem unangreifbaren Lager immer enger eingeschlossen worden. Es wurde wie eine Festung förmlich belagert; die Zufuhr auf der Elbe ward ihm abgeschnitten, und Hunger und Mangel aller Art begann den treulich ausdauernden Sachsen immer drückender zu werden. Dennoch erhielt sich ihr Muth, in der Zuversicht einer baldigen Hilfe durch Browne, der von Maria Theresia

hiezu die gemessensten Befehle erhalten hatte. Friedrich mußte verhindern, daß ihnen diese Hilfe wirklich geleistet werde. Feldmarschall Keith mußte mit einem starken Heere nach Böhmen vorrücken, um die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten. Der Feldmarschall Graf Schwerin war schon mit einer Armee von 35,000 Mann dort eingedrungen, und hatte sich bei Königsgrätz gelagert. Diese beiden Heere sollten die Oestrereicher in Böhmen so beschäftigen, daß sie den Sachsen nicht zu Hilfe eilen konnten, und diese also zur Uebergabe genöthigt würden. Friedrich vermied es, die Sachsen durch einen (von Winterfeldt in Vorschlag gebrachten) Sturmangriff auf ihr befestigtes Lager schleunigst zur Uebergabe zu nöthigen, weil er dieselben bereits als zu seinem Heere gehörig betrachtete, und sie überdieß dadurch weit zuverläßiger schon im Voraus sich abgeneigt gemacht haben würde. Dieses Verfahren wird von Kennern der Kriegskunst getadelt, denn man hätte, um die Verstärkung des Heeres und der Kriegsrüstungen in Böhmen zu verhindern, die Sachsen schnell unschädlich machen und alsdann mit vereinter Macht gegen Böhmen vorrücken sollen, während so die Oesterreicher, so lange man vor Pirna sich aufhielt, Zeit, sich zu sammeln gewannen. Den 30. Sept. brach Browne auf, um die Sachsen zu entsetzen; Friedrich aber eilte ihm entgegen und beide Heere trafen ohnweit Lowositz, einem böhmischen Dorfe, auf einander. Das österreichische Heer bestand aus etwa 35,000 Mann und 98 Kanonen, das preußische, aus 20 — 25,000 Mann, mit 102 Kanonen. Die Nacht vom 30. Sept. bis 1. Oct. brachten die Preußen unter freiem Himmel und beim Gewehre liegend zu, und erwarteten so den kommenden Tag mit seiner ersten offenen Feldschlacht. Ein am Morgen entstandener Nebel verhüllte Alles, und man konnte die gegenseitigen Bewegungen nicht wahrnehmen. Friedrich glaubte noch immer aus allen Resultaten schließen zu können, daß er bloß auf einen Nachtrab gestoßen sei, dennoch aber hatte er nicht versäumt, die durch Browne unbesetzt gebliebenen Anhöhen von Lobosch und Radostiz mit Truppenabtheilungen zu besetzen. Man begann von preußischer Seite mit einem Kanonenfeuer, dem sich die österreichische Reiterei ausgesetzt sah. Da Browne's Stellung im Centrum und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Dorf Lowositz, das seinen rechten Flügel deckte, gerichtet, und den Kern seiner Infanterie nebst einer großen Menge Geschütz in dasselbe geworfen, und Redouten und eine starke Batterie vor den-

selben aufgepflanzt. Als sich nun gegen Mittag der Nebel allmählig verlor, begann erst die eigentliche Schlacht. Die preußische Kavallerie that einen regelmäßigen Angriff, warf die östreichische, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz und wurde durch das heftige Feuer, das noch durch das Kleingewehrfeuer der versteckten Kroaten vielfach vermehrt wurde, dem sie sich so preisgab, mit großem Verluste zurückgetrieben. Die preußische Infanterie vertrieb nun, obgleich mit großer Mühe, die hinter den Zäunen und Mauern der Weinberge versteckten Kroaten. Browne ließ hierauf durch seine beste Infanterie die Anhöhen angreifen, allein die daselbst aufgestellten Preußen thaten muthigen und tapfern Widerstand, und als einige, auf dem linken Flügel postirte, preußische Infanterie-Regimenter ihre Patronen verschossen hatten, ordnete der Herzog von Bevern schnell einen Angriff mit gefälltem Bajonett, aus dem sich ein blutiges Handgemenge entspann, bis endlich die Oesterreicher den Berg herunter und nach Lowositz getrieben worden waren. Die Unordnung der Oesterreicher benützend, steckten die Preußen Lowositz in Brand, um alle österreichischen Truppen aus demselben zu verjagen, und so ward endlich das Schicksal des Tages entschieden. Browne ordnete einen meisterhaften Rückzug, und überließ dem Könige das Schlachtfeld, der die Nacht über auf demselben mit seinem Heere blieb. Der König schrieb des andern Tags an Schwerin: „Mit 24 Bataillons (und 100 Kanonen), haben wir 72 feindliche Bataillons und 300 Kanonen vertrieben. Ich sage nichts von den Truppen, denn Sie kennen sie. Aber so lange ich die Ehre habe, sie zu befehligen, sah ich bei Infanterie wie bei Kavallerie noch nie solche Wunder der Tapferkeit. Jene ist durch ungezäunte Weinberge und Häusermauern gebrochen. Sie hat von Morgens sieben bis drei Uhr Nachmittags eine Kanonade und das Kleingewehrfeuer ausgehalten, bis der Feind endlich die Flucht ergriff. Es übertrifft diese Probe ihre Tapferkeit bei Soor. Die Oestreicher wollen nur in verschanzten Posten fechten. Man muß sich wohl hüten, sie husarenmäßig anzugreifen. Sie sind listiger als ehedem, und glauben Sie mir, ohne eine Menge grobes Geschütz würde es Mühe kosten, sie zu schlagen. — Müller that Wunder mit seiner Artillerie und unterstützte mich ungemein. Man fand nicht mehr die Oesterreicher von den vierziger Jahren. Es waren wohlgeübte und gut angeführte Soldaten, Truppen, die Achtung verdienten und die ohne Kriegslist und gleichmäßiger Artillerie nicht leicht konnten geschlagen werden.“



Diese Schlacht bei Lowositz*) (den 1. October 1756), die erste in der langen Kette siebenjähriger Kriegsbegebenheiten, die zweifelhaft und schwankend in ihrem Kampfe war, war es nicht minder in ihrem Siege. Denn die das Wahlfeld behauptenden Preußen

*) Zugleich mit dem neuen Leben und der neuen Thätigkeit, die in und mit dem siebenjährigen Kriege allenthalben sichtbar ward, schien auch der, unter der steifen Pedanterie und Schulgelehrsamkeit erstorbene deutsche Gesang wieder zu erwachen, und für die deutsche Poesie von nun an eine neue Aera zu beginnen, da sich dieselbe aus den vielfachen Gestaltungen der Zeit ihre Gegenstände wählte. Bekannt sind in dieser Hinsicht die Lieder eines preußischen Grenadiers, deren Verfasser Anfangs unbekannt, nach der Meinung Aller ein wirklicher Mitkämpfer war, zumal da Gleim die Täuschung dadurch unterhielt, daß er diese Lieder an seinen Freund Kleist, der bei dem Heere war, schickte und sie von da aus verbreiten ließ. Gleim hat sich, wie man sich damals in Bezeichnungen aus dem klassischen Alterthume gefiel, dadurch den Namen des deutschen Tyrtäus erworben. In Ermanglung eines augenscheinlichen idealen Interesses, das den Kampf belebt und zur poetischen Auffassung und Darstellung gehoben hätte, zieht sich durch die ganze Reihe der Lieder, neben den wirklichen der begeisternden Nähe eines Helden, die Idee eines von Gott sichtbar beschützten und Gott vertrauenden Helden. So der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1756:

Digitized by Google

hatten einen größeren Verlust erlitten, als die sich zurückziehenden Oesterreicher. In der Schlacht, die erst nach eilf Uhr eigentlich begann und schon nach zwei Uhr beendigt war, hatten die Preußen ungefähr 3300 Mann verloren, die Oesterreicher einige hundert Mann weniger. Dennoch zeigte sich bald aus den Folgen dieses Kampfes, daß Friedrich Sieger war. Browne sah sich genöthigt, über die Eger zurückzugehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreien, auf eine andere Art zu bewerkstelligen suchen. Diese beschlossen in ihrer Bedrängniß in der Nacht vom 11. October bei Königstein über die Elbe zu gehen, und sodann wollte man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Ein übermäßig stürmisches Wetter

---

„Krieg ist mein Lied und weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg.

Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leyer in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruh'n,
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann.

Und streit ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich, noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland.

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihr stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

Wenn aber ich, als solcher Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt!
So leb' ich dem Apoll!

Digitized by Google

verzögerte diesen Uebergang um zwei Tage, welche Friedrich dazu benützte, die Posten an der Elbe zu verstärken und zu befestigen. Als die Sachsen Pirna verließen, wurde dasselbe sogleich von den Preußen besetzt, die hiebei auf den sächsischen Nachtrab stießen, ihn gefangen nahmen und des größten Theils der Bagage und der Artillerie sich bemächtigten. Die Sachsen hatten gehofft, wenn sie über die Elbe gekommen wären, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören, allein diese waren durch ein preußisches Beobachtungskorps vom weitern Vormarsche abgehalten worden. Zu ihrem Schrecken aber mußten die Sachsen jetzt wahrnehmen, daß die Preußen alle Pässe, durch die man nach Böhmen gehen konnte, besetzt hielten; und sie befanden sich also hier in einer höchst mißlichen Lage. Hunger, Kälte, ja selbst Mangel an Munition, und

---

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats;
So lern' er deutscher Sprache Zier
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich
Nichts kleiner's, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!"

Und in dem Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz:

— „Auf einer Trommel saß der Held,
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht."

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
Fast billig ist ihr Spott!
Allein, wär' ihrer noch so viel,
So schlag' ich sie mit Gott!"

Das dacht' er, sahe Morgenroth,
Verlangen im Gesicht!
Der gute Morgen, den er bot,
Wie munter war er nicht!

Sprang auf von seinem Heldensitz,
Sprach: „Eh' noch Sonne scheint,
Kommt, Helden! hinter Lowositz,
Zu sehen meinen Feind!" 2c.

die Hoffnungslosigkeit, sich mit ihrem Blute irgendwo durch den Feind schlagen zu können, hatte sie auf's Aeußerste gebracht. Sie trugen endlich, mit Bewilligung Augusts, eine Kapitulation an, deren Bedingungen nun von Friedrich hart gestellt wurden. Die ganze Armee mußte das Gewehr strecken; die Offiziers mußten Urfehde schwören, das heißt, sie wurden, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen; die Unteroffiziers und Gemeinen aber wurden gezwungen, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu leisten. Aber man sah diesen tapfern Soldaten, die mit treuer Liebe ihrem Könige, unbekümmert um dessen Persönlichkeit, anhingen, den verhaltenen Ingrimm an, mit dem sie diesem Zwange gehorchten. — Diese ganze sächsische Armee belief sich auf etwa 14,000 Mann. „Der König vertheilte diese Truppen und errichtete aus ihnen 20 Bataillons Infanterie; aber er beging den Fehler, diese (bis auf die Offiziere, die alle aus seinen eigenen Staaten waren) mit keinen preußischen Landeseingeborenen zu vermischen: später zeigten sich die Folgen dieses Fehlers in dem geringen Nutzen dieser Regimenter und dem von ihnen schlecht geleisteten Dienste.“ Es läßt sich kaum denken, daß Friedrich hiebei habe Gustav Adolph nachahmen wollen, und daß er die Ueberzeugung bei den Sachsen habe begründen wollen, daß dieser Krieg zugleich zur Aufrechthaltung des protestantischen Reichskörpers geführt werde. Friedrich mußte die völlige Verschiedenheit ihrer Lage vollkommen klar sein; auch war es ihm nicht um die Ueberzeugungen der Soldaten, sondern um ihre Kräfte und ihren soldatischen Gehorsam zu thun. Dieser aber erfolgte nicht; denn theils einzeln, theils schaarenweise flohen hernach die Sachsen aus preußischen Diensten zur Hilfe ihres Regenten. — Noch selten mußte ein Fürst gleiche Demüthigungen über sich ergehen lassen, wie sie August jetzt erfuhr. Mit einem Schlage hatte er die, ihm so ergebene, sächsische Armee verloren, und kaum blieben ihm einige Leibwächter übrig, die sich nebst einem geringen Gefolge bei ihm in Königstein befanden. Vergeblich hatte er gesucht, von Friedrich mildere Kapitulations-Bedingungen zu erwirken. Der Sieger Friedrich glaubte jegliche Macht in Sachsen zur Vollendung seiner Entwürfe vernichten zu müssen; und als August bat, ihm wenigstens seine Garde, ein vortreffliches Korps, zu überlassen, ließ ihm Friedrich antworten, sie müßten mit den übrigen Truppen gleiches Schicksal haben, weil man sich nicht die Mühe geben wolle, sie zum zweitenmale gefangen zu nehmen. „Um einen besiegten Feind nicht zu demüthigen, erzählt Friedrich in seinem

Geschichtswerke, ließ der König die Fahnen, Standarten und Pauken, die seinen Truppen angehört hatten, dem Könige von Polen wiedergeben, auch bewilligte er der Festung Königstein die Neutralität. Allein selbst zu der Zeit, als er sich bemühte das Schicksal des Königs von Polen zu lindern, schloß dieser heimlich mit der Kaiserin Königin einen Vertrag, demzufolge er derselben, gegen ein bestimmtes Hilfsgeld, vier Regimenter Dragoner und zwei Pulk Uhlanen, die er in Polen hielt, überließ; dieß Verfahren rechtfertigte nur noch mehr das Betragen, welches die Preußen bisher beobachtet hatten. (?) Der König von Polen, dem, nach dem eben ereigneten Auftritte, der Krieg mehr als je zuwider war, verlangte für seine Person freien Weg, um seinen Aufenthalt in Polen nehmen zu können, dieß ward ihm nicht nur bewilligt, sondern man trieb auch die Aufmerksamkeit so weit, daß man alle preußischen Truppen, die sich auf seinem Wege befanden, zurückzog, um ihm den Anblick von Gegenständen zu ersparen, die ihm nur unangenehm sein konnten. Den 18. Oktober ging er mit seinen beiden Söhnen und seinem Minister nach Warschau ab.“

Nun war ganz Sachsen unbeschränkt in den Händen Friedrichs, und er eignete sich die Hilfsquellen desselben zu, die er nach seiner Weise verwalten und verwenden ließ. Der Zeitverlust, der für die Preußen in Folge der Einschließung des sächsischen Lagers entstanden war, war für die noch wenig fortgeschrittenen Rüstungen der Oesterreicher von wesentlichem Nutzen, indem sie nun weiter fortgeführt werden konnten. Friedrich sah sich genöthigt, statt zur künftigen Fortsetzung seiner Operationen in Böhmen (wo er keinen festen Platz inne hatte), den Grund zu legen, seine Winterquartiere in Sachsen, der Lausitz und Schlesien zu nehmen. Prag, wo der Feldmarschall Browne sein Hauptquartier aufschlug, war den Oesterreichern geblieben. Schwerin, der aus Schlesien in Böhmen eingedrungen war, räumte die Gränzen dieses Landes, und zog sich noch vor Ablauf des Monats Oktober wieder nach Schlesien zurück. — Friedrich hatte sein Hauptquartier zu Dresden genommen, und lebte dort, wenn er seinen Berufspflichten genügt hatte, ganz seiner Muße und seinen Lieblingsneigungen, wie wir denn während dieser ganzen Kriegesperiode noch oft zu bemerken Gelegenheit haben werden, daß Friedrich unter allen Verhältnissen, unter allen Stürmen von Außen und Innen, nie so sehr fortgerissen wurde, daß er nicht auch die andere Seite seines Wesens wieder vorherrschen ließ; ja meist versuchte er es, in sich selbst zu schauen, und solche Augenblicke der Aufregung

für sich und andere auf dem Papiere festzubannen. Dieses gab seinem Geiste wiederum einen Gleichmuth, der übermäßige Aufwallungen selten machte, weil er sich leicht in den Moment versetzen konnte, wo sein Geist ruhig und kalt die Dinge und ihre Beziehungen durchdrang und überschaute. Gewöhnlich war Friedrichs Lebensweise in diesem Feldzuge nicht minder eine überaus thätige als sonst. War er nach Besorgung seiner Pflichten als oberster Feldherr im Lager angekommen, so wurden Karten- und Planzeichnungen vorgenommen, und nachdem er sich auf alle mögliche Weise genau von dem Terrain unterrichtet, belehrte er einige Husaren-Offiziere, wie sie den Feind ausspioniren sollten ꝛc. Dann kamen die Kabinetsräthe zum Vortrag, und hierauf wurde wohl das Feldtagebuch fortgesetzt. Bei Tische war er auch jetzt ganz sorglos, und ließ gewöhnlich seiner Jovialität die Zügel schießen; die Begebenheiten des Tages boten ihm hiezu reichen Stoff. Wenn man einige Tage oder länger im Lager *) blieb, las Abends auch der sogenannte Lecteur vor. — In Dresden nun, lebte Friedrich (obgleich er alle seine inneren und äußeren Kräfte entfalten mußte, um bald wiederum muthig so vielen Feinden die Stirne bieten zu können), nicht minder den Genüssen der Künste und des Wissens. Er besuchte die Oper, die Bildergallerie und namentlich die Concerte des damals sehr berühmten Virtuosen Hasse oft, und nicht selten spielte er selbst bei denselben die Flöte. — Friedrich, der übrigens sein Depot wie eine eroberte Provinz behandelte, gab den sächsischen Ministern oft Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Administration, ermäßigte viele Besoldungen, zog andere ein ꝛc., und forderte von den Landständen 10,000 Rekruten, denn der nächste Feldzug schien eine so ernste Miene annehmen zu wollen, daß man alle nur irgend zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung bringen mußte.

*) Friedrich kantonnirte immer so, daß er mit einem Flügel seines Heeres in unmittelbarer Verbindung war, und wenn irgend etwas Wichtiges auf den Vorposten vorfiel, mußte er sogleich geweckt werden.

Schwerins Tod bei Prag.

# Feldzug des Jahres 1757.

Der Einfall Friedrichs in Sachsen — so sehr man auch Gründe dafür hat, daß Friedrich nicht ohne Mitwissen und Mitwirken des Grafen Kaunitz von den feindseligen Planen gegen ihn benachrichtigt wurde, um ihn so zu dem ersten vielleicht übereilten Schritte zu verleiten — hatte wegen seiner Plötzlichkeit und einer damals ungewohnten Raschheit und Energie der Ausführung an allen europäischen Höfen große Sensation erregt, die noch durch die Klagen vermehrt wurden, welche die österreichischen und sächsischen Gesandten an allen Höfen vorbrachten. Die Dauphine warf sich zu den Füßen Ludwigs XV., um Hilfe für ihr unterdrücktes Vaterland flehend. Obgleich nun der König von Frankreich überdieß entrüstet war über den Einfall Friedrichs in Sachsen, so wollte man dennoch (aus vielen Gründen), die an Oesterreich versprochenen 24,000 Mann nicht gerne einem etwaigen Mißbrauche von Seiten der Oesterreicher in Böhmen aussetzen. Kaunitz wußte es aber dahin zu bringen, daß Frankreich nicht nur die versprochene Hilfe leistete, sondern auch in einem neuen Vertrage sich zu neuen Verpflichtungen verstand. Frankreich, so wie dessen König beabsichtigte nicht

sowohl unmittelbar eine Vernichtung der preußischen Macht, als die Erhaltung des Kurfürstenthums Sachsen, und dadurch die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens; dessen Garanten Frankreich und das damals in höchster Blüthe stehende Schweden waren. Diese letztere Macht, obgleich seit jener Zeit (1648) sehr gesunken, und gerade im Augenblicke von innerem Parteikampf zerrissen, wurde durch die herrschende französische Partei (der sogenannten Patrioten) und gegen den Willen des Königs von Schweden, der ein Schwager Friedrichs war, so wie durch Verträge, welche mit Frankreich abgeschlossen worden waren, dazu vermocht, 35,000 Mann gegen Preußen zu Felde zu stellen gegen eine von Frankreich und Oesterreich zu zahlende Subsidie von 4,200,000 Livres. Auch eröffnete man Schweden die Aussicht auf den Erwerb von Preußisch-Vorpommern. Den 1. Mai 1757 war zwischen Oesterreich und Frankreich zu Versailles der Vertrag unterzeichnet worden, kraft dessen Frankreich sich verpflichtete, 12 Millionen Gulden jährlich an Oesterreich zu zahlen; 105,000 Mann so lange im Felde gegen Preußen zu halten, bis Oesterreich ganz Schlesien mit Glatz und Krossen; der Kurfürst von Sachsen Magdeburg, Halberstadt und den Saalkreis, Schweden aber ganz Vorpommern erhalten hätte; außerdem sollte über die Theilung der preußischen Länder in Westphalen mit dem kurpfälzischen Hofe und Holland verhandelt werden; Frankreich sollte in den österreichischen Niederlanden Entschädigung finden. Zwar ist dieser Vertrag niemals von Seiten Frankreichs oder Oesterreichs bestätigt und wird selbst sein Dasein geleugnet; allein die mit großer Betriebsamkeit gemachten Rüstungen zeugen für ihn, und namentlich sehen wir Frankreich, in dessen Politik weder innen noch außen Einheit sich fand, den früher vorgesetzten Punkt eines Seekriegs gegen England beinahe ganz aus den Augen verlieren. Auch ward man durch den damals erfolgten Ministerwechsel, da an die Stelle Rouillé's der Abbé Bernis kam, der früher schon, ohne öffentlichen Charakter, die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hatte, oft und meist gegen den Willen und die Absichten der französischen Nation sowie des Königs, immer tiefer in die Plane Oesterreichs hineingezogen. — Die Kaiserin von Rußland war dem Versailler Vertrage vom 1. Mai 1756 am 31. December desselben Jahres beigetreten; den 22. Januar 1757 schloß Rußland mit Oesterreich gegen Preußen einen Bundesvertrag ab, dessen Inhalt zwar bis jetzt unbekannt ist, demzufolge aber 100,000 Russen in's Feld gestellt wurden. — Das deutsche Reich sah

Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Friedensbruch, und den König von Preußen als Ruhestörer an, gegen den man sich allgemein rüsten müsse. Schon den 13. September 1756 hatte der Kaiser ein Dehortatorium erlassen, worin er den König väterlichst ermahnt, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen; dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu ziehen." Ebenso befiehlt er allen preußischen Offizieren, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht den Ahndungen des Reichsoberhaupts bloßstellen wollten." Aber solche Maßregeln mochten Friedrich wenig kümmern. Auf einem Reichstage zu Regensburg trug man von österreichischer Seite darauf an, gegen den Kurfürsten von Brandenburg die Reichsacht zu erklären, aber viele Stimmen erhoben sich gegen dieselbe und sie ward auch von Oesterreich nicht weiter betrieben, weil man wohl einsehen mochte, daß man zuerst Friedrich besiegt haben müsse, wenn ein solcher Act nicht lächerlich erscheinen solle, und weil der ganze evangelische Theil sich gegen die Achtserklärung setzte und daher eine itio in partes zu befürchten war, wenn sie erkannt würde. Auf die reichshofräthliche Vorladung zur Verantwortung nach Regensburg antwortete Friedrich durch die Schlacht bei Lowositz. — Den 17. Januar 1757 faßte die Mehrheit der Stimmen am Reichstag, wozu namentlich die katholischen gehörten, den Beschluß, eine eilende Reichsexecutionsarmee gegen Preußen zu stellen *). Einige Stimmen, wozu besonders die des kurfürstlichen Hauses von Hannover gehört, hatten sich vergebens bemüht, um die Vermittlung des Reichstages anzusprechen.

Gegen so viele feindliche Mächte, die sich zugleich gegen ihn erhoben, konnte sich Friedrich bloß auf seinen Bundesgenossen England mit Zuversicht verlassen. Am 11. Januar 1757 schloß er daher mit dieser Macht einen neuen Bund, durch welchen England sich nicht nur verpflichtete, an Preußen jährlich eine Million Pfund Sterling zu zahlen, und auch nöthigenfalls eine Flotte in die Ostsee zu schicken, sondern auch bestimmt ward, daß ein Beobachtungsheer von 50,000 Hannoveranern und andern Truppen im englischen Solde nebst 20,000 Preußen gebildet werden sollte. Da es indeß

*) Durch einen Druckfehler hieß es in der Kundmachung statt eilende, „elende" und in der That erschien sie auch als eine solche, schon durch ihre buntscheckige Zusammensetzung. Der Geist der Reichsverfassung, wie der von ihr ergriffenen Maßregeln, war veraltet und erstorben.

dem Könige, bei der Menge seiner Feinde unmöglich ward, 20,000 Mann zu diesem Beobachtungsheere zu entsenden, so entzog sich England der Erfüllung seines Versprechens in Absicht auf die Aussendung einer Flotte nach der Ostsee; auch ward die Geldunterstützung auf den jährlichen Betrag von 670,000 Pfund ermäßigt, aus denen Friedrich eine weit größere Summe prägen ließ in den preußischen sowohl als in den sächsischen Münzstätten, welche letztere an den Juden Ephraim verpachtet waren.

Preußens Untergang schien also allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit nach zuverläßig; aber Friedrich setzte der Uebermacht seiner Feinde die hohe Kraft seiner Persönlichkeit, ihren sich durchkreuzenden Entwürfen die Einheit in allen seinen Planen muthig entgegen. Hierin kamen ihm aber auch viele glückliche Umstände zu statten, und es schmälert seine Heldengröße keineswegs, wenn sie auch durch die Macht der Verhältnisse gehoben ward. In der französischen Nation, wie im französischen Ministerium fand das System, das man zur Vernichtung Preußens ergriffen zu haben schien, vielfachen Widerspruch, und trotz dem äußern Anscheine kräftiger Maßregeln bewiesen sich dieselben in der Wirklichkeit keineswegs als solche. Schweden trat während dieses ganzen Kriegsschauspieles als bloßer Figurant auf. Auch in Rußland wirkten Parteien zu Gunsten Friedrichs, aber alle sahen sich dennoch in dem politischen Strome mit fortgerissen. Was das deutsche Reich betrifft, so waren die Reichsfürsten im Allgemeinen durchaus nicht feindlich gesinnt gegen den König von Preußen, so wie er die Stimme des Volks dadurch sich erworben hatte, daß er mit uneigennütziger, rastloser Thätigkeit, wenn auch wohl mit manchen Mißgriffen, das Glück seiner Unterthanen und die freie Entwicklung der Vernunft zu befördern suchte, welche Zuneigung nicht selten zu einem hohen Grade des Enthusiasmus während dieser wechselvollen Periode gesteigert wurde. Die deutschen Reichsfürsten waren ihm geneigt, weil er es vor Allen war, der die Gegenmine Oesterreichs niedergedrückt hatte, und weil also bei seiner Vernichtung manche alte Gebrechen wieder eingeführt werden, und am Ende selbst Religionsbedrückungen wieder beginnen könnten. In diesem Sinne ergriff auch, in lebhafter Begeisterung für die Sache Preußens, Ferdinand von Braunschweig die Partei des Königs, und er war es auch, dessen angestrengte Bemühungen den Abfall des Landgrafen von Hessen-Cassel vom englisch-preußischen Bündnisse verhinderten. Die deutsche Reichsarmee, in sich schon wenig Kraft wahrend, war überdieß

für die Sache des Krieges wenig begeistert. Friedrich sah sich jedoch von seinen Bundesgenossen und namentlich von England nicht nach Maßgabe der Umstände unterstützt.

Wenn man die im Jahre 1757 auf dem Kriegsschauplatze auftretenden Truppen zusammenrechnet, so betrugen die Oesterreicher 143,000, die Franzosen im Ganzen 136,000, die Russen 100,000, die Reichstruppen 32,000 und die Schweden 22,000, also in Allem 431,000 Mann. Diesen hatte Friedrich nur 152,000, nebst 45,000 Engländern und Hannoveranern, also im Ganzen nur 197,000 Mann entgegenzusetzen. Solche Massen schienen ihn erdrücken zu wollen, wenn nicht manche günstige Umstände, vornehmlich aber die Kraft seines Heldengeistes ihm obzusiegen Gelegenheit gegeben hätten. — Friedrich erkannte die beinahe unbesiegbaren Gefahren seiner Lage wohl, und wußte wohl, was er diesen entgegenzusetzen habe. So schrieb er den 2. November 1757 an den, von seinem Hofe abberufenen, französischen Gesandten, Marquis v. Valori: „Ich sehe kaltblütig alle die Gefahren hereinbrechen, und Sie können überzeugt sein, daß, weit entfernt dadurch entmuthigt zu werden, solche mir nur zum neuen Sporn sein werden, im nächsten Jahre das Unmögliche möglich zu machen.“ — Oesterreich war der Brennpunkt der ihm Verderben drohenden Flamme; gegen dieses mußte zunächst und vornehmlich die Richtung aller seiner Kraft geleitet werden. „Der König machte eine Reise nach Schlesien, um mit dem Feldmarschall v. Schwerin mündliche Abrede zu treffen; sie sprachen sich zu Hainau. Man setzte hier den Entwurf zum bevorstehenden Feldzuge fest und traf die Verabredung, die angemessensten Maßregeln selbst vor der Armee verborgen zu halten. Hierauf kehrte der König nach Sachsen zurück, und Alles setzte sich daselbst in Bereitschaft, jene entworfenen Plane, sobald es die Jahreszeit und die für die Lebensmittel zu treffenden Anstalten erlaubten, auszuführen.“ Nachdem meist aus den Kräften Sachsens, und auf eine, auch für den Krieger kaum zu entschuldigende Weise, die Armee verstärkt und versorgt war, ward also alsbald der Feldzug eröffnet. Die Hauptstützen zum Angriff gegen Böhmen und zur Vertheidigung Schlesiens wurden durch die Elbe und die Oder dargeboten, und diese zu behaupten war Friedrichs unablässiges Augenmerk. Es war Friedrich gelungen, durch seine wohlgetroffenen Maßregeln Prinz Karl von Lothringen und den demselben beigesellten Feldmarschall Browne in Sicherheit einzuwiegen, und sie in der Ueberzeugung zu bestärken, daß man von preußischer Seite nur gesonnen sei, sich in

der Vertheidigung zu halten. Die preußischen Truppen waren in vier Theile getheilt, unter dem Prinzen Moritz von Dessau, dem Könige selbst, dem Herzoge von Bevern, und dem Feldmarschall Schwerin. Diese sollten auf verschiedenen Wegen in Böhmen eindringen, die einzelnen Korps der Oesterreicher angreifen und sich alsdann vor Prag vereinigen. Der Herzog von Bevern traf auf seinem Marsche auf eine österreichische Heeresabtheilung und erfocht über dieselbe einen Sieg. Die Uneinigkeit der österreichischen Generale ließ sie den günstigen Augenblick, das unter Friedrich vereinzelte Heer anzugreifen, versäumen, und so vereinigten sich die preußischen Armeen über 100,000 Mann stark, den 6. Mai Morgens vor Prag, und man beschloß sogleich, die Oestreicher anzugreifen, die auf verschanzten Bergen standen. Die Hindernisse des Terrains schienen unüberwindlich, und mehrere Bataillone mußten sogar ihre Kanonen zurücklassen, um nur sich selbst mit Mühe aus dem Morast zu retten. Erst um ein Uhr des Nachmittags waren die Hindernisse besiegt und die Preußen begannen, sich in Schlachtordnung zu stellen. Friedrich hatte Befehl gegeben, daß man gleich mit gefälltem Bajonet eindringen solle, allein das Kartätschenfeuer der, die Höhen inne habenden, Oesterreicher war so mörderisch, daß es immer ganze Rotten zu Boden streckte, und die Preußen wichen verwirrt zurück. — Während dessen war die Kavallerie beider Heere in Handgemenge gerathen, der Prinz von Schöneich, der die preußische kommandirte, verlor aber, durch Ueberflügelung, seine beiden Flanken und wurde durch die zweite Linie der Oesterreicher zurückgeschlagen. Die preussische Reiterei erhielt jedoch Verstärkung, formirte sich wieder, und nun wurde die österreichische wiederholt angegriffen, auseinandergesprengt, und auf ihre Infanterie zurückgeworfen, wodurch auch unter letzterer eine Verwirrung entstand, die durch den Angriff der preußischen Husaren noch vielfach vermehrt wurde. — Mittlerweile war Schwerin eifrig beschäftigt, die zurückgeschlagene Infanterie wieder zu formiren, und ließ dieselbe gegen den Feind anrücken. Der drei und siebenzigjährige Feldmarschall stellte sich selbst an die Spitze seines Regiments, ergriff eine Fahne, und zog, seinen Soldaten voran, dem Siege entgegen; aber er wurde von drei Kartätschenkugeln zu Boden gestreckt. Muthig schritten indeß die Truppen und ihre Generale auf der von Schwerin bezeichneten Bahn vorwärts. Das ganze Treffen der Preußen stürzte auf die Oesterreicher, die sich in großer Unordnung befanden, bei deren linkem Flügel einige Trennung statt fand. Friedrich hatte diese Blöße bemerkt. Schnell drang er

daher mit seinem Korps auf den offenen Punkt ein und die Trennung war entschieden. Die Oesterreicher bildeten zwei große Armeen, deren eine das Weite suchte, die andere sich aber in Prag warf.

„Diese Schlacht (bei Prag, 6. Mai 1757), welche gegen neun Uhr Morgens begann, hatte (das Nachsetzen mit inbegriffen) bis acht Uhr Abends gedauert. Sie war eine der mörderischsten dieses Jahrhunderts. Die Feinde verloren dabei 24,000 Mann, von welchen 5000 zu Gefangenen gemacht wurden, worunter sich 30 Offiziere befanden; außerdem aber nahm man ihnen 11 Standarten und 60 Kanonen ab. Der Verlust der Preußen betrug 18,000 Mann, ohne den Feldmarschall Schwerin mit einzurechnen, der allein mehr als 10,000 Mann aufwog. Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war. An diesem Tage fiel der Stamm der preußischen Infanterie: Fouqué und Winterfeldt wurden schwer verwundet, Hautcharnoi, Golz, der Prinz von Holstein und eine Menge tapferer Offiziere und alter Soldaten verloren das Leben, und der blutige und grausame Krieg gewährte nicht Zeit, dieselben zu ersetzen.“ Noch vom Wahlplatze aus hatte Friedrich an seine Mutter geschrieben: „Ich bin mit meinen Brüdern gesund, und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen.“ *)

---

*) Victoria! mit uns ist Gott
Der stolze Feind liegt da,
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar dieser Vater ist nicht mehr
Jedoch, er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand!

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sah'n.

Friedrich ließ nun Prag, wo sich 50,000 Oesterreicher befanden, enger einschließen. „Es war, wie Napoleon sagt, einer der großartigsten und kühnsten Gedanken, welche je in neuerer Zeit gefaßt worden,“ daß Friedrich bei Prag wiederholen will, was ihm bei Pirna gelungen. Die Oesterreicher wurden bei ihren wiederholten Ausfällen stets mit Verlust zurückgetrieben, aber die Besatzung hielt unter dem Befehle des Karl von Lothringen und des tödtlich verwundeten Browne mit Mangel aller Art kämpfend, aus. So sah sich Friedrich hier länger, als er geglaubt hatte, aufgehalten. Jeder Tag war für ihn kostbar, da es seine Absicht gewesen war, die Oesterreicher auseinander zu sprengen, bevor die Russen, Schweden, Reichstruppen und Franzosen angerückt wären, aber die Verzögerung vor Prag schien diese Plane vereiteln zu wollen. Noch nie in offener Feldschlacht besiegt, ergriff er daher wiederum diese. Er ließ den größten Theil seines Heeres bei Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 34,000 Mann dem Feldmarschall Daun entgegen, um so den Belagerten alle Hoffnung auf Entsatz durch denselben zu rauben. Auch erheischten die eigenthümlichen politischen Verhältnisse eine solche, wenn auch oft gefährliche Theilung der Macht, denn Dresden, Sachsen und die Elbe durften nicht aufgegeben werden, und man durfte nicht daran denken, auch nur auf kurze Zeit Schlesien den Oesterreichern preis zu geben.

Daun war mit einer starken Armee aus Böhmen gekommen, um zu dem großen kaiserlichen Heere zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht stand er nur vier Meilen von Prag und zog daher die aus der Schlacht

---

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz,“
Wir folgten alle, Mann vor Mann
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn,
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Die Schlußstrophe sich auf Maria Theresia beziehend:

„Und weigert sie auf diesen Tag
Den Frieden vorzuzieh'n,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.“

Gleim.

entflohenen Oesterreicher an sich, mit denen er, nur etwa 60,000 Mann stark, ein sorgfältig verschanztes Lager bei Kollin bezog. Friedrich hatte ihm zuerst Ziethen und dann den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann entgegen geschickt, mit dem er sich nun vereinigte, bis man den 18. Juni die Oesterreicher angriff. — Daun hatte unterdessen seine Stellung verändert, und es schien die Verstärkung, die er an Mannschaft und Artillerie gewonnen, verbunden mit der Stellung, die er eingenommen, einen Angriff unmöglich zu machen. Die Preußen hatten verschiedene bedeutende Vortheile erlangt, der rechte Flügel der Oesterreicher war geworfen, aber verschiedene Umstände und die große Umsicht Dauns, „der die Fehler der Preußen wie ein großer General sich zu nutze machte,“ gab der Sache eine ganz andere Wendung. Die sächsischen Regimenter in dem Heere Dauns, die vor Kampfbegier brannten, waren in eine Lücke der preußischen Infanterie eingedrungen. Obgleich letztere muthig und mit bewunderungswürdiger Ordnung dem Kampfe gegen die Reiterei stand, so wurden sie doch durch die Verstärkung, die den Sachsen zu Hilfe kam, überwunden. Die vor zehn Jahren erlittene Niederlage schwebte noch in dem Andenken der Sachsen, und unter dem Rufe: „Das ist für Striegau!“ wurde Alles, was sie nur erreichen konnten, theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen. Das erstere Schicksal traf das schöne Leibregiment des Königs, das tausend Mann stark, nach der Schlacht kaum noch 250 Mann zählte. Friedrich konnte sich einer innern Wehmuth bei dem Anblicke seiner zerrütteten Streitkräfte nicht erwehren. Es war dieß die erste offene Schlacht, wo er den Oesterreichern einen so entschiedenen Sieg überlassen mußte, und es konnten dessen unmittelbare Folgen für ihn noch gefährlicher werden, als die Niederlage selbst, da diese das siegverheißende Selbstvertrauen seiner Truppen schwächen und seinen Feinden zuwenden mochte. Der Verlust der Preußen belief sich auf 11,000 Mann und 43 Kanonen, der der Oesterreicher auf etwa 9000 Mann. — Friedrich, der die Schuld der verlornen Schlacht Anfangs auf den Prinzen Moritz und den General von Manstein geschoben hatte, schrieb dennoch bei ruhigerer Stimmung in einem Briefe (an den Lord Mareshal nach Neufchatel), der mit der Stimmung, in der die Sache in der Geschichte des siebenjährigen Krieges niedergeschrieben ist, sonderbar contrastirt: „Die kaiserlichen Grenadiere sind treffliche Leute, 100 Compagnien vertheidigten eine Anhöhe, die meine beßte Infanterie nicht einnehmen konnte. Ferdinand, der sie anführte, griff siebenmal an, aber vergebens. Das erstemal bemächtigte er sich einer Batterie, die er

nicht behaupten konnte. Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie, die Lichtenstein Ehre macht. Ferdinand rückte an ohne zu feuern, destoweniger sparten die Feinde ihr Feuer. Sie hatten zwei Anhöhen, zwei Verschanzungen und außerordentlich zahlreiche Artillerie. Einige Regimenter von mir wurden zusammengeschossen. Heinrich that Wunder; ich fürchte für meine würdigen Brüder, sie sind zu kühn. Das Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Drei und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60,000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsere Sachen besser machen. Fortuna hat mir diesen Tag den Rücken gekehrt; ich hätte das vermuthen sollen, sie ist eine Dame und ich bin nicht galant und sie erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie zu diesem Bündnisse gegen den Markgrafen von Brandenburg? Wie würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Urenkel im Kampfe mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen sehen würde! Ich weiß nicht ob es mir Schande bringen wird, zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es wenig Ehre sein wird, mich zu überwinden.“

Friedrich bei Kollin, 18. Juni 1757.

Die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) *) entschied zugleich das Schicksal von Prag. „Hätte der Feldmarschall Daun mehr Entschlossenheit und Thätigkeit besessen, so hätte seine Armee zuverlässig den 20. vor Prag eintreffen können, und die Folgen der Schlacht bei Kollin würden für die Preußen gefährlicher geworden sein, als die Niederlage selbst.“ Die allzugroße Bedächtlichkeit des feindlichen Feldmarschall und vielleicht auch geheime Befehle von Wien, die österreichischen Truppen zu schonen, kamen also hier Friedrich zu statten. Indeß waren die nächsten Folgen dieser Schlacht, daß Böhmen von den Preußen geräumt und die Belagerung von Prag aufgehoben werden mußte. Dieses letztere geschah nicht ohne einigen Verlust an Mannschaft sowohl als an Geschütz. — Zum Rückzuge aus Böhmen hatte Friedrich sein auf 73,000 Mann zusammengeschmolzenes Heer in zwei Theile getheilt, wovon der eine bald dem Prinzen von Preußen übergeben ward, und an der Iser bei Jungbunzlau auf der östlichen Linie, der andere unter dem Befehle des Königs auf der westlichen Linie bei Leitmeritz seine Stellung erhielt. Bis gegen Ende Juni's wurden die Preußen in ihren Stellungen kaum von den Oesterreichern beunruhigt. In den ersten Tagen des Juli-Monates erfuhr aber der Prinz von Preußen, daß die Oesterreicher, nachdem sich die unter Prinz Karl von Lothringen stehende Armee mit der des Feldmarschalls Daun vereinigt hatten, sich an das rechte Ufer der Elbe gezogen hätten, und er glaubte seinen Rückzug antreten zu müssen. Es war die ganze vereinigte Macht der in Böh-

---

*) „— Da stürzte, von Kartätschensaat
Getroffen, eine Schaar
Von Helden, ohne Heldenthat
Die halb schon oben war!

Das sahe Friedrich, Himmel! Ach!
Wie blutete sein Herz.
Wie stand bei mitleidsvollem Ach
Sein Auge himmelwärts!

Was für sanftmüth'ge Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
Laßt, rief er, Kinder, laßt doch ab!
Mit uns ist Gott heut nicht.“

Gleim.

men versammelten österreichischen Truppen, die sich in Bewegung gesetzt hatte, um die Iser hinauf gegen die Lausitz vorzurücken. Der Prinz von Preußen befand sich in einer sehr mißlichen Lage. Nachrichten über die feindlichen Truppen oder über deren Bewegungen konnte er nicht einziehen, da die Schwärme der Kroaten alle Zugänge versperrten. Der König, mit dem die Verbindung auch durch die leichten Truppen der Oesterreicher sehr erschwert ward, hatte in der festen Ueberzeugung, daß die österreichischen Heere getheilt wären, und nach Maßgabe ihrer bisherigen Thätigkeit, den Rückzug gemißbilligt. Es gelang den Oesterreichern, den Preußen über Gabel gegen Zittau hin zuvorzukommen und die letzteren zum weitern Rückzuge nach der Lausitz zu zwingen. Nur unter großen Schwierigkeiten und mit bedeutendem Verluste ward auf schlechten Wegen dieser Rückzug bewerkstelligt, wobei sich der österreichische Heerführer Laudon im kleinen Kriege vortrefflich auszeichnete, der sich überhaupt während des ganzen Krieges als der gewandteste und kriegserfahrenste unter den Friedrich gegenüberstehenden Feldherren zeigte, wenn man es gleich österreichischer Seits versäumte, ihm eine bedeutende Truppenmacht zu übergeben. Der Prinz von Preußen konnte die in Zittau aufgehäuften bedeutenden Magazine nicht mehr retten, vielmehr mußte er es geschehen lassen, daß diese gewerbsame Stadt durch die Oesterreicher großentheils eingeäschert wurde. Auch Friedrich hatte sich in Folge dieser Vorgänge nach Sachsen zurückziehen müssen. Er ging mit einem Theil seines Heeres nach Bautzen, um sich hier mit den Truppen seines Bundes zu vereinigen.

Als dieß den 29. Juli endlich geschah (denn erst fünf Wochen nach der Schlacht bei Kollin war Böhmen von den Preußen ganz geräumt worden), überhäufte Friedrich seinen Bruder August Wilhelm mit schonungslosem offenen Tadel, da dieser doch in seinen höchst schwierigen Verhältnissen eine solche Härte nicht verdient hatte. Aber Friedrichs Lage war höchst mißlich, seine Stimmung gereizt, und er mochte wohl nicht lange abwägen, zumal da sein Liebling Winterfeldt, der dem Prinzen beigeordnet war, die Schuld von sich abzuwälzen wußte; und hier namentlich treten wieder die sichtlichen Spuren jener beiden oben berührten, jetzt freilich unter andern Namen und andern Koryphäen fortbestehenden Fractionen unter den preußischen Offizieren hervor. Der Prinz August Wilhelm starb schon in dem folgenden Jahr. Dieser unglückliche Rückzug hatte Friedrich in noch größere Verlegenheit gestürzt als der Verlust der Schlacht bei Kollin selbst. Hatte er schon nach jener Schlacht, als ihn zum er-

stenmal das Glück verlassen, all die Kraft und die Ueberlegenheit seines Geistes zusammenfassen müssen, um sich nicht zu beugen vor der augenblicklichen Laune des Geschicks, so bedurfte er jetzt einer solchen Fassung um so mehr, und es ist bei dem Charakter Friedrichs phychologisch wohl erklärlich, daß er die alleinige Schuld alles des heranstürmenden Ungemachs seinem Bruder zuschrieb, denn seine Lage schien immer verzweifelter zu werden. Sein Heer, das er zu Anfange des Feldzuges nach Böhmen geführt hatte, war jetzt bis auf 50,000 Mann zusammengeschmolzen; und während so die eigenen Kräfte noch täglich mehr schwanden, erhoben sich und wuchsen die seiner Feinde immer mehr.

Gleich am Anfange des Feldzuges, hatte ein französisches Heer, von den Niederlanden her ziehend, die preußischen Besitzungen in Westphalen, auch Ostfriesland besetzt, und war in Hannover und in Hessen eingedrungen; und überhaupt bezeichneten Schreckensspuren ihren Zug. Der Herzog von Kumberland, der die Observationsarmee in Hannover, die aus englischen, braunschweigischen und hessischen Truppen bestand, kommandirte, hatte höchst verkehrte Maaßregeln ergriffen. Er suchte sein Vertheidigungssystem so lange als möglich zu behaupten, und glaubte nicht eher als hinter der Weser festen Fuß fassen zu dürfen. Als aber die Franzosen an der Weser erschienen, nöthigten sie denselben bei Hastenbeck, unweit Hameln (den 26. Juli 1757) zu einer Schlacht, in welcher er, ob er gleich den Sieg in Händen zu haben schien, sich voreilig zurückzog und die Schlacht verlor. „Der Erbprinz von Braunschweig eroberte eine vom Feinde besetzte Batterie mit dem Degen in der Hand wieder, und zeigte durch diesen ersten Versuch, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe.“ Der Verlust dieser Schlacht hätte für die Verbündeten in seinen Folgen noch verderblicher werden können, wenn die beiden französischen Generale d'Etrées und Maillebois in besserem Einverständniß gewesen wären. Der Herzog von Richelieu erhielt aber sogleich nach der Schlacht bei Hastenbeck das Kommando über die französische Armee. Dieser vollendete die Eroberung von Hannover und Hessen, drang ins Halberstädtische ein, und Kumberland ließ sich von ihm in die Herzogthümer Bremen und Verden zurückdrängen, wo er, durch die Franzosen von der Elbe abgeschnitten, keine Rettung als durch eine Capitulation vor sich sah. Diese Capitulation wurde durch den damaligen dänischen Statthalter, Grafen von Lynar, einen Pietisten, im Kloster Seven (8. Sept.) auf eine übereilte und unverständige Weise abge-

Digitized by Google

schlossen *). Diese Convention hätte Friedrich in die mißlichste Verlegenheit bringen können, wenn nicht seine Vorstellungen, die er durch den Oberst Balbi bei Richelieu machen ließ, bei demselben ein geneigtes Ohr gefunden hätten. Ueberhaupt scheinen die politischen Meinungen und anderweitige Umstände den Herzog von Richelieu im Ganzen zu einem minder energischen Auftreten gegen Friedrich veranlaßt zu haben. Nach der Convention sollten die deutschen Truppen auseinander gehen; die hannöverischen Truppen blieben jenseits der Elbe im Lauenburgischen und behielten ihre Waffen. Obgleich diese Convention weder am englischen, noch am französischen Hofe gebilligt wurde, und die Unterhandlungen über dieselbe bis zu einem glücklicheren Ereignisse namentlich von England hinausgezogen wurden, wo alsdann die im September geschlossene Convention schon im November wieder gebrochen wurde; so konnte doch die zeitige Giltigkeit und Wirksamkeit derselben verderbenbringend für den König sein. Der Herzog von Richelieu konnte jetzt mit der Reichsexecutionsarmee, welche unter dem Prinzen von Hildburghausen, vereint mit dem französischen Hilfsheere unter Soubise gegen Sachsen zog, sich vereinigen. Friedrich war nur ein kleines Heer zum Schutze Magdeburgs unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übrig.

Friedrich sah also die Oestreicher in Schlesien. Die Franzosen in Verbindung mit der Reichsarmee zogen gegen Sachsen. Der österreichische General Haddik war mit einem Korps bis nach Berlin vorgedrungen und hatte die Hauptstadt gebrandtschatzt, zog sich jedoch bei Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau zurück. Auch die Schweden waren mit ansehnlicher Macht von Stralsund aus durch Preußisch-Pommern bis in die Ukermark vorgedrungen. Friedrich hatte keine Truppen übrig gegen diesen Feind, denn schon hatte er

*) Friedrich erwähnt bei der Erzählung dieses Vorganges eines Briefes, den der Graf Lynar damals an einen seiner Freunde schrieb: „Der Gedanke, der in mir erwachte, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, war eine Eingebung des Himmels. Der heilige Geist hat mir die Kraft verliehen, den Fortschritten der französischen Waffen Einhalt zu thun, wie ehemals Josua der Sonne in ihrem Laufe Stillstand gebot. Gott der Allmächtige, welcher das Weltall in seinen Händen hält, gebrauchte mich Unwürdigen dazu, daß dieses lutherische, dieses kostbare hannöverische Blut nicht vergossen, sondern geschont würde." — Unglücklicherweise hat sich der Graf Lynar nur ganz allein Beifall zuzurufen. Doch lassen wir ihn zwischen der Sonne und Josua und kehren zu wichtigeren Gegenständen zurück."

zu viele Detaschements abgesendet, da auch ein russisches Heer, 100,000 Mann stark, unter den Feldherren Aproxin und Fermor seit dem Ende Juni's in Preußen eingefallen, und das Land verheerend bis nach Großjägerndorf vorgedrungen war. Friedrich hatte denselben den Feldmarschall Lehwaldt entgegengesendet. Dieser that mit seinem nur 30,000 Mann starken Heere einen verzweifelten Angriff auf den übermächtigen Feind, wurde aber bei Großjägerndorf völlig auf's Haupt geschlagen. — In zwei Schlachten vom Glücke verlassen, von allen Seiten durch übermächtige Feinde bedrängt, von seinen Bundesgenossen verlassen und die eigene Kraft zersplittert und niedergehalten, schien Friedrichs starker Geist selbst einen Augenblick seinen Schwerpunkt verlieren zu wollen, denn er war tief ergriffen von all dem übermäßigen Ungemach, das über ihn hereinbrach; ein Geist finsterer Schwermuth bemächtigte sich seiner, da allen menschlichen Berechnungen zufolge sein Untergang unausbleiblich, und das von ganz Europa bewunderte Unternehmen zernichtet schien, denn es lag in der Hand der Russen ihren Sieg kräftig zu benützen, und so von hier aus der Sache den Ausschlag zu geben. Allein in diesem Augenblick retteten ihn die russischen Generale und bald zeigte sich wieder die Schnellkraft seines unbeugsamen Geistes, der sich in raschen Thaten kundgab. Sein Geist war größer als sein Unglück, und unter allen Stürmen befestigte sich in ihm der muthige Entschluß, in einer Schlacht zu siegen oder zu sterben. Er entwarf seinen Plan im Allgemeinen zum Vertheidigungskriege, faßte aber dabei den Vorsatz, während die anderen Heeresabtheilungen die geringeren feindlichen Truppen beschäftigten, die österreichische Hauptmacht anzugreifen, wo möglich, zu schlagen und nach Böhmen zu werfen. Die Versuche, den Prinzen Karl von Lothringen zur Schlacht zu bewegen, blieben jedoch vergebens. Friedrich mußte sie aufgeben und er sah sich genöthigt, sich gegen die Saale zu wenden, um sich dem, von dem Prinzen von Hildburghausen befehligten Reichsheere, dem sich die Franzosen unter Soubise angeschlossen, entgegenzustellen.

Friedrich hatte einen Theil seiner Truppen unter dem Herzog von Bevern, in Schlesien zurückgelassen, sie konnten aber das Vordringen der Oesterreicher nicht verhindern. Der König selbst rückte, nachdem er bei Dresden zu dem Fürsten Moritz von Dessau gestoßen war, gegen die Saale vor, mit dem Entschluß, das daselbst vereinigte feindliche Heer anzugreifen. Aber er fand dasselbe nicht, sondern erfuhr, daß es, einer Schlacht ausweichend, sich nach Gotha zurückziehe. Zur Beobachtung des Herzogs von Richelieu, und zur

Deckung von Magdeburg war, wie schon erwähnt, eine nicht sehr beträchtliche Heerschaar unter dem Herzog von Braunschweig gegen Halberstadt hin entsendet worden. An der Saale war Fürst Moritz von Dessau mit einer andern Truppenabtheilung, um nach Umständen, entweder den Herzog Ferdinand oder den König zu unterstützen, oder auch den Bewegungen des Generals Marschall in der Lausitz zu begegnen. — Da die vereinigten feindlichen Truppen einer Schlacht auszuweichen schienen, so beschloß der König, um die von dem Generale Haddik bedrohte Mark Brandenburg zu schützen, sich wieder hinter die Saale zurückzuziehen, und sich dem, vom Feinde bedrohten Berlin, zu nähern, als die Nachricht eintraf, daß Haddik dasselbe wieder verlassen, und es war nun Friedrichs Absicht, nach Schlesien zu ziehen, als er jetzt wieder erfuhr, daß das vereinigte feindliche Heer gegen die Saale vorrücke, und er faßte den Entschluß, sich schnell wieder gegen Thüringen zu wenden. Er übertrug daher die Anführung der Truppen gegen Prinz Karl von Lothringen dem Herzoge von Bevern, „welchem er den General Winterfeldt, auf den er eigentlich sein Vertrauen setzte, beiorderte; vornehmlich empfahl er diesen, die Gränzen Schlesiens sorgfältig zu decken.“ Nachdem Friedrich den Fürsten Moritz von Dessau und den Herzog von Braunschweig an sich gezogen hatte, brach er den 30. Oktober mit 22,000 Mann gegen das 64,000 Mann starke vereinigte feindliche Heer auf.

Unter den Verbündeten und deren Heerführern herrschte zwar Uneinigkeit und Zwiespalt in den Planen und deren Ausführung, aber nichts desto weniger eine beinahe an Fahrläßigkeit gränzende Zuversicht, die aus dem Bewußtsein der Ueberlegenheit an Truppenmacht entsprang. Der preußische Reiterheerführer Seidlitz hatte durch seine taktische Ueberlegenheit und durch die Schnelligkeit in seinen Bewegungen die Verbündeten zurückgedrängt, und manche Vortheile des Terrains errungen. Den 5. November kam es endlich zur Schlacht bei Roßbach unweit Merseburg.

Schlacht bei Roßbach, 5. November 1757.

Es war 2½ Uhr Nachmittags, und die Preußen waren noch nicht aus dem Lager gerückt, als der König mit Mühe überzeugt wurde, daß der Feind zum Angriff heranrücke, und „vorwärts“ erschallte der Befehl. Die erste Bewegung der Preußen wurde theils von den feindlichen Generalen übersehen, theils für einen Rückzug nach Merseburg gehalten, und als man nun die erstern bereits umgangen zu haben glaubte, hatten sich dieselben in einer glücklichen Stellung formirt, und machten einen raschen Angriff, Seidlitz drang mit seinen Reitern ein, warf die feindliche Reiterei zurück, die in größter Verwirrung die Flucht ergriff, und auch die von der Reiterei verlassene, und dem schweren Geschütze der Preußen ausgesetzte Infanterie konnte nicht lange Stand halten. Kaum hatte das Feuer aus dem kleinen Gewehre eine Viertelstunde gedauert, als auch sie in der größten Verwirrung die Flucht ergriffen. Seidlitz, der diesen Augenblick erwartet hatte, jagte den fliehenden Truppen nach und machte viele Gefangene. Einige französische Brigaden versuchten noch einmal einen Angriff zu machen, mußten sich jedoch größtentheils ergeben, und nun war der Rückzug allgemein, der durch die einbrechende Nacht begünstigt wurde. Indeß wurden gegen 5000 Gefangene gemacht.

Wieder hatte sich also das Glück auf die Seite des Talentes und der Kraft geneigt, und dieser Sieg ward erfolgreich für den verloren geglaubten Friedrich. Die Stimme des deutschen Volkes nahm nun allgemein Partei, wenn auch nicht für die Sache Friedrichs, aber doch für den Helden, der zwar für den Augenblick besiegt, aber nie überwunden werden konnte, und der Sieg bei Roßbach ward von Vielen als ein Sieg der Nationalehre, als ein Triumph deutscher Waffen gegen französische Macht angesehen. Man spottete wegen der Schlacht bei Roßbach der französischen Nation und Armee, aber dieser Spott hätte eher den Prinzen von Soubise und die zierlichen Offiziere treffen sollen, die ihre Stellen nicht dem Verdienste, sondern der Geburt oder der Gunst der Mätressen verdankten. Friedrich selbst sagt: „Die Art, mit welcher der französische Hof das Verdienst seiner Feldherren belohnte, schien auffallender als alles andere. D'Etrées wurde zurückberufen, weil er die Schlacht bei Hastenbeck gewonnen, und Soubise wurde bald darauf zum Marschall von Frankreich ernannt, weil er die Schlacht bei Roßbach verloren hatte." — Nichts destoweniger ragt aber Friedrichs Heldengröße, wenn auch durch die Macht der Verhältnisse gehoben, hervor*).

Hatte also Friedrich jetzt einen Theil seiner Feinde niedergeschlagen, und einen für seinen Waffenruhm höchst glorreichen Sieg über die Franzosen errungen, so waren die weiteren Folgen dieses Sieges noch um so bedeutender, denn er hatte die unbesiegbare Wunderkraft des beinahe ganz Europa bekämpfenden Helden bewährt, und wie ihm dieser Sieg Bundesgenossen in den Herzen des deutschen Volkes erwarb, so mahnte er auch seine äußerlich Verbündeten zum festern Anschlusse und zur kräftigern Hilfeleistung, ohne welche der Geist hätte untergehen müssen in der Masse äußerer Kräfte. — Georg II. hatte sich bald genöthigt gesehen, William Pitt abermals in's Ministerium zu rufen. Pitt hatte vor der

---

*) Napoleon sagt von der Schlacht bei Roßbach: „Das Resultat dieser Schlacht ist keineswegs außerordentlich; 22—26,000 Preußen, auserlesene und gut angeführte Truppen, mußten 45—50,000 Reichs- und französische Truppen, welche so erbärmlich kommandirt wurden, schlagen. Was aber erstaunenswürdig und schändlich ist, ist, daß sie durch sechs Bataillone und dreißig Schwadronen geschlagen wurden. Keine Armee von solchen Truppen zusammengesetzt, deren Geist und Muth so schwach war, durfte einen Flankenmarsch einer wohlorganisirten Armee gegenüber unternehmen."

Schlacht bei Roßbach das Parlament auf den 15. November berufen; als aber die Nachricht von der Schlacht kam, schob er die Sitzung auf vierzehn Tage hinaus, obgleich kein Beispiel einer solchen Vertagung in der englischen Geschichte war. In der Zwischenzeit machte er einen Entwurf zur kräftigen Mitwirkung mit Preußen, zu welchem Zwecke ihm Friedrich seinen Plan mitgetheilt hatte. Die nächste Folge der neuen Wendung der Dinge war nun, daß der Hof von St. James, die französischer Seits einige Tage nach der Schlacht von Roßbach erfolgte Genehmigung der Convention von Kloster Seven, jetzt gänzlich verweigerte. Es war beschlossen, das hannöverische Heer, „welches zu entwaffnen die Franzosen aus Unüberlegtheit und Leichtsinn vernachläßigt hatten" — wieder in Bewegung zu setzen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben. Der Oberbefehl über das Heer war dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, „dessen mit größtem Rechte erworbener Ruhm sich durch ganz Europa verbreitet hatte," übergeben. Pitt, der Stimme der englischen Nation und seiner eigenen Ueberzeugung folgend, hatte die Continental-Verbindung mit dem größten Eifer ergriffen und verfolgte sie mit Standhaftigkeit, indem er die Leistung des Krieges in Deutschland mit seinen andern Entwürfen verband, und nie sah sich Friedrich in der durchgreifenden Einheit und Schnelligkeit seiner Thaten durch einen Bundesgenossen weniger gehindert, als während seines Ministeriums, weil er, frei von aller Engherzigkeit und Kleinlichkeit, die Einzelheiten des Krieges ꝛc. ganz „dem wundervollen Mann," wie er ihn nannte, überließ. Der Herzog von Bevern und Winterfeldt waren in Schlesien geblieben, um die Oesterreicher zu beschäftigen, bis Friedrich wiederkäme. Mit 45,000 Preußen sollten hier 90,000 Oesterreicher in Schach gehalten werden; dieß war allerdings eine schwierige Lage, zumal da die hier versammelten Truppen, die durch die Niederlage von Kollin verlorne Spannkraft nicht wieder erhalten, wie dieselbe durch den König und seine energischen Maaßregeln bei seinem Truppentheile wiederhergestellt war. Der Herzog von Bevern glaubte sich also zurückziehen zu müssen, und wich von seinem Posten, wobei es die Oesterreicher an Scharmützeln nicht fehlen ließen. Die letzteren waren nach dem Siege, den sie bei Görlitz errungen (wobei Friedrichs Liebling, Winterfeldt *) fiel), unter den Prinzen Karl von

*) Als Friedrich den General Winterfeldt zu der Armee des Herzogs von Bevern schickte, entließ er ihn mit den Worten: „Bald hätte ich

Lothringen und dem Feldmarschall Daun in Schlesien eingebrochen, hatten Schweidnitz erobert, den Herzog von Bevern besiegt und alsdann gefangen genommen, und Breslau zur Uebergabe genöthigt. Von der hineingeworfenen, 5000 Mann starken Besatzung, gingen 4818 Mann zu den Oesterreichern über, in der Meinung, es sei nunmehr doch mit dem Könige von Preußen vorbei, die Uebrigen zogen sich zu den Truppen des Herzogs von Bevern nach Glogau zurück. — Durch die Eroberung von Schweidnitz und Breslau schien der Besitz Schlesiens für die Preußen gänzlich gefährdet, und nur schnelle Hilfe konnte noch Rettung verschaffen. Da war des Königs Entschluß bald gefaßt; er eilt von der Unstrut an die Weser um das Schicksal Schlesiens, ja das seines ganzen Landes zu entscheiden. Am 28. November kam er bei Parchwitz an der Katzbach an. Die Unglücksnachrichten, die er schon auf dem Marsche erfahren, erhoben die Kraft seines Geistes mehr, als sie dieselben beugten. „Unter diesen Umständen war nichts kostbarer als die Zeit; es war kein Augenblick zu verlieren, die Oesterreicher mußten unverzüglich ange-

---

vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn, erhalte Er sich mir." Und in der That erfreute sich Winterfeldt einer fast übermäßigen Gunst des Königs, die ihm manche Wiedersacher zuzog, zumal da er neben der Lebhaftigkeit seines Geistes der Hofintrigue nicht fremd zu sein schien. — Bei der Nachricht von dem Tode Winterfeldts, rief Friedrich mit sichtbarer Rührung aus: „Ich werde Mittel gegen die Menge meiner Feinde, aber wenige Winterfeldte mehr finden." — So sang auch der preußische Grenadier in dem ächt volksthümlichen Siegesliede auf die Schlacht bei Roßbach:

— „Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeldt,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held."

„Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg,
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schale stieg."

Der Schlußvers:

— „Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Und schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen zieh'n.

griffen werden, es mochte kosten was es wolle. Man mußte sie aus Schlesien vertreiben oder auf den Besitz dieser Provinz auf immer verzichten. Die Truppen, welche bei Glogau über die Oder zurückgingen (jetzt unter Zithen), konnten sich erst den 2. December mit denen des Königs vereinigen. Diese Truppen waren entmuthigt und von der erlittenen Niederlage gebeugt. Man faßte die Offiziere bei der Ehre; man rief ihnen die früheren Thaten in's Gedächtniß, und man suchte die traurigen Bilder zu verwischen, deren Andenken noch frisch war; selbst der Wein wurde ein Hilfsmittel, diese niedergedrückten Gemüther wieder emporzuheben. Der König redete die Soldaten an, und ließ ihnen unentgeldlich Lebensmittel reichen. Alle nur ersinnlichen Mittel wurden erschöpft, um bei den Soldaten dasjenige Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches alle Hoffnung auf den Sieg vergebens ist. Schon fingen die Physiognomien an sich zu erheitern, und diejenigen, welche die Franzosen bei Roßbach geschlagen hatten, überredeten ihre Kameraden, Muth zu fassen. Einige Ruhe stellte die Kraft der Soldaten wieder her, und die Armee war bereit bei der ersten Gelegenheit den Mackel vom 22. November wieder abzuwaschen. Der König suchte diese Gelegenheit und bald fand sie sich."

Friedrich war entschlossen die an Kriegsmacht weit überlegenen Oesterreicher anzugreifen, „und ständen sie auch auf den Kirchthürmen von Breslau," denn nur in der Energie und Schnelligkeit der Maßregeln lag noch Rettung. Nochmals versammelt er seine Generale und Stabsoffiziere, und überzeugt von der Macht der Rede, sprach er zu ihnen: „Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine dort befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und die Bedenklichkeit meiner Lage würde auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegränztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung an. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, sie werden bei sich ereignender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt

heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließ ich die Oesterreicher in dem Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst, die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seiner Batterie begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen; ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, so kann er noch heute den Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu vernehmen."

Als der König die Begeisterung sah, die diese seine, am Schlusse etwas biblische, Anrede bewirkte, fuhr er, heiter lächelnd, fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf ihre treue Hilfe und auf den Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß das Vaterland es thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." — Das Regiment Kavallerie, sagte er endlich, welches nicht alsbald, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich sogleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Den 4. December rückte die Armee von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr man, daß Prinz Karl, trotz dem Widerspruche Daun's und anderer Generale sein festes Lager bei Breslau verlassen habe, und den Preußen entgegen komme. Am folgenden Tage (5. December) früh um vier Uhr, noch in der Dunkelheit, brach man auf, und

einige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Schlachtordnung beinahe eine ganze deutsche Meile einnahm. „Der König freute sich, den Feind in einer Stellung zu finden, die seine Unternehmung erleichterte: denn er war nun einmal genöthigt und auch entschlossen, die Oesterreicher überall anzugreifen, wo er sie fände.“ Schnell waren seine Plane gefaßt. Er wählte in dieser Schlacht zum erstenmale die schräge Schlachtordnung. Er machte verstellte Bewegungen gegen des Feindes rechten Flügel, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Mit großer Besonnenheit und Umsicht wachte Friedrich an diesem Tage besonders über Alles, was Gefahr bringen konnte; und daß der von ihm beabsichtigte Angriff nicht etwa von irgend einer Seite oder auf irgend eine Weise unerwartet gestört werden möchte, wie dieß sonst bei seinen meisten Schlachten, auch wo er Sieger war, geschah. — So griff man den linken Flügel der Oesterreicher an, der bald geworfen ward. Frische Regimenter kamen den Geworfenen beständig zu Hilfe, wurden aber stets, als sie sich kaum formirt, ebenfalls zurückgeworfen; endlich wurde auch der Besitz des vor der Mitte der feindlichen Stellung gelegenen Dorfes Leuthen nach hartem Widerstande erkämpft. Noch indeß stand die Schlacht, bis ein abgeschlagener Angriff der Reiterei des rechten Flügels der Oesterreicher Alles in Verwirrung brachte. Ein österreichisches Regiment fiel auf das andere. Die Linie wurde auseinandergesprengt, und die Unordnung ward allgemein. Viele tausend von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen; sie wurden mit dem Strome der Verwirrung fortgerissen, und als die übrigen, die schmähliche Niederlage der eigenen Reiterei gewahrten, warfen sie größtentheils die Gewehre von sich und ergriffen die Flucht. In wilder Unordnung geschah diese über das Schweidnitzer Wasser zurück. Die preußische Kavallerie verfolgte sie und machte viele Gefangene, und nur einige, hinter dem Flusse aufgepflanzten Geschütze, machten es den Oesterreichern möglich, eine Art Nachhut zu bilden, und die einbrechende Nacht, verbunden mit Nadasdy's guten Anstalten, mäßigten das Unglück der Flucht. Die Sieger drangen bis Sara vor, und Friedrich nahm sein Hauptquartier in Lissa, um den folgenden Tag Breslau einzuschließen, indeß Ziethen das geschlagene Heer, bei welchem noch mehrere Tage nach der Schlacht der Zustand der Auflösung und Unordnung fortdauerte, bis nach Böhmen hin verfolgte.

Die Schlacht bei Leuthen oder Lissa (den 5. Dec. 1757) kostete dem Könige 6000 Mann; die Oesterreicher verloren 27,000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen. Der König, kurz zuvor noch dem Verderben nah, war jetzt furchtbarer als je, denn er hatte gegen eine ungewöhnliche Uebermacht seiner Feinde gesiegt, und mit einem Schlage die für ihn so ungünstigen Verhältnisse wieder ausgeglichen. Der kurz zuvor noch siegreiche, stolze Prinz Karl von Lothringen sammelte eilends die Ueberbleibsel seines geschlagenen Heeres, und zog sich nach Böhmen zurück. Die Wiener spotteten seines Unglücks bei Lissa mit so beißendem Witze, daß er deßhalb den Oberbefehl niederlegte *). Breslau wurde nun von Friedrich, des einbrechenden Winters ungeachtet, belagert, nach vierzehn Tagen erobert, und nun war mit Ausnahme von Schweidnitz wieder ganz Schlesien von den Preußen in Besitz genommen.

---

*) Nichts destoweniger ward in Oesterreich bekannt gemacht: „Daß Niemand sich unterstehen solle, wegen dieser Schlacht übel von dem Prinzen zu reden, weil er, als er das Treffen geführet, nur die kaiserlichen Befehle ausgeführt habe." Sonderbare Art — bemerkt hier Schlosser in seiner trefflichen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts — die öffentliche Meinung zu leiten!

So hatte Friedrich in dem denkwürdigen Feldzuge von 1757, das Geschick von Kollin siegreich überwunden, indem sein rasches Genie dem Feinde den blutigen Lorbeer entriß. Sechs Hauptschlachten und kleine Scharmützel waren in diesem Feldzuge gefochten worden, und Schlesien war behauptet, die in Preußen wieder eingedrungenen Feinde wieder zurückgedrängt worden. Im Osten, im Süden und im Westen hatten sich zu Anfange des Feldzuges furchtbare Heermassen gegen ihn bewegt, und waren diese auch noch nicht ganz zerstreut, so waren dennoch Roßbach und vornehmlich Leuthen Schreckensworte für dieselben, die ihre äußere Macht um Vieles verringerten. „Den 6ten Januar bezogen die Truppen Winterquartiere, und der König blieb zu Breslau, um selbst auf Alles ein wachsames Auge zu haben, um das Nöthige vorzubereiten, damit die Armee wieder hergestellt und in gutem Zustande den nächsten Feldzug frühzeitig eröffnen könne.“

„Nie war ein Feldzug furchtbarer an plötzlichen Schicksalswendungen gewesen, als der eben erzählte. Das unerklärliche Ungefähr, welches die Kriegsbegebenheiten beherrscht, hatte mit den Schicksalen der kriegführenden Mächte den muthwilligsten Spott getrieben, bald die Preußen mit dem glänzendsten Glücke begünstigt, bald sie in einen Abgrund des Unglücks gestürzt. Die Russen hatten in Preußen eine Schlacht gewonnen, und ziehen sich aus diesem Königreiche weg, als wären sie geschlagen worden! Die Franzosen, im Begriffe, den Herzog von Kumberland zu entwaffnen, schienen in Deutschland Gesetze vorschreiben zu können; aber kaum dauerte es so lange, als sich diese Nachricht in Europa verbreiten konnte, als man die Niederlage einer ihrer Armeen erfährt, und jenes Heer des Herzogs von Kumberland, dessen Dasein man schon nicht mehr glaubte, gleichsam wieder neu erstehen sieht. Diese Folgen entscheidender und nachtheiliger Begebenheiten hatte Europa gleichsam betäubt, in den Entwürfen sah man Ungewißheit. Plane wurden eben so schnell vereitelt als gefaßt, und zahlreiche Schaaren waren fast in einem einzigen Tage völlig zu Grunde gerichtet. Man bedurfte einiger Augenblicke Ruhe, damit die Leute sich wieder fassen und jede Macht kaltblütig die Schläge überlegen konnte. Auf der einen Seite gab brennende Rachgier, gekränkter Ehrgeiz, Mißbehagen und Verzweiflung den Kaisern und Königen, die den großen Bund bildeten, die Waffen wieder in die Hand, auf der andern Seite ward Preußen durch die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen und durch einige Hoffnungsstrahlen angefeuert, die äußersten Kräfte anzuwenden, um sich zu erhalten. Ein neuer Gährungsstoff brachte einen neuen Grad von Thätigkeit

**in die Politik, und jeder Hof rüstete sich, den Krieg mit größerer Wuth, Erbitterung und Hartnäckigkeit als vorher fortzuführen."** So Friedrich in seinem Geschichtswerke.

Beobachten wir nun Friedrichs Stimmung während der Kriegsbegebenheiten, wie sie sich in den Briefen an seine Freunde, namentlich an d'Argens ausspricht. Im Oktober 1756 an den Marquis d'Argens: „Meine Truppen, lieber Marquis haben alle Tapferkeit aufgeboten. Ich armer Philosoph habe soviel Antheil daran, als ein Mann gegen 25,000. — Ich beklage die Folgen der Erderschütterung, die alle Köpfe in Europa schwindelnd gemacht hat, und wünsche Ihnen Ruhe, Gesundheit und Zufriedenheit." An denselben im Juni 1757: „Bedenken Sie, mein lieber Marquis, daß der Mensch mehr Gefühl als Vernunft hat. Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, aber ich habe daran nur gefunden, daß dieß Uebel nothwendig und das Widerstreben fruchtlos ist. Die Linderung meines Schmerzens finde ich in der täglichen Arbeit, die ich zu verrichten genöthigt bin, und in den beständigen Zerstreuungen, die mir die Menge meiner Feinde bietet. Hätte ich bei Kollin das Leben verloren, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, wo ich keine Stürme mehr zu fürchten hätte. Aber nun muß ich auf diesem aufgeregten Meere schwimmen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Wohlsein gibt, welches ich auf dieser Welt nicht finden konnte. Leben Sie wohl, mein Theurer, ich wünsche Ihnen die Gesundheit und alle die Arten von Glück, deren ich entbehren muß." An denselben den 19. Juli: „Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, auf welche seit zwei Jahren durch das Mißgeschick Breche geschossen worden. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Noth, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brod. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Resten eben so kaltblütig begraben, wie ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden. Jetzt ist die Zeit zum Stoicismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblicke auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anzubringen vermögen. Der nächste Monat wird schrecklich werden, und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich für meine Person, fest entschlossen, es zu retten, oder mit ihm zu Grunde zu gehen, habe mir eine Denkart angeeignet, wie sie sich für solche Zeiten und Verhältnisse schickt. Nur mit den Zeiten des

Marius, des Sylla, der Triumvirate und mit den wüthendsten und grimmigsten Ereignissen der Bürgerkriege, läßt sich unsere Lage vergleichen. Sie sind zu weit entfernt von hier, um sich von der Krisis einen Begriff machen zu können, in der wir uns befinden, und von den Gräueln, die uns umgeben. Denken Sie doch nur, ich bitte Sie, die mir sehr theuern Personen, die ich so nach und nach verloren und die Widerwärtigkeiten, die ich mit großen Schritten auf mich zukommen sehe. Was fehlt mir noch wohl, um nicht völlig in der Lage des geplagten Hiobs zu sein? Meine sonst schwache Gesundheit erträgt, ich weiß nicht wie, alle diese Stürme, und ich erstaune, wie ich in Lagen ausharre, die ich vor drei Jahren nicht anders als mit Schaudern betrachtet hätte. Das ist freilich ein Brief, an dem Sie wenig Freude und wenig Trost finden werden; allein ich schütte Ihnen mein Herz aus, und schreibe mehr um dieses zu erleichtern, als um Sie angenehm zu unterhalten. Schreiben Sie mir doch zuweilen und seien Sie von meiner Freundschaft versichert. Leben Sie wohl. Die Philosophie, mein Freund, ist gut um vergangene oder künftige Uebel zu lindern, aber wider gegenwärtige Uebel kömmt sie nicht auf." Und als nach gehäuftem Unglück sich jene Schwermuth immer mehr in seinem Innern festzusetzen schien, und er sogar den Entschluß faßte, wenn Alles verloren wäre, wie Hannibal sein Leben freiwillig zu enden, schrieb er jenes schöne Gedicht an d'Argens, das eben so sehr seine damalige Stimmung zeigt, als es auch die Eigenheit seines zeitigen Charakters, sich in eine einmal gefaßte Denkart immer mehr hineinzuarbeiten, trotz dem Widerspruche mit seinen Handlungen und den sich dadurch äußernden Entschlüssen und Gesinnungen. So beginnt dieses Gedicht, datirt Erfurt am 23. September: „Nun endlich ist das Loos geworfen, Freund! Ermüdet von dem Schicksal, das mich quält, und von der Last des Unglücks, die mich beugt, führ' ich nun rasch zum Ziele mich, das unser aller Mutter, die Natur, den kummervollen Tagen meines Daseins setzte. Mit festem Herzen, unverwandtem Blick geh' ich nun bald zum frohen Hafen hin, der vor des Schicksals Sturm mich sichern soll ꝛc. Lebt wohl, ihr trügerischen Heldenkränze, zu theuer wird der Nachwelt Lob verkauft. — Lebt wohl, ihr Träume, Größe, lebe wohl ꝛc. ꝛc." Auch an Voltaire, der von dem verzweifelten Entschlusse Friedrichs benachrichtigt war, und den alten Briefwechsel wieder angeknüpft hatte, schrieb Friedrich den 9. Okt.: „Genug, ich bin ein Mensch, zu Leiden nur bestimmt, doch des Geschickes Strenge trotzt mein Muth. —

Aber bei diesen Gesinnungen bin ich weit davon entfernt, den Kato und Otho zu verdammen. Letzterer hatte in seinem Leben weiter keinen schönen Augenblick als den, im welchem er starb.

Wenn ich Voltaire wäre, Freund!
Dann häuft ich keinen Schatz und schlüge keinen Feind!
Zufrieden mit dem Nöthigen
Und froh bei meinem Wenigen,
Säh' ich die Göttin Glück mit ihren leichten Schwingen
Hier flattern, weit von mir,
Zu einem Fürsten, oder dir,
Euch, was sie hat, zu überbringen!

Die Kleinigkeiten, die Gesetze,
Nach denen man im Schooß der Größe, leben muß,
Die Last der Pflichten, das Geschwätze
Der Schmeichler, und den kalten Kuß
Der Höflichkeit, die man verschwenden soll,
Die Kleinigkeiten kenn' ich wohl.

Das stolze Nichts der eitlen Ehre
Veracht' ich, König und Poet!
Wenn Atropos mit ihrer Scheere
Mein Schicksal endigt einst, und meine Majestät
Im Grabe ruht, was liegt daran,
Ob mich, als einen großen Mann
Auch noch des Enkels Enkel kennt?
Und ob er meinen Namen nennt?
Nur einen Augenblick der Freude sich ergeben
Ist mehr, als tausend Jahr in der Geschichte leben.

Was haben Wir, wir Großen? haben wir
Beneidenswürdiges Geschick?
Vom Krönungstage an ist Arbeit unser Glück
Und Tadel unser Lohn!
Auf Rasen seh' ich mit Vergnügen
Den muntern Scherz, die Freude liegen
Weit ab von meinem Thron!
Und müde nun, dem Staat, als König nur zu dienen
Und nun entschlossen, frei zu sein,
Steig' ich herab, begebe mich zu ihnen,
Und mische mich in ihre Reih'n!

O guter Himmel, welche Wonne!
Die Welt ist schön und hell die Sonne!
Weg, o ihr Helden, weg von diesem Freudenchor!
Wer zöge Frieden nicht dem Kriege,
Wer ein besiegtes Herz nicht einem großen Siege,

Wer eine stille Flur nicht einem Lager vor?
So macht das Glück mir keine Sorgen.
Es schmeichle mir, es fliehe mich!
Ihm sollt' ich huldigen? Nein! ungestört schlaf' ich
In jeder Nacht, bis an den Morgen!

Sein aber alles das, was du bist, darf ich nicht,
Denn, Lieber! unser Stand bestimmt uns unsre Pflicht!
Voltaire darf, vom Lärm des Krieges weit,
In seiner stillen Schäferhütte
Bei einem Volke, das die Sitte
Der Väter liebt, und Ehrlichkeit,
Der strengsten Tugend ganz ergeben,
Ein Plato sein, nach seinem Willen leben!
Ich aber, Freund! berufen auf den Thron,
Ich, welchem Sturm und Ungewitter droh'n,
Muß eines Helden Ruhm erwerben,
Muß retten mich, und Volk und Staat
Vom Untergang und vom Verderben,
Muß in der Menschenschlacht und im geheimen Rath
Als König denken, leben, sterben! *)

Doch nach der Schlacht bei Roßbach schrieb der König an d'Argens: „Dieses Jahr ist schrecklich für mich gewesen. Ich wage und unternehme das Unmögliche, um den Staat zu retten; aber in Wahrheit, um zu meinem Endzweck zu gelangen, bedarf ich mehr als je der Hilfe des Glückes; die Schlacht vom 5. November war sehr glücklich 2c. — Ich habe eine entsetzliche Menge Verse gemacht, die Sie, wenn ich lebe, im Winterquartier sehen, oder wenn ich umkomme, erben sollen. Jetzt werden unsere guten Berliner weder von den Oesterreichern noch von den Schweden einen Besuch zu befürchten haben. Die gewonnene Schlacht gewährt mir nur den Vortheil, mich ohne Gefahr andern Feinden entgegenzustellen. So sind die Zeiten und dieser Krieg wird in der Geschichte gewiß Epoche machen. Ihre Franzosen haben Grausamkeiten verübt, die der Panduren würdig sind, es sind verächtliche Plünderer 2c. Leben Sie wohl, lieber Marquis; vermuthlich liegen Sie im Bette, wachsen Sie nicht darin an, und erinnern Sie sich, daß Sie mich im Winterquartiere besuchen wollen. Sie haben indessen noch Zeit auszuruhen, denn noch weiß ich nicht, wo ich Sie werde sehen können. Ich habe das

*) Nach Gleims etwas freien Uebersetzung in dessen gesammelten Schriften. Carlsruhe 1820. 4. Band. S. 94.

Schicksal des Mithridates; es fehlen mir nur zwei Söhne und eine Monima."

Während Friedrich im Winterquartiere scheinbar äußerlich ganz sorglos, bloß der Muse und dem höhern geselligen Vergnügen lebte, entging seinem allumfassenden Blicke nichts, was auf seine Lage Bezug hatte. Obgleich er aus dem letzten Feldzuge in vollem Siegesglanze hervorgegangen war, so war seine Macht dennoch vielfach durch die großen Anstrengungen und hinzugekommene Unfälle geschwächt worden. Es mußte ihm also ein Friede unter gewissen Bedingungen vollkommen erwünscht sein, und er schickte deßhalb den, in preußische Gefangenschaft gerathenen Fürsten Lobkowitz nach Wien ab, mit folgendem nach Inhalt und Form merkwürdigen Briefe an die Kaiserin Maria Theresia: „Ich schreibe diesen Brief, gewiß zu einer sehr ungelegenen Zeit. Denn Sie haben in der That alle Ursache, ungehalten über mich zu sein. Allein nie konnte ich das Gefühl der Hochachtung unterdrücken, welches ich für eine Fürstin von so seltenem Verdienste hege. Beim Tode Ihres Vaters kannte ich Ihre Talente nicht. Allein die nahe Verwandtschaft und die Gefahr, worin ich Sie erblickte, bewogen mich zu dem Entschlusse, Ihnen meine Freundschaft anzubieten. Wäre ich galant, so würde ich gestehen, daß der Ruf Ihrer Schönheit mich dazu aufmunterte. Es ist wahr, Ihr Staatsrath erschrak über die Forderung von zwei Herzogthümern; allein wohl überlegt, glaube ich, wird die Welt einsehen, daß meine Ansprüche nicht ungerecht waren, und die Erfahrung muß Sie von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen schon längst überzeugt haben; daß Sie dieselben verachteten, brachte mich auf, und ich schlug mich zu Ihren Feinden. Das Glück und Ihr Mangel an guten Vorkehrungen verschafften mir schnelle Siege, und Sie traten mehr ab, als ich hoffen konnte. Als ich diese Großmuth sah, war ich in der That entschlossen, Ihr wahrer Freund zu sein. Sie sahen, daß ich die Sachsen in Mähren verließ und wie ich mich von den Franzosen wendete. Ich gestehe es, die Bündnisse, die Sie mit Rußland und Sachsen schloßen, belehrten mich. Daß Sie Argwohn gegen mich hegten: Kleine, hie und da vorgefallene Begebenheiten schienen Ihr Mißtrauen zu vermehren; allein glauben Sie mir, werthe Cousine, daß die, welche Sie gegen mich aufbrachten, ihre Absichten hatten, und Sie in's Verderben zu stürzen suchten. Frankreichs Krieg mit England betraf weder Sie noch mich, aber da sich jener Hof merken ließ, daß er feindliche Absichten auf das Kurfürstenthum Hannover hätte, und es entschieden war, daß dieser Kurfürst weder beim Reichs=

überhaupt noch bei Ihnen Hilfe finden werde, so war es natürlich, daß er sich an mich als seinen Mitkurfürsten wendete. Ich fand sein Verlangen gerecht, konnte aber vorhersehen, daß Ihnen dieser Schritt Mißtrauen erwecken dürfe. Daher benachrichtigte ich Sie davon durch meinen Minister v. Klinggräff, und verlangte das Versprechen, nichts gegen meine Besitzungen zu unternehmen. Ein bloßes Wort von Ihnen konnte mich nicht befriedigen, und Sie hätten daraus meine Redlichkeit erkennen mögen, denn der Bund, den Sie mit Frankreich geschlossen hatten, war mir bekannt. Allein Ihre Antworten waren zweideutig und die Kriegsrüstungen, die bei Ihnen und in Sachsen betrieben wurden, zeigten mir unverkennbar, daß das Vertrauen auf Ihre Bundesgenossen Ihnen mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs schmeichelte. Ich kam dem verderblichen Entwurfe zuvor und hoffte die Sachsen zu bewegen, sich meinem gerechten Zorne nicht aufzuopfern. Ich fand unerwarteten Widerstand, und sie mußten ihre schwachen Widersetzlichkeiten theuer büßen. In diesem Jahre brachten meine siegreichen Waffen die Hauptstadt Böhmens sehr in die Enge, wo ich traurige Fußstapfen zurückließ, und ohne das vorige Geschick von 18. Juni, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann sein, daß, wider meine Natur, Ihre Schönheit und Großmuth den Sieger überwunden, oder wir wenigstens Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen; denn wenn Sie mir eben die Vergütungen gemacht hätten, die Sie dem Anscheine nach Ihren Bundesgenossen machen wollten, so hätte ich Ihnen Schlesien herausgegeben und Sie auf immer gegen das Haus Bourbon bewaffnet. Aber da mir jenes Vorhaben fehlschlug, so kehrte ich meine Waffen gegen die Franzosen und Reichstruppen, die sich nicht lange gegen mich halten konnten. Der Königin von Polen kam ihre Standhaftigkeit theuer zu stehen. Ew. Majestät haben zwar einigen Vortheil in Schlesien; er war aber nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht bleibt mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genützt und Breslau wieder eingenommen, wobei ich viele Gefangene, worunter Leute von sehr hohem Rang, machte. Bei Liegnitz zeigte ich, daß ich kein solcher Tyrann bin, für den ich gehalten werde; ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im Stande sein werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie das, meine werthe Cousine; lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie ihr Land in's Verderben stürzen; daß Sie an dem vielem Blut=

vergießen Ursache sind; und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen können. Ich schreibe dieses aus dem Grunde meines Herzens und wünsche, daß es den Eindruck machen möchte, den ich erwarte. Wollen Sie also die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte bieten. Indeß versichere ich Sie, daß ich ungerne eine Fürstin zu Grunde gerichtet sehe, welche die Bewunderung der Welt verdient. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es um mich geschehen ist. Allein es wird mich rechtfertigen und es wird mir in der Geschichte zum Ruhme gereichen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen; daß ich zur Vergrößerung der bourbonischen Macht nichts beigetragen, und daß ich zwei Kaiserinnen und drei Königen widerstehen mußte. Ich nenne mich Ihren gehorsamen Freund.“ — Dieser Brief, der von Friedrichs außerordentlicher diplomatischer Gewandtheit zeugt, war aus der merklichen Absicht, Frieden zu schließen, entsprungen; denn Friedrich schrieb den 26. December an d'Argens: „Es hat großen Anschein, daß wir allgemeinen Frieden erhalten werden; Niemand wünscht ihn mehr als ich.“ Auch mit den übrigen Höfen wurde auf verschiedene Weise Unterhandlungen angeknüpft; allein Friedrich selbst bemerkt, daß die Verhältnisse noch sehr gespannt, die Forderungen der verschiedenen Mächte einander noch zu sehr entgegengesetzt waren, als daß damals schon das Friedenswerk hätte gedeihen können, und von allen Seiten rüstete man sich mit erneutem Eifer zum Kriege. Durch neue Werbungen und Aushebungen stand Friedrichs Heer, dessen Reihen durch Verluste aller Art vielfach gelichtet waren, wieder vollzählig da, aber auch nur dem Aeußern nach, denn es war unmöglich, die Rekruten schon im Frühling zu gebrauchen, es waren großentheils Bauern, die man erst einexercieren mußte, und der Feldzug ward frühzeitig eröffnet.

Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758.

## Feldzug des Jahres 1758.

„Ferdinand von Braunschweig eröffnete in diesem Jahre den Feldzug; er hatte ein schweres Geschäft zu vollführen; denn es betraf nichts geringeres als 80,000 Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen zu vertreiben, und das mit 30,000 Hannoveranern, die überdieß drei Monate vorher im Begriff gewesen waren, die Waffen zu strecken und einen schimpflichen Vertrag einzugehen." Ferdinand überfiel also im Februar die Franzosen in ihren Winterquartieren, als der Herzog von Richelieu schon nach Paris abgegangen, und der von französischer Seite selbst als untüchtig anerkannte Graf Clermont *), der an Richelieu's Stelle den Oberbefehl übernehmen sollte,

*) Man glaubte, daß Clermont als Prinz von Geblüte dem französischen Heere die nöthige Spannkraft wieder geben könne, und man hatte ihm einen Kriegsrath beigeordnet; er selbst war früher Geistlicher gewesen. Als Friedrich seine Ernennung zum Feldherrn erfuhr, sagte er: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen wird." — Clermont fand den Zustand des Heeres so, daß er seinem Kö-

Digitized by Google

noch nicht angekommen war. Die schon auf dem Rückzuge begriffenen französischen Truppen begegneten dem Grafen Clermont bei seiner Ankunft, welcher alsdann einen allgemeinen Rückzug an die Weser anordnen ließ. Als hierauf in wenigen Tagen Minden sich an die Verbündeten übergeben hatte, verließen die Franzosen auch Hameln und die Weser, räumten Ostfriesland und begannen einen Rückzug (der so ziemlich einer Flucht glich) über den Rhein. In Folge dieses eiligen Rückzuges ward auch Soubise, dessen Truppen in Hessen gestanden, dazu genöthigt, hinter die Lahn und den Main zurückzugehen. Der Herzog von Braunschweig hielt hierauf für zweckmäßig, seinen Truppen in Westphalen einige Ruhe zu gönnen und daselbst noch mehr Hilfstruppen der Engländer zu erwarten. Und als er sich endlich wieder aufmachte, gewann er mit 25,000 Mann über die Franzosen einen glänzenden Sieg in der Schlacht bei Krefeld den 23. Juni. Wesel und Geldern waren noch in den Händen der Franzosen, Soubise stand noch hinter der Lahn und hielt Frankfurt und Hanau besetzt; um gegen diesen Hessen zu decken, konnte Ferdinand nur 500 Mann unter dem Prinzen von Isenburg zurücklassen, die von dem Herzog von Broglio bei Sonderhausen, ohnweit Kassel, besiegt wurden. Dadurch wurde das Hauptheer unter Ferdinand genöthigt sich zurückzuziehen. Der Feldzug ward auf dieser Seite von Ferdinand mit vieler Umsicht, die seine begonnene Heldengröße immer mehr steigerte, geführt, und er beschäftigte die Franzosen und Reichstruppen immer so, daß sich Friedrich von dieser Seite während des ganzen Jahres 1758 ungehindert sah, bis endlich Ferdinand dieselben ganz über den Rhein zurückdrängte.

„Während dieses schönen Feldzuges des Herzogs Ferdinand von Braunschweig war der König gegen die Oesterreicher nicht müßig geblieben. Er traf Anstalten, um alle möglichen Vortheile aus der Schlacht bei Leuthen und deren Folgen zu ziehen.“ Schweidnitz war den 16. April nach kurzer Belagerung erobert worden. „Diese so glücklich und so schnell geendigte Belagerung verstattete es dem

---

nige folgenden sonderbaren Bericht geschickt haben soll, der allerdings die Lage des damaligen französischen Heeres nach vielen Zügen charakterisirt: „Ich habe die Armee Ew. Majestät in drei verschiedene Haufen abgetheilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben und Marodeurs zusammengesetzt und in Lumpen gehüllt, der zweite Haufe ist unter der Erde, und der dritte in den Lazarethen.“

Könige größere Entwürfe auszuführen. Seine Absicht war, in Mähren einzudringen und Olmütz einzunehmen, nicht um diese Festung zu behaupten, denn man ersah schon damals, daß die Russen, welche Preußen besetzt hatten, in Pommern und in Brandenburg eine Diversion zu machen, sich anschickten; sondern um während des ganzen Feldzuges die Oesterreicher in dieser, von den Staaten des Königs entfernten Gegend zu beschäftigen, und um dadurch sich Zeit und Sicherheit zu verschaffen, sich während dessen dem russischen Heere mit beträchtlicher Macht entgegenzustellen." Die Bewegungen der preußischen Truppen, die dem Einmarsche in Böhmen vorangingen, glaubte nun der Feldmarschall Daun auf eine Kriegslist deuten zu müssen, die den Zweck hätte, den Einmarsch in Böhmen zu erleichtern. Dieser Irrthum Daun's war, von Friedrich selbst (nach seiner Angabe) beabsichtigt gewesen, um dadurch einige Märsche vor Daun zu gewinnen. Man kam also in der Mitte Mai's vor der Festung Olmütz an, mit deren Einschließung und Belagerung der preußische Feldmarschall Keith alsbald begann. Aber aus Mangel an Munition konnte die Anfangs ungeschickt begonnene Belagerung nicht mit dem gewohnten Nachdruck fortgesetzt werden, und es kam daher der Ausgang dieser ganzen Unternehmung auf einen Transport von 3000 Proviant-, Munitions- und Geldwagen an, mit welchen der Oberst von Mosel, unter der Bedeckung von 9000 Mann theils genesenen, theils neuausgehobener Truppen, sich von Troppau her näherte. Daun hatte die Wichtigkeit dieser Zufuhr wohl erfahren, und Laudon zog demselben entgegen. Der König seinerseits schickte den General Ziethen mit seinen Husaren ab, um die Zufuhr zu beschützen. In den Engpässen von Domstädtel kam es zu einem ungleichen Kampfe, in welchem die Oesterreicher des Sieges und mit ihm des starken Wagenzuges sich bemächtigten. Die nächste Folge dieses Sieges war die Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Die zwar ohne Verlust bewerkstelligt wurde, wobei man aber mehrere Verwundete der Menschlichkeit der Feinde überlassen mußte. „Man hatte zwei Wege zum Rückzuge, den einen nach Oberschlesien, auf welchem die Armee herangerückt war, den andern durch Böhmen, der entweder nach der Grafschaft Glatz oder über Braunau nach Schlesien führt." Daun hatte alle Zugänge nach Schlesien besetzt, und glaubte seine Vortheile nicht weiter verfolgen zu müssen, weil er den König von allen Seiten eingeschlossen wähnte. Friedrich beschloß aber sich gegen Böhmen zu kehren, „weil der Feind von dieser Seite nicht vorbereitet war, und man ihm also, um zwei Märsche zuvorkommen

Digitized by Google

konnte, welches besonders in Rücksicht des Geschützes und Gepäckes, das die Armee mit sich führte, sehr wichtig war." Nachdem also der König wiederum mit der ihm so eigenen Beredtsamkeit seine Offiziere zu dem scheinbar Unmöglichen ermuthigt, und ihnen vorgestellt hatte, daß er den Feind, möge er auf den höchsten Gipfeln der Berge postirt oder hinter Wällen von Geschütz vergraben sein, mit ihrer Tapferkeit zu vertreiben gedenke, wurde der Rückzug mit größter Umsicht begonnen, und ohne daß man durch bedeutende Unternehmungen des Feindes gedrängt worden wäre, kam die Armee am 14. Juli bei Königingrätz an, und bezog daselbst das feste Lager am Zusammenflusse der Adler und der Elbe. Acht Tage später langte Daun an und lagerte jenseits der Elbe bei Liebetschau.

„Wäre sonst kein Feind als die Oesterreicher zu bekämpfen gewesen, so wäre dieser Feldzug beendigt gewesen, ohne daß man in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, Böhmen vor der Beziehung der Winterquartiere verlassen zu müssen," zumal da weder der Charakter Daun's, noch die von seinem Hofe ihm gegebene Ordre ihn zu einer entscheidenden Schlacht aufzufordern schienen. Aber der Einbruch der Russen in Pommern und in die Neumark zwang Friedrich nach Schlesien zurückzugehen, um von da aus nach allen Seiten wirken zu können. Als sich die Russen im vorigen Jahre zurückgezogen hatten, hatten sie 12,000 Mann in Preußen zurückgelassen, und die Provinz wurde wie zum russischen Reiche gehörige behandelt, die Unterthanen mußten der Kaiserin huldigen. Nachdem die Hauptarmee unter Fermor sich erst Ende Mai's mit der gewohnten Schwerfälligkeit in Bewegung gesetzt hatte, langte sie endlich den 13. Juli in Küstrin an, wo eine Truppenabtheilung unter dem preußischen Feldherrn Dohna ihr Widerstand leisten sollte. Dohna suchte Küstrin, diese Vormauer des Landes zu retten, und die Stadt wurde durch russisches Geschütz in einen Schutthaufen verwandelt. Aber die Festung wurde von der Belagerung befreit; denn Friedrich war mit 14,000 Mann auserlesener Truppen 35 Meilen weit herbeigeeilt und vereinigte sich mit den Truppen Dohna's *). Friedrich hatte keine Zeit zu verlieren, denn während er es mit den Russen aufnahm, waren seine in Schlesien zurückgelassenen und in Sachsen stehenden

*) Als Friedrich die bei Großjägerndorf besiegten Truppen musterte, sagte er zu Dohna öffentlich: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen"

Digitized by Google

Truppen allen Gefahren ausgesetzt. Das Reichsheer war im Anzuge gegen Dresden und Daun rückte mit seinem Heere gegen die Ober-Lausitz. Der König mußte sich also, sobald als möglich, von der Seite der Oder her freien Raum verschaffen. Den 25. August fand er Gelegenheit zur Schlacht.

An diesem Tage traf man die Russen, 70,000 Mann stark bei dem Dorfe Zorndorf (unweit Küstrin) in Schlachtordnung und mit 35,000 Mann, deren Kampfbegier sich durch den Anblick der Verwüstungen noch auf's Höchste gesteigert hatte, rückte Friedrich in wohldurchdachter Schlachtordnung ihnen entgegen. Die Stellung der Russen war ein in den Türkenkriegen gebräuchlich gewesenes Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das Reservekorps befand. Die Kanonade der Preußen, welche um 9 Uhr begann, richtete in diesem Quarré furchtbare Verwirrungen an; die Preußen bildeten ein längliches Viereck mit gebrochenen Linien. Der König hatte befohlen, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. „Die Preußen geben kein Quartier," tönte durch die russischen Reihen: „Und wir auch nicht," lautete der gräßliche Wiederhall: Und jetzt begann ein Kampf mit aller Wuth und Rache der Barbarei und der Verzweiflung. Die Artillerie unter Oberst von Moller feuerte mit großem Erfolge auf das russische Quarré. Alles schien in Verwirrung gerathen zu wollen, aber die russische Infanterie stand ohne Wanken fest. Der linke Flügel der Preußen wurde nach zweistündigem hartnäckigem Kampfe in großer Verwirrung zurückgetrieben. Jetzt ließ Fermor das Quarré öffnen und mit lautem Ura- (Victoria) Geschrei brach die russische Infanterie zur Verfolgung der Preussen hervor, aber Alles gerieth in Verwirrung. Da rückte Seidlitz mit der preußischen Kavallerie an, griff die russische Reiterei mit furchtbarem Ungestüme an und warf sie auf ihre eigene Infanterie. Diese wurde jetzt theils zusammengehauen, theils auseinandergesprengt. Der ganze russische rechte Flügel wurde niedergehauen oder in die Moräste zurückgetrieben. Was die Verwirrung im russischen Heere noch außerordentlich vermehrte, war, daß die Flüchtlinge der großen Branntweinvorräthe sich bemächtigt hatten, und über dem Genusse dieses Lieblingstrankes allen Ermahnungen und Strafen der Offiziere keine Folge leisteten, und nur ihre Gier zu befriedigen suchten.

So war der russische rechte Flügel zerstreut. Es war Mittag. Jetzt ward auch ihr linker Flagel von den Preußen angegriffen, aber die Regimenter, die hier den Sieg vollenden sollten, die trotz ihrer

Tapferkeit bei Großjägerndorf geschlagenen Truppen, geriethen in Verwirrung und wurden bei Welkersdorf in die Flucht geschlagen, und die blutigen Vortheile des linken Flügels schienen verloren. Abermals eilte nun Seidlitz mit seiner Kavallerie von diesem siegreichen Flügel herbei, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, und drängte, trotz des mörderischen Musketen- und Kartätschenfeuers, die russische Reiterei und die felsenfest stehende Infanterie endlich in die Sümpfe von Quartschen zurück, wobei ihn die aus Schlesien mitgebrachten Kerntruppen der preußischen Infanterie kräftigst unterstützen. Die in allgemeine Verwirrung gerathenen Russen konnten sich nicht zurückziehen, denn Friedrich, der eine Vertilgungsschlacht beabsichtigte, hatte alle Brücken über den Fluß abbrechen lassen. Und so begann ein furchtbares Gemetzel. Friedrich selbst hatte einen Angriff angeführt und mehrere aus seiner Umgebung wurden theils gefangen, theils verwundet oder getödtet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machte endlich dem gräßlichen Morden ein Ende. —

Friedrich und Winterfeldt.

**Die Schlacht hatte von Morgens neun bis Nachts zehn Uhr gedauert. Der Verlust war von beiden Seiten sehr groß: die Russen hatten 941 Offiziere und 20,590 Mann eingebüßt; der König 324 Offiziere und 11,061 Mann. Die Preußen eroberten die russische**

Kriegskasse, 105 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten, und verloren 26 Kanonen. Am Tage der Schlacht war der Sieg auf beiden Seiten, da man gleich muthig gestritten hatte, unentschieden, und die Schlacht schien sich des andern Tages wieder erneuern zu wollen, doch genügte es aus Mangel an Munition an einer vierstündigen Kanonade. Aber der baldige Rückzug Fermors zeigte die Folge eines Sieges der Preußen. — „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Tag gegeben," redete Sir Mitchell den König auf dem Wahlfelde an: „Ohne diesen, erwiederte Friedrich auf den edeln ritterlichen Seidlitz deutend, würde es schlecht aussehen." Und noch lange wiederholte Friedrich diese Aussage.

Daun, welcher den General Laudon dem General Fermor entgegenschickte, hatte auch einen Brief an denselben gerichtet, worin er ihm rieth: „er möge keine Schlacht wagen mit einem so listigen Feinde, den er noch nicht kenne, er solle nur zögern bis er (Daun) seine Unternehmung in Sachsen werde vollführt haben." Dieser Brief war in die Hände Friedrichs gefallen, der jetzt die Antwort gab: „Sie haben recht gehabt, den General Fermor zu warnen, auf seiner Hut zu sein vor einem feinen und listigen Feinde, den sie besser kenneten. Denn er hat Stich gehalten, und ist geschlagen worden." — Jetzt eilte Friedrich auf die Nachricht, daß Daun mit seinem ganzen Heere in Sachsen eingerückt sei, mit denselben Truppen, die er aus Schlesien mitgebracht, dorthin zurück, nachdem Dohna zur Beobachtung der Russen zurückgelassen war, die, wenn gleich geschlagen, doch nicht vernichtet waren, und nach dem Abzuge Friedrichs gegen Sachsen, von neuem in die Marken einfielen, bis der Winter sie in die Quartiere nach Polen rief.

In Sachsen, wohin Friedrich sich jetzt wendete, war man von Seiten der Verbündeten mit der Absicht umgegangen, die geringere Macht des Prinzen Heinrich, der bei Dresden stand, durch die vereinigten Anstrengungen der Oestreicher unter Daun von der einen und der Reichsarmee von der andern Seite zu erdrücken, und wirklich wurde Prinz Heinrich vielfach gedrängt. Jetzt erscholl die Nachricht, daß Friedrich nach einem über die Russen errungenen Siege herbeieilte. Er hatte die Truppen unter Keith und Markgraf Karl an sich gezogen, indeß Fouqué mit 4000 Mann bei Landshut die Engpässe von Schlesien bewachte, um den Feind auf dieser Seite von Schlesien abzuhalten. Daun gab nun den Angriffsplan auf, zog sich hinter die Wesnitz in eine unangreifbare Stellung zurück; die Stellung, die das Reichsheer eingenommen hatte, war gleichfalls unangreifbar. Doch sah sich Daun, in Folge der Bewegungen

des Königs, veranlaßt, seine Stellung zu verlassen, und in die Oberlausitz zu ziehen. Friedrich folgte ihm, um ihn vielleicht zum offenen Kampfe zu nöthigen. Der König läßt, den dringenden Vorstellungen mehrerer Generale ungeachtet, wie es scheint im eigensinnigen Beharren auf einmal erlassene Befehle, und in allzugroßem Vertrauen auf die Langsamkeit und Energielosigkeit Daun's, seine Truppen bei Hochkirch in der Nähe des österreichischen Lagers eine Stellung einnehmen, die dem leichten Ueberfalle des Feindes bloßgestellt war. Als Keith, der den 11. Okt. mit einem Truppentheile zu dem Könige stieß und über dessen kecke Stellung sagte: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden," antwortete Friedrich: „Wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr als vor dem Galgen fürchten." — Aber was Friedrich hätte voraussehen und vermeiden sollen, traf ein. Daun hatte durch Scheinanstalten Friedrich in seiner Sorglosigkeit zu erhalten gesucht, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober ward der Angriff gegen ihn vorbereitet.

Von drei Seiten sollte das preußische Lager angegriffen werden. Die Zelten blieben im österreichischen Lager stehen, die Wachfeuer brannten fort, das Fällen der Bäume zu Verhauen und der Gesang schallte wie gewöhnlich durch die Lüfte. Im preußischen Lager herrschte tiefe Sicherheit und Sorglosigkeit; Alles in Schlaf eingehüllt. — In Hochkirch schlägt die Thurmuhr fünf und mit ihr die Stunde der Ueberraschung. Ein dicker Nebel hüllt Alles in undurchdringliche Dunkelheit. Da rücken die Oesterreicher heran, stürmen die Höhen von Hochkirch, erobern die preußische Batterie, welche die ganze Gegend bestreicht, und wecken die schlummernden Preußen mit ihrem eigenen Geschütze, während sie von allen Seiten in ihr Lager eindringen. Schlachtruf erschallt nun von allen Seiten durch Friedrichs Lager. Mit unglaublicher Schnelligkeit reiht der, durch vielgeübte Disciplin gefaßte, preußische Soldat, kaum vom Schlaf erstanden, sich den formirenden Kameraden an, und nun beginnt ein gräßliches Morden in der Finsterniß, fast ohne Unterschied gegen Freund und Feind und die alte Nibelungensage von einem nächtlich streitenden Heere schien sich hier zu erneuen. — Das Dorf Hochkirch war von Laudon in Flammen gesteckt worden, und dennoch entstand jetzt ein heftiger Kampf um dasselbe, da die Preussen es behaupten wollten. Der edle Marschall Keith fiel in dem Kampfe um dasselbe, und hier war dann die Hauptstätte des blutigsten Kampfes. Am fürchterlichsten war das Gefecht auf dem



Digitized by Google

Kirchhofe von Hochkirch, und als endlich Friedrich selbst mit kühnem Muthe mit sechs Bataillonen den letzten Angriff versucht hatte, wobei ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, sah er sich endlich, als der dichte Nebel verschwunden war, zum Rückzuge genöthigt, der im Angesichte des siegenden Heers mit großer Ordnung bewerkstelligt wurde. Obschon die Preußen von drei Seiten umfaßt waren, wurden sie dennoch von den Oestreichern nicht weiter gestört, indem es Daun an dem Siege genügte.

Schlacht bei Hochkirch, 13. Oktober 1758.

**Der Ueberfall bei Hochkirch** (14. Oktober 1758) kostete die Preußen 100 Geschützstücke, 28 Fahnen, 2 Standarten und beinahe das ganze Lager mit allen Zelten und einem großen Theile des Gepäckes; der Verlust an Mannschaft betrug 246 Offiziere und 8851 Mann. Eine solche Niederlage mußte Friedrich sehr nahe gehen, da er sich dieselbe wohl ganz selbst zuschreiben und noch weit nachtheiligere Folgen von derselben erwarten mußte *). Zudem

*) Der König stand gegen 11 Uhr auf einer Anhöhe bei Kleinbautzen, und sah, nicht ohne Wehmuth, die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Jetzt schon mehr Meister in der Kunst sich selbst zu bezwingen, zeigte er sich seinen Offizieren und Soldaten völlig guten Humors. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tag wieder abnehmen, erwiederte er: nicht wahr Grenadiere?" —

erfuhr er bald nach diesem Unglücksfalle den Tod seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth; aber gewohnt zu frischer That, über die herben Erinnerungen hinwegzuschreiten, ließ er nie zu sehr oder zu lange seinem Gefühle eine Oberhand über die mächtige Kraft seines Verstandes, das seine Energie in vielen Fällen gelähmt haben würde. „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, sagte der König, den Tag nach der Niederlage, das Spiel ist nicht verloren, wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." *) — Der besiegte Friedrich war nicht minder groß und furchtbar als der siegreiche. Darum sagt Napoleon mit Recht von ihm: „Er ist vornemlich groß gewesen in den entscheidendsten Augenblicken; das ist die schönste Lobrede, welche man auf seinen Charakter machen kann."

Ganz Sachsen schien durch den letzten Unfall für diesen Feldzug unwiederbringlich verloren, während Schlesien durch die Belagerung von Neisse bedroht war. Daun schrieb dann an den General Harsch: „Machen Sie Ihre Belagerung ruhig; ich halte den König, er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so können Sie auf gute Botschaft rechnen." Aber Friedrich vereitelte die Plane Dauns durch seine Ueberlegenheit in der Taktik und die umsichtige Schnelligkeit aller seiner Maaßregeln. Den 21. traf Prinz Heinrich ungehindert mit der Verstärkung an Geschütz und Vorräthen jeder Art bei dem Könige aus Sachsen ein. Friedrich hatte dafür unter dem General Fink eine Heerschaar der Reichsarmee gegenüber in Sachsen gelassen, dahin berief er auch Dohna aus Pommern, denn die Russen und Schweden schickten sich an ihre Winterquartiere zu beziehen. Friedrich selbst führte nun seinen Plan zum Marsche nach Schlesien kunstvoll aus, indem er den 24. Abends den rechten Flügel des Feindes umging, und erreichte Görlitz vor Daun, der bald nachfolgte und durch Laudon des Königs Marsch vielfach beunruhigen ließ. Indeß ging der Marsch Friedrichs unaufhaltsam fort, und er entsetzte am 5. Oktober das hart bedrängte Neiße, wodurch er auch Kosel und ganz Schlesien von den Oesterreichern befreite.

„Ja, sagten diese im Vorbeigehen, das ist recht; sie sollen uns auch noch Interesse dazu geben." — Durch solche und ähnliche Unterredungen, wie sie noch vielfach im Munde des Volkes leben, wußte Friedrich stets den Geist seiner Soldaten auch nach Niederlagen zu heben und an seine Persönlichkeit zu ketten, wie dieß in unsern Tagen ein anderer großer Kriegsmeister nach seiner Weise versucht hat.

*) Abgeschmackt ist es daher, wenn man nur nacherzählt (s. Friedr. d. Gr. v. D. E. Preuß. Thl. 2. S. 175), daß Friedrich in der Nacht

Friedrich hatte durch diesen Zug auch das erwirkt, daß Daun ihm bis nach Neiße gefolgt war. Nun aber war Sachsen wieder bedroht, denn als Daun seine Entwürfe auf Schlesien vereitelt sah, wendete er sich nach Sachsen. Er wollte Dresden erobern, während Haddik Torgau und die Reichsarmee Leipzig nehmen sollte. Aber verschiedene Scheinbewegungen des Generals Fink verzögerten die Unternehmungen des Reichsheeres, und Daun ließ sich von kräftigeren Maaßregeln gegen Dresden durch die Scheu abhalten, die er davor trug, die Stadt in Brand zu schießen. Darüber verstrich die Zeit, und während dessen kam Dohna mit seinen Truppen aus Pommern heran, und das Reichsheer schickte sich an, die Winterquartiere zu beziehen. Daun sah sich theils durch die Nähe der Truppen von Dohna, theils durch die Nachricht, daß der König aus Schlesien im Anmarsche sei, dazu bewogen, die Ausführung seiner Plane auf Dresden für dieses Jahr aufzugeben, und den 16. November seinen Rückzug nach Böhmen anzutreten und hier die Winterquartiere zu beziehen. Auf der andern Seite endete Ferdinand von Braunschweig seinen kühnen Feldzug ebenfalls glücklich und der ganze Feldzug war für dieses Jahr beendigt. Friedrich selbst nahm sein Hauptquartier in Breslau. —

Hatte der König im vorigen Jahre, während des Wechsels der Begebenheiten den Tod seiner verehrten Mutter erfahren, so erfuhr er jetzt den Tod seines Bruders und den seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth mit der ihn, „in früher Jugend geknüpfte Bande verbunden, die durch gleiche Erziehung und Denkungsweise fester geknüpft, erprobte Treue von beiden Seiten unauflöslich machte.“ „Diese Prinzessin starb den 14. Oktober 1758 mit dem Muthe und der Seelenruhe des unerschrockensten Philosophen. Es war derselbe Tag, an welchem der König von den Oestreichern bei Hochkirch geschlagen wurde. Die Römer würden nicht ermangelt haben, diesem Tage, wegen zwei so empfindlicher Unfälle, welche den König zu gleicher Zeit trafen, eine unheilbringende Bedeutung zu geben; aber in diesem aufgeklärten Jahrhunderte hat man derartigen Aberglauben abgelegt, demzufolge man glückliche oder unglückliche Tage glaubte *). Der tiefe Gram des Königs über den Verlust dieser

---

auf den Ueberfall bei Hochkirch keine andere Disposition gemacht habe, als die — zu einer Predigt, die er auf eine Rolle schwarzgeränderten Papieres schrieb.“

*) Hätte wohl Friedrich geglaubt, daß man im 19ten Jahrhunderte den Zusammenhang der Begebenheiten so darstellen werde: „Und damit das Maß der geheimnißvollen Zahl Drei ihr Recht erhielte; so

geliebten Schwester, drückt sich in den Briefen an seine Freunde von jener Zeit aus. So an Voltaire im Oktober: „Sie haben meinen Schmerz leicht nach dem Verluste beurtheilen können, der mich betroffen hat. Manches Unglück läßt sich durch Standhaftigkeit und einigen Muth wieder ausgleichen; aber bei manchem andern ist alle Festigkeit, mit der man sich waffnen mag, und Alles, was uns die Philosophen sagen, nur unnütz. So ist das Unglück, womit mein Unstern mich in den mißlichsten und geschäftsvollsten Augenblicken meines Lebens überhäuft.“ Er bat hierauf während des Winters Voltaire, „als den ersten Schriftsteller des Jahrhunderts,“ um ein poetisches Denkmal für die Verblichene, worauf dieser die bekannte Ode auf die Markgräfin dichtete, die Friedrich „seit fünf Monaten, den ersten trostreichen Augenblick“ gab. — Nun lebte Friedrich während der Winterquartiere wiederum seinen Vergnügungen im poetischen Arbeiten, worüber er sich selbst in seinen Briefen an Voltaire, dem er solche Arbeiten zuschickte, launig äußerte. Auch über seine früheren Schriften, äußert sich Friedrich, indem er dem Voltaire schreibt: „Es ist mir sehr gleichgültig, was man in Frankreich und anderswo von mir sagen mag, und so werde ich es nicht übel nehmen, wenn man meine Geschichte von Brandenburg Ihnen zuschreibt. Auf diese Weise findet man sie sehr gut geschrieben, und man lobt mich eher, als man mich tadelt. Auf dem stürmischen Meere, auf das ich mich bald wieder begeben werde, wird wohl keine Zeit übrig bleiben, um erfahren zu können, ob man in Europa Flugschriften gegen mich schreibt und mich geisselt. Das aber werde ich immer erfahren und mit eigenen Augen sehen, daß meine Feinde sich große Mühe geben, mich niederzuwerfen. Ob das der Mühe werth ist, lasse ich dahingestellt. Ich wünsche Ihnen die innere und äußere Ruhe, deren ich so lange entbehren werde, als mich Europa mit Ingrimm verfolgt.“ — Auch während des Feldzuges zeigen einige Briefe von seiner Stimmung und der Macht seiner Handlungen über dieselbe. So den 28. September über die Schlacht bei Zorndorf an Voltaire: „Ich bin dem Einsiedler von Cirey sehr für den Antheil verbunden, den er an den Abenteuern des Donquixotte im Norden nimmt. Dieser Donquixotte führt ein Leben, wie ein herumziehender Komödiant, spielt bald auf diesem, bald auf jenem Theater, wird bisweilen ausgepfiffen, bis-

trat zu der Niederlage von Kolin und zu dem Unglücke des Bruders, der Tod der Mutter ꝛc.??“ (S. Fr. d. Gr. ꝛc. v. J. D. E. Preuß. B. 2. S. 64.

weilen applaudirt. Das letzte Stück, das er aufführte, war die Thebaide *); kaum blieb der Lichterputzer übrig. Ich weiß nicht, was aus allem dem werden wird, glaube aber mit unsern guten Epikuräern, daß die Leute im Amphitheater glücklicher sind, als die auf dem Brettergerüste ꝛc.“ Den 4. Oktober, also vor dem Ueberfall bei Hochkirch, an Lord Marishal, „bis der Schnee fällt, werde ich auf dem Seile tanzen müssen. Sie können sich kaum einen Begriff von all der Mühe und den Sorgen machen, die ich übernehmen muß, um eine so complicirte Maschine zu leiten, bei welcher der geringste Zufall oft Alles verderben kann. Wie gerne gäbe ich oft die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin.“ — Bald vor Eröffnung des neuen Feldzuges an Voltaire: „— Ich bin mit Geschäften überhäuft, und habe viele Einrichtungen zu treffen. Der Feldzug wird unverzüglich eröffnet werden. Meine Rolle ist um so schwieriger, da ich nicht das geringste Versehen machen darf, und acht Monate lang Alles so vorsichtig und klug als möglich einrichten muß. Ich werde thun, was ich kann, finde aber das Geschäft sehr schwer.“ — —

Der Feldzug von diesem Jahre, obgleich er Friedrichs Heldenglorie in Sieg und in Ueberwindung der Niederlage mächtiger hervorstrahlen ließ, hatte das Verhältniß der allgemeinen Angelegenheiten am Ende 1758 ungefähr eben so gelassen, wie es zu Anfange des Jahres gewesen war, nur daß das in sich zerstückelte und kraftlose Deutschland von Preußen und Oesterreichern, wie von Russen, Schweden und Franzosen ausgeplündert und ausgesogen ward. — Ludwig XV. und die Pompadour, ohne Rücksicht auf den letzten Feldzug und den Willen der französischen Nation und des Heeres, die einen Frieden mit Friedrich wünschten, verdrängten Bernis, welcher der Finanzen wegen auf den Frieden drang, wieder aus dem Ministerium, und der nachherige Herzog von Choiseul kam in dasselbe. Nun wurde den 30. December 1758 ein neuer Traktat mit Oesterreich abgeschlossen, nach welchem Frankreich während des Kriegs 100,000 Mann gegen Preussen und dessen Verbündete im Felde halten, und überdieß an Sachsen und Schweden Subsidien zu bezahlen sich anheischig machte. Frankreich versprach überdieß, bei einem künftig abzuschließenden Frieden zur Entschädigung Sachsens und zur Zurückgabe von Schlesien und Glatz mitzuwirken. In der Einleitung zu diesem Bündnisse hieß es: „Da man nicht hoffen könne, die Ruhe in Deutschland anders herzu-

*) La Thebaide ou les frères ennemis, von Racine.

Digitized by Google

stellen, als durch Schwächung der gefährlichen Macht des Königs von Preußen, so wäre man übereingekommen über die Mittel, durch die man zu seinem Zwecke zu gelangen hoffe, indem man sich gegenseitig verspräche, Alles anwenden zu wollen, die Macht des Königs von Preußen in solche Grenzen einzuschränken, daß er der Ruhe in Deutschland fernerhin nicht mehr gefährlich werden könne.“ Auch Rußland wurde eingeladen, diesem Bündnisse beizutreten, und auch diese Macht rüstete sich wieder eifrigst. Friedrich erzählt, daß auch noch ein neuer Feind gegen ihn aufgestanden sei, nemlich der Papst, wenn gleich mit völlig unschädlichen Waffen, indem er dem Feldmarschall Daun wegen des Ueberfalls bei Hochkirch ein geweihtes Barett und einen geweihten Degen überschickte, „Dinge, die nur solchen Feldherren ertheilt wurden, die unglaubige Nationen besiegt und wilde Völkerschaften bezwungen hatten.“ *) Friedrich sah sich allein auf seine eigenen

---

*) Friedrich, der nach allen Richtungen seines Geistes hin seine Feinde verfolgte, schwang auch die Geißel der Satyre über sie, und zwar in vielfacher Gestalt, theils wegen des Vergnügens, das er in solchen Ausarbeitungen fand, theils um die öffentliche Meinung auf alle mögliche Weise zu beherrschen. So entstanden die fliegenden Blätter aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, als deren Verfasser Friedrich nicht gemuthmaßt wurde. Diese sind, auf den im Texte erwähnten Fall: „Des Feldmarschalls Leopold v. Daun ꝛc. Brief an den Papst. Brüssel, den 8. Juli 1759.“ Obgleich der Wiener Hof das Faktum widerlegt, so folgte ihm dennoch bald das „Gratulationsschreiben des Prinzen Soubise an Feldmarschall Daun, über den Degen, welchen dieser vom Papste bekommen.“ — Ueberdieß sind aus dem siebenjährigen Kriege folgende Flugschriften: Brief des Kardinals v. Richelieu an den König von Preußen. Aus den elysäischen Feldern, 15. Oktober 1756. — „Schreiben eines Sekretärs des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel. Aus dem Deutschen übersetzt. 1757. — „Brief der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn.“ — Gedächtnißrede auf Herrn Jakob Matthäus Reinhardt, Schustermeister, gehalten im 13. Monat des Jahres 2899 in der Imaginationsstadt, von Peter Mörser, Diakonus der Kathedralkirche. Mit Erlaubniß des Hochwürdigen Herrn Erzbischof von Bonsens. 1759.“ — „Brief eines Schweizers an einen venetianischen Nobile.“ — „Brief eines preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin.“ — Phihihus, Kundschafter des Kaisers von China in Europa, Relation. Aus dem Chinesischen übersetzt. Köln am Rhein bei Peter Hammer. 1760.“ — „Brief eines Feldpaters bei der österreichischen Armee, an den Hochwürdigen Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Main, worin man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preußen sich bedient hat, die Schlachten bei Liegnitz und Torgau zu gewinnen.“ —

Digitized by Google

Hülfsquellen, und an die Unterstützung, die ihm von Seiten Großbritanniens geboten ward, verwiesen. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte er daher auf sein Heer wenden; er bildete aus Dragonern und Artilleristen die berittene Artillerie auf eigene Weise. Es war dieß eine schon in älteren Zeiten gebräuchlich gewesene Waffengattung, die Friedrich wieder einführte, und später folgte man hierin fast überall seinem Beispiele. Ueberhaupt war es Friedrichs eifrigste Sorge, sein Heer in einen solchen Stand zu setzen, daß sie während des nächsten Feldzuges dem Feinde kräftigen Widerstand zu leisten vermöchte; man hob zu diesem Zwecke in den preußischen und zum Theil auch in den von den Preußen besetzt gehaltenen Ländern so viel Truppen aus, wie möglich, und suchte das Heer auf alle mögliche Weise vollzählig zu machen. Dennoch sah sich der König im Anfange des nächsten Feldzuges meist auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, und er konnte nicht mehr wie früher in kühnen und lebhaften Angriffsbewegungen seine Feinde auseinanderhalten und einzeln schlagen, aber auch unter den Widerwärtigkeiten aller Art sollte sein mächtiges Talent hervorstrahlen.

---

Digitized by Google

Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759.

# Feldzug des Jahres 1759.

Die preußischen Truppen hatten während des Winters manche glückliche Streifzüge gegen die Oesterreicher und gegen die Russen gemacht, und gewannen überall Vortheile über dieselben und zerstörten viele Magazine. Sogar in dem neutralen Polen wurden Magazine zerstört, gegen den König geworbene Truppen auseinandergesprengt oder unter preußische Regimenter gesteckt, und das Land sogar gebrandschatzt. Im ganzen deutschen Reiche verbreiteten die Streifzüge der leichten Truppen der Preußen Furcht und Schrecken. „Die Armeen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und die des Prinzen Heinrich eröffneten zuerst den Feldzug. Die Armee des Königs ward an den Grenzen der Mark und Schlesiens durch die Nähe der Russen in Polen zurückgehalten, und konnte sich in keine Unternehmung einlassen, wodurch sie von einer Vertheidigungslinie wäre entfernt worden, die sie ohne Gefahr nicht verlassen durfte; und die Oesterreicher verschoben ihre Operationen, um den Russen Zeit zu lassen, in's Feld zu rücken. Dieß verzögerte gewöhnlich die Bewegung der Truppen bis zu Ende Juli's. Die Franzosen agirten ohne Bundesgenossen, und die Armee des Prinzen

Ferdinand hatte nur einen Feind zu bekämpfen.“ So begann hier alsbald der Kampf. Die Franzosen standen unter Contades und Broglio. Die Truppen des Hauptheeres der Franzosen standen am linken Rheinufer und hatten alsdann am Main sich festgesetzt, indem sie die freie Reichsstadt Frankfurt durch List völlig eingenommen hatten, wodurch sie eine völlige Kommunikation mit den Kaiserlichen und Reichstruppen erhielten, und sich auf dem Rhein und Main mit allen Bedürfnissen versehen konnten. Der Hauptplan des Herzogs von Braunschweig war es nun, einen Versuch gegen Frankfurt zu unternehmen. Nachdem der Erbprinz von Braunschweig einige Korps Reichstruppen und Oesterreicher und Franzosen aus Hessen mit glücklichem Erfolge wieder vertrieben und sich also Ferdinand von dieser Seite Raum verschafft hatte, ließ er 12,000 Mann zurück, um Hessen und Hannover zu decken, und marschirte mit 28,000 Mann gegen den 35,000 Mann starken Feind in die Gegend von Frankfurt. Broglio war Ferdinand zuvorgekommen und hatte sich eines starken Postens bei Bergen in der Nähe von Frankfurt, vor der Ankunft Ferdinands daselbst bemächtigt. Es kam also hier zur Schlacht. Die kunstvollen und wohlgeordneten Anordnungen des Herzogs von Broglio, verbunden mit den Vortheilen des Terrains, verschafften den Franzosen einen völligen Sieg, und Ferdinand sah sich, nachdem die Kanonade noch bis Nacht gedauert hatte, zum Rückzuge genöthigt.

Die Schlacht bei Bergen (13. April) verschaffte den Franzosen auf einige Zeit die Oberhand. Ferdinand sah sich auf die Vertheidigung der Weser beschränkt, bemächtigte sich jedoch mit List der freien Reichsstadt Bremen, während die Franzosen vorwärts rückten, Kassel nahmen, sich Minden's mit Sturm bemächtigten, Münster eroberten, auch viele Gefangene machten und Magazine wegnahmen, und nun den Plan zu bewerkstelligen suchten, in Hannover einzudringen. Aber Ferdinand ging Contades entgegen und erfocht einen glänzenden Sieg über denselben in der Schlacht bei Minden (1. August). Friedrich sagt, daß die früheren Bewegungen des Contades so gewesen seien, „daß dieser sich gleichsam beeifert habe, die Absichten Ferdinands zu erfüllen, indem er sie so einrichtete, als ob er von demselben Verhaltungsbefehle erhalten hätte.“ Der Sieg bei Minden wurde, wie wir nachher sehen werden, gerade zu einer Zeit erfochten als die Lage Friedrichs höchst bedenklich war, und war also mehr als irgend ein anderer höchst einflußreich auf den ganzen Feldzug. Nach diesem Siege mußten

Digitized by Google

die Franzosen Minden verlassen, Kassel räumen, und, beständig verfolgt, über die Weser zurückgehen, bis sie ihre Winterquartiere wieder in Frankfurt bezogen. — —

Nicht so glücklich war der Feldzug auf Seiten des Königs, denn dieser hatte sich dießmal gegen seine Art, die Vortheile des ersten Angriffs nicht aneignen können; er mußte den Feind erwarten, und hatte zu diesem Ende und zugleich zur Abwehr der Oesterreicher von der Lausitz, das feste Lager bei Schmottseifen bezogen. Aber Daun gedachte den Feldzug dann erst zu beginnen, wenn die Russen herangerückt wären. Friedrich erzählte auch, daß, als er den Feinden nach Neiße entgegengerückt wäre, die schlesische katholische Geistlichkeit die Bewegungen des ketzerischen Königs dem Feinde verrathen und so seine Absichten vereitelt hätten. Friedrich sah sich nun veranlaßt, die Russen, die sich seit dem Mai von der Weichsel her in langsamen Schritten in Bewegung setzten, aufzuhalten, und, wo möglich, vereinzelt zu schlagen. Deßhalb schickte er ihnen, während er Daun beobachtete und beschäftigte, den Grafen Dohna mit einer Heeresabtheilung entgegen. Er forderte, in Rücksicht auf seine so sehr kritische Lage, daß seine Offiziere, namentlich aber diejenigen, welchen Detaschements übergeben waren, wie er selbst, sich auch mit geringer Macht dem Feinde entgegenwerfen und Sieg oder Tod erkämpfen sollten; kluge Besonnenheit galt ihm damals weniger, denn wenn man nicht Alles gewonnen, so war, seiner Meinung nach, Alles verloren. Höchst ungehalten war er daher über das Benehmen Dohna's, der keinen merksamen Versuch wagte, um die Russen, deren Marsch an die Oder eine Vereinigung mit der österreichischen Heeresmacht abzweckte, an dem Eindringen in die Neumark zu hindern. Dohna suchte den Russen stets zuvorzukommen, und bezog den 21. Juli ein Lager bei Züllichau. Friedrich aber schickte, in seiner Unzufriedenheit über Dohna, den General-Lieutenant Wedell zu dem Heere desselben, der den 22. daselbst eintraf, und nach der Ordre des Königs, „bei der Armee vorstellen sollte, was ein Diktator zu der Römer Zeiten.“ Er hatte den Befehl, „die Russen, wo er sie fände, zu schlagen und deren Vereinigung mit den Oesterreichern auf alle Weise zu hindern.“ Wedell fand die 26,000 Preußen in einer höchst mißlichen Lage, warf sich aber dennoch den durch Truppenzahl und die Vortheile des Terrains weit überlegenen Russen, unter ihrem neuen Anführer Soltikoff entgegen, und wurde von demselben auf's Haupt geschlagen. Nach einem Verluste von 8000 Mann begann er ungestört seinen Rückzug, da die Russen, wie nach der Schlacht

bei Großjägerndorf und nach der bald erfolgenden Schlacht bei Kunersdorf, auf eine scheinbar räthselhafte Weise zwar siegen, aber ihren Sieg nicht verfolgen wollten.

Die Niederlage bei Kay (23. Juli) *) vereitelte alle früheren Plane Friedrichs. Da die Russen Krossen und Frankfurt besetzt, und so sich der Oder bemächtigt hatten, war die Mark Brandenburg und die Hauptstadt Berlin allen Gefahren bloßgestellt, und immer enger wurde der Kreis, den die Feinde um Friedrich zogen. — Als er daher die Niederlage Wedells erfuhr, beschloß er, den Russen persönlich entgegen zu gehen und ihnen eine Schlacht zu liefern. Er berief den Prinzen Heinrich (der 9000 Mann unter Fink zur Deckung Dresdens zurückließ) aus der Gegend von Bautzen nach Sagan, und ging nun selbst, nachdem er sein Testament gemacht, nach Sagan ab. Zugleich hatte er vor seiner Abreise, dem Prinzen Heinrich den Befehl über die bei Schmottseifen gelagerten Truppen übergeben, ihn zum Vormund seines noch minderjährigen Neffen, des Prinzen von Preußen, gemacht und ihn beschworen, wenn er selbst etwa fallen oder in Gefangenschaft gerathen sollte, nie einen schimpflichen Frieden einzugehen.

Den 30. Juli traf der König in Sagan ein, wo er 18,000 Mann versammelt fand, mit denen er alsbald aufbrach, und sich bei Müllrose mit Wedell zu vereinigen. Von Torgau her wurde General Fink zur Verstärkung herangerufen, und am 11. August ging Friedrich über die Oder. Der unternommene Versuch, die Vereinigung Laudons mit den Russen zu verhindern, schlug fehl; Haddik dagegen gab seinen Plan zur Vereinigung auf. Soltikoff aber stand nun mit seiner ganzen Macht bei Frankfurt, wo Laudon zu ihm gestoßen war. Sie standen zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf den Anhöhen in einem wohlverschanzten Lager, das von einer äußerst starken Artillerie vertheidigt wurde; der rechte Flügel war durch die Oder und der linke durch Sümpfe und Gebüsche gedeckt. Dennoch beschloß Friedrich den Angriff; er brach früh Morgens den 12. August mit seinen Truppen auf, und ordnete dieselbe auf der Kunersdorfer Haide. Der rechte Flügel der Preußen brach zuerst vor gegen den linken der Russen. Nachdem man wegen der Sümpfe unerwartet große Umwege hatte machen müssen, gelangte man endlich unter schwüler Sommerhitze, um 11 Uhr Morgens in der Nähe der russi-

*) Man nennt diese Schlacht auch die Schlacht bei Palzig oder Züllichau.

Digitized by Google

schen Verschanzungen. Schnell wurden große Batterien auf zwei Hügeln errichtet, und nun stürmten die Preußen unter dem Schutze ihres eigenen Geschützes, trotz dem heftigsten Kartätschenfeuer der Russen, das ganze Reihen niederstreckte, die Batterien der Feinde. Die Mühlberge wurden eingenommen, der ganze russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, und ließ alle Artillerie zurück. Es war Abends sechs Uhr; Kouriere eilten nach Berlin und Friedrich hatte den Sieg vollkommen in Händen, obgleich man denselben wegen des Mangels an Kavallerie, nicht zur Genüge verfolgen konnte.

Aber Friedrich genügte das nicht. Er wollte, wie bei Zorndorf, eine Vertilgungsschlacht, und es sollte die Schlacht von Neuem beginnen; die Judenberge, auf denen die Russen eine Batterie hatten, und die ihnen zur Zuflucht dienen konnte, sollten ihnen entrissen werden. Umsonst setzten die Generale dem Wunsche Friedrichs, die Ermattung der Truppen und die Schwierigkeiten des Terrains entgegen, umsonst vereinigte selbst der so muthige Seidlitz sich mit Ihnen; Friedrich wollte die Russen vernichten und es begann der neue Angriff. Der preußische linke Flügel fand zwar in seinem Vordringen gegen den rechten Flügel der Russen beinahe unübersteigliche Hindernisse an den Seen und sumpfigen Gründen, dennoch aber rückten sie mit verdoppeltem Muthe, unter Anführung ihres Königs selbst, unaufhaltsam fort. Mit außerordentlicher Tapferkeit drang Seidlitz mit seiner Reiterei vor. Er warf den Feind, eroberte dessen schweres Geschütz, welches auf dem verschanzten Spitzberge stand, und drängte ihn bis hinter diesen Berg zurück. Aber hier fand endlich die Tapferkeit der Preußen ihr Ziel; denn schnell brach jetzt Laudon aus dem hohlen Grunde (nachmals Laudonsgrund genannt), wo er bisher sich gehalten, mit frischer Kraft gegen die ermattete preußische Reiterei hervor, und warf dieselbe auf den linken Flügel ihrer eigenen Infanterie zurück. Nun entstand Zögerung, Unordnung und Verwirrung bei den Preußen, die sich bis Kunersdorf zurückziehen und dem Feinde den Spitzberg wieder überlassen mußten. Laudon ließ nun die Geschütze feuern und zerstreute die Preußen. Die Schlacht war entschieden, denn alle wiederholten Angriffe waren vergebens und Verwirrung und Auflösung ward auf Seite der Preußen bald zur allgemeinen Flucht.

Friedrich selbst war mitten in den größten Gefahren gegenwärtig, und stellte sein Leben rücksichtlos preis; er wollte die ihn fliehende Glücksgöttin gewaltsam an seine Fahne fesseln, oder mit seinem Glücke untergehen. Vergebens versuchte er es daher auf alle mögliche

Google

Weise, einige Schaaren zum Stehen zu bringen; aber ein panischer Schrecken hatte Alle ergriffen. Ein Pferd unter dem Leibe war ihm erschossen worden, eine Flintenkugel hatte ihn selbst getroffen und war durch ein Etui in der Tasche abgehalten worden. Seinen Aeußerungen nach wünschte Friedrich, daß eine feindliche Kugel ihn von der Last seines Unglückes befreie, und als man ihn ermahnte, endlich die Gefahren des Schlachtfeldes zu verlassen, sagte er: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder andere, meine Schuldigkeit thun!" Ja Friedrich erzählt, daß er fast dem Feinde in die Hände gerathen wäre, wenn nicht Herr v. Prittwitz diese mit 100 Husaren angegriffen und ihm Zeit verschafft hätte, durch einen Hohlweg sich zurückzuziehen.

So wurde die Schlacht bei Kunersdorf (12. August), statt eine Vertilgungsschlacht der Russen zu werden, eine solche für die Preußen, denn Friedrich hatte so viel Mannschaft verloren *), daß er den Abend nach der Schlacht kaum 10,000 Mann, in ungeordneten Schaaren unter einander gemischt, zusammen bringen konnte. Er übersah das Gefahrvolle seiner Lage wohl, er sah alle seine Macht zerschmettert, und mußte aller Wahrscheinlichkeit nach, Alles für verloren halten. Friedrich noch auf dem Schlachtfelde: „Alles ist verloren, retten Sie die Archive." Hierauf noch am Abend desselben Tages: An den Staatsminister Grafen v. Finkenstein schrieb er: „Heute Morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir

---

*) Unter den Gefallenen war auch der bekannte und damals vielfach verehrte Sänger des „Frühlings," Kleist, der zwar von Friedrich, der deutsches Talent noch immer geringschätzte, wenig beachtet wurde, aber nichts desto minder, den Krieg als einen Kampf für's Vaterland betrachtend, gerne dem Tode für dasselbe entgegenging. Er führte in dieser Schlacht als Major ein Bataillon an, und eroberte mit demselben drei Batterien. Als ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert ward, nahm er den Degen in die linke und rückte mit seinen Soldaten gegen die vierte Batterie. Da streckte ihn eine Kartätschenkugel zu Boden. Von den Kosaken seiner Kleider beraubt, ward seine Wunde bald gefährlich. Er starb hernach in Frankfurt als Gefangener, wo er mit militärischen Ehrenzeichen begraben wurde. In seiner Ode an die preußische Armee vom Jahre 1757 singt er:

„Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel —
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich seh' dich stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel." —

Digitized by Google

haben ihn bis zum Judenkirchhof (soll heißen Judenberge) bei Frankfurt getrieben; alle meine Truppen haben Wunder der Tapferkeit gethan, aber dieser Kirchhof hat uns fürchterlich viel Leute gekostet; unsre Truppen geriethen in Verwirrung, ich sammelte sie dreimal wieder; aber endlich sah ich mich selbst der Gefahr, gefangen zu werden, ausgesetzt und mich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getödtet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe; unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48,000 Mann sind mir in diesem Augenblicke kaum 3000 übrig. Alles flieht, ich bin nicht mehr Herr meiner Leute; man wird in Berlin wohl daran thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist ein schrecklicher, grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde, die Folgen werden schlimmer sein, als die Sache an sich. Ich bin ohne alle Hilfsmittel, und, um es gerade zu gestehen, ich halte Alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Auf ewig, Adieu!" — „Für den äußersten Fall der Noth trug Friedrich Gift bei sich, um sein Leben nicht schmachvoll enden zu müssen." — Als ein Adjutant vom Geschützwesen ihn mit der Nachricht von der Zahl der geretteten Kanonen aus seinen trüben Betrachtungen weckte, erwiederte Friedrich auffahrend: „Herr, er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!" — Auch übergab er dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl, und ließ die Truppen zugleich dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue schwören. So fest stand bei ihm die Ueberzeugung, daß für ihn Alles verloren sei *). Das Bedenkliche seiner Lage bekannte Friedrich auch in seinem später abgefaßten Geschichtswerke; er sagt: „es hing nur von dem Feinde ab, dem Kriege ein Ende zu machen, sie durften nur noch den letzten Gnadenstoß geben." Der Tadel, den Friedrich alsdann hiebei ausspricht, ist, von ihm ausgesprochen, höchst ungerecht, so wie es unhistorisch ist, daß er uns die näheren Eröffnungen über das

*) Als Friedrich einem Obersten Möller sein Leid und sein Befremden über das ihn verfolgende Unglück eröffnete, erwiederte dieser: „Es möchte wohl die Schuld, der dem Könige und dem Heere betroffenen Widerwärtigkeiten in dem Mangel an Religiosität, der in dem Heere herrsche, beruhen, denn es würden im Lager weder Predigt noch Betstunden gehalten." Von dieser Zeit an bestimmte der König, daß wieder regelmäßiger Gottesdienst rc. gehalten werde: ein Zug, der für Friedrichs Charakter und Philosophie bemerkt zu werden verdient.

räthselhafte Benehmen der russischen Generale, das sich nun zum drittenmale wiederholte, beinahe ganz vorenthält. Das Verfahren Soltikoffs, so wie der früheren Generale aber findet seinen genügenden Grund in den Verhältnissen, die damals am Hofe zu St. Petersburg obwalteten. Dort war eine, nicht unbedeutende Partei, die dem König von Preußen günstig war; an deren Spitze stand der Großfürst Peter, der ein bis zur Albernheit leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer Friedrichs war. Die Altersschwäche der Kaiserin Elisabeth ließ es voraussehen, daß Peter bald den russischen Thron besteigen würde, und gehörten auch die Feldherren nicht gerade alle zu der preußischgesinnten Partei, so sahen sie doch wohl ein, daß sie sich den jungen Thronfolger keineswegs geneigt machen würden, wenn sie sich als Mittel gebrauchen ließen, um den Gegenstand seiner Verehrung zu Grunde zu richten. Dieß also war der tiefere Grund, aus welchem Soltikoff den Wünschen Laudons nicht nachkam, und seinen Sieg nicht verfolgte. Er blieb in Ruhe, und als man von österreichischer Seite wiederholt in ihn drang, seinen Sieg zu verfolgen, antwortete er: „Ich habe in diesem Jahre genug gethan, ich habe zwei Schlachten gewonnen, die Rußland 27,000 Mann gekostet haben. Um mich auf's Neue in Thätigkeit zu setzen, erwarte ich nun, bis auch Sie zwei Siege erfochten haben, es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin Alles allein thun sollen." So ward Friedrich Gelegenheit gegeben, sich wieder zu ermannen, und aus seiner scheinbaren Lethargie sich wieder aufzuraffen.

Trotz aller Stürme hatte er doch nie so sehr den Halt in sich verloren, daß er sich in Schwäche hätte fortreißen lassen, oder daß er sich gebeugt hätte. Er stand bald seinen Soldaten und seinem Feinde wieder als König gegenüber. Vor der unglücklichen Schlacht hatte der Herzog Ferdinand einen Adjutanten an den König geschickt, der ihm die Botschaft des Sieges bei Minden überbrachte. Friedrich ließ ihn bei sich verweilen, „bis er ihm ein Gegenkompliment mitgeben könne." Jetzt sagte er demselben: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen, und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie den Herzog Ferdinand von mir versichern, daß noch nicht Alles verloren ist."

Von Stunde zu Stunde wuchs die Heeresmacht Friedrichs wieder. Des andern Tages nach der Schlacht war sie schon 18,000, und nach

Digitized by Google

wenig Tagen bereits 20,000 Mann stark; das Geschütz ward aus den Festungen herbeigezogen. Die nur auf Momente gehemmte Federkraft in dem Geiste des heldenmüthigen Heerführers trat wieder hervor; sein fester Entschluß war, ehe der Feind sich der Stadt Berlin bemächtigte, sich ihm entgegen zu werfen, ihn zu besiegen oder ehrenvoll unterzugehen. — Obgleich die Russen ihren Sieg fast gar nicht benützten, und es die Oesterreicher über Soltikoff kaum vermochten, daß er über die Oder ging, so ward Friedrich dennoch jetzt von Schlesien und von dem vom Prinzen Heinrich geführten Heere abgeschnitten. Das Reichsheer war in Sachsen eingedrungen, und drohte von der Seite der Elbe her; Haddik von der Spree und die Russen von der Seite der Oder, Daun war bis Triebel vorgerückt. Friedrich bezog sein Hauptquartier bei Peterswalde, um von hier aus Berlin zu decken. Prinz Heinrich hatte von Schlesien aus nicht vermocht, die Vereinigung der Oesterreicher und Russen zu hindern; indeß gelang es Fouqué, den Versuch des Generals de Ville, in Schlesien einzufallen, zu vereiteln. Jetzt schien die Gefahr für Schlesien daraus zu entstehen, daß die Russen sich anschickten, Glogau zu belagern. Friedrich folgte den Bewegungen der Russen, die Streitigkeiten zwischen Laudon und Soltikoff vermehrten sich, und es erfolgte von Seiten der Russen in diesem Feldzuge keine kräftige That mehr, bis sie endlich am 2. November aufbrachen, um hinter der Warthe und Weichsel ihre Winterquartiere zu beziehen, und sich Friedrich für dieses Jahr von der von Osten her durch die Russen drohenden Gefahr befreit sah.

Während hier in der Lage der Dinge eine eben so glückliche als unerwartete Wendung eintrat, war dieß in Sachsen keineswegs der Fall. In Folge der Schlacht bei Kunersdorf reihte sich hier eine Kette von Unglücksfällen aneinander. Nach dem Abmarsche des Generals Fink zu dem Heere des Königs, fiel der Herzog von Zweibrücken mit dem Reichsheere in das völlig von Truppen entblößte Land ein, und bemächtigte sich aller Städte und Festungen derselben bis auf Dresden. Aber Schmettau, der Kommandant dieser Hauptfestung, sah sich in Betracht der Verhältnisse, und da er nach den Befehlen des Königs auf die Erhaltung der Besatzung und der in Dresden aufgehäuften Vorräthe und der Kriegskasse bedacht sein mußte, zur Uebergabe dieser so wichtigen Festung genöthigt, die er am 4. November räumte.

Prinz Heinrich hatte, während der König den Russen gegenüber-



Digitized by Google

stand, durch geschickt angeordnete und glücklich ausgeführte Märsche und andere Unternehmungen, die Hauptmacht der Oesterreicher unter Daun stets zu beschäftigen gewußt, und sich wiederum eine Verbindung mit dem Heere seines Bruders eröffnet. — Daun dagegen, der auf der andern Seite für diesen Feldzug seinen eigentlichen Plan gescheitert sah, richtete sein Hauptaugenmerk auf Sachsen, und suchte sich in diesem, für die beiderseitige Kriegsführung so wichtigen Lande festzusetzen, und den Prinzen ohne eine offene Feldschlacht aus demselben zu vertreiben. Aber dieser vereitelte fortwährend die Plane seines Gegners, und als gegen die Mitte Novembers der König mit seiner Armee in Sachsen ankam, begann Daun sich zurückzuziehen, und Friedrich glaubte, daß jetzt die Gelegenheit gegeben sei, die Oesterreicher wieder ganz aus Sachsen zu vertreiben, da die Preußen bereits wieder das ganze Land außer Dresden in Händen hatten.

Während der König, trotz den Gegenvorstellungen seines Bruders des Prinzen Heinrich, seinen Plan mit aller Macht verfolgte und selbst mit einem Heerestheile dem Feinde entgegenging, hatte er den General Fink mit ungefähr 13,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen hin entsendet, um den Feldmarschall Daun im Rücken zu bedrohen. Fink erkannte das Gefahrvolle und Mißliche seiner Lage, abgeschnitten von der Armee des Königs und von den Feinden umzingelt, wohl, und machte deßhalb vor seiner Abreise persönlich dem Könige Vorstellungen darüber; dieser aber antwortete: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mache er, daß er fortkommt.“ Fink marschirte hierauf ab, und bezog am 17. November eine Stellung bei Maxen. Daun, der sich im Rücken bedroht sah, zog sich hierauf hinter den plauen'schen Grund zurück. Friedrich folgte bis Wilsdruf. Fink benachrichtigte den König fortwährend von dem Mißlichen seiner Lage und dieser schickte ihm den General Ziethen mit Hilfe entgegen, die jedoch durch die schlechten Wege aufgehalten wurde. Fink wagte es, nach den gemessenen Befehlen des Königs, nicht, sich zurückzuziehen; er blieb also in seinem Lager bei Maxen, wo er von allen Seiten vom Feinde eingeschlossen, ohne Aussicht sich auf irgend eine Weise retten zu können, sich mit seinem ganzen Heere den Oesterreichern ergeben mußte. So wiederholte sich den 21. November bei Maxen den Preußen, was sich gleich am Anfange dieses Krieges den Sachsen bei Pirna ereignet hatte, und man kann im gewissen Sinne, Maxen die caudinischen Gabeln der Preußen nennen. Bald darauf erlitt auch der an das rechte Elbufer entsandte General Die-

rike einen bedeutenden Verlust, und in Folge dieser Niederlagen mußte man den Plan aufgeben, Dresden wieder zu gewinnen und die Oesterreicher zum Rückzuge aus Sachsen zu zwingen. Zwar berief Friedrich, der gegen Ende dieses Feldzuges fast die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte, eine Unterstützung von 12,000 Mann unter dem Erbprinzen von Braunschweig zu sich, allein zeitliche und örtliche Verhältnisse verhinderten ein nachdrückliches Unternehmen. Der Erbprinz von Braunschweig ging wieder nach Westphalen zurück, und Friedrich bezog, wie schon die Oesterreicher gethan hatten, nun auch die Winterquartiere.

Aber der Kampf hörte damit nicht auf, denn, sagt Friedrich, „die Erbitterung auf beiden Seiten war so groß, daß man keinen Zoll breit Landes einander weichen wollte.“ Sechs Wochen lang kampirte Friedrich blos, damit Daun ein Gleiches zu thun genöthigt sei, bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten und von beiden Seiten wurden viele Menschen dahingerafft. Endlich den 10. Januar bezog Friedrich erst eigentlich die Winterquartiere in Bergen. — —

In den Briefen an d'Argens spricht sich Friedrich vielfach über die unglücklichen Ereignisse dieses Jahres und seine Stimmung unter denselben aus. Reichshammersdorf den 28. Mai schreibt er: „Unsere heroischen Thaten machen mir hier viel zu schaffen. Der Feind, den ich vor mir habe, ist 90,000 Mann stark, und ich kann ihm nur mit 50,000 entgegenstehen. Ich muß erwarten, was das Schicksal beschlossen haben wird. Meine Philosophie wird durch keinen Erfolg gestört werden. Ich sehe wohl, mein lieber Marquis, daß Sie eben so verblendet sind, wie das Publikum. In der Ferne mag meine Lage vielleicht einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie ihr aber näher, so würden Sie nur undurchdringlichen Nebel finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sans-Souci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist der Name nicht mehr schicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig und verdrießlich. Von Zeit zu Zeit springen noch einige Funken von meiner ehemaligen guten Laune auf, aber sie erlöschen bald, weil sie von keiner Gluth unterhalten werden; es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen, würden Sie mich sehen, Sie würden keine Spur mehr von dem erkennen, was ich ehemals war, sondern einen Mann finden, der schon grau wird, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, und dem es an Frohsinn, Feuer

und Imagination fehlt; kurz, noch weniger als die Ueberbleibsel von Tuskulum, von denen die Architekten, aus Mangel an Ruinen, die ihnen Cicero's eigentliche Wohnung bestimmen konnten, so viele falsche Plane entworfen haben. — Alles dieß sind Wirkungen, nicht sowohl der Jahre als der Sorgen und die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsers Lebens unfehlbar mitbringt. Diese Betrachtungen machen mich sehr gleichgültig gegen das Leben und geben mir gerade die Stimmung, in welcher ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen. Mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Klagen.“ An denselben im Juni über seine damalige Schriftstellerei: „Sie spotten sowohl meiner als meines päpstlichen Breve; wenn man es mit ihren Briefen vergleicht, stellt man ein Epigramm von Rousseau mit Virgils Aeneide zusammen 2c.“ An denselben den 12. August: „Mein einziger Trost besteht darin, daß ich mit dem Degen in der Hand sterben werde.“ Den 22. August: „Nein, die Marter des Tantalus, die Pein des Promotheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts in Vergleich mit dem, was ich seit zehen Tagen leide, der Tod ist süß gegen ein solches Leben.“ Den 17. September: „Seit dem Kriege bin ich in dem Novitiat des Stoicismus. Wenn das so fortgeht, so denke ich noch gleichgültiger und empfindungsloser zu werden, als Empedorles und Zeno selbst. — Es läßt sich leicht sagen, mein lieber Marquis, man müsse den Krieg nur defensiv führen, aber die Menge meiner Feinde ist so groß, daß mich die Noth zum Angriffe zwingt. Hier bin ich in einem Dreieck, wo mir die Russen zur Linken, Daun zur Rechten und die Schweden im Rücken stehen: Führen Sie doch nun einen Vertheidigungskrieg, ich bitte Sie! Gerade das Gegentheil. Bis jetzt behaupte ich mich nur dadurch, daß ich Alles angreife, was ich kann, und mir kleine Vortheile verschaffe, die ich so viel als möglich zu vervielfältigen suche.“ Im Oktober an denselben: „Ich bin krank, das soll mich indeß nicht abhalten, so lange ich Kräfte habe, meiner Pflicht treu zu bleiben. — Mein Geist ist voll von militärischen Ideen; ich will ihn zerstreuen, aber er beschäftigt sich zu sehr mit diesen Gegenständen, als daß ich ihn jetzt auf etwas anderes heften könnte. Nach dem Kriege will ich mich um eine Stelle im Invalidenhause bewerben. So weit ist es mit mir gekommen 2c.“ Bald darauf: „Ihren Brief, mein lieber M., erhielt ich unter den Martern der Gicht und erinnerte mich, daß der Philosoph

Posidonius, als Pompejus bei seiner Reise durch Athen ihn fragen ließ, ob er ihn, ohne ihm beschwerlich zu fallen, hören könnte, zur Antwort gab: man soll nicht sagen, ein so großer Mann wie Pompejus wolle mich hören und die Gicht verhindere mich daran. Und nun hielt er vor Pompejus eine schöne Rede über die Verachtung des Schmerzes, und rief bisweilen aus: o Schmerz! was du auch immer thun magst, ich werde doch nicht gestehen, daß du ein Uebel bist. Diesen Philosophen ahme ich nach und antworte Ihnen &c." Den 22. November: „Mit meiner Schrift, lieber Marquis, können Sie verfahren, wie Sie es für gut finden. Das Unglück, welches dem General Fink so eben wiederfahren ist, hat mich so betäubt, daß ich mich noch von meiner Bestürzung nicht erholen kann. Dieß bringt alle meine Maaßregeln in Unordnung, und es geht mir sehr zu Herzen. Das Unglück, welches mein Alter verfolgt, hat mich seit meinem Marsche nach Schlesien begleitet; so lange mir es aber möglich sein wird, werde ich dagegen kämpfen &c." Den 28. an denselben: „Wir befinden uns hier dem Feinde gegenüber, in den Dörfern kantonirt. Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brod wird entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleibt. Weil die Oesterreicher außerordentlich zusammengedrängt sind und nichts aus Böhmen beziehen können, so hoffe ich, werden sie zuerst aufbrechen müssen. Geduld also bis an's Ende; wir müssen sehen, wie dieser höllische Feldzug enden wird. — Seit vier Jahren bin ich im Fegefeuer; wenn es ein künftiges Leben gibt, so wird mir der ewige Vater das, was ich in dieser Welt gelitten habe, gewiß anrechnen müssen &c." — Während des Winters widmete sich nun Friedrich in den Musestunden seinen Lieblingsbeschäftigungen, die er auch im Kriege nicht verabsäumte. So sind, neben den schon oben bezeichneten Flugschriften: „das Gespräch über die Schmähschriften" und die „Betrachtungen über den Charakter und die militärischen Talente Karls XII., Königs von Schweden," während dieses Jahres von ihm ausgearbeitet, und, wie man aus seinen Briefen ersieht, in wenigen Exemplaren abgedruckt worden. Das letzte Schriftchen erhielt zunächst seine Veranlassung dadurch, daß Friedrich an derselben Stelle ein Lager hatte, wo einst Schulenburg vor jenem Könige geflohen war. Das Gespräch über die Schmähschriften entstand aus den vielen Epigrammen, in denen sich damals die öffentliche Meinung kühn und verwundend aussprach. Aus gleicher Absicht ließ auch Friedrich in diesem Jahre eine neue Ausgabe seiner Poesies diverses besorgen, da er die an=

Digitized by Google

derwärts erschienene, wegen der vielen Epigramme auf die Großen der Zeit, damals nicht als rechtmäßig anzuerkennen geneigt war.

Auch mit Voltaire stand Friedrich während dieses Jahres in besonders lebhaftem Briefwechsel, und ob er sich gleich mit ihm viel über die Poesie und Freundschaft unterhielt, so war doch der eigentliche Zweck seiner Briefe meist, um Mittheilungen an Choiseul gelangen zu lassen, mit dem auch Friedrich selbst, eben durch die Vermittlung Voltaires, in Briefwechsel gekommen war. Denn Friedrich wünschte ernstlich den Frieden; und wenn er auch in seinem Geschichtswerke die Ansicht ausspricht, man habe in diesem Feldzuge nicht so viel verloren, da man an Ländergebiet nur die Peenemünder Schanze und die Festung Dresden eingebüßt habe, so sah er doch damals wohl ein, daß er, wenn die vereinte Macht seiner Feinde auf ihn andränge, unausbleiblich verloren sei. Man glaubte jedoch mit Bestimmtheit vermuthen zu können, daß Frankreich durch die vielen Niederlagen, die es in Ostindien, Amerika und auf den Meeren erlitten hatte, zum Frieden geneigt sein müsse. Aber Frankreich sah sich durch seine enge Verbindung mit Oesterreich gehemmt, einen Frieden mit England abzuschließen, da diese Macht Preußen mit in denselben eingeschlossen wissen wollte. Auch schien Friedrich das von ihm besetzt gehaltene Sachsen nicht herausgeben zu wollen, sondern er trug auf Entschädigung des Kurfürsten durch Säkularisation einiger geistlichen Fürstenthümer an, aber nach Friedrichs eigenen Worten hätte der König von Frankreich „als die allerchristlichste Majestät“ darauf nicht eingehen wollen. Man hatte zwar einen Minister-Congreß zu Augsburg beabsichtigt, auf welchem die verschiedenen Interessen ausgeglichen werden sollten. Doch, bemerkt Friedrich hiebei ganz richtig; „von allen Wegen war dieß der langwierigste, den die Feinde Preußens ermitteln konnten, um den Abschluß des Friedens, je nachdem es ihr Interesse erforderte, in die Länge zu ziehen; weil der Streit über den Staatsvortheil unter einer so grossen Anzahl Fürsten weitläufige Auseinandersetzungen erforderte, und es nie an Vorwänden mangeln konnte, diese Verhandlungen so lange man wollte, dauern zu lassen. Hiervon haben wir ein deutliches Beispiel an dem Kongresse zu Münster, über welchen acht Jahre verfloßen, ehe der westphälische Frieden abgeschlossen wurde. Dieß aber taugte keineswegs zu dem Plane des Königs, denn er hatte vielen Feinden zu widerstehen, und mußte sonach aus eben dem Grunde eine schnelle Beendigung dieser Bewegungen wünschen, aus

Digitized by Google

welchem gerade der Hof zu Wien dieselben zu verlängern strebte, gerade weil diesem viele Bundesgenossen zur Seite standen, durch deren Hülfe man große Eroberungen erwarten durfte." — Auch Stanislaus Lesczinsky bot seine Residenz Nancy zu Friedens-Verhandlungen an, und Friedrich dankte demselben in einem schönen Briefe.

Eine glückliche Diversion suchte Friedrich den Oesterreichern in Italien zu erregen, da im August dieses Jahres der König von Spanien, Ferdinand VI. gestorben und ihm sein Bruder, der König von Neapel als Karl III. auf den spanischen Thron gefolgt war. Wegen der Thronfolge in Neapel und wegen der Herzogthümer Parma und Piacenza suchte Friedrich hier Krieg zu erregen, und er hat wohl recht, wenn er behauptet, „daß in Europa hundert Kriege um eines unbedeutenderen Gegenstandes willen, als dieser war, geführt worden sind." Aber andere Leidenschaften waren hier nach einer andern Seite hin aufgeregt, andere Verhältnisse herrschten, und die Hoffnung für eine solche glückliche Wendung schwand, sowie auch dafür, daß der König von Sardinien geneigt wäre, einen Krieg mit den Hauptmächten Europa's zu beginnen. Auch versuchte Friedrich vergebens das Manöver Ludwigs XIV. zu erneuern, und durch einen Türkenkrieg Oesterreich zu beschäftigen.

Am Hofe zu St. Petersburg konnte man ebenfalls mit Friedensanträgen nicht durchdringen, und dieser Hof verband sich nur noch enger mit dem zu Wien, indem er dem, am 30. December 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Traktate jetzt vollkommen beitrat. Dänemark schien sich, aus Furcht vor der anwachsenden Macht Rußlands an der Ostsee, an Preußen anschließen zu wollen; indeß trat es bald, in Betracht der gegen Friedrich verbündeten Mächte, zurück. „So blieben dem Könige nur zwei Bundesgenossen, mit deren Hilfe er ehrenvoll diesen traurigen Kampf bestehen konnte, und diese waren: Tapferkeit und Ausdauer."

Die Wiederherstellung und Vermehrung seiner Kräfte mußte Friedrichs unablässige Sorge sein, und man war während des ganzen Winters damit beschäftigt, durch alle Mittel, die zu Gebote standen, das Heer wieder vollzählig zu machen. Dieses gelang auch, „aber nicht mit alten Soldaten noch mit Truppen, die man bald gebrauchen konnte; es waren nur Soldaten zur Schau. Denn was ist mit einem Haufen Menschen anzufangen, der zur Hälfte aus sächsischen Bauern und zur Hälfte aus Ueberläufern besteht und

von Offizieren geführt wird, die man nur aus Noth und aus Mangel an bessern in Dienste genommen hat? Und noch dazu, fehlte es den Infanterie-Regimentern so sehr an denselben, daß sie statt, wie es die Regel erfordert, zwei und fünfzig Offiziere zu haben, deren nur zwölf hatten. Aber diese drükkende Lage hinderte nicht, sich thätig zu zeigen; denn das erforderte nun einmal die Nothwendigkeit. Statt sich über den schlechten Zustand der Truppen zu beklagen, war man blos damit beschäftigt, dem Feinde nachdrücklicher wie je zuvor zu widerstehen. — Es stand jedoch zu befürchten, daß der bevorstehende Feldzug noch unglücklicher enden werde, als der letzte. Man war indeß bemüht, den Muth der Truppen zu beleben und ihnen Vertrauen einzuflößen, indem man Diversionen ersann, von denen man bald Nachricht erhalten würde, indem man im Publikum günstige Prophezeiungen verbreiten ließ, und indem man überhaupt zu allen erlaubten Arten, das Volk zu täuschen, seine Zuflucht nahm.“ —

---

Digitized by Google

General Fouqué bei Landshut, Juli 1760.

# Feldzug des Jahres 1760.

Nach dem Plane der Oesterreicher und Russen sollte in diesem Jahre Laudon und Soltikoff die Eroberung von Schlesien ausführen, während Daun und der Prinz von Zweibrücken, nachdem sie die Eroberung von Sachsen vollendet hätten, in die Mark Brandenburg eindringen sollten. Friedrich konnte (trotz seinem ausgedehnten Werbesysteme und trotz dem, daß er sich genöthigt sah, 12,000 Mann von dem Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig an sich zu ziehen, und so denselben in seinen Unternehmungen gegen die Franzosen zu lähmen) nicht mehr als 90,000 Mann gegenüber dem 200,000 Mann starken feindlichen Heere auf die Beine bringen. Auch war sein Heer, wie Friedrich selbst sich oben ausspricht, an innerer Kraft keineswegs mehr mit den ehemaligen zu vergleichen, und er sah sich also in diesem Feldzuge mehr als in dem vorigen auf den Vertheidigungskrieg beschränkt. — Friedrich selbst stand mit 40,000 Mann der Armee des Feldmarschalls Daun und dem Reichsheere, welche zusammen auf 80,000 Mann sich beliefen, gegenüber. Dem 40,000 Mann starken Heere unter Laudon, das

Digitized by Google

gegen Schlesien andrang, konnten nur 10,000 Mann unter dem General Fouqué bei Landshut entgegengesetzt werden, und dem, langsam anrückenden, 80,000 Mann starken, russischen Heere wurde Prinz Heinrich mit 35,000 Mann entgegengeschickt. Auch standen 5000 Mann den Schweden gegenüber, um dieselben in Schach zu halten.

Als Laudon durch die Grafschaft Glatz in Schlesien eingebrochen war, sah Fouqué seine Verbindung mit Breslau gefährdet und verließ seine Stellung. Er meldete dieß dem Könige. Dieser aber, der die Wichtigkeit jener Stellung einsah und der Schwäche seiner eigenen Kräfte nicht nachgeben wollte, sondern vielmehr verlangte, daß, was sich durch die Macht der äußeren Kräfte nicht halten ließe, so zu sagen durch die Macht des Geistes gehalten werde, verwies es seinem vertrauten Freunde in harten Worten, daß er jene Stellung aufgegeben, indem er ihm jetzt schrieb: „Ich dank's euch mit dem Teufel, daß ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle.“ — Fouqué, der sich in seiner militärischen Ehre und in seinem ganzen Verhältnisse zu dem Könige tief gekränkt sah, bezog nun ohne Widerspruch seine Stellung wieder, welche eigentlich nur mit einer dreifach stärkern Macht zu vertheidigen war. Laudon gewahrte bald die ungünstige Lage seines Gegners. Er ließ 10,000 Mann zur Einschließung von Glatz zurück, und rückte mit dem übrigen Heere gegen den dreimal schwächern Feind, den er in der Nacht überfiel, und nach einem lange andauernden hartnäckigen Kampfe, endlich fast gänzlich vernichtete. Nur wenige Reiterschaaren und einige von der Infanterie schlugen sich durch, und retteten sich durch das Gebirge; die übrigen Alle waren theils gefallen, theils in Gefangenschaft gerathen. Fouqué selbst, der mit großer Umsicht und Ausdauer dem Feinde stand, war nahe daran, indem er vom Pferde gestürzt war, sein Leben durch einen feindlichen Dragoner zu verlieren, aber sein treuer Reitknecht rief, ihn mit seinem Leibe deckend: „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?“ bis endlich ein österreichischer Oberst ihn von der Gefahr befreite. Fouqué kam also in Gefangenschaft und war nie wieder in aktivem Militärdienste. Friedrich erkannte später aus vollem Herzen, wie sehr er seinem Freunde Unrecht gethan, und das alte trauliche Verhältniß zwischen beiden stellte sich bald wieder her. Ja Friedrich übernimmt es sogar, die Erzählung dieses Vorfalls mit den Worten zu schließen: „Diese treffliche That Fouqué's kann nur mit der des Leonidas und der Griechen,

die mit gleichem Schicksal den Paß bei Thermopylä vertheidigten, verglichen werden.“

Auf die Niederlage bei Landshut (23. Juni) folgte nun die Plünderung der betriebsamen Stadt Landshut, welcher selbst Laudon nicht zu steuern vermochte. Ganz Schlesien stand nun den Oesterreichern offen, und keine schlesische Festung vermochte mehr lange Widerstand zu leisten. Friedrich war nun, mit seinem Heere von 40,000 Mann, den 100,000 Mann Oesterreichern und Reichstruppen gegenüber, die von Schlesien bis nach Sachsen hin standen; er wünschte eine Schlacht und suchte deshalb Daun aus seinen festen Stellungen zu locken, welches jedoch der vorsichtige Feldmarschall vermied. Friedrich machte nun Anstalten, gegen Schlesien zu rücken, um den Feldmarschall Daun mit sich zu ziehen. Dieß gelang ihm auch, und Daun ließ einen Heertheil zwischen Bautzen und Dresden unter Lascy zurück. Plötzlich aber kehrt Friedrich auf seinem Marsche nach Schlesien um, und wandte sich gegen Lascy. Dieser jedoch wich durch einen Rückzug über die Elbe einer Schlacht aus, und Friedrich faßte den Entschluß Dresden zu belagern. Die Standhaftigkeit des österreichischen Befehlshabers vereitelte einen glücklichen Erfolg, und das preußische Geschütz konnte nur eine furchtbare Zerstörung in Dresden anrichten. Das preußische Regiment des Generalmajors Fürsten von Anhalt-Bernburg, welches sich bei einem Ausfalle der Belagerten nicht tapfer gehalten, wurde von Friedrich mit dem militärischen Interdikt bestraft. Den Offizieren wurden ihre Huttressen, den Soldaten ihre Bandlitzen auf den Uniformen und ihre Pallasche genommen, die Tambours durften den Generalmarsch nicht mehr schlagen, bis wieder durch bewährten Heldenmuth diese Schuld gesühnt wäre.

Daun zögerte lange bis er zum Entsatze Dresdens heranrückte, und erst am 27. Juli sah sich Friedrich durch viele Unfälle, durch die Nachricht von dem Anmarsche Dauns, und durch Mangel an Munition und Proviant genöthigt, die Belagerung dieser Stadt aufzuheben. Den 28. traf im Lager der Preußen die Nachricht ein, daß Glatz von den Oesterreichern erobert sei, wie Friedrich sagt: „ohne selbst zu wissen wie.“ Friedrich war nie sorgfältig in der Wahl von Festungskommandanten, und tapferer Widerstand bei dem Einen befremdete ihn oft eben so sehr als muthloses Verzweifeln bei dem Andern. — Jetzt nach seinem Abmarsche von Dresden, zog er in die Gegend von Meißen, und die Betrachtung seiner vielen Feinde und des seine Fahnen fliehenden Glückes erzeugte bei ihm vielfachen Gram,

det in den Briefen an seine Freunde sich ausdrückte. Daun lagerte sich am rechten Elbufer, des weitern Fortgangs gewärtig.

Während 70,000 Russen langsam gegen die Oder vorrückten, hatte Laudon Glogau genommen und wendete sich jetzt schnell gegen Breslau, indem er mit 50,000 Mann 3000 Preußen einschloß, die noch überdieß 9000 Gefangene zu bewachen hatten. Aber der General Tauentzien, welcher Kommandant dieser Stadt war, flößte dem kleinen Haufen seinen Heldenmuth und seine Liebe zu dem Könige ein, und that kräftigen Widerstand. Lessing, der gerade damals Tauentziens Sekretär war, sagt von diesem General, was wohl auch noch von vielen Offizieren der preußischen Armee galt: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General v. Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." Als Laudon wiederholt die Stadt, die er Anfangs nicht als Festung betrachtet wissen wolle, zur Uebergabe aufforderte, und endlich drohte: „Das Kind im Mutterleibe solle nicht verschont bleiben," antwortete Tauentzien: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht." — Doch hätte sich die Stadt, aller tapfern Gegenwehr ungeachtet, wohl nicht mehr lange halten können, und mit ihr wäre wahrscheinlich der Verlust von ganz Schlesien eingetreten; wenn nicht, über Züllichau und Glogau von Landsberg herbeieilend, wo er auf die Entscheidung der Marschrichtung der Russen gewartet hatte, Prinz Heinrich der Stadt Entsatz gebracht hätte.

Aber die Befreiung von Breslau war nicht entscheidend, denn wenige Tage später waren die Russen näher herangerückt, und es wäre der vereinten Macht dieser und der Oesterreicher ein Leichtes gewesen, sich auf das kleine Heer des Prinzen zu werfen, ihm Breslau zu entreißen und somit ganz Schlesien zu erobern. Aber wieder erwuchsen zum Heile Friedrichs Mißhelligkeiten zwischen den Generalen der Kaiserinnen, und Soltikoff drohte nach Polen umzukehren, weil man Friedrich so nahe hatte herankommen lassen. Denn dieser war alsbald, da in Sachsen, an der Elbe nichts auszuführen war, gegen Schlesien vorgerückt; Daun war ihm stets gefolgt. Friedrich selbst sagt: „er hätte wohl eingesehen, daß er mit 30,000 Mann ein feindliches Heer von wenigstens 90,000 nicht angreifen konnte, und in seiner damaligen Lage wußte er kein besseres Mittel zu ergreifen, als die Art eines Parteigängers anzunehmen, der allnächtlich seine Stellung ändert, um den Streichen auszuweichen, welche ihm eine Armee würde versetzen können, wenn es ihm an Wachsamkeit

Digitized by Google

und Thätigkeit fehlte.“ Auch wollte er stets die Oesterreicher in Bewegung halten, damit sie sich nicht auf den Prinzen Heinrich werfen könnten, und so zogen sich die feindlichen Heere an der Katzbach nach, daß es, nach Friedrichs Ausdruck, schien als ob dieselben zu einer Armee gehörten. Die Heere standen nun in der Gegend von Liegnitz einander gegenüber. Laudon hatte den Feldmarschall Soltikoff endlich zu dem Entschlusse vermocht, den General Czerniczeff mit einer Heerschaar an das linke Ufer der Oder zu entsenden.

Auf geheimem Wege erfuhr Friedrich den 13. August Abends in seinem Lager bei Liegnitz, daß die Oesterreicher beabsichtigten, sobald Czerniczeff herangekommen wäre, über die Preußen herzufallen. Lascy sollte den rechten Flügel des Königs umgehen, Daun ihn von vorn angreifen, Laudon die Höhen von Pfaffendorf hinter Liegnitz einnehmen, um ihm den Weg nach Glogau und den Rückzug abzuschneiden. In Erwägung der feindlichen Anstalten, so wie des Umstandes, daß der Mundvorrath bei seinem Heere nur noch auf drei Tage hinreichte, beschloß Friedrich einer Schlacht mit Daun auszuweichen, und seine Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich schleunigst zu bewerkstelligen. Der Marsch, der über Pfaffendorf gehen sollte, durfte, wegen der nahe stehenden Oesterreicher, bei Tage nicht ausgeführt werden. Mit einbrechender Nacht setzte man sich in Bewegung. Man führte Friedrich einen betrunkenen österreichischen Offizier, der ein geborner Irländer war, als Ueberläufer zu, und seine Reden bestätigten die früher in Erfahrung gebrachte Nachricht von einem beabsichtigten Angriffe. Während der Nacht standen auch in der That die Truppen von Daun und von Lascy schlagfertig der Stellung gegenüber, welche die Preußen verlassen hatten, in welcher aber die Wachtfeuer von den Husaren unterhalten wurden. Der preußische Vortrab stieß auf die Truppen Laudons, die hinter der Katzbach standen. Als sich Friedrich so umgangen sah, ordnete er alsbald sein Heer zum Angriffe. Einen Theil desselben stellte er nach der Seite hin, wo Daun und Lascy hätten herankommen können, und mit dem andern wendete er sich gegen Laudon in raschem Angriffe. Dieser sah sich überrascht, da er hier gar nicht erwartet hatte, auf preußische Truppen zu stossen und konnte kaum eine Fronte von fünf Bataillonen ordnen, die bald von den Preußen geworfen wurden. Ebenso mißlang ein Reiterangriff, und alle fünf Linien der Oestreicher wurden nach und nach geworfen. Nach hartnäckigem Kampfe und einem Verluste von ungefähr 10,000 Mann nebst vielen Kanonen, wichen die Oestreicher in großer Verwirrung über die Katzbach zurück. — Das Regiment

Anhalt-Bernburg hatte in diesem Kampfe den jüngst erhaltenen Makel abgewischt, und mit gefälltem Bajonette einen österreichischen Reiterangriff muthig zurückgeschlagen. Jetzt nach der Schlacht trat ein Unteroffizier vor Friedrich hin im Namen seiner Kameraden, die alten Ehrenzeichen wieder fordernd. Friedrich bewilligte sie mit den Worten: „Ja, Kinder! ihr sollt sie wieder haben, und Alles soll vergessen sein.“ Mit freudigem Muthe sah er jenes muthige Selbstgefühl, das der sichere Vorbote glücklichen Erfolges ist, in seinem Heere wieder in voller Kraft erstehen.

Schlacht bei Liegnitz, 15. August 1760.

Der Sieg bei Liegnitz (15. August) konnte nicht unmittelbar verfolgt werden, denn es stand ein Angriff von Daun und Lascy zu erwarten. Diese hatten von der Schlacht, die nur eine halbe Meile von ihrer Stellung geschlagen ward, nichts gehört, da der Wind den Schall der Kanonenschüsse abwärts geführt hatte. Als mit Anbruch des Tages Daun das Lager der Preußen leer fand, war er Anfangs unschlüssig und dann zögernd in seinem Vorhaben, die Vereinigung Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern, Czerniczeff zog sich beim Vorrücken der Preußen zurück *), die Spannung der

*) Friedrich erzählt, er habe denselben durch eine List dazu bewogen, wenn gleich ohne Zweifel auch noch andere Beweggründe vorhanden waren. Der

österreichischen und russischen Generale erwuchs auf's Neue, und Friedrich, der sich hier abermals in einer höchst mißlichen Lage befand, da seine Truppen nur noch auf einen Tag Mundvorrath hatten, und ein Angriff seiner Feinde den jüngst errungenen Sieg vernichten konnte, kam solche Unschlüssigkeit sehr zu statten. Er eilte den 16ten auf Neumark, warf die Oesterreicher unter Nauendorf und den Vortrab des von Daun hergesandten Heertheiles zurück, und eröffnete sich endlich glücklich bei Neumark den Weg nach Breslau. Friedrich selbst sagt, daß seine Lage nach dem Siege bei Liegnitz, wo er von allen Seiten von feindlichen Truppen eingeengt war, „vielleicht die mißlichste und beunruhigendste war, in welcher man sich während des ganzen Feldzuges befunden hatte,“ aber durch die thätige Benutzung des erfochtenen Sieges wurde der ganze Plan seiner Feinde zerstört, Breslau und, insofern von diesem der Besitz Schlesiens abhing, auch dieses gerettet, vor Allem aber ward jener trotzige Muth und jenes kühne Selbstvertrauen, im ganzen preußischen Heere wieder sichtbar.

Daun zog sich mit seiner Hauptmacht auf Striegau zurück. Die Mißhelligkeiten zwischen den russischen und österreichischen Generalen wuchsen in Folge der letzten Begebenheiten stets mehr, und Soltikoff zog sich unwillig hinter die Moräste von Kaynowa zurück. Auch zwischen Daun und Laudon war, sowohl ihrer gänzlichen Charakterverschiedenheit wegen als wegen ihrer Plane, keineswegs Einhelligkeit zu finden. Daun beabsichtigte nun Schweidnitz zu belagern, und die Krankheit Soltikoff's verzögerte einen beabsichtigten Einfall der Russen in die Mark Brandenburg. Hiedurch ward Friedrich die Gelegenheit gegeben, durch geschickt angelegte und rasch ausgeführte Märsche den Plan Dauns zu zerstören und denselben in das Gebirge hineinzudrängen, wo alsdann beide Heere sich in unangreiflichen Stellungen einander gegenüberstanden, und da man von beiden Seiten sah, daß man hier keine merklichen Vortheile über den andern Theil erkämpfen könne, hörten beinahe alle Feindseligkeiten auf. Friedrich glaubte diese Ruhe durch die Verhältnisse geboten, weil die vorgerückte Jahreszeit doch endlich die Oesterreicher nöthigen würde, sich nach Böhmen zurückziehen.

---

König gab nemlich einem Bauern einen Brief an den Prinzen Heinrich, worin er diesem meldete, daß er die Oesterreicher geschlagen, und daß er über die Oder gehen und mit den Russen ebenso verfahren wolle; er solle von seiner Seite die verabredeten Bewegungen machen. Dieser Brief wurde dem Bauern mit dem Auftrage gegeben, sich von den Vorposten Czerniczeffs fangen zu lassen, und die List gelang.

Unterdessen hatte Fermor, der anerkannt preußisch gesinnt war, den Oberbefehl über das russische Heer erhalten, und ließ sich endlich bewegen, da zu gleicher Zeit Lascy mit 15,000 Mann gegen Berlin marschirte, die Generale Czerniczeff und Tottleben gegen Köpenik und Berlin zu entsenden; er selbst rückte mit seiner Hauptmacht gegen Frankfurt. Ueber die nunmehr erfolgte Belagerung Berlins schreibt d'Argens den 19. Oktober an Friedrich: — „Der General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern; da er aber irreguläre Truppen hatte, beschloß man, sich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3. Oktober von fünf Uhr bis früh um drei Uhr Stückkugeln und Bomben in die Stadt, und ließ sie an verschiedenen Thoren bestürmen. Aber immer ward er von unsern Garnisonbataillonen mit Verlust zurückgetrieben. Ich muß, Sire, dem General Seidlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche die Bürger Berlins ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zu, und retteten Ihnen Ihre Hauptstadt; der alte Feldmarschall Lehwald that gleichfalls Alles, was sein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Herzog von Würtemberg mit seinem Korps von Pasewalk an; aber er war so ermüdet, daß man die Russen erst am folgenden Tage angreifen konnte. Man warf sie bis Köpenik und man beschloß sie Tags darauf wieder anzugreifen. Allein da man hörte, daß die Feinde durch die Truppen von Lascy und Czerniczeff verstärkt worden seien, so beschloß man sich zurückzuziehen und die Stadt kapituliren zu lassen, die sonst, während unsere Armee die Russen angegriffen hätte, gewiß von den Oesterreichern angegriffen und geplündert worden wäre. Die Truppen des Herzogs von Würtemberg und des Generals Hülsen, welche von Koswig herankamen, als Lascy in Potsdam und Charlottenburg schon eingerückt war, zogen sich während der Nacht durch die Stadt, um nach Spandau zu marschiren.“ In andern Briefen erhebt d'Argens den wahrhaft patriotischen Sinn der Berliner, während dieser Zeit, und namentlich verdient hier Gotzkowsky genannt zu werden, der sein ganzes Vermögen edelmüthig aufopferte, obgleich er von Friedrich nicht erkannt oder belohnt wurde. In der That mußten die Thaten eines Königs, der beinahe Unglaubliches leistete, in allen Gemüthern muthiges Selbstvertrauen, das sich nicht selten bis zu edelmüthiger Hingebung und Aufopferung steigerte, wirken. — Tottleben hielt nun unter seinen Russen in Berlin würdige Mannszucht, gleichfalls der öster=

reichische General Esterhazy in Potsdam und Sans-Souci. Nur Charlottenburg und Schönhausen wurde von den Oesterreichern, hauptsächlich aber von den Sachsen verwüstet, wobei die kostbare Polignac'sche Antikensammlung zu Grunde ging. Auch in Berlin mochten einzelne Exzesse vorfallen, im Ganzen aber kam die Stadt mit einer mässigen Contribution davon.

Die Russen und Oesterreicher schienen Anstalten zu machen, um in Brandenburg die Winterquartiere zu beziehen. Friedrich erhielt die Nachricht von den Vorfällen in Brandenburg, und da die vorgerückte Jahreszeit den Feinden die Belagerung der Festungen unmöglich zu machen schien, glaubte er, ohne Gefahr für Schlesien, seiner Hauptstadt, dieser „Pflegemutter der Kriegsschaaren" zu Hilfe eilen zu können. Eilig brach er also auf, und bei der Nachricht von seiner Ankunft verließen die Russen und Oesterreicher alsbald Berlin und die Mark. Lascy zog sich nach Sachsen, Tottleben über die Oder zurück, beide ihren Rückzug mit gräßlicher Verwüstung der Städte und Dörfer bezeichnend. Friedrich stand in Guben, als er den Rückzug dieser Generale erfuhr *). Er wendete sich nun nach Sachsen, um dieses Land wieder von neuem zu erobern. Daun war ihm stets durch die Lausitz an der Seite gefolgt, und wendete sich nun gegen Torgau, um sich mit Lascy zu vereinigen. Friedrich fürchtete, daß sich auch die Reichstruppen mit demselben vereinigen möchten, er nahm Wittenberg ein, und drängte die Reichstruppen von Daun, der bei Torgau stand, ab und bis nach Zeitz zurück. Auch Leipzig wurde von ihm genommen und somit war er wieder in dem Besitze eines Theiles von Sachsen. Aber trotz dieser Vortheile umschwebte Friedrich noch von allen Seiten Gefahr. Die Franzosen standen in Westphalen und Niedersachsen; wenn die Oesterreicher sich in ihrer Stellung bei Torgau zu halten vermochten, so konnten die Russen wieder nach der Mark Brandenburg vorrücken, und so wäre der König für den Winter, abgeschnitten von Schlesien, Pommern und Berlin, auf einem kleinen Gebiete jenseits der Mulde eingeengt gewesen, wo man nicht einmal auf gehörige Verpflegung des Heeres rechnen konnte. Durch einen entscheidenden Schritt mußte er sich also aus der Enge

*) Er hatte als Repressalie für die Verwüstung von Charlottenburg v. Saldern aufgetragen, auf gleiche Weise mit dem sächsischen Schlosse Hubertsburg zu verfahren, dieser aber schlug es, als gegen seine Ehre und seinen Eid, aus, und fiel dadurch in Ungnade, die jedoch nach Beendigung des Krieges wieder aufhörte. Ein Freibataillon von Quintus Icilius erfüllte den Befehl des Königs.

ziehen. Daun hielt sich in seiner Stellung bei Torgau für unangreifbar, und eben weil er den Angriff nicht erwartete, entschloß sich Friedrich zu demselben, um das Schicksal seines Staates zu entscheiden.

Mit 44,000 Mann zog er dem 65,000 Mann stark wohlpostirten Feinde entgegen. Er hatte sein Heer in zwei Theile getheilt, um bei dem Angriffe die Mitte der feindlichen Stellung von vorn und zugleich im Rücken anzugreifen. Um halb sieben Uhr des Morgens brachen beide Flügel auf, der eine von dem Könige, der andere von Ziethen befehligt. Die Angriffe sollten von beiden Seiten zugleich geschehen, aber Ziethen traf Mittags 1 Uhr auf einen Vorposten des Lascy'schen Korps; es erfolgte eine starke Kanonade. Friedrich glaubte, sein anderes Heer sei im Kampfe, und alsbald griff er, da seine Kolonnen noch zurück waren, mit der aus zehn Grenadierbataillons bestehenden Avantgarde die Mitte des feindlichen linken Flügels an. Aber vierhundert wohlbediente Kanonen waren gegen den Angriff der Preussen, ein entsetzlicher Kanonendonner, desgleichen sich selbst die ältesten Offiziere nicht erinnerten, erschallte. Friedrich selbst konnte sich, gegen seinen Adjutanten gewendet, des Ausrufes nicht enthalten: „Hat er jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich wenigstens niemals!" Ganze Rottenweise stürzten die Grenadiere, der Kern der preußischen Truppen nieder und fast alle waren aufgerieben. Mittlerweile rückten die Hauptkolonnen aus dem Walde heran, aber auch sie wurden von einem heftigen Kanonendonner begrüßt, dessen Getöse das Echo des Waldes tausendstimmig zurückgab, und wieder stürzte Reihenweise die preußische Infanterie nieder. Ueberall entstanden Lücken, die zwar bald ausgefüllt wurden, aber der zweite Angriff mißlang, so wie ein gleich darauf erneuter dritter. Die österreichischen Kürassiere drangen auf die preußische Infanterie ein, und hieben Alles vor sich nieder. Zwar glückte hernach ein preußischer Reiterangriff, unterstützt von der Infanterie, die Friedrich selbst anführte, aber doch wurden sie wieder bald zurückgetrieben. — Es war Abends sechs Uhr, man konnte der Finsterniß halber, die auf den so regnigten Tag erfolgte, nicht mehr mit Umsicht Anordnungen treffen. Friedrich, der im heftigsten Kleingewehrfeuer gestanden, war von einer Kugel getroffen und leicht verwundet worden. Er überließ das Heer dem General-Lieutenant Hülsen und zog sich nach dem Dorfe Elsnig zurück.

Daun hatte den Sieg bis jetzt in den Händen gehabt. Aber noch war der andere Heerestheil der Preußen unter dem General Ziethen nicht zum eigentlichen Kampfe gekommen. Während Friedrich im Angriffe geeilt hatte, hatte Ziethen gezögert. Endlich glückte es ihm

und dem Obristlieutenant v. Möllendorf, zufällig einen Weg zu entdecken, der auf die Anhöhen bei dem Dorfe Siptitz führte. Diese wurden nun sammt einer großen Batterie erstürmt, wodurch man sich einen Weg mitten in die Reihen der feindlichen Schaaren öffnete. Eine heftige Kanonade ward nun gegen die Oesterreicher gerichtet, die, in der Dunkelheit, die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern vermehrte. Daun, der verwundet war, hatte das Kommando an General Buccow abgegeben. Dieser fiel und an seine Stelle trat O' Donell; ihm und dem Grafen Lascy entriß Ziethen den blutigen Sieg. Auch die Truppen des preußischen linken Flügels formirten sich, so gut es sich in der Finsterniß thun ließ, wieder. Vergebens versuchte Lascy, die Anhöhen wieder zu erobern, er wurde zurückgeschlagen und das preußische Geschütz verbreitete Tod und Verwirrung unter seinen Schaaren. Das Rauschen der Elbe diente den sich zurückziehenden Preußen in der Finsterniß zum Kompaß, sie zogen sich auf den drei, über dieselbe geschlagenen Schiffbrücken zurück.

Friedrich zu Torgau, 3. November 1760.

Die Schlacht bei Torgau (3. November) war nach dem einstimmigen Urtheile aller unparteiischen Sachkundigen von den Preußen mehr durch Zufall als durch eigentliche taktische Ueberlegenheit gewonnen worden, indem Friedrich seine Heeresmacht zu sehr

Digitized by Google

getheilt, so daß sie weder sich gegenseitig unterstützen noch gleichzeitig handeln konnten. Napoleon sagt von dieser Schlacht: „daß Friedrich in derselben die ersten Grundsätze der Kriegskunst vernachläßigt habe. Friedrich hatte die Nacht in der Kirche zu Elsnig zugebracht, und hatte am Fuße des Altares sitzend, Befehle zum Angriffe auf den folgenden Tag ertheilt, bis ihm endlich die Siegesbotschaft zukam. Die Schlacht, in welcher die Oesterreicher mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten, hatte den beiden kämpfenden Theilen beinahe eine gleiche Anzahl an Todten und Verwundeten gekostet. Nun vermehrte sich in der finstern, kalten Nacht die Verwirrung und die Ungewißheit der Zersprengten sich stets, so daß die lange anhaltende Winternacht vielen leicht Verwundeten, da sie Mangel an Allem litten, den Tod gab, und bei den noch Lebenden, die sich trafen, kamen die seltsamsten Dinge vor *).

Obgleich nun die eigentlichen Vortheile weniger in die Augen fallend waren, so waren sie dennoch nichts desto minder von Bedeutung. Die Russen, anstatt über die Oder zu gehen, zogen sich in ihre Winterquartiere nach Polen zurück. Der Prinz von Würtemberg wurde entsendet, um die preußischen Grenzen von den Schweden zu säubern, worauf er Mecklenburg wieder besetzte, und daselbst Winterquartiere nahm. Laudon, der in Schlesien eingedrungen war, wurde durch Goltz wieder in die Grafschaft Glatz zurückgedrängt. Friedrich selbst hatte sogleich nach der Schlacht den Versuch gemacht, dem fliehenden Feinde zuvorzukommen, Dresden schnell wegzunehmen, aber Zweibrücken war zum Schutze dieser Stadt herbeigeeilt. Man vermochte nicht, die vortheilhafte Stellung des plauen'schen Grundes von demselben zu gewinnen, und so blieb Dresden, nebst einem Theile von

*) Friedrich erzählt: „Der ganze Wald, durch den das preußische Heer vor der Schlacht gegangen war, war voll von großen Feuern. Man konnte nicht errathen, was dieß sein könne und schickte einige Husaren ab, um Erläuterungen darüber einzuziehen. Als diese wiederkamen, meldeten sie, daß um diese Feuer herum, sowohl blau als weiß gekleidete Soldaten säßen. Da man aber genauere Nachricht haben mußte, so schickte man einige Offiziere ab, und nun erfuhr man einen seltsamen Vorfall und ich bezweifle, ob die Geschichte ähnliche Beispiele aufweisen kann. Es waren nämlich Soldaten von beiden Kriegsheeren, welche in diesem Walde einen Zufluchtsort gesucht hatten; sie hatten unter sich einen Neutralitätsvertrag geschlossen und wollten hier erwarten, wie das Schicksal über die Kaiserlichen oder über die Preußen entscheiden würde; und waren darin übereingekommen, der Entscheidung des Glückes zu folgen und sich dem Sieger zu ergeben.“

Sachsen und Schlesien in den Händen der Oesterreicher. Friedrich, der durch die letzten Vorfälle den Muth seines, wenn gleich ziemlich geschwächten Heeres gehoben, und sich das ungetheilte Vertrauen *) desselben immer erworben hatte, bezog endlich das Winterquartier in Leipzig. —

So wechselvoll und im Ganzen für die preußischen Waffen glücklich die Begebenheiten auf dem östlichen Kriegsschauplatze sich gestalteten, eben so unbedeutend und für die Sache des Königs ungünstig waren dieselben auf dem westlichen, wo 125,000 Franzosen gegen die, kaum halb so starke Macht des Herzogs von Braunschweig standen. Dieser erlitt zwar mehrere Verluste, und die Franzosen besetzten ganz Hessen, Gotha und Göttingen, mehr aber erlangte diese, so überlegene Macht nicht, denn auch hier waren zwischen den Generalen, unter denen besonders St. Germain zu nennen ist, Mißhelligkeiten aller Art, die in dem innern Mißverhältnisse der damaligen französischen Politik ihren tiefern Grund hatten. — Ueber die Russen und Schweden, die bei Colberg gelandet waren, trugen die preußischen Waffen einen glänzenden Sieg davon. —

Sehen wir nun wieder auf die inneren Gemüthsbewegungen Friedrichs während dieser Zeit. Den 20. März schrieb er an d'Argens: „Ich habe Fehler begangen, und was noch schlimmer ist, ich werde mehr begehen. Man wird nicht sogleich weise, wenn man es immer wünscht; wir bleiben unser ganzes Leben hindurch beinahe stets dieselben. Das Mißlichste in den gegenwärtigen Umständen ist, daß alle Fehler sogleich die größten Folgen nach sich ziehen; schon dieser eine Gedanke kann mich leben machen. Denken Sie sich die Menge unserer Feinde, die mein Widerstand reizt, ihre gefährlichen und verdoppelten Bemühungen und die Erbitterung, mit der sie mich gern völlig vernichten möchten, so sehen Sie das Schicksal des Staates nur an einem Haare hängen. — Um von diesen dü-

*) Man erzählt, Friedrich habe in der Nacht, die auf die Schlacht bei Torgau folgte, sich bei einer Kompagnie vom Garderegiment an's Wachfeuer gesetzt, um dort den Morgen zu erwarten. Die Soldaten, mit denen er sich traulich unterhielt, fragten ihn ganz treuherzig, wo er denn während des Kampfes gewesen sey, da sie sonst gewöhnt wären, ihn mitten unter den Gefahren zu sehen. Da knöpfte er zufällig seinen Rock auf, und eine Kugel fiel aus demselben. Als die Soldaten dieß bemerkten, riefen sie freudig aus: „Ja du bist noch der alte Fritze! Du theilst mit uns jede Gefahr, und wir sterben gerne für Dich. Es lebe unser König!“

**stern und traurigen Bildern abzukommen, durch welche endlich selbst Demokrit melancholisch und hypochondrisch werden müßte, studiere** ich, oder mache schlechte Verse. So lange diese Beschäftigung dauert, bin ich glücklich, sie täuscht mich über meine gegenwärtige Lage und verschafft mir das, was die Aerzte lucida intervalla nennen; aber kaum ist der Zauber geschwunden, so versinke ich wieder in meine finstern Träumereien und das Leiden, das nur gehemmt war, wird stärker und mächtiger. — Vergessen Sie einen armen Philosophen nicht, der vielleicht, um für seinen Unglauben zu büssen, dazu verdammt ist, sein Fegefeuer in dieser Welt zu finden." Den 2. April an denselben: „Philosophie und Erfahrung haben meine natürliche Lebhaftigkeit bezähmt und mich belehrt, den Ausgang mit Geduld zu erwarten; ein Christ würde sagen: mit Unterwerfung. — Wenn Sie unter ihren Bekannten einen Exorcisten haben, so schicken Sie mir denselben, damit er mich von dem bösen Dichterdämon befreie." Den 1. Mai an Voltaire: — „Ihren Herzog (Choiseul), Herr Graf! loben Sie meines Erachtens sehr übel, wenn Sie versichern, er mache Verse wie ich. Ich habe Geschmack genug, um zu fühlen, daß die meinigen nicht viel nütze sind. Sie würden ihn besser loben, wenn Sie mich (was allerdings schwer ist) überzeugen könnten, dieser Herzog sei nicht vom österreichischen Dämon besessen. — Wir, der König von England und ich, werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als er in Paris und ich in Wien. Schreiben Sie das ihrem kleinen Herzoge; er kann ein artiges Epigramm darüber machen." Den 12. Mai an denselben: „Ich habe mehrere neu erschienene Bücher gelesen, und habe die Zeit bedauert, die ich darauf verwendete. Ich finde nichts Gutes darunter, außer ein neues Werk von d'Alembert, besonders seine Elémens de philosophie und seine encyklopädische Abhandlung. Die übrigen Bücher, die mir in die Hände fielen, sind kaum des Verbrennens werth." Den 1. Juni an d'Argens: „Der Brief der Pompadour ist nicht schuld an der Fortdauer des Krieges; sie ahnet nicht, daß er von mir herrührt, und in Paris hat mich kein Mensch darüber in Verdacht; es gibt andere Ursachen, die allzulang und weitläufig sind." Den 24. Juni an denselben: „Alles, was Sie mir sagen, wird mich nie überreden, daß meine Lage gut sei. Das Glück ist gegen mich. Ich bin über die Elbe gegangen, wollte vorgestern Lascy angreifen, aber er zog sich zu rechter Zeit zurück &c." An Voltaire unter demselben Datum: „— Was soll das friedliebende Wesen, das Ihr Herzog gegen mich affektirt? Sie setzen hinzu, er könne

Digitized by Google

**nicht nach seiner Denkungsart handeln. Was kümmert mich aber diese Denkart, wenn er nicht freie Hand hat, ihr gemäß zu handeln?**—" Ueber die Schlacht bei Liegnitz schreibt er an d'Argens den 27. August: Ehedem hätte das Treffen vom 15. viel entschieden, jetzt ist es nur eine kleine Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen, dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns glücklich ist. Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an dieser Begebenheit nehmen. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie sicherlich, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten, die ich voraussehe, zu besiegen. Ich werde gewiß meine Pflicht thun, aber bedenken Sie stets, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genöthigt bin, bei meinen Planen dem Zufall viel zu überlassen, da mir die Mittel fehlen, sie selbstständiger zu machen. Ich soll herkulische Arbeiten in einem Alter endigen, wo die Kräfte mich verlassen, und die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt; und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir anfängt zu fehlen. — Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Karthäusers. Meine Angelegenheiten beschäftigen meinen Geist nicht wenig; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mir Trost gewähren, wie einst jenem großen Consul, dem Vater seines Vaterlandes und der Beredtsamkeit." Merkwürdig ist der Brief vom 8. Oktober, also vor der Schlacht bei Torgau: „Ich betrachte den Tod wie ein Stoicker; ich werde den Augenblick nie sehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte; keine Beweggründe, keine Beredtsamkeit können mich dahin bringen, daß ich meine Schande unterzeichne. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß erscheinen sollte, meinem Unglücke ein Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre gestaltet, welches alle meine Schritte leitet und immer leiten wird. Meine Jugend opferte ich dem Vater, mein reiferes Alter dem Vaterlande; ich glaube nun mit Recht über mein Alter verfügen zu dürfen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es nochmals, nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge Alles zu wagen, und die verzweifeltsten Dinge zu ver-

suchen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden. Ich habe einige Betrachtungen über die militärischen Talente Karls XII. angestellt, habe aber nicht untersucht, ob er sich hätte tödten sollen. Nach der Eroberung von Stralsund hätte er meines Erachtens klug gehandelt, wenn er aufgebrochen wäre. Mag er aber gethan oder gelassen haben, was er will, sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es gibt Leute, die sich unter das Geschick beugen; ich bin nicht dazu geboren. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Was man davon sagen wird, ist mir gleichgültig, und ich kann Sie versichern, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich VI. war ein jüngerer Sohn von gutem Hause, der sein Glück machte; der hatte wohl nicht Ursache, sich selbst zu morden. Ludwig XIV. war ein großer König, er hatte große Hilfsquellen, und zog sich aus der Verlegenheit. Doch ich — ich bin ihm an Macht nicht gleich, aber die Ehre ist mir theurer als ihm, und wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich richte mich nach Niemanden. — Seit Erschaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre. Diese Angabe scheint mir viel geringer, als die Dauer des Weltalls. Das Brandenburgische Land hat seit dieser Zeit bestanden, ehe ich auf der Welt war, so wird es auch noch da sein, wenn ich schon todt bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und es werden sich stets Minister oder Regenten finden, die das Volk beherrschen. Etwas mehr Thorheit oder Weisheit, das läuft ziemlich auf eins hinaus. Die Nüancen sind so klein, daß das Volk, im Ganzen genommen, sie kaum bemerkt. — Wiederholen Sie mir also, lieber Marquis, das alte Hofgeschwätz nicht länger, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich die Vorurtheile der Eigenliebe und der Eitelkeit blenden, oder mich auch nur zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnungen bewegen können. — Wie, ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen voll von Verdruß und Schmach, voller Betrübniß über vergangenes Glück und voller Beleidigungen? Nein Marquis!

„Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst gebricht,
Dann ist das Leben Schimpf und Sterben wird uns Pflicht *).

Streifen wir bei diesem Briefe, der neben sonderbaren Philosophemen viel dichterischen Schmuck der Rede enthält, das äußere Ge-

---

*) Aus Voltaire's Mérope:
„Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir;
La vie est un approbre, et la mort est un devoir.“

wand ab, so bleibt uns als das Wesentliche, daß Friedrichs Lage mißlich, sein Muth aber ungebeugt war. Diese Stimmung drückt sich fort und fort in seinen Briefen aus. So nach der Schlacht bei Torgau den 5. November ebenfalls an d'Argens: „Ich bin von einem Schusse oben an der Brust gestreift worden, es ist aber nur eine Contusion, ein wenig Schmerz ohne Gefahr. — Ich werde diesen Feldzug so gut als möglich endigen, das ist Alles, was man von mir fordern kann. Uebrigens bleibt meine Art zu denken, so wie ich sie Ihnen vor acht Tagen zu erkennen gab.“ — Mit schönem Porzellan aus dem von ihm besetzt gehaltenen Meißen, beschenkte er während des Winters seine Freunde und Bekannte, und mit Hinweisung auf seinen gänzlichen Mangel an den nöthigen Hilfsquellen schrieb er an die, von ihm kindlich verehrte, Gräfin v. Camas: „Ich bin nur noch an dieser zerbrechlichen Materie reich und ich hoffe, daß diejenigen, welche es empfangen, es für gutes Geld annehmen. Es bleibt mir bloß noch die Ehre, der Rock, der Degen und Porcellan.“ —

In der That schienen auch die Hilfsquellen Friedrichs nach und nach gänzlich versiegen zu müssen. Denn lag in seinem eigenen Lande der Ackerbau darnieder, weil der größte Theil der jungen Mannschaft statt des Spatens die Muskete führte, so war dieses Land noch überdieß durch die Züge der Feinde verwüstet. Die immerwährend steigende Verringerung der Münzsorten bot nur ein geringes Mittel und ließ immer mehr für die Zukunft fürchten. Alle gegen Friedrich kriegführenden Mächte (außer der König von Polen) hatten große Länder, die nie in diesem Kriege der Tummelplatz des Kampfes waren, sie mochten also immer mit erneuter Kraft auftreten, während „die Preußen genöthigt waren, jedes Jahr wieder mit den nämlichen Truppen gegen die Russen, Schweden, Oesterreicher und Franzosen aufzutreten.“ Friedrich gebrauchte also alle möglichen Mittel, um aus den Ländern seiner Feinde, namentlich aus Sachsen Geld und Mannschaft zu erwerben, und lockte sein Heldenmuth manchen kampfeslustigen Jüngling unter seine Fahnen, so wurden auch andere Maßregeln, deren Charakter nicht selten Härte war, zu diesem Zwecke angewendet. So verlor das preußische Heer, wie es bereits den alten Kern eingebüßt hatte, nach und nach auch immer mehr an seiner, durch die Disciplin gehobenen, moralischen Kraft, die, vereint mit der äußerlichen Schwäche, im folgenden Feldzuge wenig hervorragende Thaten erzeugen ließ.

Die Sehnsucht nach Frieden, die in Friedrichs Briefen an seine

Digitized by Google

Freunde ausgedrückt ist, äußerte sich also auch deutlich in den allerwärts gepflogenen Unterhandlungen. Auch die übrigen Mächte schienen zum Frieden geneigt. In Frankreich war die Stimme des Volkes allgemein für den Frieden. Friedrich sucht dieses Verlangen ebenfalls, wie die Freude über das Bündniß mit Oesterreich als Modesucht darzustellen, und da er, wie sein Freund Voltaire, das Volk im Allgemeinen meist mit dem Pöbel verwechselte, so sagt er hier: „Das Volk, dieses Thier mit vielen Zungen und wenig Augen, klagte über den Krieg, dessen Last es trug, und welchen man für das Haus Oesterreich, den Erbfeind Frankreichs führte. Eine ehrwürdige Stimme, die Stimme der Vernünftigen erhob sich gleichfalls gegen den Krieg, welcher das Königreich zu Grunde richte, um einen ausgesöhnten Feind zu erheben, und diese Stimme begann das Uebergewicht zu erhalten. Allein der Hof hatte seine besonderen Absichten. „Nichts desto weniger gingen auch von hier aus Friedensvorschläge. Georg II., König von Großbritannien war im Oktober 1760 gestorben, und sein kaum volljähriger Enkel, Georg III. hatte (den 25. Oktober) den Thron bestiegen. Als dieser in seiner ersten Palamentsrede versprach, die Verbindung mit Friedrich zu erfüllen, erregte er dadurch allgemeinen Enthusiasmus, so daß das Parlament in der Dankadresse antwortete: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern. — Von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hilfsgelder zu seiner Unterstützung.“ So lange also Pitt die Staatsangelegenheiten leitete, verstand er den Krieg so zu lenken, daß ihn die Engländer als eine Handels- und National-Angelegenheit ansehen mußten, und es verloren die Franzosen ihren Handel, ihre Seemacht und ihre Kolonien, indeß der Krieg in Deutschland noch ungeheure Summen kostete. Choiseul wünschte daher zuerst einen Separatfrieden mit England zu schließen, aber Pitt verweigerte dieß standhaft. Choiseul wandte sich daher an Karl III. von Spanien, der mit dem Hofe zu St. James in Zwistigkeiten war, und zwischen den Höfen von Versailles und Madrid kam den 15. August 1761 endlich jener bekannte „Familienpakt“ zu Stande, der, da er England verderblich zu werden drohte, später nicht wenig zur Verdrängung Pitts aus dem Ministerium beitrug. Die Hauptartikel dieses Familienpakts waren: „Daß die beiden Zweige des Hauses Bourbon künftig wie einer sollten betrachtet werden; daß die Unterthanen beider Kronen gegenseitig dieselben Vortheile genießen

Digitized by Google

sollten, daß beide Länder gleichen Krieg und Frieden, gleichen Erwerb und Verlust haben sollten, und daß an die Stelle eines durch Hof= oder National=Interessen geschlossenen Bündnisses hier eines in's Leben treten sollte, das nichts als Verwandtschaft zu seiner Grundbedingung hatte.“ Dieses in der That merkwürdige Bündniß hatte beide Höfe eng verbunden, trug aber, so lange Pitt (der durch den preußischen Gesandten in Spanien eine Kopie dieses Traktats erhalten hatte) an der Spitze der Staatsangelegenheiten in England stand, nur zum Verderben Spaniens bei. — Aus diesen politischen Complicationen entspann sich im Verlaufe der Zeit manches bedeutungsvolle Phänomen.

Indeß wurden zu Anfang dieses Jahres noch Friedensversuche aller Art gemacht, und wieder war ein Kongreß zu Augsburg beabsichtigt worden. Pitt hatte, in Beziehung auf einen Separatfrieden mit Frankreich, sich vorbehalten: „Daß die Franzosen verbunden sein sollten, die preußischen Provinzen, deren sie sich während des Krieges bemächtigt hätten, herauszugeben, und daß England durch Subsidien und Hilfstruppen den König von Preußen noch ferner unterstützen könne, und ihm darin Beistand zu leisten, von seinen noch übrigen Feinden einen annehmbaren Frieden zu erhalten.“ Der beabsichtigte Kongreß kam übrigens aus dem Grunde nicht zu Stande, weil man von Seiten Preußens und Großbritanniens dahin übereingekommen war, „daß kein Gesandter des Kaisers zu diesem Kongreß Zutritt erhalten könne, weil man mit der Königin von Ungarn und Böhmen, nicht aber mit dem Oberhaupt des deutschen Reiches Krieg geführt habe.“ Da man österreichischer Seits diesen Grundsatz nicht anerkennen wollte, so zerschlug sich über diesen Streit die Ausführung des Planes, einen Kongreß in Augsburg zu veranstalten. —

Auch bei der hohen Pforte hatte Friedrich seine Versuche erneuert, um seinen Feinden eine Diversion im Rücken zu erregen. Man konnte indeß nur ein Bündniß abschließen, das die gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen enthielt, und man behielt sich türkischer und preussischer Seits vor, diese Vereinigung enger zu schließen. Friedrich ließ jedoch übertriebene Gerüchte über ein angeblich mit der Pforte geschlossenes Angriffs= und Vertheidigungsbündniß aussprengen; denn dadurch vermochte er sowohl die Höfe von Wien und Petersburg zu beunruhigen, als auch den Muth seines Volkes und namentlich seiner Truppen zu heben, die jetzt wieder zu neuem, ungleichem Kampfe ausziehen sollten.

# Feldzug vom Jahre 1761.

Ferdinand von Braunschweig hatte schon wieder in der Mitte Februars dieses Jahres den Feldzug eröffnet, indem er, in vier Kolonnen aufbrechend, in Hessen einfiel, und die in ihren Winterquartieren überraschten Franzosen zurückdrängte. Bei Langensalza kam es den 15. Februar zur Schlacht, in welcher die Franzosen und ihre Verbündeten, die Sachsen geschlagen werden. Ferdinand drang nun vor, um Kassel den Franzosen zu entreißen. Er belagerte diese mit Allem wohlversehene Stadt, und postirte zugleich seine Armee so, daß er auch Marburg und Ziegenhain blokirte. Den 1. März wurden die Laufgräben eröffnet, aber vergebens setzte man die Belagerung während des ganzen Monates fort. Der Marschall Broglie hatte seine ganze Armee am Niederrheine zusammengezogen, er rückte vor, griff den 21. März bei Stangerode den Erbprinzen an und besiegte denselben. Die Belagerung von Ziegenhain und Marburg wurde sogleich und endlich auch die Belagerung von Kassel aufgehoben. Alle früher gewonnenen Vortheile mußten wieder preisgegeben werden, und beide kriegführende Theile zogen sich nun wieder in die Winterquartiere zurück. — Als man hierauf erst gegen die Mitte des Sommers wieder zu Felde zog, gewann zwar Ferdinand den 15. Juli wieder ein Treffen über die Franzosen bei dem Lippe'schen Dorfe Vellinghausen, aber seine Stellung, gegenüber einem doppelt so starken Feinde, ließ ihn keine Vortheile von diesem Siege gewinnen. Das so überlegene französische Heer machte verschiedene Züge, und es geschah auch in diesem Jahre auf dieser Seite keine entscheidende That.

Friedrich hatte dem Prinzen Heinrich die Vertheidigung Sachsens übertragen, zugleich sollte er den Feldmarschall Daun beobachten; der General Golz wurde mit 12,000 Mann bei Glogau aufgestellt, um die anrückenden Russen zu beobachten, und der Prinz von Würtemberg wurde beordert, ein Lager bei Kolberg zu beziehen, welches man mit möglichster Kunst und mit dem größten Fleiße verschanzte. Der König selbst hatte die Vertheidigung Schlesiens gegen Laudon, der nun endlich den Oberbefehl über ein 60,000 Mann starkes Heer erhalten hatte, übernommen. Kaunitz wollte in diesem Jahre die Eroberung Schlesiens endlich vollendet sehen, und er wußet trotz dem

Widerstreben Maria Theresia's, doch durchzusetzen, daß Laudon zu diesem Zwecke zum selbstständigen Oberbefehlshaber über ein Heer erhoben wurde *). Als er daher schon im April in Schlesien einfiel, wendete sich Friedrich dorthin, und nöthigte ihn zum Rückzuge, so daß er in der Gegend von Braunau ein Lager bezog und sich daselbst verschanzte. Friedrich nahm seine Stellung bei Kunzendorf und strebte hernach dahin, die Vereinigung Laudons mit den Russen zu verhindern. Denn von den vereinzelten Russen hatte er, obgleich ihre Anstalten ganz zu seinem Untergange gemacht schienen, dennoch weniger zu fürchten, da er sowohl durch den General Tottleben als auch durch den Großfürsten Peter von den Planen und Gesinnungen der österreichischen Generale benachrichtigt wurde. „Der König faßte den Entschluß, den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu darböte; gegen die Russen aber wollte er sich blos vertheidigungsweise halten, weil, wenn er einen Sieg über die Oesterreicher erfocht, die Russen sich von selbst zurückziehen würden; wenn er aber einen solchen Vortheil über die Russen davon trüge, dieß Laudon nicht abhalten würde, die Kriegsoperationen seines Feldzuges fortzusetzen. Die Oesterreicher — fährt der König fort — sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen, während nur zufällige Umstände die Russen zu Feinden der Preußen gemacht haben, und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vorfall in ihrer Regierungsverfassung sie wieder zu Freunden oder gar zu Bundesgenossen machen konnte. Und um ganz aufrichtig zu sein, wollen wir zu dieser Bemerkung noch hinzufügen, daß die preußische Armee keineswegs in der Verfassung war, daß sie sich immerfort schlagen konnte, und daß der König sich hienach genöthigt sah, die Kräfte seiner Truppen für die wichtigsten und entscheidendsten Momente aufzusparen."

Es gelang dem Könige indeß nicht — da ihm auch hierzu die nöthigen Hilfsmittel fehlten — den Uebergang der Russen über die Oder noch länger zu hindern. Butturlin, der neue Anführer derselben, ging den

*) Als Philipp von Macedonien Stagyra belagerte, suchte ein Bogenschütze Dienste bei ihm; Philipp wies ihn ab. Ergrimmt darüber, ging dieser nun in die Feste und schoß eines Tages mit einem Pfeile, auf den er die Worte geschrieben hatte: „In Philipps Auge," dem Könige ein Aug' aus. — Diese Sache scheint sich in anderer Weise zwischen Friedrich und Laudon wiederholt zu haben. Laudon suchte bei Friedrich Dienste. Dieser wies ihn, wie man sagt, seines häßlichen Aeußern wegen, von sich. Nun ging er zu den Oesterreichern und ward Friedrichs gefährlichster Gegner.

Digitized by Google

12. August bei Leibus über den Fluß. Laudon mußte, da die Russen auf eine andere Weise weiter vorzurücken sich weigerten, seine gutgewählte Stellung bei Striegau verlassen, um durch ein weiteres Vorrücken, den Russen die Hand zu bieten; erst den 18. vereinigten sich beide Heere. Friedrich sah sich nun zu einer, von ihm während des ganzen Krieges nicht gebrauchten Weise seiner Operationen veranlaßt; er, der sonst immer in freiem Felde zum Angriffe bereit war, während sein Feind sich sorgsam verschanzte; er sah nun die Rollen gewechselt. In der Gegend von Bunzelwitz hatte er eine Stellung genommen, von welcher aus er die Belagerung von Schweidnitz hindern und Breslau gegen etwaige Angriffe der Russen schützen konnte. Während die Feinde, in ihren Planen uneinig, es versäumten, rasch auf ihn loszugehen und ihn völlig zu schlagen, verschanzte Friedrich mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit sein Lager, und machte es einer Festung beinahe vollkommen ähnlich. Der unternehmende, thatendurstige Laudon konnte sich wieder in dem Angriffsplane gegen den vielfach bedrängten Friedrich mit Butturlin nicht vereinigen. So blieb man mehrere Tage ruhig einander gegenüber stehen, bis den 10. September sich endlich sogar Butturlin gegen Jauer zurückzog, weil die Oesterreicher ihm nicht Brod und Fleisch genug geben konnten. Czernicze ff blieb mit 20,000 Mann bei den Oesterreichern zurück. Auch Laudon wollte es nun nicht mehr wagen, ferner in der Ebene zu bleiben; er zog sich in das Gebirge zurück und nahm sein altes Lager bei Kunzendorf. — So war Friedrich aus dem berühmten Hungerlager bei Bunzelwitz erlöst, wo man, neben Entbehrungen aller Art, vielfache Strapazen hatte ausstehen müssen, denn jedesmal Nachts wurden alle Zelte abgebrochen und das ganze Heer stand zur Schlacht bereit, da man nur zu dieser Zeit einen Angriff erwarten konnte.

Der Rückzug Butturlins nach Polen wurde auch dadurch beschleunigt, daß Friedrich den General Platen mit 3000 Mann in den Rükken der Russen geschickt hatte. Diesem gelang es, einen feindlichen Transport von 5000 Wagen aufzuheben und mehrere, in Polen angelegte russischen Magazine zu zerstören. Butturlin zog sich hierauf schnell über die Oder zurück, und Platen ging von Posen nach Pommern, um zu dem Prinzen von Würtemberg zu stoßen, der bei Kolberg stand.

Laudon hielt sich ruhig in seinem festen Lager, Friedrich aber suchte demselben eine Schlacht zu liefern, um ihn alsdann nach Böhmen zurückzutreiben. In dieser Absicht und um die Magazine zu Neiße zu decken, brach Friedrich gegen Ende Septembers von Bunzelwitz auf

und zog nach Münsterberg. Er gedachte dadurch Laudon aus seiner festen Stellung in's Freie zu locken. Als aber Laudon hiedurch die Preußen zwei Tagemärsche von Schweidnitz entfernt sah, ergriff er, anstatt Friedrich zu folgen, diese Gelegenheit, sich durch Ueberrumpelung der Festung Schweidnitz zu bemächtigen, und in rascher That gelang ihm dieß den 1. Oktober. — Ohne die gewöhnliche vorherige Anfrage bei dem Hofkriegsrathe in Wien hatte er diese That vollbracht, überzeugt, daß sie nur durch Schnelligkeit zu vollführen sei, und daß man, wenn auch mit Widerwillen, doch das Erfolgreiche derselben werde erkennen müssen, da hiedurch die Angelegenheiten des Königs nothwendig sich beträchtlich verschlimmerten. Und wirklich traf dieses auch ein, denn die Lage desselben ward jetzt so beengt, daß er selbst gesteht, daß ihm seine Hilfsmittel nicht mehr gestatteten, „als für den übrigen Feldzug so viele Festungen und so viel Land als man könnte, gegen die Uebermacht der Feinde zu behaupten.“ Er bezog hierauf ein Lager bei Strehlen, wo man die Truppen in die Stadt und die nahe gelegenen Dörfer verlegte *). Laudon blieb in seinem Lager bei Kunzendorf, bis er endlich von Wien den Befehl erhielt, für dieses Jahr sich des weiteren Angriffskrieges zu enthalten. So fiel keine erwähnenswerthe Unternehmung mehr vor, bis man endlich beiderseits die Winterquartiere bezog.

In Pommern wären auch in diesem Jahre die Schweden wieder leicht im Zaum zu halten gewesen, und Friedrich sagt mit Recht: „wenn man die Thaten ihres Generals Ehrensward beschreibe, der sich immer schlage und nie an einer Stelle weile, so käme es einem vor, als erzähle man die Geschichte des Amadis.“ Aber die Russen unter Romanzoff hatten Kolberg zu Wasser und zu Lande belagert. Die Stadt und der vor derselben in einem verschanzten Lager stehende Prinz von Würtemberg kamen in harte Bedrängniß. Zu spät sendete Friedrich Hilfe. Mangel an Lebensmitteln und Munition hatte den

*) In diesem Lager war es auch, wo Friedrich Verrath drohte, indem man ihn hier aufheben wollte. Ein Baron von Warkotsch (alle Schriftsteller, die diese Sache erzählen, heben, ähnlich den Reisepässen, in manchen der heutigen deutschen Länder, hervor, daß besagter Baron „lutherischen Glaubens“ war, was wohl hier ganz gleichgültig ist) hatte hiezu den Plan entworfen, wurde aber durch seinen Reitknecht glücklicherweise verrathen. Die Schuldigen flüchteten sich und wurden dazu verurtheilt in effigie gehangen zu werden. Als man Friedrich dieses Urtheil zur Unterschrift vorlegte, sagte er: „Das mag immer geschehen, denn die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen, als die Originale selbst.“

28

Prinzen von Würtemberg genöthigt, sich zurückzuziehen, und die Stadt mußte sich, von Plagen aller Art heimgesucht, nach zehnmaliger Aufforderung endlich den 16. December ergeben. — In Sachsen war während dieses Jahres zwischen Daun und dem Prinzen Heinrich nichts von Bedeutung vorgefallen, außer etwa, daß letzterer aus dem Gebirge verdrängt worden war.

„Aus den Begebenheiten dieses Feldzuges haben wir ersehen, daß Prinz Ferdinand von Braunschweig der einzige unter den Bundesgenossen war, der denselben ohne Verlust endigte. Die Preußen waren aller Orten, wo sie Krieg geführt, unglücklich gewesen. Prinz Heinrich hatte alle sächsischen Gebirge verloren, und war in der, von ihm noch behaupteten Gegend, so eingeengt, daß er kaum den täglichen Lebensbedarf aus derselben ziehen konnte. Die Ueberlegenheit der Feinde hatte sie in den Stand gesetzt, die vortheilhaftesten Plätze zu besetzen, und für den Winter und für den nächsten Feldzug stand mit Grund alles Mögliche zu befürchten. So mißlich jedoch die Lage des Prinzen auch war, so war sie doch auf keine Weise mit der der königlichen Armee zu vergleichen. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der schlesischen Gebirge und der Hälfte des Landes nach sich. Der König hatte bloß noch festen Fuß in Glogau, Breslau, Brieg, Neiße und Kosel, zwar behauptete er noch den Oderstrom und die jenseits liegenden Fürstenthümer; aber die Russen hatten diese im Anfange des Feldzuges verheert, so daß man keine Lebensmittel daraus ziehen konnte; aus Polen konnte man ebenfalls dieselben nicht ziehen, weil 15,000 Russen längs der Grenze einen Kordon gezogen hatten, und jedes Durchdringen verhinderten. Die Armee war genöthigt, ihre Vorderseite gegen die Oesterreicher und ihren Rücken gegen die Russen zu vertheidigen. Die Verbindung zwischen Berlin und Breslau war sehr dem Zufalle unterworfen. Was aber diese Lage vollends verzweifelt machte, war der Verlust von Kolberg. Nichts hinderte nun die Russen, mit dem Beginne des Frühlings Stettin zu belagern, oder sich gar Berlins und des ganzen Kurfürstenthums Brandenburg zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur noch 30,000 Mann. Prinz Heinrich hatte keine weit größere Anzahl; und die Truppen, welche in Pommern gegen die Russen gedient hatten, waren so zusammengeschmolzen, daß kaum noch der Grundstock übrig geblieben war. Der größte Theil der Provinzen war erobert oder verheert; es war nicht abzusehen, wo man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und Geschirr bekommen, wo man Lebensmittel finden sollte, noch wie man der Armee mit Sicherheit die Kriegsbedürfnisse schaffen könnte. —

Wir werden indeß sehen, daß der Staat, welcher schon ganz verloren schien, es doch nicht war; daß man durch Betriebsamkeit (industrie) die Armee wieder herstellte, und daß eine glückliche Begebenheit allen den vielfach erlittenen Verlust wieder ersetzte. Dieß kann zum Beispiel und zum Beweise dienen, wie oft der Schein täuscht, und wie bei den großen Ereignissen nur Beharrlichkeit nöthig ist, um die Menschen über alle Noth und alle drohenden Gefahren zu erheben."

Dieser ihm in so hohem Grade eigenen Beharrlichkeit, bedurfte Friedrich in seiner Lage allerdings, zumal da noch ein neuer Unfall sie verschlimmerte. Lord Bute, unter dessen Leitung Georg III., als Prinz von Wallis gänzlich gestanden, suchte nun auch in das Ministerium zu kommen, und daselbst den ersten Einfluß zu üben. So lange der Krieg dauerte, konnte dieß nicht geschehen. Alle Mittel wurden daher versucht, um die Stimme des Volks zu gewinnen, und Pitt aus dem Ministerium zu verdrängen. Bute ward daher zuerst Mitglied des Ministeriums, und als Pitt den Spaniern den Krieg erklären wollte, widersetzte man sich demselben. Pitt reichte nun seine Entlassung ein. Hierauf änderte man das ganze Ministerium und Bute ward gegen die Stimme des Volkes an die Spitze desselben gestellt. Der 5. Oktober 1761 ist als der Tag, wo Pitt aus dem Ministerium trat, einer der merkwürdigsten Tage in der neueren Geschichte. Ungeachtet nemlich die Engländer, auch nachdem die Spanier den Krieg erklärt hatten, große Vortheile zur See und über die spanischen Besitzungen in Amerika erhielten, so war doch die Neigung des Volkes für den König verloren, da die Meinung allgemein herrschend wurde, daß die Minister, unter dem Einflusse des königlichen Günstlings, Lord Bute, Maßregeln ergriffen, welche dem National-Interesse entgegen wären, und diese Bewegung dauerte noch lange fort, bis sie endlich, mit andern Bewegungen in Berührung kommend, dem ganzen Staatsverhältnisse eine andere Gestalt gab. — Der erste Schritt des neuen Ministeriums war nun die Einleitung zu Unterhandlungen mit Frankreich, und die Verweigerung der Subsidien an Preußen. Die Verlegenheit des Königs steigerte sich so auf's Höchste. Zwar eröffnete sich ihm eine neue Hoffnung, indem in dem Lager zu Strehlen eine Gesandtschaft des Tartar-Chans angekommen war, die dem Könige ein Bündniß und gegen Subsidien 16,000 Mann Hilfstruppen antrug. Friedrich ging auf den Antrag ein, und schickte gleichfalls einen Gesandten nach Baktschcharai, der das Bündniß in der Art zu Stande brachte, daß der Chan sich anheischig machte, im nächsten Frühjahr 40,000 Mann

nach Ungarn oder Rußland marschieren zu lassen. — Auch zeigte sich wieder Hoffnung, daß die Türken sich doch endlich entschließen würden, gegen Oesterreich den Krieg zu erklären. Doch von einer ganz andern Seite sollte dem Könige Hilfe werden.

Den 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland und Peter III., Friedrichs enthusiastischer Freund, bestieg den Thron. „Woran hängen doch alle Ereignisse und alle Entwürfe der Menschen? Siehe da! die Kaiserin von Rußland stirbt und ihr Tod täuscht alle Staatskünstler Europa's; eine zahllose Menge sorgfältig geordneter und mühsam verketteter Plane ist zerstört.“ Alsbald nach diesem Ereignisse schickte Friedrich seinen Gesandten nach Petersburg, und bei so freundschaftlichen Gesinnungen kam bald ein Friede zu Stande, in welchem Peter die von ihm besetzt gehaltene und von den übrigen Großmächten garantirte Provinz Preußen, ohne Entschädigung zu fordern, wieder herausgab. Noch in der Erinnerung an die Zuneigung dieses jungen Fürsten, dem er und sein Staat so viel verdankte, sagte Friedrich: „Ein so edles, so großmüthiges und so seltenes Benehmen muß nicht bloß der Nachwelt überliefert werden; nein! mit goldenen Buchstaben sollte es in den Kabinetten aller Könige angezeichnet stehen.“ — Auch Schweden folgte bald dem Beispiele Rußlands. Den 7. April wurde Waffenstillstand und den 22. Mai ein Friede mit Preußen geschlossen, nach welchem der Zustand der Dinge so, wie er vor dem Kriege gewesen war, wieder hergestellt wurde, ohne daß von einer Seite auf Entschädigung angetragen wurde. — Den 5. Mai kam indeß noch ein engeres Bündniß zwischen Rußland und Preußen zu Stande, dessen Folgen sich bald darin zeigten, daß der russische General Czerniczeff, der sich von Laudon getrennt und nach Polen hin in Bewegung gesetzt hatte, bald den Befehl erhielt, zum preußischen Heere zu stoßen. — Auch der Chan der Tartaren und die hohe Pforte schienen für das russisch-preussische Bündniß gegen Oesterreich gewonnen, und vertrauensvoll durfte Friedrich in die Zukunft schauen, wo er den Lohn seiner Standhaftigkeit ernten sollte.

In Oesterreich dagegen erschlaffte allmählig, wegen der neu eingetretenen Verhältnisse, sowohl die Begeisterung als auch die äußere Kraft für diesen Krieg. In der festen Ueberzeugung, daß die Macht des Königs von Preußen völlig gebrochen sei, hatte man im December, also kurz vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth 20,000 Mann aus dem Heere entlassen, und eine ansteckende Krankheit raffte unter den Truppen Laudons eine große Anzahl dahin. Das österreichische

Heer in Schlesien betrug nun nur noch 70,000 Mann, an dessen Spitze man statt des thatkräftigen Laudon wiederum den vorsichtigen Daun gestellt hatte. — Friedrichs Heer dagegen wuchs tagtäglich, aus Pommern und Preußen konnte er seit dem Frieden mit Rußland wieder Rekruten ziehen, und den Prinzen von Würtemberg aus Mecklenburg zu seinem Heere stoßen lassen. So brachte er sein Heer in Schlesien bis auf 66,000 Mann, und 20,000 Russen unter Czerniczeff standen zu erwarten.

---

## Feldzug vom Jahre 1762.

Die Einnahme von Schweidnitz und von Dresden waren die Hauptzwecke, die sich Friedrich für diesen Feldzug zunächst gesetzt hatte. Die vielen Unterhandlungen hatten indeß in diesem Jahre die Eröffnung des Feldzuges verzögert, auch wollte man die Ankunft der Russen unter Czerniczeff abwarten, welche gegen Ende Juni's erfolgte. Vergebens versuchte Friedrich durch Streifzüge die Oesterreicher nach Böhmen zurückzudrängen, um sofort die Belagerung von Schweidnitz beginnen zu können. Daun bezog hinter Schweidnitz eine Stellung auf den Höhen bei Ober=Bögendorf und Polsnitz, Friedrich wiederum die Stellung von Bunzelwitz. Alle Bemühungen waren vergebens, Daun aus seiner Stellung bei Dittmannsdorf, zu vertreiben und so Schweidnitz bloß zu geben. Friedrich faßte also den Entschluß, Daun auf seinen Bergen anzugreifen. Plötzlich aber schienen seine Plane völlig zerrüttet durch die Nachricht von dem Sturze seines Freundes Peters III. Den 18. Juli Nachmittags brachte ihm Czerniczeff die traurige Nachricht, daß Peter durch eine von seiner Gemahlin Katharina geleitete Verschwörung vom Throne gestürzt worden sei, und daß die neue Kaiserin — wahrscheinlich aus Furcht, Friedrich möchte die bei ihm stehenden Russen dem gefangenen Peter erhalten — den unverzüglichen Abmarsch derselben befohlen habe. Doch zagte Friedrich nicht. Er gewann es über Czerniczeff, daß er die erhaltene Nachricht noch als strenges Geheimniß bewahrte, und daß er, auf die Gefahr hin, sich bei seiner Kaiserin schwerer Verantwortlichkeit auszusetzen, gegen seinen Befehl noch drei Tage länger bei dem Könige verweilte.

„Diese drei Tage waren kostbar, man mußte sie nützen, um eine entscheidende That auszuführen. Die Anwesenheit der Russen hielt die Oesterreicher in Furcht, da ihnen die vorgefallene Veränderung noch unbekannt war. Man mußte entweder Schweidnitz wieder erobern, oder sich entschließen die Winterquartiere, wie im vorigen Jahre, nur längs der Oder zu nehmen. Wenn dieser Feldzug fruchtlos verstrich, so war die Anstrengung, die man bereits angewendet hatte, die Hälfte von Schlesien wieder zu erobern, unnütz gewesen, und aller Anschein zum Frieden wäre dadurch verschwunden. Diese Gründe bestimmten den König, auch Etwas dem Glücke anheim zu stellen, denn er handelte mit mehr Kühnheit und Verwegenheit, als er in günstigeren Umständen würde versucht haben.“ Die kühne That, zu der Friedrich die Umstände drängten, war der schleunige Angriff gegen die fast unangreifbaren Bergschanzen der Oesterreicher bei Burkersdorf und Leuthmansdorf. Die Russen rückten aus, und stellten sich seltsamerweise den Preußen gegenüber in Schlachtordnung; mehrere Scheinangriffe lenkten Dauns Augenmerk von dem Hauptpunkte des Angriffes ab, und so wurden den 21. Juli nach hartem Widerstande die Linien der Feinde durchbrochen und dieselben zum Rückzuge genöthigt. Alsbald verließ auch Czernizeff das preußische Heer, und zog sich nach Polen zurück. Friedrich ließ nun die Belagerung von Schweidnitz unternehmen, und man hat behauptet, daß er sich mehr in einer kunstgerechten Belagerungsweise als in einem rasch durchgeführten Unternehmen hiebei gefallen habe.

Auf Seite der Verbündeten war auch in diesem Jahre durch die an Macht überlegenen Franzosen wenig Erhebliches ausgeführt worden, denn zu den früheren hemmenden Ursachen war noch jetzt die zuversichtliche Aussicht auf den baldigen Abschluß eines definitiven Friedens zwischen England und Frankreich hinzugetreten. Im Ganzen sagt Friedrich von den Unternehmungen auf dem westlichen Schauplatze des Krieges: „Dieser Feldzug endete ruhmvoll für die Verbündeten. Friedrich hatte hier Gelegenheit gehabt, seine großen Talente zu bewähren und zu zeigen, daß ein guter Heerführer an der Spitze eines Heeres mehr vermag, als eine zahlreiche Menge Soldaten.“

Prinz Heinrich hatte in Sachsen den Oberbefehl nicht ohne Glück geführt. Ihm stand Serbelloni gegenüber, der auch Reichstruppen befehligte, der aber durch gemessene Befehle bloß darauf angewiesen war, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Prinz Heinrich hatte sich Gelegenheit verschafft, sich aus seinem engen Raum her=

auszuarbeiten, und sich im Erzgebirge auszubreiten; Seidlitz zwang seinerseits die Reichstruppen sich zurückzuziehen; und getrennt von der österreichischen Armee ein festes Lager bei Münchsberg zu beziehen. Prinz Heinrich wurde zwar den 27. Juni von Serbelloni angegriffen, aber ohne Erfolg. Dagegen ließ er jetzt durch Streifzüge Böhmen brandschatzen und gräßlich verwüsten. „So gering die Vortheile waren, welche die Preußen bis jetzt errungen hatten, so hatten sie deßhalb nichts desto minder den Wiener Hof aufgebracht, welcher, höchst unwillig über die in Böhmen geschehenen Einfälle, die ganze Schuld davon den Generalen zuschrieb. Die Kaiserin namentlich war darüber entrüstet, daß Serbelloni mit der zahlreichen Armee, die er befehligte, gar nichts ausführte. Man legte ihm zur Last, daß er weder Geschicklichkeit noch Wachsamkeit genug besessen habe, das Königreich Böhmen zu decken. Diese Unzufriedenheit veranlaßte seine Zurückberufung und der Hof ersetzte seine Stelle durch Haddik, der von dem Feldmarschall Daun vorgeschlagen worden war.“ Aber auch Haddik war durch seine Verhaltungsbefehle an jeder freien durch Zeit und Umstände gebotenen Thätigkeit verhindert. Es gelang ihm jedoch, die Preußen aus ihrer Stellung bei Freiberg nach Reichenbach zurückzudrängen.

Während dieser Vorfälle in Sachsen war der Feldzug in Schlesien mit Eroberung von Schweidnitz beendigt worden. Friedrich entsendete nun den General Wied mit einer Verstärkung nach Sachsen. Aber Prinz Heinrich setzte, unter Mitwirkung des Generals Seidlitz, noch vor Ankunft des Generals Wied durch eine kühne That seinen Kriegesthaten die Krone auf. Er und Seidlitz schlugen mit einer weit geringeren Zahl bei Freiberg die Reichstruppen völlig auf's Haupt. „Das Glück der Heere — wiederholt hier Friedrich — hängt mehr von der Geschicklichkeit des Befehlshabers als von der Truppenzahl ab. Es wäre überflüssig, hier der Lobredner des Prinzen zu sein, das schönste Lob, welches man demselben zollen kann, ist die Erzählung seiner Thaten. Sachkundige bemerken in denselben leicht jene Mischung von Vorsicht und Kühnheit, welche so selten und so wünschenswerth ist, und welche gerade den höchsten Grad der Vollkommenheit bildet, welche die Natur einem großen Kriegshelden zu geben vermag.“ Dieses überschwengliche Lob ist um so erklärlicher, da die Folgen dieser Thaten so bald ihre fruchtbringende Wendung zeigten.

Die Schlacht bei Freiberg (29. Oktober) ist die letzte im siebenjährigen Kriege. Die unmittelbar darauf erfolgten verheerenden

Streifzuge in Böhmen und Franken veranlaßten Oesterreich, vornemlich aber die Reichsstände zu einem schleunigen Abschlusse des Friedens. —

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick in das innere Geistesleben Friedrichs während dieser zwei letzten Jahre des Krieges. Den 1. April 1762 schreibt er an d'Argens: „— Sie lassen uns warten, lieber Marquis. Geduld! denn dieses Alles ist für mich eine Schuld der Geduld, in welcher meine Lebhaftigkeit erstorben ist. Ich tauge nur noch zum Vegetiren; das Oel meiner Lampe ist mit dem Dochte verzehrt, im höchsten Fall könnte ich noch Karthäuser werden. Sehen sie nun zu, was mit mir anzufangen ist, wenn der Friede je zu Stande kömmt; etwa Farben für die Marquise zu reiben oder Noten für ihre Gambe zu kopiren. Beruhigen Sie sich, seien Sie wegen meiner Gesundheit ohne Sorgen, und schreiben Sie mir alle Nachrichten, die Sie nur aufbringen können, besonders literarische." Den 8. April: „Jetzt lese ich Fleury's (Kirchen-) Geschichte noch einmal, da sie mir ganz wohl gefällt. Sie wird bis zum Juli reichen. Es ist das eine tüchtige Portion, die wohl auf einen halben Feldzug Nahrung gibt." Den 29sten: „Es ist sonderbar, daß Sie mit einer Arbeit über das Neue Testament beschäftigt sind, während ich die Kirchenväter zur Hand nehme. Welcher Dämon hat uns wohl dazu bewogen, welche Sympathie hat unser Geist, daß wir uns mit derselben Materie beschäftigen? Ich glaube, daß wir es selbst nicht wissen. Ich gestehe Ihnen, daß ich über die außerordentliche Verirrung des menschlichen Verstandes erstaune, so oft ich jene Zänkereien über Glaubenslehren und Geheimnisse lese." — Wir brauchen großes Glück, um Vortheile über unser Feinde zu gewinnen. Ich bitte den Himmel darum. Da ich aber keinen St. Simon, Stylites, keinen St. Antonius, keinen St. Johannes Chrysostomus, ja nicht einmal einen heiligen Fiaker habe, so zweifle ich, daß der Himmel das Gebet eines armen sehr wenig glaubigen und noch weniger erleuchteten Weltmenschen erhören wird. Sobald ich Ihnen etwas Gutes zu melden habe, sollen sie es alsbald erfahren. Indessen vertreibe ich mir die Zeit mit den Päpsten Nikolaus und Hadrian ꝛc." — „Ich habe von diesem unglücklichen Kriege nicht so vielen Nutzen gehabt als Sie. Er hat mich zu einem praktischen Philosophen gemacht, das Wenige, was ich wußte, habe ich vergessen und nichts weiter gelernt, als die Leiden, die ich nicht vermeiden konnte, mit Geduld zu ertragen." — „Ich für meine Person fühle, daß man nicht immer richtig und wahr sein kann, und gebe

mich daher weit mehr als je den Reizen der Dichtkunst und allen Theilen der Wissenschaft hin, die den Verstand schmücken und aufklären. Sie werden Kinderspiele meines Alters sein. — Ich bebetrachte — sei es nun, daß Alter und Vernunft daran schuld sind — alle Ereignisse des menschlichen Lebens weit gleichgiltiger als ehedem. Wenn etwas für das Wohl des Staates gethan werden muß, so thue ich es zwar noch mit einiger Lebhaftigkeit; aber, im Vertrauen gesagt, nicht mehr mit meinem heftigen Jugendfeuer, nicht mehr mit der Gluth, die mich ehemals belebte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden matt, und bald werden meine Zuhörer unwillig." Im Juli an denselben: „Die Revolution in Rußland fiel Ihnen mehr auf, als andere Ereignisse, von denen ich Zeuge war. Aber glauben Sie mir, ich habe während dieser sieben Feldzüge nichts gesehen, als zerstörte Hoffnungen, unerwartete Unglücksfälle, kurz, Alles was aus dem seltsamen Spiel und dem Eigensinne des Zufalls erfolgen kann. In einem Alter von 50 Jahren und bei solchen Erfahrungen hat man recht, wenn man nicht mehr der Spielball Fortuna's sein mag." — Den 6. September: „Sie sehen, welche Fortschritte ich mache, allein gewiß würde jeder andere, eben so gut wie ich, ein zweiter Mark Aurel geworden sein, wenn er sieben Feldzüge hindurch der Spielball des Zufalls und den überwiegenden Mächten die Zielscheibe des Spottes gewesen wäre. So ist man Philosoph, weil man muß, allein es ist immer gut, daß man es ist, und es ist im Ganzen gleichgiltig, auf welche Weise man es geworden ist." —

Die Unterhandlungen zu einem endlichen Friedensabschluß wurden nun immer zuverläßiger, und Friedrichs Ueberdruß an dem Kriege und seinem Mißmuthe, der sich oft zu einseitig in seinen vertraulichen Briefen ausspricht, schien nun bald ein Ziel gesetzt zu sein. Den 3. November waren zu Fontainebleau die Friedens-Präliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet worden. Die Reichsfürsten hatten sich entschieden für einen Frieden ausgesprochen. So blieben von allen Krieg führenden Parteien nur die Kaiserin und der König von Preußen auf dem Kampfplatze, gleichsam wie zwei Kämpfer, die in einem Kampfe auf Leben und Tod von ihren Sekundanten verlassen sind." Aber schon vorläufig waren in der Absicht, sich der Ruhe in den Winterquartieren zu versichern, Unterhandlungen wegen eines abzuschließenden Waffenstillstandes angeknüpft worden, und den 24. November kam derselbe zu Stande. Wenige Tage nachher kam der Geheimerath des Königs von Polen, Fretsch, bei dem

Könige von Preußen in Meißen an, um wegen des Friedens zu unterhandeln, dem sich keine Schwierigkeiten entgegenstellen konnten, da Friedrich auf Eroberungen keinen Anspruch machen konnte, und eine gleiche Gesinnung vom österreichischen Hofe erfuhr. Auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg kamen die Bevollmächtigten der drei Höfe zusammen, wo der Friede auf die einfache Bedingung hin abgeschlossen wurde, daß Alles wieder in den Zustand eintreten sollte, in dem es sich vor dem Kriege befunden hatte. Den 15. Februar 1763 wurde der Friedensvertrag unterzeichnet.

„So endigte dieser fürchterliche Krieg, der Europa zu verwüsten bedroht hatte, ohne daß eine Macht — Großbritannien ausgenommen — ihr Ländergebiet nur einigermaßen vergrößert hätte. Der Friede zwischen Frankreich und England ward nur wenige Tage früher als der Hubertsburger unterzeichnet. Frankreich verlor seine vornehmsten Besitzungen in Amerika. Die Engländer gaben ihnen Martinique, Guadalupe, das Fort Belleisle und Pondicherie zurück; und Frankreich gab den Engländern Minorka heraus. — Wir können nicht umhin, einige Betrachtungen über die so große Menge der erzählten Begebenheiten hinzuzufügen. Ist es nicht staunenswerth, daß so oft die scharfsichtigste menschliche Klugheit das Spiel unerwarteter Ereignisse oder zufälliger Umstände wird? Scheint es nicht, daß ein gewisses Etwas da sei, welches mit Verachtung der Entwürfe der Menschen spottet? Ist es nicht klar, daß beim Anfange dieser Begebenheiten jeder denkende Mensch sich in dem Urtheil täuschen mußte, welches er über die Entwicklung des Krieges aussprechen mochte? Wer konnte vorhersehen, oder sich nur denken, daß Preußen von der Macht Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des heiligen römischen Reichs angegriffen, diesem Bunde widerstehen und einen Krieg, wo Alles sein Verderben weissagte, beendigen würde, ohne eine seiner Besitzungen zu verlieren? Wer konnte ahnen, daß Frankreich mit seiner innern Stärke, mit seinen großen Bündnissen und Hilfsquellen, seine Besitzungen in Westindien verlieren und das Schlachtopfer dieses Krieges werden würde? Alle diese Thatsachen mußten im Jahre 1757 unglaublich scheinen. Wenn wir aber, nachdem nun die Dinge sich ereignet, die Ursachen prüfen, welche die Begebenheiten auf so unerwartete Weise gestalteten; so werden wir finden, daß folgende Umstände den Untergang Preußens hinderten. Zuerst der Mangel an Einigkeit und Uebereinstimmung zwischen den Mächten des großen Bundes; ihr verschiedenes Interesse, welches sie hinderte, sich über bestimmte Unternehmungen zu einigen; die geringe

Eintracht zwischen den russischen und österreichischen Generalen, wodurch sie furchtsam und bedächtig wurden, wenn die Umstände erheischten, mit Nachdruck zu verfahren, und Preußen (wie sie es hätten thun können) zu Grunde zu richten. Zweitens: Die überkluge Politik des Wiener Hofes, nach deren Grundsätzen man den Bundesgenossen die schwersten und gefahrvollsten Unternehmungen aufbürdete, um am Ende des Krieges die eigene Armee in besserer Verfassung und vollzähliger zu haben als die übrigen Mächte. Dieß war nicht selten Ursache, daß die österreichischen Generale aus übertriebener Vorsicht es verabsäumten, den Preußen den Gnadenstoß zu geben, wenn ihre Lage beinahe völlig hoffnungslos war. — Endlich: der Tod der russischen Kaiserin, mit welcher das mit Oesterreich geschlossene Bündniß zu Grabe ging; der Abmarsch der Russen, der Bund Peters III. mit dem Könige von Preußen, und die ihm nach Schlesien geschickte Hilfe.

Untersuchen wir — fährt der König in seinen Betrachtungen fort — andererseits die Ursachen des Verlustes, den die Franzosen in diesem Kriege erlitten, so werden wir den Fehler bemerken, den sie dadurch begingen, daß sie sich in die Angelegenheiten Deutschlands mischten. Ein Seekrieg war es, den sie mit den Engländern zu führen hatten, sie aber ließen sich auf etwas anderes ein, vernachlässigten den Hauptgegenstand, um einer ihrem Interesse eigentlich fremden Sache zu dienen. Bis auf diese Zeit hatten sie Vortheile über die Engländer zur See gewonnen, sobald aber ihre Aufmerksamkeit durch den Landkrieg getheilt ward, ihre Armeen in Deutschland die Summen verbrauchten, die sie zur Vermehrung ihrer Kriegsmacht hätten verwenden sollen, so litt ihr Seewesen Mangel an allen nöthigen Bedürfnissen, die Engländer erhielten das Uebergewicht, wodurch sie in allen vier Welttheilen siegreich wurden. Ueberdieß gingen die ungeheuern Summen, welche Ludwig XV. an Subsidien bezahlte, aus dem Königreiche, und der Umlauf des baaren Geldes schwand in Paris sowohl, als in den Provinzen um die Hälfte. Und um die Demüthigungen noch zu steigern, begingen die Feldherren, welche der Hof zur Anführung der Armeen wählte, und deren jeder ein Turenne zu sein wähnte, die gröbsten Fehler. —

Möchten wenigstens diese Beispiele die Staatsmänner mit ihren weitaussehenden Planen belehren, daß der menschliche Verstand, so umsichtig er auch sei, nie so scharfsichtig ist, um die feinen Verkettungen zu durchdringen, die sich doch müßten enthüllen lassen, wenn man die Ereignisse, die von künftigen Zufällen abhängen, voraussehen und anordnen wollte. Die vergangenen Vorfälle mögen wir

deutlich erklären, weil ihre Ursachen bekannt geworden, in den zukünftigen aber irren wir immer, weil die Nebenursachen sich unsern kühnen Blicken entziehen. Daß die Staatsklügler getäuscht werden, ist nicht bloß unserm Jahrhunderte eigen; gleicher Weise war es zu allen Zeiten, in denen der Ehrgeiz der Menschen große Entwürfe erzeugte. Man denke nur an die Geschichte jenes berühmten Bundes von Cambrai, an den Krieg Philipps II. gegen die Holländer, an die ungeheuern Plane Ferdinands II. im Anfange des dreißigjährigen Krieges, an die verschiedenen Theilungs-Entwürfe vor dem Erbfolgekriege, und an diesen Krieg selbst. Alle diese großen Unternehmungen nahmen ein Ende, welches der Absicht ihrer Stifter oder Beförderer beinahe schnurstracks entgegen lief. Und alles dieß daher: weil irdische Dinge nicht zuverläßig sind, weil die Menschen und ihre Entwürfe, weil die Ereignisse stetem Wechsel unterworfen.“ Nachdem Friedrich nun in diesen seinen Schlußbetrachtungen die verschiedenen Verluste der Krieg führenden Mächte zusammenstellt, und dabei richtig andeutet, wie durch die allenthalben hochgeschraubte Nationalschuld in und mit dem siebenjährigen Kriege, die Staaten zum Spiel der Wucherer wurden, drückte er noch zuletzt den durch die Geschichte leider nur zu oft befestigten Satz aus, daß die Fehler der Vorfahren die Nachkommen davor bewahre.

Von allen Krieg führenden Mächten durfte kein Staat, kein Regent vertrauensvoller und beruhigter auf die letzten Begebenheiten für sich schauen, als Friedrich und das von ihm beherrschte Preußen. Zwar hatte auch dieses viel gelitten, und lange noch fühlte es das erduldete Ungemach, dafür aber war jetzt ein Bewußtsein in demselben erwacht und wohl befestigt, das Bewußtsein der eigenen Kraft, ja der Sieg der Preußen ward zum deutschen Nationalstolze, da die ganze Nation sich freuen mußte, daß ein Glied derselben einen so ungleichen Kampf heldenmüthig ausgekämpft, neues frisches Leben erstand allerwärts, dessen schlummernde Keime das rasche Treiben der Zeit vielfach aufgeregt hatte. Vor allen aber stand Friedrich in seiner Heldenglorie verherrlicht da, und mit Recht sagt wohl in mancher Beziehung Napoleon: „Nicht Preußen hat einen siebenjährigen ungleichen Kampf gegen fast alle Mächte Europa's durchgeführt, sondern — Friedrich der Große.“ —

---

# Fünfter Abschnitt.

## Vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrichs.

(15. Februar 1763 bis 17. August 1786.)

Ziethen vor seinem König sitzend, 15. Januar 1785.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Die Fürsten müssen dem Speere des Achilles gleichen, welcher das Uebel verursachte und zugleich wieder heilte; wenn sie den Völkern Unheil bereiten, so ist es auch ihre Pflicht, das Unglück, das sie verursacht haben, wieder gut zu machen.“ — Diese Pflicht, welche der, nach einem siebenjährigen, beinahe gegen alle Mächte Europa's geführten Kriege, endlich geschenkte Friede Friedrich auferlegte, war eine äußerst schwere; denn Preußen ward nach so außergewöhnlicher Anstrengung, und so vielfach erduldetem, jammervollem Unheile, von seinem Könige mit Recht mit einem Menschen verglichen, der, mit Wunden bedeckt, und durch den Verlust seines Blutes entkräftet, im Begriffe ist, unter der Last seiner Leiden zu erliegen. „Um sich eine Vorstellung von der allgemeinen Zerrüttung des Landes, und von dem Kummer und der Muthlosigkeit der Unterthanen zu machen, denke man sich ganze, durchaus verheerte Landstriche, wo man kaum noch die Spuren ehemaliger Wohnung entdeckte, vom Grund aus zerstörte, oder zur Hälfte in Asche gelegte Städte, dreizehn tausend Häuser, von denen keine Trümmer mehr zu sehen waren, unbestellte Aecker, Einwohner, denen es an Brodkorn mangelte, Ackerleute, denen es an sechzigtausend Pferden zum Landbau fehlte, und in den Provinzen, im Vergleiche mit dem Jahre 1756, eine Verminderung von 500,000 Seelen, welches bei einer Bevölkerung von 4,500,000 Menschen sehr beträchtlich ist. Der Adel und der Bauer waren von so vielen verschiedenen Armeen ausgeplündert, und durch Brandschatzungen und Futterlieferungen ausgesogen worden; der Feind hatte ihnen nichts als das Leben und elende Lumpen zur Bedeckung ihrer Blöße gelassen; da war kein Kredit, um nur die täglichen Bedürfnisse der Natur zu befriedigen; keine Polizei in den Städten; an die Stelle der Billigkeit und Ordnung war niedriger Eigennutz und anarchische Regellosigkeit getreten; die Gerichtshöfe und die Finanzbeamten waren durch so viele feindliche Ueberfälle in Unthätigkeit gesetzt worden; das Schweigen der Gesetze hatte bei dem Volke den Geschmack an Liederlichkeiten hervorgebracht, und daraus entstand eine ungezähmte Begierde nach Gewinn; der Edelmann, der Kaufmann, der Pächter, der Landmann, der Handwerker, alle erhöhten nach Belieben den Preis ihrer Lebensmittel und ihrer Waaren, und schienen an nichts als ihrem gegenseitigen Untergange zu

Digitized by Google

arbeiten.“ Zwar war der Staat, obschon die Kosten des Krieges sich auf „125 Millionen“ beliefen, schuldenfrei, und es waren sogar die Kassen mit baarem Gelde für einen künftigen Feldzug versehen, die Magazine gefüllt, und die Pferde für die Armee, die Artillerie und das Proviantfuhrwesen vollständig und in gutem Zustande; allein dieses war, wenn gleich zum großen Theile durch Brandschatzung feindlicher Länder, vorzüglich des wehrlosen Sachsens, und durch die Hilfsgelder der Engländer bewerkstelligt, doch auch durch Mittel bewirkt worden, welche jetzt erst ihre, für den Staat äußerst verderblichen Folgen äußern mußten. Die vorgenommenen Veränderungen des Münzfußes mußten jetzt von höchst nachtheiliger Wirkung werden, und wenn man während des Krieges alle Civilbeamten mit Papier bezahlt hatte, so war dieß noch eine Schuld, welche getilgt werden mußte und sehr beschwerlich fiel. Auch hatten sieben Feldzüge, welche (um nur der bedeutendern Operationen zu gedenken), siebzehn große Schlachten und beinahe eben so viele blutige Gefechte, drei von der Armee unternommene, und fünf von ihr ausgehaltene Belagerungen nach sich gezogen, das Kriegsheer dergestalt aufgerieben, daß ein großer Theil der besten Offiziere und der alten Soldaten, die Waffen in der Hand, geblieben waren. „In den Infanterie-Regimentern fand man kaum über hundert Mann, welche am Anfange des Kriegs gedient hatten,“ und es waren in den verschiedenen Gefechten „mehr als 1500 Offiziere“ geblieben. — Zu Allem diesem kamen zu Anfange des Friedens noch neue Unfälle, und es schien, „als wären die, durch den Krieg veranlaßten Verheerungen noch nicht hinreichend gewesen, den Staat zu Grunde zu richten, denn kaum war derselbe geendet, so richteten häufige Feuersbrünste beinahe eben so viel Schaden an, als vorher der Feind.“ Die Stadt Königsberg brannte dreimal ab, und es wurden in einer Reihe von wenig Jahren, in Schlesien die Städte Freistädtel, Oberglogau, Parchwitz, Hainau, Naumburg am Queis und Goldberg, in der Kurmark Nauen, in der Neumark Calies und ein Theil von Landsberg, in Pommern Belgrad und Tempelburg von den Flammen verheert. Auch trat einige Jahre später (1770 und 1771) allgemeiner Mißwachs ein, und veranlaßte auch für Preußen, obgleich es durch die kluge Vorsicht seines Königs, welcher die Magazine gefüllt hatte, vor einer eigentlichen Hungersnoth bewahrt wurde, doch mannigfachen Schaden.

„In einer so kläglichen Lage war es nöthig, dem Unglücke Muth entgegenzusetzen, den Staat nicht für verloren zu halten, sondern

Digitized by Google

den Vorsatz zu fassen, ihn mehr zu verbessern als nur wieder herzustellen; es war dieß eine neue Schöpfung, die man unternehmen mußte." Die Art, wie Friedrich diese Verbesserung und neue Gestaltung seines Staates zu bewerkstelligen suchte, war im Wesentlichen und dem Grundsatze nach dieselbe, die wir in der früheren Periode seines Regentenlebens kennen gelernt. Mit der Ausführung aber war jetzt noch weit mehr Härte und Rücksichtslosigkeit als früher verbunden, und der Tadel, welcher schon Friedrichs frühere Regierungsweise, dem Grundsatze und der Ausführung nach, allerdings treffen mußte, wird verstärkt. Denn „auch den wenig Scharfsehenden kann, wie mit Recht ein trefflicher Geschichtschreiber bemerkt, nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung nach Endigung des siebenjährigen Krieges, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner früheren merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Kühnen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heiteren Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andere Erfahrungen brachte der dritte Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengung lohne und Erhalten schwerer sey, als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal der Lorbeeren zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet." —

Schon auf der Reise nach Berlin war Friedrich, der kaum die Waffen niederlegt hatte, darauf bedacht, das allgemeine Unglück zu mildern *), und sogleich seine Ankunft in der Residenzstadt wurde

---

*) Als ein Landrath des Niederbarminschen Kreises dem Könige auf seiner Reise zum Frieden Glück gewünscht und zugleich um Hilfe für seinen Kreis gebeten hatte, fragte ihn dieser: „Was braucht sein Kreis?" — Er antwortete: „Pferde zum Ackerbau, Roggen zu Brod und Sommersaat." — „Roggen zu Brod und Sommersaat, sagte der König, will ich geben, aber mit Pferden kann ich nicht aushelfen." — Nach weiteren Vorstellungen aber befahl der König: „Bringe er alle kurmärkischen Landräthe zusammen. Ich will sie sprechen; Sie waren bis auf zwei alle bereits in Berlin, und der König sagte deßhalb: „Schicke er an diese Eilboten ab, daß sie auch nach Berlin kommen, und dann komme er Donnerstag mit allen Landräthen zu mir auf's Schloß, da will ich nä-



Digitized by Google

durch Wohlthaten bezeichnet. Die für den Krieg gefüllten Kassen mußten die Summen zum Wiederaufbau der Städte und Dörfer hergeben, und das Korn, das in den Magazinen niedergelegt war, diente jetzt besser zum Unterhalte des Volkes und zur Aussaat für die brach liegenden Felder. Alle Pferde, die man erübrigen konnte, namentlich diejenigen, welche für die Artillerie, den Troß und das Proviantwesen bestimmt waren, wurden zum Ackerbau angewendet, die auf 150,000 Mann reduzirte Armee gab den Provinzen 30,780 Personen wieder, welche den Ackerbau betreiben konnten, und es wurden Bestimmungen getroffen, nach welchen so wenig Inländer als möglich zum Kriegsdienste berufen werden sollten. Auch veranlaßte die Erlaubniß, daß sich die Soldaten aus den Kantonen ohne Einwilligung ihrer Hauptleute, verheirathen durften, eine Vermehrung der Bevölkerung. — In Schlesien wurde die Zahlung der Steuern auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlassen. Schon in dem ersten Friedensjahre hatte der Staat alle seine Gläubiger befriedigt. Ganzen Gegenden, namentlich dem gesunkenen Adel, wurden ansehnliche Schenkungen gemacht, und es wurden auf diese Weise allein in jedem Jahre sehr bedeutende Summen verwendet, ohne das, was zur Belebung des Handels und der Gewerbe angewendet wurde. Die durch das Feuer verheerten Städte erhielten von dem Könige ansehnliche Beiträge zum Wiederaufbau. — Eine Summe von zwei Millionen und 339,000 Thaler half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die sie, der von dem Feinde eingetriebenen Contributionen wegen, gemacht hatten *). „So groß diese Ausgabe war, so war sie doch nöthig oder vielmehr unvermeidlich. Die Lage der Provinzen nach dem Hubertsburger Frie-

her mit ihm sprechen und sagen, wie ich dem Lande helfen kann und will.“ Den 13. April erschienen die Landräthe, und alsdann hieß es: „Die Herren haben aufzusetzen, wie viel Roggen zu Brod, wie viel Sommersaat, wie viele Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nöthig brauchen. Sie überlegen das recht, und kommen übermorgen wieder zu mir. Dann will ich mich erklären. Sie müssen aber alles so genau als möglich machen, weil ich nicht viel geben kann.“

*) Der Stadt Frankfurt a. d. O. schenkte Friedrich zur Vertheilung an die Einwohner, nach Maßgabe des erlittenen Schadens 101,491 Thlr. Die Städte Frankfurt, Hamm, Lauen und Wesel erhielten zum Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Häuser, 25,000 Thlr. Landshut bekam 200,000, Striegau 40,000, Halle 40,000, Krossen 24,000, Reppen 6000, Halberstadt 40,000, Minden 20,000, Bielefeld 15,000 und die Städte in der Grafschaft Hohenheim 13,000 Thaler.

den erinnerte an diejenige, in welcher sich Brandenburg nach dem dreißigjährigen Kriege befand. Der Staat konnte damals keine Unterstützung erhalten, weil der große Churfürst nicht im Stande war, seinem Volke beizustehen; und was war die Folge? Daß ein ganzes Jahrhundert verstrich, ehe es seinen Nachfolgern gelang, die verheerten Städte und Felder wieder herzustellen. Ein so in die Augen springendes Beispiel bestimmte den König, bei so widrigen Umständen, auch nicht einen Augenblick zu verlieren, und durch schleunigen und hinlänglichen Beistand dem allgemeinen Elende abzuhelfen." Zwar stand hier die Hilfe noch keineswegs im gehörigen Verhältnisse mit der vorhandenen Noth; allein es flößten doch die vielfachen Schenkungen den armen Einwohnern, die über ihr Schicksal zu verzweifeln anfingen, wieder Muth ein: „mit den Hilfsquellen, mit welchen man sie versah, erwachte die Hoffnung wieder; die Bürger fühlten ein neues Leben; die Ermunterung zur Arbeit erzeugte Thätigkeit."

Hart und drückend jedoch waren die Maßregeln, welche jetzt, nach beendigtem Kriege, der veränderte Münzfuß nothwendig machte. Durch die schlechten Geldsorten war dem Wucher der größte Spielraum vergönnt, der Preis der Waaren auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert, und alles Vertrauen im Handel untergraben. Diese fortwirkenden Uebel des Krieges bedurften der schleunigen Abhilfe; allein sie war nur auf eine gewaltsame, für das unmittelbare Interesse der Staatskasse, wie für das Vermögen der Bürger gleich schädliche Weise möglich. Sogleich nach gesichertem Frieden ließ Friedrich neues Geld nach dem Münzfuße, der in den ersten drei Jahren des Krieges geherrscht hatte, ausprägen, und setzte zugleich alle geringen Geldsorten von einerlei Gepräge, ohne Rücksicht auf ihren höhern oder niedern Gehalt, auf denselben Werth. Mit dem 1. Juni 1763 mußte das neugeprägte Geld in allen Zahlungen angenommen werden, und, damit das schlechte Geld in die königl. Münze geliefert werde, wurde die Ausfuhr desselben streng verboten. Schon mit dem 1. Juni 1764 aber wurde auch die neue Münze verrufen, und der alte Münzfuß, wie er vor dem Beginne des Krieges bestanden hatte, wieder hergestellt. Viele der angesehensten Häuser verarmten durch diese Maßregeln, welche jetzt die Folgen der von Friedrich zum Unterhalte des Krieges gewählten Mittel empfinden ließen.

Auch die besondere Sorgfalt, welche Friedrich in der ersten Friedenszeit schon auf die Erhaltung des Adels als solchen richtete, kann sich des Unbefangenen Lob weniger erwerben. Viele adelige

Familien, namentlich in Schlesien waren so sehr in Verfall gerathen, daß sie in Gefahr standen, ihre Güter dem Concurs preis gegeben zu sehen. Es wurden ihnen von den Gerichten Fristungsbriefe auf zwei Jahre bewilligt; allein diese zerstörten den Credit des Adels vollends; Friedrich, „der es sich zum Vergnügen und zur Pflicht machte, dem ersten und dem glänzendsten Stande im Staate aufzuhelfen,“ zahlte für den Adel in Schlesien 300,000, und für den in Pommern und der Neumark 500,000 Thaler Schulden, wozu noch 500,000 Thaler gefügt wurden, um die Güter in Stand zu setzen. Allein die Schulden, mit denen die adeligen Güter in Schlesien allein belastet waren, beliefen sich auf 25 Millionen Thaler. — Später wurde durch die Einführung des sogenannten „landschaftlichen Kreditsystems, dem Uebel auf eine weit wirksamere Weise gesteuert. Dieses wurde (schon 1767 von einem Kaufmanne Namens Büring vorgeschlagen) im Jahr 1770 in Schlesien eingeführt. Es wurde eine Landschaftskreditbank eingerichtet, welche Gelder aufnahm, die sie wieder auf Rittergüter bis zur Hälfte des Werthes auslieh. Der ganze Adel der Landschaft haftete solidarisch für die gesammte Schuldmasse, und man stellte für 20 Millionen Pfandbriefe aus, welche, nebst 200,000 Thaler, die der König zur Tilgung der dringendsten Schulden hergab, bald den Credit wieder herstellten, und mit Aufgeld gekauft wurden. 400 adelige Familien wurden dadurch von dem Verluste ihrer Güter gerettet. In den Jahren 1777—88 ahmten allmählig die Kur- und Neumark, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen und auch das Großherzogthum Posen diese Einrichtung nach. — Solche weise Fürsorge Friedrichs für die Erhaltung so vieler Familien könnte nimmermehr Tadel erregen, und müßte, im Gegentheile unsere Bewunderung für den großen König vermehren, wenn nicht schon frühere Maaßregeln in Bezug auf den Adel, wie die gleichzeitigen und spätern einen beschränkten und seiner unwürdigen Beweggrund anzeigten, welcher mit seinen philosophischen Ansichten in direktem Widerspruche stand. Denn es war sogleich nach der Wiederkehr des Friedens eine der ersten Sorgen Friedrichs, zu verhindern, daß kein Bürgerlicher ein adeliges Gut ankaufe. Während des Krieges hatte er (in einem Rescripte vom 12. Febr. 1762), „weil es darunter bei den jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden könne,“ zugegeben, „daß auch bürgerliche Personen, adelige Güter kauften,“ jedoch sollten diese „dann wenigstens Einen von ihren Söhnen zum Militärstande widmen und hergeben, und solchen dergestalt erziehen, daß derselbe bei der Armee dienen und bei einer

guten Conduite als Offizier mit employiret werden könne." — Sogleich nach Beendigung des Krieges aber (schon den 31. März 1763) wurde das ausschließliche Verbot wieder hergestellt, und in spätern Rescripten (1765) der Adel darüber getadelt, daß er sich nicht „conservirte." Verschiedene Verordnungen, welche die Aufrechthaltung dieses Verbots bezweckten, wurden in der Folge erlassen, und eine Kabinetsordre vom 14. Juni 1785 sagte, es soll „kein Mensch bürgerlichen Standes mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen bloß und allein für die Edelleute sein und bleiben." — Diese Beschränkungen waren aber offenbar sogar zum unmittelbaren Nachtheile des verschuldeten Adels, dessen Güter, bei so beschränkter Zahl der Käufer, weit unter ihren Werth sinken mußten. — Wir haben Friedrichs Ansichten über den Adel, und somit auch das, was eine gelindere Beurtheilung seines Verfahrens in Bezug auf denselben erwecken könnte, schon früher kennen gelernt, und zeichnen hier nur noch eine Stelle (aus seiner Geschichte dieses Zeitraums) aus, welche zur näheren Bezeichnung der von ihm vorgeschützten Meinung, daß der Staat seine höhern Diener, namentlich aber die Offiziere aus der Mitte des Adels nehmen müsse, weil dieser Stand allein der Ehre lebe und für sie erzogen werde. Nachdem er erzählt, daß man sogleich nach beendigtem Kriege aus dem Korps der Offiziere alle, die zum Bürgerstande gehörten, hinweggeschafft oder doch wenigstens den Garnison-Regimentern einverleibt, und sie durch Edelleute aus dem Auslande ersetzt hatte, bemerkt er: „Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Offiziere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt; denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann indessen auch nicht läugnen, daß man bisweilen Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; allein dieß ist selten, und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmanne keine andere Hilfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein bürgerlicher, wenn er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht beschimpft glaubt." —

In dieser Art zeigte sich die, mehr auf Abhilfe der augenblicklichen Noth gerichtete Sorgfalt des Königs. Die Heilung des Uebels von der Wurzel aus war die Aufgabe, nicht einzelner, von dem herrschenden Bedürfnisse gebotener Maßregeln, sondern der ganzen, durch eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzten Regierung und Verwaltung

des Staates. Friedrichs Bestreben blieb es bis an's Ende seiner Laufbahn, für die Wohlfahrt seines Landes, mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit zu sorgen, und den ganzen Zeitraum von dem Beginne des Friedens bis zu dem Tode des Königs, zeigt uns nicht nur das fortgesetzte Bild seines unendlich mannigfaltigen Strebens, das wir schon früher kennen gelernt und so oft bewundert haben, sondern zeigt uns auch seine Thätigkeit fortwährend in neuen Versuchen, welche zuweilen verfehlt, und ihrem Grunde nach, sogar tadelnswürdig sein mochten, aber immer nur das Beste des Staates zu ihrem Zwecke hatten. — Die erste Aufmerksamkeit Friedrichs mußte nothwendig die Verwaltung der Staatseinkünfte auf sich ziehen, da nicht nur der Erlaß der Steuern in mehreren Provinzen und andere Maßregeln das Einkommen des Staates vermindert hatten, sondern auch gerade, wenn dem Lande wieder aufgeholfen werden sollte, vor Allem eine gefüllte Kasse nöthig war. Auch hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß er den glücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges vorzüglich dem Umstande zu verdanken habe, daß er während desselben besser, als seine Feinde mit Gelde versehen gewesen sei, und glaubte also gerade im Interesse der Erhaltung des Friedens, darauf denken zu müssen, daß er auch für die Zukunft hierin stets wohlgerüstet sei, um jeden Angriff kräftig zurücktreiben zu können, vor Allen aber um seinen Nachbaren die Lust zum Angriffe selbst zu benehmen. Zu jeder Zeit wollte er den Aufwand für zwei Feldzüge in Bereitschaft haben. — An eine Erhöhung der direkten Abgaben, welche schon jetzt sehr groß waren, und welche auch, wenn sie wirklich erhöht worden wären, keinen so bedeutenden Ertrag eingebracht hätten, als man zu erhalten wünschte, war nicht zu denken. Es konnte also allein bei den indirekten Abgaben oder den Zöllen und Accisen eine Vermehrung des Staatseinkommens versucht werden. Friedrich hatte bemerkt, daß diese Abgaben einen durchaus unverhältnißmäßigen Ertrag abwerfen, und mit Recht geschlossen, daß der Grund hievon in der Verwaltung zu suchen sei. Der Mangel an strenger Aufsicht hatte den Schleichhandel und Unterschleife aller Art begünstigt, und diesen mußte die Schuld zugeschrieben werden, daß die indirekten Abgaben nicht so viel abwarfen, als man von denselben erwarten konnte. Also wollte Friedrich durch Hinwegräumung dieser Mängel die Erhöhung des Staatseinkommens bewirken, und da das Generaldirektorium schon während des Krieges seine Unzufriedenheit erfahren hatte, und jetzt keine Mittel zur Vermehrung des Einkommens vorzuschlagen wußte, so beschloß er eine gänzliche Veränderung

in der seitherigen Verwaltung. Unglücklicher Weise richtete er hierbei seine Blicke nach dem, von seinen Generalpächtern ausgesogenen Frankreich, dessen Art die Abgabe zu erheben ihm zweckmäßiger, als die in seinen Landen bisher übliche erschien, und hier zum ersten und einzigen Male schien es, als ob seine Hinneigung zu französischer Bildung und namentlich zu der damals in Frankreich herrschenden Schule der sogenannten Encyclopädisten, auch auf die innere Verwaltung seines Staates einen Einfluß üben sollte. Schon früher, nemlich durch einen seiner literärischen Gesellschafter, der lange Zeit in französischen Diensten gestanden war, auf Frankreichs Einrichtungen in Erhebung der Abgaben aufmerksam gemacht, reifte sein Plan, diese Erhebungsart auch in seinem Staate einzuführen, als ihn zu Ende des Jahres 1765 Helvetius (mit dem er schon früher hierüber in Briefwechsel gestanden war) in Berlin besuchte. Dieser, durch seine materialistischen Grundsätze bekannte Philosoph, war selbst Generalpächter in Frankreich gewesen (wobei er sich als edelmüthig und auf eine mit seinen theoretischen Lehren eigentlich im Widerspruch stehende Weise ausgezeichnet hatte), und gab nun dem Könige nicht nur die gehörige Auskunft über die beabsichtigte neue Einrichtung, sondern empfahl ihm auch für dieselbe mehrere Franzosen, welche in der französischen Erhebungsart der Abgaben geübt und erfahren waren. So entstand im April 1766 in Preussen eine neue Behörde, bei welcher Alles fremd war, die Beamten, die Grundsätze, die Sprache, und sogar der Name — die sogenannte Regie. Diese Behörde war dem Könige allein und unmittelbar zur Verantwortung verpflichtet, und hatte Franzosen an ihrer Spitze, von denen namentlich La Haye de Launay *) bis zu dem Tode des Königs, die oberste Verwaltung der Staatseinkünfte leitete, und welche eine Menge französischer Unterbeamten und Offizianten (wenigstens zwei bis dreihundert) in das Land brachten. Mit diesen schloß der König Anfangs einen Vertrag auf sechs Jahre, in welchen ihnen sehr ansehnliche Besoldungen (die Direktoren erhielten 12,000 Thaler jährlichen Gehalt) ausgesetzt wurden. Auf den Vorschlag, eine Verpachtung der Einkünfte für eine gewisse Summe ein-

*) Die Redlichkeit und Milde dieses Mannes, welcher sich übrigens ein sehr großes Vermögen erworben, wird sehr gerühmt. Nach dem Tode Friedrichs, wurde er über seine Verwaltung zur strengen Rechenschaft gezogen, aber die angestellten Untersuchungen fielen zu seinem Vortheile aus.

zuführen (welche ganz den französischen Druck hervorgerufen haben würde), ging er zum Glücke seines Landes nicht ein. Auch war keine eigentliche Erhöhung der Abgaben mit der neuen Einrichtung verbunden, sondern der größere Ertrag sollte blos durch geschicktere und strengere Verwaltung gewonnen werden; ja man versprach sogar durch dieselbe eine Erleichterung, besonders für die niedere Klasse der Unterthanen. — So groß auch die Erwartungen waren, welche sich der König von dem Erfolge der eingeführten Regie machte, so hat derselbe doch keineswegs diesen Erwartungen entsprochen; denn man hat berechnet, daß sich (ungeachtet der neueingeführten Taxen und andern Erhöhungen der Abgaben rc.) der Mehrertrag der Einnahmen während einer 21jährigen, in eine glückliche Friedensperiode des Landes fallenden Dauer der Regie, kaum auf 18 Millionen oder auf jährliche 875,000 Thaler belaufen habe; eine Summe, welche keineswegs als eine Frucht der neuen Verwaltung betrachtet werden kann, sondern sich auch wohl ohne dieselbe ergeben haben würde. Die schlimmsten Folgen dieses unglücklichen Versuches waren (neben verderblicher Bestechung und einer beinahe förmlichen Organisation des Schleichhandels mit allen seinen Nachtheilen für die Sittlichkeit) der Eintrag, welchen derselbe dem Vertrauen des Volkes zu dem Könige that, der während des Krieges so ganz seine Bewunderung gewonnen hatte. Er selbst erkannte später seinen Irrthum, obgleich er an dem eingeführten Systeme im Grunde nichts änderte. In einem Schreiben vom 1. December 1784 an den Etatsminister v. Werder hieß es: „Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum, wegen den untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspektors Pagan wider die General-Accise-Administration erhalten, und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurken-Zeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie: Was diesen Pagan betrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobei Ich Euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen, und sie los zu werden.“

Anfangs mit der Regie verbunden, nachher aber besonders verwaltet, aber immer noch unter der Aufsicht des obersten Regiebeamten de Launay war der Tabakshandel, welchen sich der König um dieselbe Zeit (1765) als Monopol zueignete. Zuerst verpachtete er denselben an einen Privatmann und als dieser sich nicht halten

konnte, an eine Gesellschaft von Kaufleuten. Allein auch diese konnte nicht bestehen, und der König ließ alsdann dieses Geschäft für sich selbst von der im Jahre 1767 gegründeten Generaltabaks-Administration verwalten. Jetzt kam Ordnung in das Geschäft, und der Ertrag der königlichen Einkünfte wurde durch dasselbe bedeutend vermehrt. Aber auch dieser Gewinn stand in keinem Verhältniß mit dem Schaden, welchen ein solches Monopol durch die Vermehrung des Schleichhandels anrichtete.

Eine andere Beschränkung, welche nicht lange nachher eingeführt wurde, hatte dieselben Folgen. Die bedeutenden Summen, welche für den Kaffee, dessen Gebrauch ganz allgemein geworden war, in das Ausland floßen, waren mit den staatswirthschaftlichen Grundsätzen Friedrichs unverträglich, und da er glaubte, es ließe sich durch Vertheuerung der Sitte leicht eine andere Richtung geben, so wurde die Abgabe von diesem Gegenstande des Luxus sehr stark erhöht. Allein weder diese Erhöhungen, noch die verschiedenen Versuche, dem verwöhnten Volke auf eine andere Weise Ersatz zu bieten für das fremde Produkt, erreichten ihren Zweck. Friedrich faßte daher den Entschluß, allen Kaffee selbst brennen, und zu diesem Behufe eigene Anstalten errichten zu lassen. Den 21. Januar 1781 erschien demzufolge eine königliche Verordnung, nach welcher streng untersagt wurde, rohen Kaffee zu kaufen und im eigenen Hause zu brennen. Die königlichen Brennereien brannten allen Kaffee (den der König auf eigene Rechnung kommen ließ), und verschickten den gebrannten, in versiegelte und gestempelte Umschläge verschlossen, in Städte und Dörfer. Ausgenommen von dem Verbote waren blos der Adel, die hohen Kriegsbeamten, die Geistlichen ꝛc., und selbst diese nur unter der Beschränkung, daß sie jährlich eine bestimmte Quantität verbrauchten. Die Auflagen, welche hiebei auf den Kaffee gelegt wurden, waren sehr hoch. — „Von der Zeit an, bemerkt ein schon oben angeführter trefflicher Geschichtschreiber, ward der Geruch dem Uebertreter verderblich, denn es gab besoldete Spürer, die Wohnung und Heerd umschlichen, und der Unmuth täglich lauter: Denn zur Theurung des fremden Erzeugnisses gesellte sich auch Verfälschung.“ — Die verderblichen Folgen dieser Einschränkungen nöthigten Friedrich selbst, in einer Verordnung vom 20. Mai 1784 die Abgabe vom Kaffee auf die Hälfte herabzusetzen, den Preis des gebrannten zu vermindern, und dessen Lieferung ausschliessend der Seehandlung zu übertragen. Die Absicht übrigens, welche ihn bei der Auflage jener Beschränkungen schon zu Anfange leitete

mag ein Erlaß an die Hinterpommerschen Landstände vom 27. August 1779 kund geben, welcher lautet: „Se. königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen Dero Hinterpommerschen Landständen, auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteuerung des Weins und Kaffee's auf dem platten Lande, hierdurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursache sich zu beschweren haben; denn was den Kaffee betrifft, so ist dergleichen zu der Zeit, wo sie ihre Privilegien gekriegt, nicht dagewesen, sondern erst lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschieht also kein Eingriff, vielmehr haben Höchstdieselben darunter ganz andere Absichten, nemlich die gräuliche Konsumtion etwas einzuschränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht so viel Kaffee eingebracht und ein kontrebander Handel damit getrieben wird. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsumtion des Kaffee's geht, ohne was die andern Sachen sind. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll; und wenn es auch nur 60,000 Thlr. sind, so ist es immer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiken, und sollten sie wie gute Unterthanen darwider nicht mal was sagen. Uebrigens sind Se. königl. Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen worden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee." —

Derartige und andere zahlreiche Beschränkungen und die drückenden Auflagen, welche mit denselben verbunden waren, erscheinen in einem milderen Lichte, wenn man sich nicht nur die Absicht, welche Friedrich bei denselben hatte, sondern auch die Zwecke, zu welchen er die vermehrten Einkünfte verwendete, vor Allem aber seine, auch in dieser Periode (freilich nach seiner Art) rastlose Thätigkeit für die innere Kräftigung des Staates durch die möglichste Hebung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, wie wir dieselbe schon früher kennen gelernt haben, vergegenwärtigt. — Das Vorzüglichste, was Friedrich während dieses Zeitraums seines Regentenlebens für die Belebung des Handels that, war die Einrichtung einer Bank und die Stiftung der Seehandlungsgesellschaft. Die erstere fand im Jahre

1765 statt. Die in Berlin errichtete Bank wurde bald erweitert und auf die ansehnlichsten Städte der Provinzen ausgedehnt. Der König verbürgte die Bank und lieh ihr zum anfänglichen Stock acht Millionen baaren Geldes. Ueber den Zweck, welchen man bei dieser Einrichtung hatte, und den guten Erfolg, welchen dieselbe gewährte, spricht sich am besten Friedrich selbst aus: „Der Krieg hatte gemacht, daß die Preußen an dem Wechselhandel verloren, ungeachtet sogleich nach dem Frieden das schlechte Geld eingeschmolzen und nach dem alten Fuß ausgeprägt ward; diesem Uebel vorzubeugen, gab es kein anderes Mittel, als die Errichtung einer Bank. Personen, welche voller Vorurtheile waren, weil sie die Sache nicht gründlich durchdacht hatten, behaupteten: eine Bank könne sich nur in einer Republik halten. Dies war falsch, denn es gibt eine Bank in Kopenhagen, Rom und Wien. Man ließ also das Publikum reden wie es ihm gut dünkte und schritt zur Ausführung. Außer dem Vortheil, den dieses Institut zur Erleichterung des Handels darbot, entstand dadurch noch ein Gewinn für das Publikum. In vorigen Zeiten war es der Gebrauch, daß die Pupillengelder bei den Gerichtshöfen niedergelegt wurden, und die Pupillen, die während der Dauer der Prozesse von ihren Kapitalien nicht die geringsten Zinsen gezogen, mußten noch jährlich ein Procent bezahlen; seit der Zeit aber wurden diese Summen bei der Bank angelegt, und diese gab den Pupillen drei Prozent &c." — „In Kurzem kam der Wechselhandel al pari; und nun wurden die Kaufleute durch die Erfahrung überzeugt, daß dieses Institut nützlich und ihrem Handel unentbehrlich sei. Schon hatte die Bank ihre Comptoire in allen großen Städten des Königreichs, aber sie hatte überdieß Häuser in allen Handlungsplätzen Europa's. Dieß erleichterte den Umlauf des Geldes und die Bezahlung aus den Provinzen, während zugleich die Leihbank die Wucherer verhinderte, den armen Handwerker zu Grunde zu richten, der nicht schnell genug Absatz für seine Waaren fand Außer der Wohlthat, die hieraus für das Publikum entsprang, verschaffte sich der Hof durch den Kredit der Bank Quellen für die großen Staatsbedürfnisse." — Die Seehandlungsgesellschaft wurde durch eine Verordnung vom 14. Okt. 1772 gegründet, als man nach der Theilung Polens (durch welche ein ansehnlicher Theil des Weichselstromes und eine bedeutende Strecke Küstenlandes Preußen zufiel), nicht nur zur Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels überhaupt aufgefordert wurde, sondern auch namentlich den auswärtigen Salzankauf befördern wollte, da zu befürchten war, daß Oesterreich,

Digitized by Google

welches jetzt die reichen Salzwerke zu Wieliczka erhalten hatte, sich des Alleinhandels mit Salz bemächtigen werde. Diese Gesellschaft erhielt daher neben manchen andern Privilegien, ein Monopol auf zwanzig Jahre, für den Aufkauf des Seesalzes in allen preußischen Häfen und Rheden, und dessen ausschließenden Verkauf an eine für den weitern Vertrieb im In- und Auslande ebenfalls privilegirte Handlungsgesellschaft. Auch erhielt sie die Berechtigung, einen Stapel auf alles Wachs zu legen, das aus Polen, die Weichsel hinabgehe oder dem Flusse rechts und links von Preußen her in einem Umfange von zehn Meilen zugeführt werde, so wie Begünstigungen beim Ankaufe des Schiffbauholzes rc. Das Grundvermögen der Gesellschaft bestand aus 1,200,000 Thalern, welche durch 2400 Actien, von denen Friedrich allein 2100 übernahm, aufgebracht wurden. — Sehr förderlich für die innere Schifffahrt war auch die Anlage von Kanälen, wie namentlich die Verbindung der Netze mit der Weichsel, welche um dieselbe Zeit angelegt wurde, und schon nach sechzehn Monaten vollendet war.

Die Thätigkeit Friedrichs für die Hebung des Gewerbfleißes setzte sich in gleicher Weise, wie in den früheren Jahren seines Regentenlebens mit unermüdlichem Eifer fort. Unter den verschiedenen Fabriken, welche angelegt wurden, machte ihm besonders das Gedeihen der, in Berlin errichteten, Porzellanfabrik Freude. — In dem Jahre 1771 wurde in Potsdam eine eigene Fabrikcommission, unter dem Vorsitze eines Fabrikinspectors, gebildet, welche die Beschwerden der Fabrikanten zu untersuchen und an das 5. Departement des Generaldirektoriums zu berichten, auch die Fabriken und Manufacturen monatlich zu revidiren und von dem Gedeihen oder der Abnahme derselben Listen einzureichen hatte. —

Für den Ackerbau waren die vielen Urbarmachungen, welche mit besonderer Vorliebe betrieben wurden, sehr förderlich. Hier zeichnete sich besonders ein wackerer Staatsdiener, der Geheime Finanzrath von Brenkenhoff aus. Seit 1763 begannen diese Urbarmachungen an der Netze und Warthe, und wurden mit der größten Unverdrossenheit viele Jahre hindurch fortgesetzt. Der Erfolg lohnte diese Bemühungen. 1769 wurden, ebenfalls mit glücklichem Erfolge, die Urbarmachungen bei den Brüchen am Maduje-See und an der Plöne in Hinterpommern und bald nachher (1771), die Austrocknung des Thurbruches auf der Insel Usedom begonnen. Auf alle diese und viele andere ähnliche Unternehmungen wurden unzählige Summen

verwendet *). — In Verbindung mit den Urbarmachungen standen die vielen Ansiedlungen, welche mit dem größten Eifer begünstigt wurden. Man rechnet, daß in der Kurmark von 1740 bis 1786 etwa 11,618; in dem Netze- und Warthebruche (seit 1762) 2581, in Pommern (von 1740 bis 75) 2112, fremde Familien; in Schlesien (von 1763 bis 77) 30,000 Kolonisten; und in Westpreußen (von 1774 bis 1786) 1353 Familien angesiedelt wurden. — Eine für die Förderung der Landwirthschaft sehr nützliche Maßregel war die Aufhebung der gemeinsamen Triften und Hutungen oder der sogenannten Gemeinheiten, welche sowohl für die Vergrößerung der Heerden und die Verbesserung des Wiesewachses, als auch (durch den Verlust des Düngers, den sie herbeiführten) für den Ackerbau selbst sehr nachtheilig waren. Den 21. October 1769 erschien, jedoch mehr im ermahnenden als streng befehlenden Tone (nachdem schon den 22. April 1766 ein Rescript darüber erlassen worden war), eine ausführliche allgemeine Verordnung für diese Maßregel. Es wurden beruhigende Versicherungen darüber gegeben, daß es nicht auf Vermehrung der Abgaben abgesehen sei, und eine gedruckte Belehrung klärte über den Nutzen auf, welcher bei der Befolgung des königlichen Willens zu erwarten sei. Man schickte Justiz- und Oekonomiecommissarien in die Provinzen, welche die Theilungen mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit leiteten. „Anfangs fanden sich große Schwierigkeiten, denn die Gewohnheit, die Königin der Welt, herrscht unerbittlich über eingeschränkte Geister; aber einige Beispiele von dergleichen Auseinandersetzungen, die zur Zufriedenheit der Eigenthümer ausgefallen waren, machten einen vortheilhaften Eindruck auf das Publikum, und in Kurzem war die Sache allgemein in allen Provinzen eingeführt.“ — Auf die Verbesserung und Vermehrung des Viehstandes richtete Friedrich starke Aufmerksamkeit; es wurde zur Verminderung der Seuchen, die Stallfütterung empfohlen, und man theilte Saamen zu bessern Futterkräutern aus. „Bei der Aufmerksamkeit, die man anwendete, um alle ausländischen Produkte zu wissen, die in das Land eingeführt wurden, fand man vermöge der Auszüge aus den Zollregistern, daß für 280,000 Thlr. Butter eingebracht würde. Um ein so unentbehrliches Lebensmittel selbst zu liefern, berechnete man Alles, was die neuen Urbarmachungen leisten konnten. Eine Kuh, deren Milch in Butter verwandelt wird, bringt gewöhnlich fünf Thaler ein, und man berechnete, daß

*) Friedrich verwendete in der Zeit vom Hubertsburger Frieden bis an seinen Tod auf die Verbesserung des Landes 21,399,858 Thaler.

die neuangebauten Ländereien zur Erhaltung von 48,000 Kühen hinreichten, welches eine Summe von 240,000 Thaler beträgt. Allein man muß den eigenen Bedarf der Eigenthümer hievon abziehen, und wenn man Alles gehörig überschlug, so mußte die Anzahl der Kühe auf 62,000 steigen. Diese Schwierigkeit mußte noch gehoben werden. Auf jeden Fall aber war es möglich, auch sie zu überwinden, denn nach allen gemachten Anlagen, blieben noch Landstriche von geringerem Umfange übrig, die noch urbar gemacht werden und den Rückstand abtragen konnten. — Um auch Felder, welche wegen ihrer Lage (da sie nicht gehörig gedüngt werden konnten, und Mangel an dem nöthigen Wasser für den Wiesewachs war) völlig unfruchtbar waren, so viel als möglich zu nutzen, wurden seit 1744 Versuche mit der englischen Ader „oder Wechselwirthschaft" gemacht, und dieselben durch Belohnungen und Unterstützungen empfohlen. Friedrich gab hiezu, den 21. Juni des genannten Jahres, 100,000 Thaler. Diese und viele andere Versuche, die Landwirthschaft so viel als möglich zu verbessern, waren alle von mehr oder minder glücklichem Erfolge, oft sogar weit über die Erwartungen des Königs, begleitet, und mußten nothwendig dazu dienen, den allgemeinen Sinn für die möglichste Kultivirung des Bodens rege zu machen. — Friedrich schrieb den 10. Januar 1766 an Voltaire: „Ich gestehe, daß, Lybien ausgenommen, nur wenige Staaten sich rühmen können, gleich viel Sand, wie wir zu haben. Indessen machen wir doch in diesem Jahre 77,000 Morgen zu Wiesen. Diese werden 7000 Kühen Futter geben, der Dünger von ihnen wird unsern Sandboden fetter machen, und die Ernten werden also ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß die Menschen nicht im Stande sind, die Natur umzuändern; aber mir dünkt, durch vielen Fleiß und viele Arbeit bringe man es doch dahin, daß ein dürrer Boden besser und wenigstens mittelmäßig werde. Damit müssen wir uns denn begnügen." — In diese Periode fällt auch namentlich die allgemeine Verbreitung des Anbaues der Kartoffeln, die oft zwangsweise bewerkstelligt werden mußten; und hierin zeigt sich wieder eine ersprießliche Folge des von oben herab strenge gebietenden Herrschenwortes, das das Nützliche schnell und ungehindert in's Dasein rief.

Wie, nach eingetretenem Frieden, zu der schleunigen Thätigkeit für Ordnung des Finanzwesens, und die Belebung der ermatteten Staatskräfte, der traurige Zustand des Landes aufforderte, so waren es auch schon die verderblichen Folgen des Krieges, welche die Aufmerksamkeit Friedrichs im höchsten Grade auf sein Heer und

das Kriegswesen überhaupt lenken mußten. Die besondere Fürsorge, welche Friedrich stets dem Kriegswesen zuwendete, setzte sich auch jetzt fort, und war doppelt nöthig, da es beinahe die Schöpfung und Bildung eines ganz neuen Heeres galt. Die Regimenter der Infanterie sowohl, als der Kavallerie wurden in verschiedene Inspektionen vertheilt, um bei denselben wieder Ordnung, Pünktlichkeit und Strenge der Kriegszucht herzustellen, um zugleich eine vollkommene Gleichförmigkeit in der Armee zu erreichen und es dahin zu bringen, daß die Offiziere sowohl, als die Soldaten bei einem wie bei dem andern Regimente, dieselbe Anweisungen erhielten. — Besondere Mühe kostete die Wiederherstellung der Ordnung und Mannszucht bei der Infanterie. „Es war Strenge nöthig, um den Soldaten zum Gehorsam anzuhalten, Uebung, um ihn gewandt zu machen, und eine lange Gewöhnung, um es dahin zu bringen, daß er sein Gewehr viermal in einer Minute laden, in einer geraden Linie ohne Schwanken marschiren, und sich in alle Bewegungen finden lernte, welche bei verschiedenen Gelegenheiten im Kriege von ihm gefordert werden können.“ — Die Kavallerie hatte bei Weitem nicht so viel verloren als die Infanterie. Sie war bei jeder Gelegenheit siegreich gewesen, und es hatten sich daher größtentheils die alten Soldaten und Offiziere erhalten. „Es ist immer der Fall: je länger der Krieg dauert, desto mehr leidet die Infanterie. Die Kavallerie hingegen wird desto vollkommener, je länger der Krieg währet.“ — Für die verschiedenen Geschütze der Artillerie, so wie für die Ausbesserung der zu derselben gehörigen Wagen 2c., wurde eifrige Sorge getragen und bis zu dem Jahre 1777 eine Summe von 1,960,000 Rthlr. verwendet. Die Artillerie-Offiziere wurden in der Befestigungskunst unterrichtet, und die Kanoniere und Bombardiere alljährlich geübt. Es wurde eine neue Art von Haubitzen, deren Granaten auf 4000 Schritte geworfen wurden, erfunden und eingeführt, und andere Verbesserungen in den Manövers der Artillerie vorgenommen. Um die jungen Offiziere zu bilden, und ihnen die nöthige Einsicht in die Kriegskunst und Fertigkeit in den kriegerischen Bewegungen beizubringen, übte man sie in der Nähe ihrer Garnisonen „in den verschiedenen Arten des Deployirens, in Angriffen auf ebenem Boden, im Angriffe befestigter Plätze und Dörfer, in den Bewegungen eines Vortrabs, eines Rückzuges, in Vierecken, damit sie wüßten, wie sie angreifen und wie sie sich vertheidigen sollten. Dieses wurde den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt und jeden Tag wiederholten sie einen Theil ihrer Aufgaben. —

Digitized by Google

Um diese Uebungen allgemein zu machen, versammelten sich die Truppen zweimal; einmal im Frühjahr, das andremal im Herbste; alsdann machten sie nichts als große Kriegsmanöver, Vertheidigungen oder Angriffe verschiedener Posten, Fouragirungen, Märsche von aller Art und Vorstellungen von Schlachten, wobei die Truppen alle die in den Anordnungen vorgeschriebenen Vorfälle andeuteten. Auf diese Art ward, nach dem Ausdrucke des Vegetius, der Friede für die (preußischen) Kriegsheere eine Schule, und der Krieg die Ausübung." Bei jeder Inspektion wurde ein Ingenieur-Offizier angestellt, welcher den jungen Offizieren den nöthigen Unterricht in seiner Wissenschaft ertheilen mußte. —

„Uebrigens wurde die Genauigkeit, die man einzuführen wünschte, nicht eher als im Jahre 1770 bemerkbar. Seit dieser Zeit bekam die Armee ein anderes Ansehen, und nun hatte man sie, ohne eine fehlgeschlagene Hoffnung zu befürchten, mit großer Zuversicht ins Feld führen können." Die ganze Armee war nach dem Frieden auf 151,000 Mann gebracht worden; in dem Jahre 1768 aber wurde dieselbe, der Vorfälle in Polen wegen, auf 161,000 Mann gebracht. Nach der Vergrößerung des Staates, welche durch die Theilung Polens eintrat, wurde die Armee für den Frieden bis zu 186,000 Mann vermehrt, und man nahm sich vor, dieselbe bei eintretendem Kriege (mit Inbegriff der Freikorps und ähnlicher Truppen) auf 218,000 Mann zu bringen. — Neben der Fürsorge für die möglichste Vervollkommnung des Heeres wurden zugleich große Summen verwendet, um die Magazine stets mit dem nöthigen Vorrath zu füllen, und sich überhaupt mit Allem, was nur für den Krieg nöthig wäre, zu versehen. Auch wurden die Festungen in Schlesien verbessert und eine neue zu Silberberg gebaut, damit man die Herrschaft über die Engpässe behaupten könnte, welche links nach Glaz und rechts nach Braunau führen. Diese verschiedenen Werke hatten bis zum Jahre 1777 die Summe von 4,146,000 Rthlr. gekostet. Die Befestigung der Stadt Kolberg in Pommern kostete 800,000 Rthlr., und noch wurden im Jahre 1778 auf die Vollendung aller der begonnenen Werke 200,000 Thlr. verwendet. — — Die Ausschliessung aller Bürgerlichen von den Offizierstellen, bei welcher Friedrich — mit wenigen Ausnahmen — beharrte *), tritt in dieser Periode in

*) Die Kadettenhäuser waren einzig für den jungen Adel bestimmt. Friedrich nahm mit denselben in dieser Periode bedeutende Verbesserungen vor. In dem Jahre 1765 stiftete er eine „Civil- und Militärakademie

**dem grellsten Lichte hervor. Die Zeit war — und für Deutschland zum großen Theile durch Friedrichs eigenes Verdienst — weit über** solche engherzige und vorurtheilsvolle Beschränkungen hinaus gerückt, und bildete den schärfsten Gegensatz zu denselben. Auch war es eine gewiß unverdiente Vergeltung für den Bürgerstand, der in einem siebenjährigen Kriege seine besten Kräfte geopfert hatte, daß er bei allen den Beweisen der hingebendsten Vaterlandsliebe, noch immer für unmündig gehalten und in seinen Rechten beschränkt würde. Doch tröstet sich, wer den Gang der Geschichte kennet und die Wirksamkeit einflußreicher Männer nach der ihnen abgesteckten Gränze und Sphäre zu beurtheilen versteht, gerne damit, daß ein Friedrich den Geist der neuen Zeit in seinem Kreise angeregt, und entschuldigt ihn, wenn er — hier wie in andern Beziehungen — weniger dafür wirkte, denselben in das Leben selbst einzuführen. Es wäre hier noch Manches, sowohl von der innern Oekonomie als auch von den übrigen Verhältnissen des Militärs zu erwähnen; diese blieben jedoch meist wie in der ersten größern Friedensperiode. Die Rekrutirungen und Werbungen verloren wenig von ihrer früheren drückenden Härte, welche die allmälig sich verbreitende Aufklärung nur in noch grellerem Lichte erscheinen ließ. Einen sonderbaren Contrast mit den Schriften des Philosophen von Sans-Souci, die so oft der Menschenwürde ꝛc. erwähnen, und einen warmen Verehrer derselben beurkunden mögen, bilden die unter dem preußischen Heere allgemein angewendeten — Stockschläge; eine Behandlungsweise, die in der großen Anzahl fremder, geworbener Soldaten auch nicht einen entfernten Entschuldigungsgrund finden kann, deren Beibehaltung aber vielleicht einen Erklärungsgrund in der bei Friedrich sich jetzt mehr und mehr festsetzenden Menschenverachtung haben mag. Wie man auch, namentlich in Frankreich, das Militärsystem Friedrichs nachahmte, so konnte man dennoch diese Art, das Menschengefühl der Soldaten und der Zeitgenossen zu höhnen, daselbst nicht einführen. — Bei dieser Rüge, die das Einzelne in Friedrichs Militärsystem betrifft, darf jedoch nicht übersehen werden, daß er und sein Heer es waren, die den deutschen Nationalgeist wieder gekräftigt hatten; wie denn auch er

---

für junge Edelleute," in welcher die fünfzehn fähigsten Kadetten, unter Aufsicht von fünf Gouverneurs, durch mehrere Professoren in den höheren Kriegs- und Staatswissenschaften ausgebildet werden sollten. Er selbst ordnete die Einrichtung dieser Akademie an, und bestimmte den Lehrplan und die Art der Erziehung. —

es war, der den ganzen europäischen Staatenkörper zu neuen Kraftäußerungen anregte, die dann freilich durch hinzugetretene Umstände in eine andere Weise umschlagen mußten.

Friedrich hat in seiner Abhandlung über das Militär geschichtlich nachgewiesen, daß Brandenburg durch seine Militärmacht und namentlich durch seine stehenden Heere ein außergewöhnliches Ansehen errungen und behauptet habe. Aber dennoch waren jene meist nur so, daß die Brandenburgischen Fürsten, gegenüber von dem zerrütteten Staatshaushalte anderer Regenten, in der Stunde der Entscheidung ihre frische Kraft entfalten, und durch dieselbe oft nicht unbedeutende Vortheile erringen konnten. — Abgesehen jedoch von dieser historischen Nöthigung, erheischte Friedrichs Stellung die Fortsetzung und Steigerung eines solchen Verhältnisses. Er hatte durch das Hinzutreten seiner Macht, dem europäischen Staatensystem äusserlich eine neue Gestaltung gegeben; nun bewirkte sein Vorgang auch eine innere Reorganisation desselben. Eine mächtige Bewegung hatte den ganzen europäischen Staatenkörper neu belebt, nicht mehr das Herkommen und die innere Macht bestimmte die Wichtigkeit eines jeden Gliedes, nur die Kraft, die sich schnell nach Außen zu entwickeln vermochte, konnte sich geltend machen in Zeiten der Bewegung. Diese sich schnell entfaltenden Kräfte konnten in der damaligen Zeit nur materielle sein, denn, wenn gleich im Widerspruche mit ihrer Persönlichkeit, so fanden es dennoch auch die von den Ideen der Zeit berührten Machthaber damals noch nicht genehm, eine Idee auch äußerlich zu erfassen, und so ein neues, gewiß nicht geringfügiges Moment in die Wagschaale ihrer materiellen Kräfte zu legen. Der möglichst große Erwerb des Geldes, und die dadurch möglichst gesteigerte Militärmacht, war also die Tendenz, die, von Friedrich ausgehend, in allen übrigen Staaten bald sichtbar wurde. Zwar war schon seit Karl XII., Ludwig XIV. und Peter I. diese Tendenz sichtbar gewesen, aber wie mit nicht so hochgeschraubter Kraft, so auch weniger mit denselben Wirkungen, wie jetzt; denn, so wie das allgemeine Militärsystem sich äußerte im Kampfe gegen äußere Mächte, so mußte es alsbald Waffe werden gegen die im Innern des Staates sich erhebenden, diesem Systeme feindlichen Ideen; wie es den Herrschern die Macht gab zur unnachsichtlichen Ausführung ihres Willens, so mußte sie es auch versuchen, die demselben entgegenstehenden Willen dadurch niederzuhalten, und so entstand zumal gegen das Ende dieser Periode ein Kampf der Ideen gegen die äußere Macht. Aber wie die, in der innern Natur des Menschen

gegründete Idee siegreich hervorgeht aus jeglichem Kampfe, so auch hier. Das reinmonarchische Princip ward durch das damalige Militärsystem strenge ausgeführt, die Kriege waren in ihrem Ursprunge bloße Kabinetskriege und in ihrem Kampfe meist bloße Soldatenkämpfe, eine neue Zeit mußte sich Neues, ihren bewegenden Ideen Angemessenes schaffen und bilden. Dadurch also, daß Friedrich und seine Zeit das Militärsystem bis zur Spitze trieben, und daß sie beide zu gleicher Zeit die neuen Ideen in sich erzeugten, wurden sie beide der Durchgangspunkt zu einer neuen Ordnung der Dinge. Zwar versuchte Friedrich noch gegen das Ende seines Lebens seinem Systeme, besonders in Deutschland, eine entsprechende Basis zu geben durch den Fürstenbund, aber die neuere Zeit erheischte auch hierin ein Anderes. — —

Betrachten wir nun Friedrichs Thätigkeit in dem letzten Abschnitte seines Regentenlebens, wie sie sich im näheren, mehr unmittelbaren Verhältnisse als Regent zu seinen Unterthanen äußerte, und wollen wir uns hiebei zugleich die Ansichten und Grundsätze vergegenwärtigen, nach welchen er seine ganze Regierungsweise einrichtete, so gibt uns auch hier wieder eine seiner Schriften, welche diesem Zeitabschnitte selbst angehört, das klarste und treueste Bild seines Strebens. Diese Schrift ist der „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten," welche er im Jahre 1777 verfaßte, und nur in 8 Exemplaren (welche blos den vertrautesten Freunden eingehändigt wurden) abgedruckt wurde. Hier stellt sich Friedrichs Ideal einer Monarchie und eines wahren Monarchen vollkommen dar, und es ist für den Beobachter erfreulich, in dieser Schrift seines späteren Alters immer wieder — wenn auch unter Modificationen, welche die Zeit und die Erfahrung hervorgebracht hatten — denselben Grundgedanken zu finden, welcher uns in seinen frühesten Jugendschriften begegnete. Nach einigen historischen Erörterungen über den Zustand der Völker in den frühesten Zeiten, geht Friedrich in dieser Abhandlung auf den Ursprung der Gesellschaft und der Gesetze über, und macht hiebei folgende Bemerkung: „Man präge es sich tief ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherren zu geben; denn dieß ist der wahre Ursprung der Souveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats." Auf die verschiedenen Staats- und Regierungsformen selbst übergehend, sagt er sodann: „Jener allgemeine Trieb, der die Menschen antreibt, sich das größtmögliche Glück zu verschaffen, gab Gelegenheit zur Einführung der

verschiedenen Regierungsformen. Einige glaubten, sie würden glücklich sein, wenn sie sich der Führung mehrerer Weisen überließen; daher die aristokratische Regierungsform. Andere zogen die Oligarchie vor. Athen und die meisten griechischen Republiken erwählten die Demokratie. Persien und der Orient beugten sich unter den Despotismus." — So weise indessen auch die ersten Gesetzgeber und die ersten Volksstifter sein mochten, so vortrefflich auch ihre Einrichtungen waren, so hat sich dennoch keine von jenen Regierungsformen in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Warum? Weil die Menschen und folglich auch ihre Werke unvollkommen sind; weil die Bürger, durch ihre Leidenschaften getrieben, sich von ihrem Privatvortheile, der immer das allgemeine Beßte umstürzt, verblenden lassen, kurz, weil es nichts Dauerhaftes in dieser Welt gibt." — „Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrifft, so ist sie die schlimmste oder die beßte von allen, je nachdem sie gehandhabt wird." — Nun gelangt er zur Darstellung seiner Anforderungen an einen wahren Monarchen: „Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwandes ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatze brüste, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und den Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Unthätigkeit und Unbrauchbarkeit Laster aller Art erzeugt. Die schlechte Handhabung der monarchischen Regierungsform entsteht aus verschiedenen Ursachen, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Fürsten haben, und werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und andere Schandthaten dieser Art auszuführen. Wenn der Fürst, aus Hang zur Unthätigkeit, die Führung des Staates gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern überläßt, so strebt der eine dahin, der andere dorthin; Niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane, und jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut die Sache auch sein möge, um ein Schöpfer von etwas Neuem zu werden, und um seine Phantasien, oft zum Nachtheile für das allgemeine Beste, durchzusetzen; andere Minister, die an die Stelle dieser

kommen, eilen so sehr als möglich, um auch ihrer Seits die gemachten Einrichtungen eben so unüberlegt, wie ihre Vorgänger, niederzureißen, zufrieden, wenn sie nur für Erfinder gehalten werden. So verstattet diese beständige Reihe der Veränderungen und des Wechsels jenen Entwürfen niemals Zeit, Wurzel zu schlagen. Hieraus entstehen Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer schlechten Regierung. Die Treulosen haben stets eine Entschuldigung in Bereitschaft: sie bedecken ihre Schändlichkeiten mit diesen beständigen Veränderungen, und da solche Minister sich damit beruhigen, daß Niemand ihr Verfahren untersucht, so hüten sie sich wohl, ein Beispiel einer strengen Untersuchung bei ihren Untergebenen zu zeigen. Die Menschen hängen sich an das, was ihnen gehört; der Staat gehört diesen Ministern nicht; daher liegt ihnen sein Bestes nicht wahrhaftig am Herzen; Alles wird nachläßig und mit einer Art von frischer Kaltblütigkeit betrieben: woraus alsdann der Verfall der Rechtspflege, der Finanzen und des Kriegsstandes entspringt. Statt einer Monarchie artet eine solche Regierung in eine wahre Aristokratie aus, wo die Minister und die Generale ihre Geschäfte nach ihren Launen ausführen; am Ende weiß Niemand mehr, was ein allgemeines System sei, jeder folgt seinen eigenen Ideen; und der Brennpunkt, der Begriff der Einheit geht verloren. Wie alle Räder einer Uhr zu einem einzigen Zwecke zusammenwirken, nemlich die Zeit abzumessen; so sollte das ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung ebenfalls dahin eingerichtet sein, daß alle die verschiedenen Zweige der Regierung gleichförmig zum Wohle des Staates beitragen; denn dieß ist der wichtige Gegenstand, den man nie aus dem Auge verlieren muß. Ist dieß nicht, so macht das persönliche Interesse der Minister und Generale gewöhnlich, daß sie sich einander überall entgegen arbeiten, und daß sie bisweilen die Ausführung der nützlichsten Dinge verhindern, weil sie nicht von ihnen selbst in Vorschlag gebracht wurden. Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem seiner Unterthanen verschieden sei; dann wird der Souverain der Feind seines Volkes, ohne zu wissen warum, er wird aus Irrthum hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von welchen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgen sein. Der Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verknüpft; er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Re-

genten zustößt. Es gibt nur ein einziges Gut, und dieses ist das Wohl des ganzen Staates.“ — „Ich wiederhole daher: der Regent stellt den Staat vor; er und seine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich sein kann, als sofern beide durch Eintracht verbunden werden. Der Fürst ist für den Staat, den er beherrscht, was das Haupt für den Körper ist: er muß für das Ganze sehen, denken und handeln, um demselben alle Vortheile zu verschaffen, deren es fähig ist. Wenn man will, daß die monarchische Regierungsform den Vorzug vor der republikanischen behaupte, so ist dem Souverain sein Urtheil gesprochen: er muß thätig und gerecht sein, muß alle seine Kraft aufbieten, um die Stelle auszufüllen, auf welche er gestellt ist.“ Er setzt nun das, was er unter Pflichten des Regenten versteht, nach den verschiedenen Seiten seines Berufes hin aus einander, und legt hierbei eigentlich dieselben Grundsätze dar, die wir ihn bereits bei seiner ganzen Regierungsweise befolgen sahen. Wir bemerken nur folgende Stellen: „Eine andere Art von Auflagen (als die direkten), die man von den Städten erhebt, ist die Accise; diese muß von geschickten Männern angeordnet werden, damit nicht die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie das Brod, Bier, Fleisch ꝛc. beschwert wird, welches dem Soldaten, dem Handwerker und dem Künstler zur Last fallen würde. Die Folge davon würde zum Schaden des Volkes sein, daß die Handarbeiten kostbar und also die Waaren so vertheuert würden, daß man den Absatz nach Außen verlöre.“ — „Um diesem Mißbrauche zu begegnen, muß der Regent sich oft des Zustandes der armen Volksklasse erinnern, sich an die Stelle eines Landmannes oder eines Handwerkers setzen, und dann zu sich selbst sagen: wenn ich in dieser Klasse von Bürgern geboren wäre, deren Hände ihr ganzes Kapital sind, was würde ich von dem Regenten verlangen? Was dann die gesunde Vernunft ihm antwortet, das muß er thun, wenn er seine Pflicht erfüllen will. Es gibt in den meisten Staaten Europa's Provinzen, in welchen die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind; dieß ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste, und derjenige, gegen welchen sich die Menschlichkeit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sclave anderer Menschen zu sein: man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt, es sei nichts als der gute Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders: es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem

Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten, wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirthschaft einen tödtlichen Streich erleiden (?), und man müßte zum Theile den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen.“ —

Von dem Verhältniß des Fürsten zu den verschiedenen Religionspartheien sagt Friedrich: „Es gibt wenige Länder, in welchen die Einwohner einerlei Meinung in Ansehung der Religion hätten; oft sind dieselben gänzlich verschieden; es gibt sogenannte Sekten, und so entsteht die Frage, ob nothwendig alle Bürger einstimmig denken müssen oder ob man einem jeden erlauben könne, nach seiner Weise zu denken. Obscurantische Staatsmänner werden geradezu sagen; es muß überall nur einerlei Meinung herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden; der Theologe setzt hinzu: wer nicht denkt wie ich, der ist verdammt und es schickt sich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten sei; man muß sie also in dieser Welt hinrichten, damit sie desto seliger in der zukünftigen werden. Hierauf antwortet man, daß niemals eine Gesellschaft einstimmig denken werde, daß unter den christlichen Nationen die meisten Anthropomorphiten sind: bei den Katholiken ist der gemeine Haufe abgöttisch, denn niemals wird man mich überreden, daß der Bauer einen Unterschied zwischen göttlicher und kirchlicher Verehrung (Latria und Dulia) machen könne; er betet also unausbleiblich das Bild an, zu dem er betet. Es gibt also eine Menge von Ketzern unter allen christlichen Sekten; überdieß glaubt ein Jeder, was ihm am wahrscheinlichsten ist. Man kann einen armen Unglücklichen mit Gewalt zwingen, ein gewißes Formular herzusagen, dem er seinen innern Beifall versagt; aber was gewinnt der Verfolger damit? — Wenn man indessen bis zu dem Ursprunge der Gesellschafft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Es wäre unsinnig, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gerne Sclaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken. Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unsere Freiheit. Dieß ist das Verlangen der Völker, gegen welches keine Einwendung statt finden kann; und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die

Gesellschaften, in welchen sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staates macht. Sobald jede Art Gott zu verehren frei ist, herrscht überall Ruhe, anstatt daß die Verfolgung die Quelle der blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürgerkriege gewesen ist." — Nachdem die Pflichten des Regenten angegeben sind, heißt es: „Dieß sind im Allgemeinen die Pflichten, welche ein Fürst zu erfüllen hat. Damit er sie nie aus den Augen verliere, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Finanzbeamte, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er dieses Alles nicht blos vorstellen, sondern die damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts, als der erste Diener des Staates, und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volkes, welches durch die Auflagen eingeht, in Aufwand, in Pomp und zu Ausschweifungen verschwendet; er, der auf die guten Sitten wachen soll, welche die Wächterinnen der Gesetze sind, er, der die Nationalerziehung vervollkommnen, und nicht durch böses Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist einer der wichtigsten Gegenstände. Der Regent kann zu derselben sehr viel beitragen, wenn er diejenigen Bürger, welche tugendhafte Handlungen begangen haben, vorzieht und belohnt, und dagegen denjenigen seine Verachtung beweist, deren Verkehrtheit nicht mehr über ihre Ausschweifungen erröthet. Der Fürst muß alle schändlichen Thaten laut mißbilligen, und denjenigen, welche unverbesserlich sind, Vorzüge versagen. Noch ist es eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus den Augen verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn man nicht darauf achtet, einen unersetzlichen Nachtheil verursachen würde: nemlich, wenn der Fürst allzusehr Personen vorzieht, die, ohne Verdienst zu besitzen, große Reichthümer haben. Diese am unrechten Orte verschwendeten Ehrenerweisungen bestätigen das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß man nur Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden. Und dann werfen sogleich Eigennutz und Habsucht die Zügel ab; jeder will nur Reichthümer häufen; man bedient sich der ungerechtesten Mittel, um sie zu erlangen; das Sittenverderbniß gewinnt Feld, es schlägt Wurzel und wird allgemein; Leute von Talenten und von Verdienst werden verachtet, und das Publikum ehrt Niemanden, als die Midasenkel, durch deren Pracht und Aufwand es verblendet wird. Um zu ver-

hindern, daß die Nationalsitten nicht bis zu diesem verwerflichen Grade verderbt werden, muß der Fürst unaufhörlich aufmerksam sein, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichne und dem Reichthume ohne Moralität nichts als Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volkes ist; so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstellen vertreten, den Wittwen beistehen, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und freigebig gegen Diejenigen sein, die, von aller Hilfe entblößt, keine Unterstützung als bei seiner Wohlthätigkeit zu finden wissen." — Am Schlusse der ganzen Schrift sagt Friedrich: „Diese Schilderung eines Regenten wird vielleicht den Spöttern ein Ideal der Stoiker, und ihr erdichtetes Bild des Weisen zu sein scheinen, welches nie vorhanden war und dem sich der einzige Mark Aurel am meisten näherte. Ich wünschte, daß dieser schwache Versuch Mark Aurele bilden möchte; dieß wäre der schönste Lohn, den ich mir versprechen möchte, und der zugleich das Glück der Menschheit befördern würde. Ich muß indessen hinzusetzen, daß ein Fürst, der die mühsame Laufbahn, die ich vorgezeichnet habe, betreten wollte, nicht die gänzliche Vollkommenheit erreichen würde; weil er, bei allem nur möglichen guten Willen, sich in der Wahl derer irren könnte, deren er sich bei den Regierungsgeschäften bediente; weil man ihm die Sachen in einem falschen Lichte vorstellen, seine Befehle nicht pünktlich erfüllen, die verübten Ungerechtigkeiten, damit sie ihm nicht bekannt werden, verschleiern könnte rc. — So ist unser Schicksal hienieden und so wird es ferner sein. Nie wird man den Grad von Vollkommenheit erreichen, den das Glück der Völker fordert, und man wird sich in der Regierung, wie in allen übrigen Dingen, mit dem begnügen müssen, was die wenigsten Mängel hat." —

So war also Friedrich von dem hohen Vorbilde eines nach allen Seiten hin wohlthätig wirkenden Regenten noch in der Zeit seines spätern Alters in demselben Grade, wie in früher Jugend begeistert. Sein Wirken als König zeigt, wie ernstlich er sich bestrebte, dieses Vorbild zu erreichen. Zwar stellt sich auch in dieser Abhandlung ein Wiederspruch in den Grundsätzen dadurch heraus, daß er den Regenten als ersten Diener des Staates, und dann wieder den ganzen Staat als Eigenthum des Regenten betrachtet wissen will; es läßt sich jedoch, nach der schon mehrfach angedeuteten Weise behaupten, das der erste mehr sein theoretischer und persönlicher, der

zweite mehr sein praktischer und Staats-Grundsatz war. Es zeigen sich aber nichts desto weniger die Mängel und Fehler, welche mit einer unumschränkten Selbstregierung, wie sie das Ideal Friedrichs war, nothwendig verbunden sein müssen, um so auffallender, je mehr wir von seinen guten Zwecken und von seinem Bestreben, das wahre Wohl seines Staates zu befördern, überzeugt sind. Wenn auch ein Friedrich so oft in seinen Maßregeln irren, in seinen Mitteln sich vergreifen konnte, und oft sogar in dem glühendsten Eifer für Gerechtigkeit Ungerechtigkeiten beging, so mag man wohl in der Ueberzeugung befestigt werden, daß es für das Wohl der Völker nicht immer förderlich sei, wenn es dem unbeschränkten Willen eines Einzelnen, und wäre er auch der beste — anheimgestellt ist. — Von solchen Uebereilungen Friedrichs, die aus den besten Absichten entsprangen, ihn zum eigenmächtigen Eingreifen in den Gang der Justiz verleiteten, finden sich zwar nur sehr wenige aber dennoch einige auffallende Beispiele. In seinem Eifer für die Handhabung der strengsten Gerechtigkeit war Friedrich von einem steten Mißtrauen gegen die Richter erfüllt. Der Gedanke, daß der Mächtige seine Gewalt gegen den Schwächern mißbrauche, und daß zu seinem Vortheile das Recht gebeugt werde, war in ihm tief gewurzelt. Willig lieh er daher stets den Klagen eines Jeden, der sich in seinen *Rechten* gekränkt glaubte, sein Ohr. Bald nach erlangtem Frieden hatte er bekannt gemacht: „Wie es zwar sein landesväterlicher Wille sei, daß Jedermann, wie bisher, sich in Justiz-, Finanz- und andern Sachen an die vorgesetzten Collegia wenden, und von diesen Recht und Gerechtigkeit erwarten solle; wie jedoch aber auch Jeder, wenn er von dem ihm widerfahrenen Unrecht überzeugt sei, sich geradesweges an Seine Person wenden könne, um von derselben Gerechtigkeit zu erbitten." Sein Mißtrauen gegen die Gerichte äußerte er oft in scharfen Worten: So hieß es in einem Kabinetserlasse vom Jahre 1772: „Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. — Fünf werden nicht mehr vor gerade angenommen werden; wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klopfen." — Ebenso: „Ich werde künftig Jahr hinkommen; ich spreche alle Leute, und ich werde nicht fünf gerade gehen lassen, und gnade Gott demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfähret, quod bene notandum." Auch gegen die Advokaten war Friedrich eingenommen, weil er glaubte, daß diese, sich von den Streitigkeiten ihrer Mitbürger nährend, dieselben

auf alle Weise zu solchen anreizten und darin erhielten. Zu diesem Mißtrauen gegen die Justizbeamten und Advokaten gesellte sich noch, durch wiederholt eingegangene Klagen, in ihm das Bewußtsein von der Mangelhaftigkeit und Willkür in den eingeführten Gesetzen und in dem Gerichtsverfahren. Er hatte stets bemerken müssen, daß die Behörden, wenn sie wegen eingegangener Beschwerden zur Verantwortung gezogen wurden, sich meist mit den bestehenden Gesetzen und Formen entschuldigten, so erwachte wieder mit neuer Kraft in ihm der Gedanke einer stetigen Verbesserung im Fache der Justiz. Er unterredete sich deßhalb oft mit seinen höhern Justizbeamten, deren Ansichten jedoch einer neuen Reform nicht genehm waren, nur der Justizminister von Schlesien, v. Carmer, schien die Nothwendigkeit einer neuen Reform richtig erkannt zu haben, und in die Plane Friedrichs eingehen zu wollen. Indeß verzögerte sich die Ausführung derselben noch immer, indeß Friedrichs Mißfallen an dem eingeführten Justizgange sich stets vermehrte, bis endlich ein in seinem Ursprunge geringfügiges Ereigniß auch die Realisirung dieses Wunsches rascher beförderte.

Ein Müller, Namens Arnold (den Friederich noch aus dem siebenjährigen Kriege her kannte, weil er ihm bei der Schlacht von Zorndorf als Wegweiser und Kundschafter gedient hatte), lebte unweit Züllichau in der Neumark von dem Erwerbe durch seine Mühle, von welcher er an den Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbzins entrichten mußte. Ein benachbarter Gutsbesitzer, ein Herr von Gersdorf hatte oberhalb der Mühle einen Teich graben lassen. Als nun der Müller zur vollen Entrichtung seines seit mehreren Jahren rückständigen Erbzinses angehalten wurde, weigerte er sich dessen, und verlangte die Wiederherstellung des alten Wasservorraths. Die Schmettauischen Untergerichte entschieden, daß der Bach nach seinem Austritt aus dem Teiche eben so reichlich fließe wie vorher, und als er dennoch nicht zahlen wollte, ward ihm die Mühle verkauft. Da wendete sich der Müller mit seiner Klage an den König, erhielt aber die Weisung, sich an die Küstriner Regierung zu wenden. Unterdeß hatte Friedrich einem Oberst von Heucking, der in Züllichau stand, den Befehl ertheilt, die Sache zu untersuchen und ihm gewissenhaft Bericht darüber zu erstatten; dieser Bericht fiel zu Gunsten des Müllers aus. Die Küstriner Regierung hatte unterdeß den Müller abermals verurtheilt, dieser hat wieder bei dem König geklagt, und da die Regierung dem Könige auf seinen Befehl, die Sache zu beschleunigen, bloß erwiederte, die Sache sei abgethan, so

ward Fiedrich nur noch mehr mißtrauisch und verlangte Einsendung des Spruches. Er übergab hierauf die Sache dem Kammergerichte, dem er „die größte Activité“ anbefahl. Aber auch hier fiel der Spruch im Wesentlichen gegen den Müller Arnold aus. Als Friedrich dieses Urtheil erhielt, ward er höchlich entrüstet, und er beschloß „ein Exempel zu statuiren“ gegen eigenmächtige Richter. Den 11. December berief er den Großkanzler und Fürst mit den drei Räthen, die das Urtheil abgefaßt hatten, vor sich, bei ihrem Eintritte überhäufte er sie mit den bittersten Vorwürfen, und rief oft auf die abgefaßte Sentenz hindeutend: „Meinen Namen cruel gemißbraucht.“ Er entsetzte hierauf den Großkanzler mit harten Worten seines Amtes, die drei Räthe wurden verhaftet, und einige Wochen darauf zwei von ihnen zu einjähriger Festungsstrafe nach Spandau abgeführt. Friedrich dictirte über alle diese Vorgänge einem seiner Kabinetsräthe ein Protokoll, das er durch die Zeitungen veröffentlichte. Auch der Präsident der Küstriner Regierung, der Graf von Finkenstein, wurde seines Amtes entsetzt. Friedrich selbst zeigte dieß dessen Vater, seinem ersten Kabinetsminister und vertrauten Freunde mit dem Hinzufügen an, daß die öffentlichen Verhältnisse des Sohnes mit denen des Vaters in keiner Verbindung stünden. Friedrich setzt nun fest „daß drei Küstrinische Regierungsräthe, zwei Kammergerichtsräthe (von den ersteren sowie von den letzteren wurde jedoch einer freigesprochen) und ein Justitiarius, welcher auch mit der Sache zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsetzt, und auf ein Jahr mit Festungsstrafe belegt werden, und theils diese, theils der von Gersdorf den Müller Arnold entschädigen sollten.“

Der ganze Vorgang dieser Sache hatte die allgemeinste Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt: und stellte sich auch mit der Zeit als so ziemlich zuverläßig heraus, daß Friedrich in dieser Sache ungerecht gehandelt hatte, so erwuchs dennoch allerwärts eine neue Verehrung für ihn, weil man sah, wie sehr ihm Recht und Gerechtigkeit am Herzen liege, und wie er unablässig den an Macht und Ansehen Geringeren gegen den Mächtigern zu schützen sich beeifere. Von dieser Seite aus, und abgesehen von dem vorliegenden Falle, ist diese Handlungsweise die eines von innerem Rechtsgefühle geleiteten Mannes höchst würdige, von einer andern Seite aber (die freilich mit dem strengmonarchischen Prinzipe zusammenhängt) kann ein nach bloßem eigenthümlichem Rechtlichkeits-Gefühle über die Personen der Justizbeamten aburtheilender Regent keineswegs als wünschenswerth erscheinen; denn hier könnte bei andern Ansichten

und andern Zwecken, als die, welche Friederich hatte, leicht diese Macht zur monarchischen Willkürlichkeit und zur Unsicherheit in Justizsachen führen. Wie sehr indeß während der Regierung Friedrichs dieß keineswegs der Fall war, wie der vorliegende Fall zu den aussergewöhnlichsten gehörte, und wie sich bei seinen Unterthanen das Bewußtsein einer von der Krone unabhängigen Justiz begründet hatte, davon gibt uns, außer noch vielen andern Beispielen, der noch heutigen Tages fast allgemein bekannte Vorfall mit dem Müller von Sans-Souci ein deutliches Beispiel. Friedrich wünschte nemlich zur Erweiterung seiner Gartenanlagen diese Mühle zu kaufen; der Müller weigerte sich; Friedrich sagte, er werde sich die Mühle wohl durch Gewalt zu verschaffen wissen, worauf der Müller erwiederte: „Ja! wenn kein Kammergericht wäre,“ und er blieb bei seinem Eigenthume. Die an sich geringfügige Müller Arnoldische Sache, welche gegen das Ende des Jahres 1779 vorfiel, ward die Veranlassung zur erneuten Verbesserung der Rechtspflege. Carmer trat in das erledigte Amt des Großkanzlers. Schon im Jahre 1775 hatte von Carmer dem Könige das „Projekt des revidirten Codicis Fridericiani“ überreicht, welchem der Vorschlag zu Grunde lag, daß die Partheien entweder am Gerichtsort, oder bei eintretenden Ehehaften vor abzusendeten Commissarien, aus dem Mittel des Gerichtshofes persönlich erscheinen, vom Richter aber die zur Entdeckung der Wahrheit gehörigen Facta von Amtswegen untersucht oder ins Licht gesetzt werden müßten. Die Advokaten sollten hernach ihre bisherige Eigenschaft als Stellvertreter oder Repräsentanten der Partheien nicht sowohl beibehalten, als vielmehr dem ex officio untersuchenden Richter nur zur Hilfe arbeiten, mithin ihr Augenmerk dahin richten, daß besonders von den zum Besten einer jeglichen Partei dienenden Umständen nichts unerörtert bleibe.“ Da jedoch der Großkanzler v. Fürst und der Kammergerichtsrath von Nebeur Bedenklichkeiten und Einwendungen gegen dieses Projekt geäußert hatten und namentlich zu verhindern suchten, daß die Inquisitionsmethode für den bürgerlichen Prozeß zur Grundlage gemacht würde, so war das Projekt liegen geblieben. Jetzt aber war von Carmer an die Spitze der Justiz-Verwaltung in Preußen getreten „der — wie sich ein sachkundiger Beurtheiler ausdrückt — schon lange über alle juristischen Pedanterien und Vorurtheile sich hinweggesetzt, und mit Verdruß angesehen hatte, daß deutsche Unterthanen nach lateinischen Gesetzen gerichtet würden, und das gerichtliche Verfahren sogar größtentheils auf dem päpstlichen Rechte beruhete.“

Digitized by Google

Noch im Jahre 1779 war daher eine Anweisung an sämmtliche Rechtsbehörden ergangen, der am 17. Jan. 1780 eine Vorschrift nachfolgte, wie in Streitsachen zwischen Grundobrigkeiten und Unterthanen zu verfahren sei. Eine Kabinetsordre des Königs vom 7. August befahl, gewinnsüchtigen Advokaten, die den unwissenden Bauer zur Klage gegen den Gutsbesitzer aufwiegelten, Einhalt zu thun, welches den Landesbehörden eingeschärft wurde. Vor Allem aber bemerkenswerth, und in der Geschichte der preußischen Gesetzgebung Epoche machend ist die Kabinetsordre vom 14. April 1780, worin der König den Großkanzler aufforderte, ein neues Gesetzbuch auszuarbeiten, und sein Augenmerk dahin zu richten, „daß die Prozeßordnung von unnützen Formalitäten gereinigt und die Prozesse in einem Jahre zu Ende zu bringen möglich gemacht werden solle. — Was die Prozesse anlanget, so will ich wohl glauben — heißt es hier — daß die ehemals obgewalteten groben Mißbräuche gehoben worden; im Grunde aber ist dennoch, wie ihr mirs eingestehen müßt, diese Prozeßordnung noch eben das unschickliche Gewebe des geistlichen Rechts, über welches ganz Deutschland schon seit verschiedenen Jahrhunderten geklagt hat. — Ich kann kaum glauben, daß jemalen einer der alten und vernünftigen Gesetzgeber auf die Gedanken gerathen, eine dergleichen unnatürliche Prozeßordnung statuiren zu wollen, und vermuthe vielmehr, daß die Barbarei späterer Zeiten und die Bequemlichkeit der Richter diese Mißgeburt veranlaßt haben.“ Ueberdieß sprach sich hier Friedrich dahin aus, daß statt der künstlichen Vorträge der Advokaten, die dem entscheidenden Richter das Factum, ihren Clienten günstig, darzustellen beabsichtigten, künftig der Richter die Parteien selbst hören, ihre Erzählungen und Beweisgründe gegen einander halten und so den wahren Hergang der Sache, welche den Rechtsstreit veranlaßte, eruiren sollte, wobei die so wohlgemeinte als sanguinische Zuversicht ausgesprochen wird: „daß schon dadurch, daß die Parteien von der eigentlichen Lage der Sachen unterrichtet werden, die allermehrsten Prozesse sich durch Vergleich werden heben lassen.“ Den 14. August erschien daher ein „vorläufiger Unterricht für sämmtliche Justizbeamten, über den Unterschied der alten und der neu einzuführenden Prozeßordnung;“ wo es im §. 6. über die früheren Justizreformen heißt: — „Es hat jedoch die durch diese Veranstaltung in engeren Gränzen eingeschlossene Chicane, gleich von Anfang her, mit der äußersten Anstrengung daran gearbeitet, die ihr gesetzten Schranken zu untergraben; und dieß hat ihr nach und nach um so leichter gelingen können, als die

Digitized by Google

in dem Codice Fridericiano vorgeschriebene Prozeßform sich der in den finstern Jahrhunderten erfundenen, durch das Vorurtheil des Alters und Ansehens ehrwürdig gewordenen, durch neue Zusätze und Subtilitäten mancher in großem Rufe gestandenen Rechtsgelehrten noch mehr verstellten, und solchergestalt fast in allen Gerichtshöfen auf- und angenommenen Prozeßordnung des päpstlichen Gesetzbuches, in den wesentlichsten Stücken noch allzusehr nähert." — Die nach dem von Bukwitz vorgeschlagenen Plane mit fixirter Besoldung angestellten Advokaten, wurden nun, indem man diesen Plan erweiterte, gänzlich abgeschafft und in sogenannte Assistenzräthe verwandelt, welche bei der Instruction der Sache den Richter theils unterstützen, theils controliren sollten. Man versuchte es auf alle Weise, in das, keine bestimmten Normen zulassende, Verfahren als Commissarius feste Vorschriften zu bringen. Aber auch diese Prozeßordnung, mit den durch sie nöthig gemachten Veränderungen, mußte sich mit der Zeit als unzulänglich herausstellen.

Ein neues Gesetzbuch sollte zwar den Mängeln steuern, aber auch dießmal fanden Friedrichs Wünsche nicht die genügende Verwirklichung. Mit möglichster Schonung der altherkömmlichen Rechte und Gebräuche, war von Carmer und die von ihm gestiftete Gesetzes-Commission zu Werke gegangen. Bei der Verschiedenheit der Provinzen, war eine solche Rücksicht doppelt nöthig gewesen. Zwar erlebte Friedrich nicht mehr die Vollendung dieses Gesetzbuches, aber ewig denkwürdig sind die Zwecke und Ansichten, die er bei diesem Streben gehegt, so wie die Worte, in denen er sie aussprach: „Die Gerichtshöfe müssen wissen, daß der geringste Bauer und selbst der Bettler eben so gut Menschen sind, als der König, und daß man ihnen völlig Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Vor dem Gerichte sind alle Menschen gleich; da ist der Bauer so viel als ein Prinz, und der Prinz so viel als ein Bauer. Die Gerichte müssen ohne Ansehen der Person und bloß nach den Gesetzen der Gerechtigkeit Recht sprechen. Ein Gerichtshof, welcher Ungerechtigkeiten begeht, ist ärger als eine Räuberbande; denn gegen diese kann man wenigstens Vorsicht gebrauchen, aber gegen schlechte Menschen, welche mit dem Mantel der Gerechtigkeit sich bedecken, um ihre niedrigen Leidenschaften zu befriedigen, kann man sich durch keine Vorsicht schützen." — —

Weniger unmittelbar als zur Verwirklichung seiner Begriffe und Maximen in Bezug auf die Justizangelegenheiten, wirkte er für seine Grundsätze in Bezug auf Kirchen-Angelegenheiten und die mo-

ralische und intellektuelle Volksbildung überhaupt. Das schon oben (S. 212) angedeutete Schwanken und die Widersprüche sowohl mit seinen persönlichen Ansichten als mit seinen Maaßregeln unter sich, dauerte fort. Wie er in der äußern Politik seinen einmal gewonnenen Bundesgenossen, Rußland, oft gegen seinen bessern Willen, nicht verlassen mochte, so erging es ihm in der innern Politik mit der Religion, obgleich er hier bisweilen seine eigenthümlichen Grundansichten nicht zu verbergen im Stande war. Zwar war er in dieser Periode nicht mehr unbedingter Anhänger der Encyklopädisten, denn ihm konnten die Consequenzen ihrer Lehre, die sich bald in den öffentlichen Verhältnissen und namentlich in der Politik äußerten, nicht verborgen bleiben; aber dennoch bildeten seine Ansichten noch immer eine starke Opposition gegen die anerkannten Kirchensatzungen, wie sich dieß namentlich in den Erzeugnissen seiner Muse herausstellt. Friedrich trat nemlich in dieser Zeit als Bekämpfer zweier, gegen Christenthum und Religion überhaupt gerichteter, Schriften in die Schranken. Die erste Schrift ist der „Versuch über die Vorurtheile *).“ Der Verfasser dieser Schrift war Du Marsais, ein Pariser Parlaments-Advokat. Schon 1770 ließ Friedrich seine „Kritik des Versuchs rc.,“ auch unter dem Druckort London veröffentlichen. Nach einer kurzen Einleitung heißt es hier: „Der Verfasser behauptet, für den Menschen sei die Wahrheit gemacht, und diese müsse man ihm bei jeder Gelegenheit sagen. Dieß ist näherer Prüfung werth. Ich werde mich auf die Erfahrung und auf die Analogie stützen, um ihm darzuthun, daß die spekulativen Wahrheiten keineswegs für den Menschen gemacht zu sein scheinen, und daß sie sich stets den mühsamen Nachforschungen entziehen. Dieß Geständniß ist für die Eigenliebe demüthigend, aber die Macht der Wahrheit zwingt es mir ab rc.“ Die Erfahrung lehrt mich, daß kein Mensch von Irrthum frei sei, daß die größten Albernheiten, welche eine phantasirende Einbildungskraft in allen Jahrhunderten erzeugt hat, dem Kopfe eines Philosophen entsprungen, und daß nur wenige philosophische Systeme von Vorurtheilen und falschen Räsonnements frei sind. Sie erinnert mich an die Wirbel, die

---

*) Essai sur les préjugés ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'apologie de la Philosophie par M. D. M. Londres 1769. — Unter préjugés wird hier nemlich, wie in allen Schriften der Encyklopädisten, alle und jede Religion verstanden.

Descartes erdachte, an den Commentar, den Newton, der große Newton! über die Apokalypse schrieb; an die vorher bestimmte Harmonie, die Leibnitz, ein eben so großes Talent, wie jene beiden, erfand. Von der Schwäche des menschlichen Verstandes überzeugt, und über die Irrthümer dieser Philosophen betroffen, rufe ich aus: o Eitelkeit der Eitelkeiten! o Eitelkeit der philosophischen Geister." — „Vorurtheile sind die Vernunft des Volkes, das einen unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren hat. Dazu kömmt, daß der größte Theil der Menschen, der sein Leben blos durch Arbeit und Tagelohn fristet, in unüberwindlicher Unwissenheit befangen, zum Denken und Ueberlegen nicht Zeit hat. Da der Geist des Volkes im Denken und Beurtheilen nicht geübt ist, so kann es Dinge, über die es sich aufklären will, keineswegs nach den Regeln einer gesunden Kritik prüfen, oder einer Schlußkette folgen, die es von seinen Irrthümern zurückführen soll. Daraus entsteht dann jene Anhänglichkeit an den durch lange Gewohnheit heilig gewordenen Gottesdienst, von dem es sich nur durch Gewalt losreißen läßt. Auch haben neue Religionsmeinungen nur durch Gewalt die alten zerstört. (?) Henker bekehrten die Heiden, und Karl der Große verkündigte in Sachsen das Christenthum durch Feuer und Schwert. — Die zweite Ursache von dem Aberglauben, der in dem Charakter der Menschen liegt, ist ihr Hang zu Allem, was ihnen wunderbar scheint. — Die meisten menschlichen Meinungen sind also auf Vorurtheile, Fabeln, Irrthümer und Betrügereien gegründet. Was kann ich daraus schliessen, als daß der Mensch für den Irrthum erschaffen ist, unter dessen Herrschaft die ganze Welt steht?" — Friedrich sucht nun die Grenzen der sogenannten pia fraus zu bestimmen, und stellt dieselbe so fest, daß man zwar nie eine Unwahrheit sagen dürfe, aber auch nicht immer die Wahrheit zu sagen brauche: ein Grundsatz, der noch manches Schwanken und manchen Mißbrauch in sich schließen mag.

„Ich komme jetzt — fährt er dann fort — auf den Endzweck des Verfassers. Er verhehlt ihn nicht, und gibt ihn deutlich an: daß er es mit dem religiösen Aberglauben seines Landes zu thun hat, daß er den daselbst eingeführten Gottesdienst abschaffen, auf den Trümmern desselben die natürliche Religion errichten, und nur eine Moral zulassen will, die von allen Nebendingen befreit ist. Seine Absichten scheinen lauter. Er will nicht, daß das Volk durch Fabeln getäuscht werde; daß die Betrüger, welche dieselben lehren, den gleichen Nutzen davon haben, wie die Charlatans von den Arzneien, die sie verkaufen; er will nicht, daß diese Betrüger das



Digitized by Google

schwachköpfige Volk beherrschen und noch länger dieser Macht genießen, die sie gegen Fürst und Vaterland mißbrauchen; er will, mit einem Worte, den eingeführten Gottesdienst abschaffen, dem großen Haufen die Augen öffnen und ihm das Joch des Aberglaubens abwerfen helfen. Dieser Plan ist groß, nur muß dabei noch untersucht werden, ob der Plan irgend ausführbar, und ob er dieß nach der von dem Verfasser eingeschlagenen Weise sei. — Jeder, der die Welt kennt, und die Regungen des menschlichen Herzens beobachtet hat, wird ein solches Unternehmen unausführbar finden. Alles widersetzt sich demselben: die Hartnäckigkeit, mit der die Menschen ihren gewohnten Meinungen anhängen, ihre Unwissenheit, Unfähigkeit zum Denken, die Liebe zum Wunderbaren, die Macht der Geistlichkeit und die ihr zu Gebote stehenden Mittel, um dieselbe zu erhalten. In einem Lande wie Frankreich, dessen Bewohner man auf sechzehn Millionen rechnet, mußte man sogleich auf 15,800,000 Verzicht thun, die ihren Meinungen fest anhängen und durch nichts sich davon losreißen lassen. Es bleiben also für die Philosophie 200,000 übrig: dieß wären noch immer viel, und ich würde es nie unternehmen, dieser großen Anzahl, die in Talenten, Geist, Urtheilskraft und in der Art, die Dinge zu betrachten eben so verschieden sind, wie ihre Gesichtsbildung, einerlei Denkart zu geben. Angenommen, diese 200,000 Proselyten hätten einerlei Unterricht genossen, so wird dennoch jeder seine eigenthümlichen Gedanken und Meinungen haben, und vielleicht finden sich unter dieser Menge nicht zwei, die übereinstimmend denken.“ Nach dieser eigentlich die Sache wenig berührenden Behauptung, und in der die Begriffe von Einheit und Uniformität verwechselt werden, fährt Friedrich fort: „Ich möchte wohl behaupten, daß in einem Staate, wo alle Vorurtheile vernichtet wären, dreißig Jahre vergehen würden, ohne daß neue auflebten, sich schleunig verbreiten und endlich Alles überschwemmen würden. Wer sich an die Einbildungskraft der Menschen wendet, wird stets über den siegen, der zu ihrem Verstande spricht. Kurz, ich habe bewiesen, daß stets der Irrthum in der Welt geherrscht hat, und da man etwas so Bleibendes als ein Naturgesetz betrachten kann, so schließe ich daraus, was immer gewesen ist, wird ebenso auch immer sein.“ (??) — Nun geht Friedrich eigentlich auf den Gegenstand über, der ihm die Veranlassung gab, diese Schrift so ausführlich zu bekämpfen: „Der Verfasser — heißt es weiter — greift mächtige Gegner an, die herrschende Religion, die Priesterschaft, welche dieselbe vertheidigt und das abergläubische Volk, das unter ihrer Fahne

dient. Aber, als ob so furchtbare Gegner seinem Muthe noch nicht genügten, erregt er sich, um seinen Triumph zu verherrlichen und seinen Sieg noch glänzender zu machen, noch einen andern. Er thut einen lebhaften Ausfall gegen die Regierung — und zwingt diese, die Sache der Kirche zu der ihrigen zu machen, und sich dem gemeinsamen Feinde zu widersetzen. — Unser Philosoph kömmt mir vor wie jene Aerzte, die bloß Vomitive kennen, oder wie jene Wundärzte, die nur Amputationen zu machen wissen. Ein Vernünftiger, welcher über das Uebel nachgedacht hätte, welches die Kirche seinem Vaterlande zugefügt, würde gewiß seine Kräfte anstrengen, um es davon zu befreien, aber er würde behutsam verfahren. Statt ein altes gothisches Gebäude niederzureißen, würde er die Fehler, die dasselbe verunstalten, wegzuschaffen suchen; er würde die vernunftlosen Fabeln, die den allgemeinen Schwachsinn nähren, in der allgemeinen Meinung zu stürzen suchen, sich gegen jene Absolutionen und Indulgenzen auflehnen, die nur Aufmunterungen zum Laster sind, weil der Beichtige an ihnen ein leichtes Mittel hat, alle Vergehen wieder gut zu machen und seine Gewissensbisse zu unterdrücken, er würde gegen alle die Dispensationen, die die Kirche zur Loskaufung von den größten Verbrechen eingeführt hat, und gegen die äußere Werkheiligkeit, welche wahre Tugend durch kindische Mummereien ersetzen, zu Felde ziehen; er würde gegen jene Aufenthaltsorte der Müßiggänger eifern, er würde den Regenten dazu aufmuntern, der ungeheuern Macht Schranken zu setzen, welche die Geistlichkeit so strafbar gegen ihn und sein Volk mißbraucht; ferner, ihr allen Einfluß auf die Regierung zu nehmen, und sie denselben Gerichten zu unterwerfen, unter denen die Weltlichen stehen. Hiedurch würde die Religion ein Gegenstand der Spekulation, der nicht mit den Sitten und mit Regierung in Verbindung stünde, der Aberglaube wäre vermindert, und die Toleranz täglich allgemeiner. „Friedrich spricht also hier ziemlich deutlich die Absicht aus, daß vor Allem eine herrschende Staatsreligion, als solche aufzuheben sei. — Er sucht nun gegen den Verfasser, der die Könige als Schlächter ihrer Völker betrachtet, die sie nach Laune auf die Schlachtbank des Krieges schickten, zu beweisen, daß auch Republiken willkürlich und oft Krieg geführt. In seinem Eifer für die Sache der Könige geht er so weit, daß er die Regierung Ludwigs XV., sogar gegen seine frühern Aeußerungen, jetzt zu vertheidigen übernimmt. Eine sehr deklamatorisch gehaltene Apostrophe vermag keineswegs die Argumente seines Gegners zu entkräften.“ O Scipio — ruft er aus — der



Digitized by Google

du Rom aus Hannibals Händen rettetest und Karthago bezwangst! Gustav, großer Gustav, Beschützer der deutschen Freiheit! Türenne, du, der Schild und die Schutzwehr deines Vaterlandes! Marlborough, du, dessen Arm Europa in Gleichgewicht hielt! Eugen, du, die Stütze, die Kraft und der Stolz des Hauses Oesterreich! Moritz, du letzter von den Helden Frankreichs! Edle, große Schatten, brecht hervor aus den Kerkern des Todes, aus den Banden des Grabes! Mit welchem Erstaunen werdet ihr hören, wie man in diesem Jahrhundert der Paradoxen eure Arbeiten, eure Thaten verhöhnt, die euch mit so vielem Rechte Unsterblichkeit erwarben? Erkennt ihr eure Nachfolger in der zierlichen Benennung „gedungene Henker," mit der die Sophisten sie belegen." Friedrich sieht sich nun weiter veranlaßt, das System der stehenden Heere zu vertheidigen, der Adelsbevorzugung sucht er die Idee eines Verdienstadels, der dann gerechterweise Geburtsadel würde, unterzulegen; denn es kann ihm nicht verborgen sein, daß von hier aus sich auch anderweitige Anwendungen ergeben müssen. Er vertheidigt zuletzt die Art, die Abgaben durch Generalpächter einzuziehen, und verfährt bei der ganzen Abhandlung mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit, da es hier auch sein ganzes Wesen und seine ganze Regierungsweise gilt, nemlich die Freiheit des Gedankens weniger auf das eigentliche Staatsleben und die Institute für dasselbe anzuwenden. — In solcher Opposition mit den damals von Frankreich ausgehenden Zeitideen stand aber Friedrich nicht nur, wenn sie mehr in das praktische Leben einzugreifen drohten, sondern auch gegen die Consequenzen der Theorie an sich glaubte er seine Stimme erheben zu müssen. Das Système de la nature *), welches das Dasein Gottes und die Lehre von der Unsterblichkeit unverholen läugnet, und enthusiastisch diese Grundsätze verkündet, erregte damals großes Aufsehen; denn da es einmal Mode geworden war, Atheist zu sein oder wenigstens zu scheinen, so gewann sich das neue Evangelium schnell viele Anhänger. Wie sich Friedrich dem rücksichtlosen Diderot nicht näherte, so trat er jetzt gegen diese Schrift mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, in einer

---

*) Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral. par M. Mirabaud, Secrétaire perpétuel, l'un des Quarante de l'Académie française. Londres, eigentlich Amsterdam 1770 in zwei Bänden. Schon im folgenden Jahre erschien eine zweite Auflage. Der Verfasser — der lange unbekannt war — ist der seines Atheismus wegen damals vielbekannte Baron von Holbach.

„kritischen Prüfung ꝛc.“ auf. Freilich war Friedrich selbst noch nicht tief genug in die eigentlichen metaphysischen Wahrheiten eingedrungen, um immer vollkommen siegreich den Kampf zu bestehen; allein dennoch hat er viele Blößen seines Gegners entdeckt, und er vertheidigt namentlich die ursprüngliche Moral des Christenthums, der die Verunstaltungen und Mißbräuche späterer Zeiten nicht zur Last gelegt werden können. Zuletzt aber zielt diese Schrift ebenfalls dahin, die monarchische Regierungsweise und die Geschichte gegen den aller Autorität feindlichen Verstand in Schutz zu nehmen. Sehen wir nun Friedrich in seiner letzten Lebensperiode mehrfach im Kampfe mit den Wortführern der von ihm ehedem so sehr begünstigten Tendenz seiner Zeit, so dürfen wir dennoch keineswegs glauben, daß er seinen noch immer starken und lebensfrischen Geist in die Molochsarme der damaligen kirchlichen Dogmatik gelegt habe, vielmehr trat auch er stets als heftiger Bekämpfer des alten Götzendienstes auf, wo stets die alte Zeit jedes junge mächtig anstrebende Leben trotz heftigem Widerstreben hingeopfert. — „Bande, welche ihm Fesseln schienen — sagt Joh. v. Müller — sprengte sein kühner Sinn, und als die Tage des Unglücks alle Macht seines Genie's überwältigten, und als hochgestiegene Jahre ihn den grauenvollen Pforten unbekannter Ewigkeit näherten, suchte er nie eine andere Stütze, als das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Aber er liebte und ehrte nicht weniger solche, die durch die religiöse Zuversicht ihre Geistesgegenwart stärkten, so daß man sieht, er habe eigentlich nur die finstern und niederschlagenden Ideen gehaßt, wie überhaupt alles Herabsetzende: die Trägheit, welche das Leben verschläft, die Tändeleien, welche entnerven, was die Zeit tödtet und um die Selbstbeherrschung bringt.“ — Wir haben während des siebenjährigen Krieges oft zu erwähnen Gelegenheit gehabt, daß Friedrich sich gern mit der Geschichte der Kirche beschäftigte. Wahrscheinlich hat sein Lecteur, de Prades, ihm nach seinem Plan den Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte ausgearbeitet, und Friedrich schrieb (im Jahre 1766) eine Vorrede dazu, in welcher so ziemlich Alles, was die damalige Zeit gegen das positive Christenthum vorbrachte, kurz zusammengedrängt ist *).

---

*) Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury, traduit de l'anglois, mit dem Druckorte Bern (Berlin), wurde zu Bern öffentlich verbrannt, und in der päpstlichen Bulle mendax titulus mendacissimi operis aufgeführt.

Digitized by Google

So sehr also Friedrich in Opposition mit den Encyclopädisten stand, eben so sehr, und noch weit mehr, stand er den Wahrern des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Formen gegenüber. Diese, welche entweder in gewissenloser Heuchelei, oder in mißverstandener Demuth, ihren Geist knechtisch unter das Joch der bestehenden Satzungen beugten, waren durch eine unermeßliche Kluft von den ausschließlich sich so nennenden Philosophen getrennt. Hier frisches, ja selbst übermüthiges Leben, dort Erstarrung und Tod. Es war damals bei den Theologen (wie man leider in den neuesten Zeiten wieder vielfach, wenn gleich mit mehr Galanterie gegen die Vernunft, versucht hat) noch immer eine Zeit des Procrustes, wo man kleine Gedanken auf dem eisernen Bette der Dogmatik ausreckte, und große in dasselbe zwängte, und abschnitt, was nicht hineingehen wollte. Es war damals die Zeit des starren Wortglaubens, in dem das freie bewegende Princip des Protestantismus erstorben war. — Friedrich achtete alle die verschiedenen Religionsmeinungen gleich, weil er alle gleich gering und gleich unzuverlässig erachtete. Abgesehen von dem Grunde, auf welchem diese Ansicht fußte, muß die Gleichstellung aller religiösen Meinungen, nicht aber die eitle und hochmüthige sogenannte Toleranz, das Streben jeder edlen und wahrhaft freien Seele sein; denn die verschiedenartigsten Umstände und Verhältnisse bedingen nothwendig die verschiedenartigsten Strahlenbrechungen und Reflexe des von einem Punkte ausgehenden Lichtes. Zu solchen Ansichten konnten sich jedoch Friedrich und seine Zeit noch nicht erheben, weil der Skepticismus damaliger Zeit nur Negation, das heißt Vernichtung des Alten, keineswegs aber Opposition oder das Entgegenstellen eines Neuen gegen das Alte war. Die meisten der damaligen sogenannten Philosophen leugneten das Dasein der Religionssonne, weil sie die Natur des Lichtes und der Farben nicht hatten ergründen können. Um so entfernter stand also Friedrich von der Kirche seiner Zeit, weil in ihm absolutes Wegwerfen alles Positiven, in jener aber ängstliches Anklammern selbst an das Kleinliche; und gewiß ist es ein unverkennbares Zeichen der Charakterstärke Friedrichs, daß weder Unglück noch Altersschwäche ihn vermochten, sich legitim einhimmeln zu lassen; daß er, wenn gleich seine Ansichten viel Irriges und Anstößiges hatten, nie, auch nur in Worten, eine andere Ansicht erheuchelte. So heißt es in einer Kabinetsordre vom 23. Juli 1783: „Meine Willensmeinung ist, daß alle die Religionen, die ihren Gottesdienst hier im Lande haben, sollen das so haben wie sie wollen, ohne sie zu stören, die Lutheraner auf ihre Weise und die Reformirten

eben so gut, wie die andern; überdem ist diese ja die Familienreligion." —

Für die freie und eigenthümliche Entwicklung der religiösen Bildung mußte es daher von den ersprießlichsten Folgen sein, daß Friedrich weder unmittelbar seine Grundsätze zu den allgemeinen machen wollte, noch daß er für irgend eine Religionsform eine entschiedene Vorliebe an den Tag legte. Wie eben dieses Nichteingreifen in das Allerheiligste der Religion ihn so hoch stellt über die Zänkereien und Fehden der Theologen, um so kleinlicher und ärmlicher mußten ihm dieselben und ihre Wortführer erscheinen; denn suchen sie sich auch zu entschuldigen durch die allgemeine Stimme des Volkes, welche so laut sich erhebe für das Alte und Hergebrachte: so sind ja sie es meist, die diesen Volksgeist heben und nähren. Zwar war Friedrich jene beseligende Idee einer stetigen Durchbildung der gesammten Menschheit zum unabhängigen und natürlichen Denken und Dasein noch nicht erschlossen; zwar war in ihm jenes allgemeine Streben noch nicht erwacht, welches die Zänkereien über Worte, Dogmen, Agenden rc. an sich zwar als kleinlich, aber in dem großen Zusammenhange als bedeutend erscheinen läßt; aber das Bewußtsein war in ihm aufgegangen, daß die Meisten über diesen Vorpostengefechte ihre Kraft und ihren Muth vergeudeten, und daran vergäßen, in das eigentliche Lager des Feindes einzudringen; bei ihm, den sein Geist schon weit, ja nur zu weit vom Kampfgefilde erhoben, konnte daher die Kunde von solchem Kampfe nur Mitleid, Spott und Verachtung erregen.

Als ein neues Gesangbuch in Preußen eingeführt werden sollte, beschwerten sich, in Verbindung mit einigen Geistlichen, mehrere Gemeinden über Beeinträchtigung ihrer Religionsfreiheit, und schlossen ihre Eingabe an den König mit den Worten: „Wir müssen befürchten, daß die entsetzlichsten unchristlichen Eingriffe in unser Glaubenssystem geschehen, dafern Ew. K. M. Allerhöchst dero geistlichem Ministerio nicht Einhalt thun. Unsere Kinder würden in Kurzem, wie schon der Anfang gemacht ist, zu lasterhaften und ungetreuen Unterthanen gebildet werden. Ew. K. M. dahero Endesunterschriebene allerunterthänigst bitten, Allerhöchst dieselben wollen geruhen: Uns in unserem öffentlichen Gottesdienst das dem heil. Worte Gottes gemäße Porsten'sche Gesangbuch gnädigst zu lassen, und wider die neuen Reformatores der Bibel und des Katechismi zu schützen, hingegen zu verordnen geruhen, daß alle bisher von einem jedem Prediger eigenmächtig gewählte Lehrbücher abgeschafft,

und zuvorgemeldete Katechismi wieder eingeführt werden mögen. Wir hoffen in dieser auf die augsburgische Confession sich gründenden allerunterthänigsten Bitte Allerhöchst dero landesväterlichen Beistand, da wir unserem Gewissen zuwider, für uns und unsere Kinder, diese Bedrückung länger nicht mehr tragen können, um so mehr, da wir wissen, daß Allerhöchstdieselben freie Religionsübung ohne die geringste gewaltsame Vorschrift verstatten." — Das Rescript des Königs hierauf lautete: „Se. K. M. unser Allergnädigster Herr kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von vier hiesigen Gemeinden unter dem 14. c. eingegebenen Veränderungen und Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen. Höchstdieselben haben es sich vielmehr, aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem dero Unterthanen die völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen. Höchstdieselben wollen dahero auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll. Vermuthlich ist der neue Katechismus, so wie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener, bei welchem so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befinden, denenselben den Vorzug eingeräumt haben. Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl, als jedem ihrer Mitunterthanen, ganz frei steht, zu glauben und zu singen, was er will. Berlin den 18. Jan. 1781." Der König schrieb eigenhändig darunter: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder" oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr *). Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

So freie und mit seinen übrigen Grundsätzen übereinstimmende

---

*) „Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit — dumm zu sein."

Gleim.

Maximen in solchen Rescripten niedergelegt sind, so mußten doch für Manchen, dem seine innere Ueberzeugung lieb geworden war, die eigenhändig hinzu gefügten Worte höchst verwundend sein, und lieber hätten gewiß Manche einigen Zwang erduldet, als den Spott und die Verachtung, die hier ausgesprochen sind. Aber Friedrich stand zu weit entfernt von Dingen dieser Art, auch wollte er keinen Antheil an einer ihm kleinlich erscheinenden Sache erheucheln, sein Hauptaugenmerk war immer nur, den Staat als ein durch äußere Interessen zusammengefügtes Ganze betrachtend, keinem das Seine verkümmern zu lassen, und namentlich jegliche Hierarchie, als den Zwecken des Staates und der monarchischen Form desselben entgegen, zu unterdrücken, wie dieß auch in dem Schlusse der Randglosse ausgesprochen ist. Gleicherweise gab Friedrich den Bescheid, als ein Geistlicher zu Berlin, trotz der Gegenvorstellungen der Gemeinde, aus dem neuen Gesangbuche singen lassen wollte: „Die Herren Priester oder Kathederredner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht die übers Volk herrschen.“

Gelinder war in derselben Angelegenheit das Rescript an die Pommer'schen Landstände vom 1. Mai 1781: „Die pommernschen Landstände scheinen nach ihrer Vorstellung vom 26. April das angefertigte Gesangbuch nicht unparteiisch genug geprüft, sondern vielmehr durch ungleiche Vorspiegelungen dagegen eine ganz unrichtige Meinung geschöpft zu haben. Dessen Abweichung von dem alten betrifft, an sich betrachtet, gewisse Kleinigkeiten. Die Worte sind nur hie und da abgeändert, der Sinn des wahren Christenthums ist hingegen so wenig vernachlässigt worden, daß vielmehr solcher in demselben in ein helleres Licht gesetzet und den Einfältigen begreiflicher gemacht worden ist. Gedachte Stände werden bei näherer unparteiischer Untersuchung sich davon selbst überzeugen können, und einsehen, daß sie um so weniger Ursache haben, von dessen Einführung so viel Aufhebens zu machen, als sie zu dessen Annahme ganz und gar nicht gezwungen werden, vielmehr diejenigen Gemeinden, welche das alte Gesangbuch vorziehen, solches immer behalten können, der Gebrauch des neuen Gesangbuches aber denjenigen nicht untersagt werden kann, welche vermeinen, darin mehr Erbauung zu finden. Dieß erfordert Sr. K. M. so oft geäußerte Toleranz in dergleichen Kirchensachen, und diese kann gedachten Ständen niemals gegründeten Anlaß zu Beschwerden geben, da solche der Vernunft und wahren Religion so gemäß ist.“

Als Papst Clemens XIV. den 21. Juli 1773 den Jesuitenorden förmlich aufhob, so verbot Friedrich, das päpstliche Aufhebungsbreve in den Herzogthümern Schlesien und Cleve bekannt zu machen, und er erhielt die Jesuiten in seinem Lande; 1776 mußten sie aber die Ordenstracht ablegen, und als Lehrer des sogenannten königlichen Schulinstitutes wurde ihnen eigens der Unterricht der katholischen Schuljugend übergeben, bis endlich 1781 auch dieses Institut aufgehoben und ihre Güter verkauft wurden. Den 7. Januar 1774 schrieb Friedrich über diesen Gegenstand an d'Alembert: „Was meine Person betrifft, so dürfen Sie ohne Sorgen sein, ich habe von den Jesuiten nichts zu fürchten: der Franciskaner Ganganelli hat ihnen die Klauen abgeschnitten, und ihnen neulich noch die Backenzähne ausgerissen, so daß sie in einem Zustande sind, in welchem sie weder kratzen noch beißen, wohl aber die Jugend unterrichten können, wozu sie fähiger sind, als der ganze übrige Haufen der Mönchskutten. Zwar haben diese Leute im letzten Kriege krumme Wege gemacht, aber bedenken Sie den Charakter der Milde. Ohne beleidigt worden zu sein kann man diese Tugend nicht üben, und ihr Philosophen werdet mir doch deshalb keinen Vorwurf machen, weil ich die Menschen mit Milde behandle und Menschenliebe gegen alle meine Brüder, von welcher Religion und Genossenschaft sie auch seien, ohne Unterschied ausübe. Lassen Sie uns mehr Philosophie durch die That zeigen und weniger metaphysiren! Gute Thaten sind der Welt nützlicher, als die feinsten und scharfsinnigsten Systeme von Entdeckungen, in welchen sich doch meist unser Geist verwirrt, ohne die Wahrheit zu fassen. Ich bin jedoch nicht der einzige Beschützer der Jesuiten, die Engländer, die Kaiserin von Rußland haben dasselbe gethan, ja unter diesen drei Staaten macht London sogar eine Art von Verbindung aus.“ — Ebenso schrieb er den 18. Nov. 1777 an Voltaire: „Sie fragen nach dem Schicksal unserer Jesuiten. Die Anecdote, daß ein Regiment aus Mitgliedern dieses Ordens errichtet worden sei, war mir unbekannt. — Ich behalte den Orden wohl oder übel bei, so sehr ich auch ein Ketzer, und, was noch ärger ist, ein Ungläubiger bin. Meine Gründe sind: In unserem Lande gibt es keine gelehrten Katholiken, wir haben weder Patres oratorii, noch Piaristen. Die übrigen Mönche sind grobe Ignoranten, man mußte also die Jesuiten beibehalten oder alle Schulen eingehen lassen (?). Ueberdieß mußte der Orden bleiben, um wieder die Stellen der fehlenden Professoren zu ersetzen; seine Güter können die nöthigen Kosten bestreiten, würden aber nicht

hinreichen, um weltliche Professoren zu besolden; endlich sind auch Jesuiten auf der Universität, welche Geistliche zur Besetzung der Pfarreien bilden. Hätte man den Orden aufgehoben, so existirte die Universität nicht mehr, und man hätte die Schlesier nach Böhmen schicken müssen, um sie da Theologie studieren zu lassen, welches den Grundprincipien der Regierungskunst entgegenliefe. Alle diese triftigen Gründe bestimmten mich zum Paladin des Ordens, für den ich so tapfer kämpfte, daß ich ihn, einige Modifikationen abgerechnet, in seiner gegenwärtigen Gestalt aufrecht erhielt, „jedoch ohne einen General, ohne ein drittes Gelübde, und mit einer neuen vom Papste verliehenen Uniform aufgeputzt. — Erinnern Sie sich des Paters Tournemine, Ihres Pflegvaters, bei dem Sie die süße Kost der Musen genossen, und versöhnen Sie sich mit dem Orden, worin er war, und aus dem im vorigen Jahrhundert so viele verdiente Männer Ihres Vaterlandes hervorgegangen sind. Ich weiß sehr wohl, daß die Jesuiten Kabalen geschmiedet und sich in die Staatsangelegenheiten gemischt haben, aber da lag der Fehler an der Regierung, warum gab sie es zu? — In diesem Falle halte ich mich nicht an den Pater le Tellier, sondern an Ludwig XIV." — Gewiß ist, daß hier die Gründe und Zwecke, die Friederich in dieser Angelegenheit geleitet, nicht vollkommen unumwunden niedergelegt sind. Aber hier treffen wir schon seinen ganz eigenthümlichen Grundsatz, daß er, während er so oft große Summen zur Gründung von Fabriken ꝛc., aus Staatsmitteln herschoß, er für den öffentlichen Unterricht ein Gleiches zu thun unterließ, und wodurch er doch den Jesuitenorden vollkommen entbehrlich hätte machen können, dessen verderbliche Grundsätze auch bei der größtmöglichen Energie von oben, ihm nicht unbekannt bleiben konnten.

Es scheint, als ob in Absicht auf die Religion, der Hauptsitz aller innern und äußern Widersprüche in Friedrichs Charakter und Regierungsweise sei. Viel und oft redet Friedrich in seinen Briefen, sowohl als in seinen mehr für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften von der durch ihn erwirkten Gleichstellung der Bekenner aller Religionen und von der Freiheit in ihren Glaubensmeinungen. Aber waren die Religionen an sich insofern frei, daß Friedrich sich keine Eingriffe in das Eigentliche ihrer Lehre erlaubte, und kann man insofern sagen, daß es keine herrschende Religion gab, so war dieß keineswegs in Bezug auf den Vortheil oder Nachtheil der Bekenner einer Religionsschattirung der Fall. Hielt Friederich die dermalige protestantische Lehre keineswegs für die absolut beste

oder die für die reinmonarchische Regierungsform geeignetste, so wollte er dennoch hauptsächlich aus Mißtrauen gegen die ultramontanen oder österreichischen Gesinnungen der Katholiken, nur Protestanten zu seinen höhern Staatsbeamten haben. Zunächst zielte zwar diese Verordnung nur auf das neugewonnene Schlesien, dehnte sich aber über das gesammte Preußen nach und nach aus. Für das erstere wurde in der Kabinetsordre vom 11. Oct. 1741, „als eine Norm und Principium regulativum ein für allemal festgesetzt, daß hinführo die ersten regierenden Bürgermeisterstellen, desgleichen die Syndici und Kämmerer nicht anders als mit Subjectis, welche der evangelischen Religion zugethan sind, besetzt werden, die Katholischen hingegen sich mit dem zweiten Konsulat und mit Rathsherrnbedienungen begnügen müssen." — Als man den 4. Jan. 1774 bei dem Könige anfragte, ob man einem gewissen Steinhaus zu Frankfurt an der Oder die medicinische Professur übertragen dürfe, da er doch katholisch sei, schrieb Friedrich eigenhändig zur Antwort: „das thut nichts, wan er Habil ist, die Doctores Seint überdehm zu guhte Fisici um glauben zu haben." — Den 5. Mai 1786 sprach Friedrich sich in einer Resolution dahin aus: „daß nur in den Collegiis, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, ein und anderes dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethanes Subjectum admittiret werden solle." — In allem diesem offenbart sich eine gewisse engherzige Scheu, die Friedrich daran hinderte, alte Gebrechen an der Staatsform zu heilen, und es bewährt sich hier seine so oft ausgesprochene Meinung: daß die spekulativen Ansichten selten Einfluß auf das practische Leben hätten, auf eine betrübende Weise.

Waren die Katholiken unter Friedrichs Regierung der höheren Bürgerrechte untheilhaftig, so haftete auf den Juden noch die grobe Barbarei des mittelalterigen Druckes, der ihnen die angebornen Menschenrechte vorenthielt. Gleichwie bei Friedrich das gerügt werden muß, was er im Widerspruche mit sich und mit den Zeitideen aufrecht erhielt, um so mehr muß ihm das zur Last gelegt werden, was er aus eigenem Willenstriebe noch hinzufügte. Den 17. April 1750 erschien endlich ein: „Revidirtes Generalprivilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preußen," welches der König zwar selbst durchgesehen, aber dennoch die Bestimmungen enthielt, daß die Zahl der Juden in Preußen nicht vermehrt werden soll. Die ordentlichen Schutzjuden dürfen ihren Schutz nur auf Ein Kind vererben; die außerordentlichen erhalten ihn blos auf Lebenszeit; jene auch nur, wenn das Kind 1000 Thlr. baar besitzt. Später

wurde den ordentlichen Schutzjuden gegen die Erlegung von 70,000 Thlr. die Erlaubniß gegeben, ein zweites Kind im Lande zu verheirathen; wobei die Betheiligten für 1500 Thlr. inländische Manufacturwaaren ausführen mußten, nachher aber ein jeder „für den Erwerb der Ansetzung eines Kindes für 300 Thlr. Porzellan kaufen mußte.“ Es war dem Juden nicht erlaubt, dieses Porzellan aus der königlichen Fabrik selbst auszuwählen, sondern die Fabrikdirektoren theilten ihm das Bestimmte zu, und er mußte den Preis, den man ihm dafür ansetzte, dafür bezahlen. Dieses Porzellan durfte der Jude nicht zum eigenen Gebrauche behalten, oder im Lande verkaufen; sondern er mußte der Direktion einen Ort im Auslande bezeichnen, wohin dieselbe es alsdann versandte. Dieses Porzellan wurde besonders bezeichnet, und durfte bei Strafe, als Contrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Man hat mit Recht bemerkt, daß diese Maßregel nicht minder grausam als unpolitisch war; denn da die Fabrik-Direktion dieses Mittel benützte, um sich des schlechtesten Ausschusses zu entledigen, so wurde hiedurch der Credit des Berliner Porzellans im Auslande vermindert. — Für die Abgaben mußten die Juden insgesammt haften. — Alle zünftige Gewerbe waren ihnen untersagt. — In einer Kabinetsordre vom 12. Nov. 1764 heißt es: „allermaßen den Juden der Schutz hauptsächlich deshalb erstattet wird, um Handel, Commerce, Manufakturen, Fabriquen und dergleichen zu betreiben, anderen als christlichen Leuten aber, die landwirthschaftlichen Sachen zu ihrer Bearbeitung überlassen, und mithin bloß jeder in seinem Fache bleiben muß.“ Auch durften die Juden nicht mit rohem Leder, mit Garnzeug rc., mit Wolle und Wollenwaaren, handeln. — Soldatendienste durften die Juden nicht leisten, sie mußten 8100 Mark zu 12 Thlr. als Rekrutengelder in die Münze liefern. — Jener schmachvolle, alles Menschengefühl frech verhöhnende, Judenleibzoll wurde erst nach Friedrichs Tode abgeschafft.

Zwar lassen sich für diese mannigfachen Beschränkungen die Verhältnisse der Juden in andern civilisirten Staaten als Entschuldigungsgrund aufstellen (wenn gleich Kaiser Joseph II. die Grundsätze echter Toleranz auch in dieser Hinsicht in den Staatsgesetzen auszuführen sich bestrebte). Aber ein Friedrich hätte wohl einsehen mögen, daß Rechtlosigkeit und Vorenthaltung der Bürgerrechte keineswegs geeignet seien, Rechtsachtung und Bürgertugend bei den Juden zu begründen. Aber Friedrichs Sache war es nicht, weder seine christlichen Unterthanen, noch die durch Jahrhunderte langen Druck

niedergehaltenen Juden, zu den besseren Ideen der Zeit, selbsteigen durch neu geschaffene Institute zu erziehen. Friedrich gebrauchte bei seinen nicht immer löblichen Geldspeculationen, öfters wohlhabende Juden, und wirkte dadurch schädlich auf die Moralität derselben (die allerdings, da sie sich zu solchen Zwecken gebrauchen ließen, auf einer niedrigen Stufe stehen mußten), mehr aber noch schadete er durch solche Vorbilder — die sich zu allen Zeiten und unter allen Genossenschaften finden — den Juden im Allgemeinen in der einmal gegen sie angenommenen öffentlichen Meinung, die in den angezogenen Vorurtheilen in Privat-Interessen und Privat-Leidenschaften nur allzureichlich Nahrung erhielt. — Friedrich war offener Feind jener in den Zeiten des Atheismus wie des religiösen Indifferentismus aufgekommenen Modesucht, zeitlicher Vortheile wegen den Glauben der Väter abzulegen, und er sprach sich mehrfach in Unterredungen sowohl als in Kabinetsordren gegen das Uebertreten der Juden zur christlichen Religion aus. In dem Reglement für die Juden des erbeuteten Theiles von Polen vom 9. August 1773 wurde beschlossen: „da die Erfahrung vielfältig gezeigt, daß die zur christlichen Religion übergegangenen Juden, nicht sowohl aus wahrem Triebe und lautern Absichten, als vielmehr aus unerlaubten Entzwecken gehandelt — daß (ferner) keine Juden zum Unterricht in der christlichen Religion angenommen werden sollen, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereichet worden.“ — Im Febr. 1771 hatte Moses Mendelsohn durch eine Abhandlung: „Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften“ den academischen Preis erhalten. Merian und Sulzer trugen darauf an, ihn unter die Liste der neu zu erwählenden Mitglieder zu stellen; de la Grange unterstützte den Antrag und die ganze Academie genehmigte denselben. Als man dem Könige die Liste vorlegte, strich er den Namen Mendelsohn aus, ohne irgend einen Grund anzugeben.

Aber wie die Gesammtbildung des deutschen Volkes und die Entfernung der dieselbe hemmenden mittelalterigen Institute mehr von Friedrich angeregt als unmittelbar durch ihn erwirkt wurde, so auch die Judenangelegenheiten. Es ist gewiß nicht zufällig, sondern als Manifestation des in der Geschichte waltenden Geistes, der alle Erscheinungen und Zustände in gleicher Weise elektrisirt, anzusehen, daß mit dem Erwachen der Ideen von Freiheit und Menschenwürde, mit der allgemeineren Verbreitung derselben, daß gleichzeitig mit der wahren Würdigung und Feststellung der Rechte der Vernunft

gegenüber von den Ursurpationen der Zeit, daß gleichzeitig mit diesen großen Bewegungen in Wissenschaft und Leben das scheintodte Judenthum wieder auferstand, Anerkennung und Gleichheit fordernd von seinen mächtigen Schwestern. Durch und mit Mendelsohn — den man in gewisser Weise wohl den Luther des Judenthums nennen kann, wie er auch nach seiner Weise und seinen Verhältnissen dieselben Vorzüge und Mängel hat — begann man den, dem Judenthum inwohnenden, Grundgedanken des geoffenbarten Deismus stets sorgfältiger herauszumarkscheiden aus dem durch Jahrhunderte um dasselbe angesetzten Außenwerk. Aber noch ehe der Kampf nach Innen vollendet war, begann schon der nach Außen und die Geschichte von den Samaritanern, die die Juden am Baue des zweiten Tempels hindernd, sie nöthigten mit der einen Hand wieder aufzubauen, während sie in der andern das Schwert führen mußten, erneute sich hier in anderer Weise vielfach. — Aber auch edle Christen, denen Freiheit des Gedankens und Menschenrechte nicht bloßer leerer Wortschwall waren, traten unter die Reihen der für ihre Menschen- und Bürgerrechte kämpfenden Juden. 1781 schrieb v. Dohm sein Werk: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" und gerade zu derselben Zeit war es, als Kaiser Joseph II. nach den Grundsätzen einer wahren freien Toleranz, die Verhältnisse der Juden gestaltete. Lessing, der große Kämpfer für alles Edle und Schöne, der in „Minna von Barnhelm," das erhaltene Bild eines edeln duldenden Mannes, in „Emilia Galotti," das des energisch Thatkräftigen mit kühner Hand, und mit stetem Bezug auf die Zeitbestrebungen gezeichnet hatte, stellte im „Nathan der Weise," den in seinem Glauben und in seinen Grundsätzen erstarkten Juden dar, der gleiche Anerkennung von den andern Religionsformen fordern kann und muß. — Während die Ideen, die in Staat, Wissenschaft und Kunst ein neues Leben gestalteten, die Sache der Juden nothwendig und folgerecht mit in sich begriffen, traten sowohl Widersacher gegen das neue Streben überhaupt, als auch und namentlich gegen das der Juden in die Schranken. Es war dieß schon ein glänzender Sieg der neuen Zeit, daß man ein Vorurtheil als solches nicht mehr offen anzuerkennen wagte, durch Gründe suchte man daher zu demselben Resultate zu gelangen, in dessen ungestörtem Besitze man durch Gewohnheit und Herkommen gewesen war. Mendelsohn und sein Glaubensbekenntniß wurde von despotischen Fanatikern, wie von gutmüthigen Schwärmern angegriffen, eine nach beiden Seiten hin wohlthätig wirkende Polemik entstand hieraus. Seit der Zeit

hat sich auf dem Boden der Theologie nach allen Richtungen hi der Kampf fortgesetzt, die Acten sind hier geschlossen, es hat sich al unumstößliches Endresultat festgestellt, daß die jüdische Religion ihre Bekenner zu allen Menschen- und Bürgerpflichten befähige, und die Erfahrung hat dieß vielfach bestätigt. Gleicherweise hat diese, ab auch auf einem andern Gebiete, in welches der Kampf hinüberg spielt wurde, gewirkt, es war dieß der politische. Hier galt es d Principienfrage, ob man den Fortschritt, die unveräußerlichen Rech der Menschheit anerkennen wolle oder nicht. Wenige waren off genug, dieß geradezu zu verneinen, und man gefiel sich in wichtig Spitzfindigkeiten, man hüllte sich in das Gewand des Patrioten Philanthropen 2c. Richtig hat man daher auf alle diese Tendenzen den berühmten Ausspruch Larochefaucaults angewendet: „das ist der größte Triumph der Tugend, daß das Laster in der Heuchelei ihre Gestalt anzunehmen gezwungen ist.“ Denn alle diese vorgeschützten Gründe gegen die jetzige bürgerliche Gleichstellung der Juden mi den Christen haben ihre Nichtigkeit bekundet, Frankreich, Holland Nordamerika und in Deutschland zuerst Kurhessen, haben die völlig Gleichheit der Juden mit den christlichen Bürgern ausgesprochen. — In Preußen blieb das Reglement vom 17. April 1750 wesentlich Norm für die Angelegenheiten der Juden — für die Friedrich, wie er sich ausdrückte, „eben überhaupt nicht portirt“ war — bis zum 11. März 1812, wo die Juden endlich Staatsbürger wurden; sie „können akademische Lehr- und Schulämter, zu welchen sie sich ge schickt gemacht haben, verwalten,“ in Kriminalsachen hat ihr Zeug niß nicht volle Geltung christlicher Zeugen. Den 4. Dec. 182 wurde die erste Bestimmung, daß die Juden Lehrämter verwalten dürfen, „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhält nisse,“ wieder aufgehoben. Die letztere Bestimmung jedoch blieb. —

Wir haben schon vielfach zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es Friedrich als seine Aufgabe erkannt, ein neues Preußen zu schaf fen und dasselbe nach Außen aufzustellen. Nicht etwa durch weit aussehende Eroberungen sahen wir ihn dieß Werk seinem Ziele im mer näher bringen, sondern durch Kräftigung und sorgfältige Benützung des einmal Erworbenen. Wenn man erwägt, welche ungeheure Summen Friedrich auf den Kanalbau, auf Urbarmachun gen, Anlegung neuer Fabriken 2c., wie viel er zur Aufrechthaltung des Adels verwendete, so erstaunt man, bei dem Manne, dem Wis sen über Alles galt, so wenig Sorgfalt für die allgemeinere Ver breitung desselben und nur äußerst geringe Summen darauf

verwendet zu sehen. Nur stückweise und wenn er durch auffallende Beispiele an den schlechten Zustand des Volksunterrichts gemahnt wurde, suchte er den Mängeln und Fehlern abzuhelfen, und dann sprach er das, was er wünschte, mit der seiner Geistesbildung entsprechenden Wärme in Kabinetsordren und in Briefen vielfach aus. Während des siebenjährigen Krieges bemerkte Friedrich, daß die sächsischen Bauern meist gebildeter und gewandter wären, als die brandenburgischen. Er schrieb dieß dem bessern Unterrichte zu. Alsbald nach abgeschlossenem Frieden, den 12. August 1763, erschien ein „General-, Landschul-Reglement, wie solches in allen Landen Sr. königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beobachten," welches mit den Worten beginnt: „Demnach Wir zu unserm höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Küster und Schulmeister, die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen: so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande, in allen unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich Wir, nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden, das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden zu können." Hierauf folgten sehr ins Einzelne gehende Vorschriften. Diese von Friedrich selbst durchgesehenen Verordnungen hatten aber den gewünschten Erfolg keineswegs, weil Friedrich eine von Grund aus neugeschaffene Reorganisation des Bildungswesens versäumte, weil er weder durch verbesserte Schullehrer-Seminarien, noch durch, aus Staatsmitteln vermehrte, Schullehrergehalte seine Wünsche zu verwirklichen strebte. Denn nicht selten spricht er als einen seiner sehnlichsten Wünsche und als seine seligste Freude aus, daß Bildung und Vorurtheilslosigkeit stets allgemeiner werden. „Die Sorge für die Erziehung — schreibt Friedrich den 17. September 1772 an d'Alembert — ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht

vernachläßigen sollten, und den ich bis auf meine Landschulen ausdehne. Dieß sind die Steckenpferde meines Alters, und ich verzichte gewißermaßen auf das schöne Handwerk, über welches Herr v. Guibert so beredten Unterricht gibt. Der Krieg verlangt die Lebhaftigkeit der Jugend, und mein läßiges Alter taugt nicht dazu.“ Den 6. October desselben Jahres an denselben: „Je mehr man im Alter vorrückt, desto mehr überzeugt man sich von dem Schaden, welchen die Vernachläßigung der Jugenderziehung den Gesellschaften stiftet. Ich beeifere mich auf alle Weise, diesen Nachtheil zu verbessern, und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Landschulen um. Aber es sind dreißig Jahre nöthig, um die Früchte zu sehen, ich werde sie nicht genießen; aber es wird mich freuen, meinem Vaterlande den Vortheil, dessen es noch entbehrt, zu bereiten.“ — Den 16. September 1770 schreibt er an Voltaire: „Meine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten verbessere, und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt, und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann.“ (?!) Den 30. December 1775 schreibt er an d'Alembert: „Zusehends vermindert sich der Aberglaube in den katholischen Ländern; währt dieß nur noch eine kurze Zeit so fort, so werden die Mönche aus ihren Zellen in die Welt zurückkehren, die Vorurtheile des Volkes werden nicht länger unterhalten und genährt werden, und ohne Verfolgung und Scheiterhaufen zu fürchten, wird die Vernunft wieder am hellen Tage sich zeigen können. Der Enthusiasmus des Religionseifers hat sich verloren; so viele gute Bücher, die das Abgeschmackte der Fabeln enthüllen, die der Pöbel für heilig hält, haben den Star gestochen, der die Augen der vornehmsten Geistlichen verfinsterte; sie schämen sich ihres unsinnigen Gottes, und arbeiten heimlich am Sturze des Aberglaubens.“

Friedrich glaubte vielleicht — und er mochte sich wohl durch die Resultate seiner Jugenderziehung dazu berechtigt fühlen — daß Licht und Vernunft, auch ungefördert, ja sogar gehemmt von Außen, dennoch von den bessern Geistern in ihnen erweckt und genährt würde. Aber durfte diese eine Handlungsweise begründen, wornach so viele Hemmnisse der Volksbildung im Wege standen, durfte deshalb dieser, so hochwichtige Gegenstand, den andern untergeordnet werden? — Bei einer Regierungsweise, wie die Friedrichs war,

konnte zwar nicht fehlen, daß er hin und wieder mit der Kraft seines Herrscheramtes eindrang, und die alten Gebrechen zu heilen suchte; aber dieß änderte an dem Zustand der Schulen im Ganzen wenig. „Viele Landschullehrer — erzählt v. Dohm — mußten von irgend einem andern Gewerbe leben; sie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war ihnen dabei nur ein kleiner Nebenverdienst, dem sie die wenige Zeit und erschöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen sehr geringen fixen Gehalt, nebst einigen Naturalien, und einer äußerst schlechten Wohnung, oder sie waren auf das Schulgeld angewiesen, das die meisten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeister abwechselnd bei den wohlhabendsten Bauern der Tisch und die Wohnung angewiesen. Die Art, wie sie ihren Unterricht ertheilten, war meistens ihnen selbst überlassen, und sie standen hierbei nur unter einiger Aufsicht der Prediger, welche meistens selbst nicht die nöthigen Kenntnisse hatten, oder doch diesen ihnen lästigsten Theil ihrer Geschäfte sehr nachläßig besorgten. An vielen Orten wurde während des Sommers, weil die Eltern ihre Kinder bei der Feldarbeit gebrauchten, gar keine Schule gehalten, und für den Winter wurde derjenige Mann miethweise angenommen, der zur Nothdurft lesen und schreiben konnte, und das Schulhalten für den wohlfeilsten Preis, meistens für einige Thaler, übernahm. In so dürftiger Lage konnten solche Schullehrer weder bei den Eltern, noch bei der Jugend Achtung gewinnen, und ohne diese natürlich nichts wirken. Friedrich kannte diesen elenden Zustand, aber natürlich war ihm derselbe nie so deutlich und lebhaft geworden, um auf dessen Verbesserung ernstlichen Bedacht zu nehmen; Alles, was er für das Schulwesen gethan hat, geschah stückweise, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihn an die Mängel der Schulen einer gewissen Gegend lebhaft erinnerte.“ — Den 9. Juni 1771 erging folgende Verordnung an den Etatsminister v. Derschau: „Bei den Churmärkischen Städtekassen ist ein Fonds von 100,000 Thalern übrig, welchen mir die Landschaft anjetzt offeriret. Da dieses ersparte Kapital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, und ich dahero auch solches wiederum zum Landesbesten anzuwenden billig finde und gemeinet bin; so ist mir in dieser Absicht eingefallen, ob dieser Fonds zur Einführung der englischen Wirthschaft bei denen Ackerstädten, und dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern, zu etwa 4 pC. anzulegen; die davon aufkommenden In-

teressen aber zur Salarirung der Schulmeister auf dem Lande, und solchergestalt zu besserer Erziehung der Jugend zu verwenden, rathsam sein dürfte. Ich will darüber euern gutachtlichen Bericht, und im Fall ihr etwa hierunter nicht Meiner Meinung sein solltet, zugleich anderer Meiner Absicht angemessenen Vorschläge von euch gewärtig sein." — Da sich für die englische Landwirthschaft keine Liebhaber fanden, so wurde das Geld ausgeliehen und von den Zinsen, nach des Königs Rath, nicht Zulagen, sondern neue Besoldungen von 120 Thalern gemacht. Unter das Verzeichniß der hiefür ausgesuchten Oerter, schrieb Friedrich eigenhändig: „Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste man Sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könnte Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten Unterbringet, damit die Schuhlen desto eher im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist."

Ein unglücklicher und für das Volks-Schulwesen höchst nachtheiliger Gedanke war der, den Friedrich bald nach dem siebenjährigen Kriege ausführte, daß er nemlich, um seine invaliden Soldaten und Unterofficiere zu versorgen, dieselben als Schullehrer vorsorgte. Zwar blieben nach der hiefür bei dem geistlichen Departement eingereichten Liste noch immer außer den anderweitig untergebrachten 3443 unversorgte Invaliden übrig, dennoch wollte der König von diesem einmal gefaßten Plane nicht abgehen. Die meisten der Invaliden, waren aus Mangel an Kenntnissen, wie aus den im Kriege angenommenen Sitten zu diesem Berufe völlig unfähig. Zwar sollten sie vor der Anstellung geprüft werden, aber da es hier die Versorgung im Dienste des Staates verkrüppelter Soldaten galt, wurden sie dennoch ohne Rücksicht auf eine Prüfung angestellt; selbst die Vorstellungen der Behörden, die dringenden Bitten der Gemeinden, die doch sonst so sehr beachtet wurden, blieben hiergegen unberücksichtigt. Friedrich beharrte bei seinem Vorsatze und sprach oft seine Verwunderungen darüber aus, daß man Leute, die Alles fürs Vaterland geopfert, nicht versorgt wissen wolle. — Ueber das ganze Verhalten Friedrichs, in Bezug auf das Volks-Schulwesen, sagt v. Dohm: „Die Unpartheilichkeit erfordert zu bemerken, daß die ganze *Schuld* hievon, auch vorzüglich den Behörden und Ministern beizumessen war, deren Keiner es wagte, dem Könige einmal, wie es Schuldigkeit gewesen wäre, recht deutlich zu machen, was geschehen müsse, wenn dem Uebel abgeholfen werden solle. Dieses ist, so viel wir wissen, nie geschehen, und war eine Folge der Regierungsart Frie-

drichs, nach welcher Unvollkommenheiten dieser Art immer nur in einzelnen Fällen ihm bemerklich gemacht wurden, auf die durchaus nöthige Verbesserung der ganzen Einrichtung, also nie gedacht werden konnte." — Aber Rousseau's „Emil" hatte in Deutschland namentlich den größten Enthusiasmus für das Erziehungswesen hervorgebracht, und wie man in Wissenschaft und Kunst die alten Fesseln abwarf und zeitgemäßere Ideen und Formen dieselben völlig umgestalteten, so auch im Erziehungswesen; jener dünkelvolle, das Volk und seine Sitten verachtende Encyklopädismus ward in Deutschland zum nachsichtigen liebreichen Humanismus, der zu dem Wesen und der Denkweise des, Jahrhunderte lang unter geistigem wie körperlichem Drucke schmachtenden, Volkes, sich herniederlassend, durch Belehrung und Bildung, allmälig das wuchernde Unkraut des Aberglaubens ausrottete, allmälig eine festbegründete Moralität, eine Bürgertugend, gestützt auf das Bewußtsein der in Jedem anzuerkennenden Menschenwürde, in demselben erweckte. Viel war hier zu überwinden, denn es galt hier den Schulstaub abzuschütteln, mit gesundem natürlichem Verstande die Dinge zu erfassen, und sie andern darzustellen; vor allem aber mußte man die von der Geistlichkeit, seltener von den Regierungen, am meisten aber vom Volke selbst, entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen suchen. Darum verdienen jene Männer, die ihr Leben der Verbreitung besserer Begriffe und Ansichten gewidmet, die das mühsam begonnene und sorgsam gehegte Werk ihres Lebens vertrauensvoll in die Hände der Nachwelt legten, den Dank des ewig in der Menschheit lebenden Andenkens. — In Preußen wirkte damals der bekannte v. Rochow, der zuerst auf seinen Gütern Rekahn, Göttin und Krahne, die Kinder unentgeltlich unterrichten ließ, und daselbst die Grundsätze, die er in seinen Schriften niederlegte, zu großem Nutzen anwendete. 1776 schrieb er seinen „Versuch eines Schulbuches für die Kinder der Landleute," 1779 den „Kinderfreund," 1786 den „Katechismus der gesunden Vernunft" ꝛc. — So begann noch in Friedrichs Zeit eine neue Aera für das Volks-Schulwesen, und wenn gleich Friedrich dieselbe nicht unmittelbar veranlaßt hat, so hat er doch wohl durch die Begünstigung der französischen Literatur den Ideen Rousseau's in Deutschland leichteren Eingang verschafft.

Auch für die städtischen Schulen und sogar für die höheren Lehranstalten that Friedrich weniger, als man von ihm erwarten konnte; der Hauptgrund hievon war immer, daß er die zu dauerhafter Verbesserung nöthigen Summen nicht aufbieten wollte, wie sich denn

überhaupt in diesem Regierungszweige die nachtheiligen Folgen des in dieser Periode bei Friedrich sich zeigenden Strebens nach Geldvorräthen zu unvorhergesehenen Fällen sich deutlich zeigt. — Da jedoch die Anstellung der Lehrer an den höhern Anstalten, und die Verhältnisse derselben in näherem Bezuge zu Friedrichs Alleinherrschaft standen, so fand er oft Gelegenheit, seine Begriffe über Lehre und Lehrgegenstände auszusprechen. So bei dem Vorfall der Schule zu Kloster Bergen, schrieb Friedrich auf einen Ministerialbericht hierüber: „Der Abt (Hähm) Tauget nichts Man Mus Einen Andern in der Stelle haben, Kein Mensch wil jetzo seine Kinder dahin Schicken, weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.“ — Allgemein wurde damals schon das Bedürfniß fühlbar, daß in der Schulen noch allzuviel leerer Wortkram, und für das practische Leben unbrauchbare Doctrinen gelehrt würden. Die Zeiten des Merkantilsystems, und die dadurch erzeugte industrielle Regsamkeit mußte daher den Realismus im Unterrichtswesen hervorrufen. Schon im Jahre 1747 hatte Johann Julius Hecker, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, in der Folge Consistorial-Rath, mit der rühmlichsten Uneigennützigkeit eine Realschule gestiftet. In derselben sollten junge Leute zu jedem Berufe, dem sie sich widmen wollten, vorbereitet werden. Es war dieß die Idee der erst in unserer Zeit zu Stande gekommenen polytechnischen Schulen, die kein anderes Wissen verbreiten, als das wahrhaft brauchbare und ersprießliche. Leiter scheiterte damals der Plan an der Unmöglichkeit, in diesen Zeiten brauchbare Lehrer zu finden, und die Anstalt trennte sich bald in zwei Schulen, von welchen die eine dem Elementar-Unterricht, die andere der gelehrten Bildung gewidmet blieb. Friedrich hatte der neuen Anstalt, außer andern Vortheilen, die Errichtung einer Buchhandlung: Realschulbuchhandlung, gestattet. — Im Jahre 1773 wurden zu Berlin bloß durch Vermächtniß, und Beiträge von Wohlthätern 16 Freischulen gestiftet, in welchen 980 arme Kinder unentgeldlich unterrichtet wurden. Auch die jüdischen Freischulen trugen viel zur zeitgemäßeren Bildung der jüdischen Confessionsverwandten bei. —

Für die Universitäten that Friedrich ebenfalls wenig, obgleich er durch stete Ermunterung die Alten zu studieren, das auf diese gerichtete Streben mehrfach hob. — Ueberhaupt kannte Friedrich die Einrichtung des Unterrichtswesens, besonders auf den Universitäten, wenig. — Vielfach waren die Beschränkungen, die er in Bezug auf die Erlaubniß zum Studieren feststellte, da es mit seiner Regie-

rungsweise innig zusammenhing, eine gewisse Stetigkeit, und Abgeschränktheit in den verschiedenen Ständen zu erhalten. — Die Academie, auf welche Friedrich beträchtliche Summen verwendete, konnte ihres französischen Zuschnittes halber, weder auf die eigentliche Wissenschaft noch auf die allgemeine Volksbildung von irgend bedeutendem Einflusse sein, es bewährte sich der von Friedrich beim Antritt seiner Regierung ausgesprochene Grundsatz, daß sie „nicht nur zur parade dienen sollte“ keineswegs; die Abneigung deutscher Gelehrten gegen dieselbe sprach sich daher oft gegen dieselbe aus. In einem Briefe Johann Georg Forsters an Jakobi vom Jahre 1779 heißt es: „Die französische Academie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen.“ Der ihr als Monopol übergebene Kalender-Verkauf wurde nicht lange zur Ausjätung der schädlichsten Auswüchse des Vorurtheils benützt. Die Academie fürchtete geringeren Absatz ihrer Kalender, und die daraus entstehende Verminderung ihrer Einkünfte so sehr, daß sie nicht einmal gegen das kleinlichste Vorurtheil anzustoßen wagte. Neben dem manches Nützliche enthaltenden Taschenkalender erschien daher fortwährend einer, der allen früheren Unsinn getreulich wieder gab. So blieb auch dieser Kanal, durch den man in die untersten Regionen des Volkslebens manches Nützliche hätte leiten können, unangewendet. —

Obgleich Friedrich das Schulwesen seiner Zeit und die Bestrebungen in ihm wenig kannte, da sein Geist meist nach ganz andern Richtungen hin gewendet, dort meist der ungetheilten Kraft bedurfte; um die gewonnene Stellung zu behaupten, so glaubte er dennoch auch hierin eine competente Stimme zu haben, und sie aussprechen zu müssen; und obgleich mancher gute Gedanken in seinen Aussprüchen zu finden ist, ist doch augenscheinliche Verkennung unserer ganzen wissenschaftlichen und socialen Verhältnisse erkennbar, wenn man die Erziehung der Griechen und Römer hier in Anwendung bringen zu können glaubt. Der zweite Theil, der bei Lebzeiten des Königs gedruckten Werke des Philosophen von Sans-Souci, enthält nemlich einen „Brief über die Erziehung an Herrn Burlamaqui, Professor in Genf“ vom Jahre 1770. Nach der kurzen Einleitung heißt es: „Es gewährt mir Freude, die vor unsern Augen aufwachsende Jugend zu betrachten. Sie ist die künftige Generation, die der jetzigen anvertraut ist; sie ist ein neues Menschengeschlecht, auf dem Wege, das jetzige zu ersetzen; sie ist die wiederauflebende Hoffnung und Stärke des Staates, und wird, wenn man sie richtig leitet, seinen Glanz und Ruhm fortpflanzen. Ich stimme mit ihnen überein,

ein weiser Fürst muß allen Fleiß darauf verwenden, nützliche und tugendhafte Bürger in seinen Staaten zu bilden. Schon lange habe ich die Erziehung geprüft, die man der Jugend in den verschiedenen europäischen Staaten gibt. Die Menge großer Männer, die Griechenland und die römische Republik erzeugten, hat mich für die Erziehungsweise der Alten eingenommen; und ich bin überzeugt, daß man durch Befolgung ihrer Methode eine Nation bilden könnte, die bessere Sitten hätte als unsere neueren Völker." Nun wird von der Verkehrtheit in der Erziehung des Adels, von der Tyrannei der Frauen gegen ihre Männer, von ihrer Affenliebe gegen ihre Kinder, von der Unbrauchbarkeit der Mentore gesprochen, und dann über die höhern Schulen in Preußen hinzugefügt: „Der einzige Vorwurf, den man diesen machen könnte, besteht darin, daß sie nur darauf sehen, das Gedächtniß ihre Zöglinge anzufüllen; daß sie diese nicht an das Selbstdenken gewöhnen, ihre Urtheilskraft nicht früh genug üben, und es versäumen, ihren Geist zu bilden, und ihnen edle tugendhafte Gesinnungen einzuflößen. „Daher kömmt es, bemerkt er weiter richtig, daß beim Eintritte ins Leben alsbald das Meiste wieder vergessen wird. Von den Universitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder sagt er: „Auf beiden sind so gute Professoren als sich zu unsern Zeiten nur finden lassen; dennoch muß man *innig* bedauern, daß das Studium der griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr so stark im Gange ist, wie ehedem. Wie es scheint, haben die guten Deutschen vor der gründlichen Gelehrsamkeit, die sie ehemals besaßen, jetzt Abscheu, und wollen sich jetzt mit möglichst geringer Mühe Ruhm erwerben. Sie betrachten den Vorgang einer benachbarten Nation, die nur liebenswürdig sein will; und bald werden sie ganz auf der Oberfläche bleiben." (?) Er spricht alsdann von dem abgeschafften Duellunfug auf den Universitäten *). „Die Professoren — sagt er dann — sind durch ihren Eigennutz und durch ihre Trägheit schuld daran, daß die Kenntnisse sich nicht so stark verbreiten, als es wohl zu wünschen wäre." „Noch ein anderer Fehler ist der, daß die jungen Leute ihre Reden, Theses und Disputationen nie selbst ausarbeiten, sondern sie von irgend einem Repetenten machen lassen; so kann denn oft ein talentloser Student bei nur einigem Gedächtniß, ohne viele Mühe Lob ernten. Ermuntert man die Jugend nicht selbst zum Müßigange, wenn man ihr

*) Den 19. Mai 1750 hatte Friedrich den Studenten aus dem Bürgerstande das damals allgemein übliche Degentragen verboten.

Anleitung gibt, nichts zu thun? Ein junger Mensch muß zum Arbeiten angehalten werden. Man lasse ihn seine Aufsätze selbst machen, kritisire sie ihm, lasse sie umändern, und gewöhne ihn dadurch, daß er sie öfters umarbeiten muß, an richtiges Denken und an bestimmten Ausdruck. Wenn man bloß das Gedächtniß der Jugend übt, so rostet ihre Urtheilskraft. Man überladet sie dann wohl mit Kenntnissen, aber sie kann, weil die nöthige Beurtheilungskraft fehlet, keinen Gebrauch davon machen. Alsdann wird Boerhave für die Medicin, Newton für Astromie und Geometrie empfohlen, Thomasius gelobt und auf Wolff, in dem sich Friedrich überhaupt getäuscht zu haben glaubte, ein heftiger Ausfall gemacht, der Unwille eines Professors erzählt, dem er Locke als Metaphysiker empfohlen habe, und das Studium der Mathematik nach dem Vorgange von Leibnitz und Kopernikus empfohlen, dann wieder auf die Erziehung des Adels zurückgegangen, die Strenge, die im Kadetteninstitute gehandhabt wird, gelobt, den Eltern strenge Aufsicht über ihre Kinder empfohlen, die Weichlichkeit unserer Zeiten in Vergleich mit den alten Deutschen geschildert, und am Ende der höchst sonderbare Vorschlag gemacht, die Erziehung zu verlängern. „Ich komme immer wieder auf die Gesetze der Griechen und Römer. Nach ihrem Beispiele sollte man, meiner Ansicht nach, festsetzen, daß die Söhne nicht vor dem 26. Jahre aus der väterlichen Gewalt kämen, und daß die Väter gewissermaßen für ihre Aufführung verantwortlich wären. Gewiß würde man dann die Jugend nicht der schädlichen Gesellschaft der Dienstboten überlassen; gewiß würde man die Lehrer und Hofmeister, die man ihnen gäbe, und denen man das Schätzbarste was man besitzt, anvertraut, einsichtsvoller wählen; gewiß würde dann der Vater seinen Sohn selbst in Zucht halten und im Nothfall bestrafen, um aufkeimende Laster in ihm zu ersticken. Hiezu müßten noch einige nothwendige Verbesserungen auf Schulen und Universitäten kommen.“ Er spricht alsdann von der Sucht, bald zu hohen Aemtern befördert zu werden, bemerkt, daß der Geburtsadel zwar ein Vorzug, aber nicht der ausschließliche sei, und spricht dann den merkwürdigen Satz aus: „Ich bin überzeugt, man kann den Menschen zu was man will, machen.“ Er führt das Beispiel der Griechen und des Czar Peters I., der die Russen civilisirte, an. „Man glaubt fälschlich, daß Künste und Wissenschaften die Sitten verweichlichten. Alles, was den Geist aufklärt, und die Sphäre seiner Kenntnisse erweitert, erhöht die Seele, statt sie herabzuziehen.“ Indem er alsdann auf die Erziehung der weiblichen Jugend über-

geht, ruft er die Manen Herrmanns und des großen Kurfürsten an, um die heutige Entnervung zu sehen. Friedrich, der in seiner Jugend die Gesellschaft der Damen gekannt, in späterem Alter aber dieselben höchst selten besucht hat, erlaubt sich dennoch, in Absicht auf wahre Bildung, die jetzige Generation der früheren unbedingt nachzustellen. Es klingt uns fast mehr wie Ironie, als Klage, wenn wir Friedrich philiströs von der guten alten Zeit reden hören. Er glaubt den alleinigen Grund eines solchen Rückschrittes in dem Mangel an französischen Gouvernanten zu sehen. Er eifert mit Wärme gegen die gekünstelte Salons-Erziehung, spricht dem weiblichen Geschlechte dieselben Geistesanlagen zu wie den Männern, und man macht im Vorbeigehen der russischen Kaiserin Katharina eine höfliche Verbeugung. Zuletzt spricht er von der Heiligkeit der Ehe, und macht hiebei die wichtige Bemerkung, daß erzwungene und besonders durch böse geführte Ehen den traurigsten Einfluß auf die Erziehung der Kinder üben. —

Wir sehen also, daß Friedrichs Wirksamkeit, so wie seine Kenntnisse im Fache der Erziehung mehr fragmentarisch war. Der Skepticismus der Encyklopädisten war überhaupt nicht dazu geeignet, über das Wie und Was der Erziehung und Bildung zu festen Normen zu gelangen. Weniger jedoch kam auf die unmittelbare Thätigkeit des Königs in dieser Beziehung mehr an, denn schon war ein neues Leben in Wissenschaft und Kunst erstanden, von Friedrich kaum geahnt, wenn gleich durch und von ihm vielfach angeregt. Ehe wir jedoch diese Seite ausführen, von wo aus die Geschichte Friedrichs und seiner Zeit mächtig herüberragt in die Bestrebungen unserer Tage, wollen wir hier noch vorher, neben seine Thätigkeit im Innern seines Staates, die nach Außen stellen.

## Aeußere Politik.

„Es gibt für jedes Alter eine Kinderklapper, die Liebe für die Jünglinge, die Ehrbegier für das reifere Alter, die politische Rechenkunst für die Greise.“ Dieses „Alles ist eitel“ des nordischen Salomo — wie ihn Voltaire zuerst, und dann auch die übrigen französischen Schriftsteller oft nannten — darf überhaupt, so wie auch auf ihn selbst nur mit Beschränkung angewendet werden. Denn hatten sich in seiner Jugend die überraschendsten Erscheinungen in den Vordergrund gestellt, so fehlte hinter den Kulissen die Machination keineswegs. Schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen

sahen wir Friederich eine Gewandtheit, im diplomatischen Verkehr entwickeln, die ihn bald als den Meister seiner Zeit bekundete. Während des Friedens und des langen Krieges, sahen wir ihn die jedesmaligen politischen Conjuncturen mit aller Einsicht und Macht des ihm eigenen Geistes ergreifen. Nach dem Hubertsburger Frieden schien ganz Europa der Segnungen des Friedens sich zu freuen.

Friedrich hatte seinem Preußen eine unbezweifelbare Stellung im europäischen Staatensysteme erkämpft, von allen Bundesgenossen verlassen, hatte er allein den Kampf vollendet. Nach geschlossenem Frieden stand er noch immer allein da. Nach dem Austritte des edeln Pitt aus dem englischen Ministerium hatte Bute den Pariser Frieden geschlossen, und trotz der Vortheile, die man in demselben gewonnen, war dieß doch die erste Handlung, die, wegen ihres inconstitutionellen Abschlusses, die Unpopularität des Ministeriums Bute begründete, und während der unverständigen Regierung Georgs III., die in der Folge so bedeutsam gewordenen Bewegungen bedingte. — Frankreich stand noch in unnatürlicher Verbindung mit Oesterreich. Friedrich hätte sich gerne mit Frankreich verbunden, zumal da er in dem ihm zugethanen französischen Volksgeiste eine mächtige Stütze gefunden hätte; aber die innere Zerrüttung dieses Staates, ließ weder erwarten, daß man sich von Oesterreich trennen würde, noch daß man dann kräftige Maßregeln erwarten dürfe. — Aber eine neue europäische Macht, die schon einmal für Friedrich rettungsvoll gewesen war, war es, an die er sich jetzt anzuschließen gedachte. Seit Peter I., der den Grund zu der ungeheuern Militärmacht Rußlands gelegt, war dieselbe stets mehr und mehr angewachsen. Das Militär war hier Alles, von ihm gingen alle Revolutionen aus, die Personen wechselten auf dem Throne, ohne daß das Volk es merkte. Auf diesem Militär beruhte aber auch die Macht Rußlands nach Außen, denn man bediente sich dieser ungeheuern Massen roher Menschen nach den geschickten Berechnungen der gebildeten Welt. Der Großkanzler der Kaiserin Elisabeth, Bestucheff, hatte Rußlands beständige Politik, mit den Worten bezeichnet: „Unsere innere Politik, unser Handel, Alles muß dem einzigen Gesichtspunkte untergeordnet sein, das Ausland durch Furcht zu beherrschen. Wir werden als Nichts unter den europäischen Völkern gerechnet, sobald wir nicht beständig hundert tausend Mann an unserer Grenze stehen haben, welche jeden Augenblick über Europa losbrechen können.“ — In Dänemark und Schweden herrschten jetzt die russischen Gesandten mit unumschränkter Gewalt. Polen, wenn auch innerlich durch

Parteiungen zerrissen, stand dennoch noch immer selbstständig da, mit seiner kräftigen und edeln Nation, Europa und Rußland trennend und dieses nach Asien zurückweisend, aber: „Wir haben Europa einmal gesehen und sind nicht gesonnen, unsern Sitz in seinem Völkerrechte so leichten Kaufes zu verlassen,“ bemerkte vielbedeutend ein russischer Staatsmann. Catharina II. hatte im Juli 1762 den russischen Kaiserthron bestiegen, und zeigte bald dem staunenden Europa die ungeheure Kraft einer rohen und ungeschwächten Volksmasse. Auch sie kokettirte mit dem Zeitgeiste und dessen Organen, um den grellen Widerspruch vieler ihrer Handlungen vielleicht dadurch zu mildern. Während des siebenjährigen Krieges hatten die russischen Heere noch mehr die orientalische Schwerfälligkeit ablegen gelernt, theils war aber auch durch den Aufenthalt dieser Heere in Polen der russische Einfluß in diesem Lande mehr und mehr befestigt worden. August III., König von Polen, stand in hohem Alter, die russische Politik arbeitete nun dahin, bei der neu zu unternehmenden Königswahl, sowohl den alten Zustand der Dinge in Polen, also den Zustand der Zerrüttung und Schwäche zu erhalten, als auch einen machtlosen und dem russischen Interesse ergebenen König auf den Thron der Jagellonen zu bringen. Den 5. October 1763 starb König August und Catharina arbeitete nun dahin, ihren ehemaligen Geliebten, Stanislaus Augustus, aus dem gräflichen Hause der Poniatowski, einen Piasten, auf den polnischen Thron zu erheben, und dieß Vorhaben trotz der Verachtung der Nation, die sich gegen ihn kundgab, durchzusetzen. Ehedem hatte bei der Wahlangelegenheit in Polen die größte Eifersucht unter den Höfen Europa's bestanden, da jeder den ihm ergebenen Canditaten auf den Thron erheben wollte. Friedrich suchte eifrigst in ein näheres Bündniß mit der Kaiserin von Rußland zu treten, da er nun die Absichten Catharina's in Bezug auf Polen kannte, suchte er ihren Wünschen dadurch zuvorzukommen, daß er seinem Gesandten in Warschau befahl, vereint mit dem russischen Gesandten zu handeln. Da Catharina die Bereitwilligkeit Friedrichs für die Ausführung ihrer Plane sah, und da ihr Premierminister Panin in ihr das Verlangen erregt hatte, mit Preußen ein Bündniß zu schließen, so kam den 11. April (31. März alten Stils) 1764 zwischen beiden Höfen ein Bündniß zu Stande. Beide Theile garantirten sich auf acht Jahre ihre Besitzungen in Europa, und versprachen, ohne gegenseitige Einwilligung keinen Waffenstillstand und keinen Frieden zu schließen, im Falle eines feindlichen Angriffes aber, einander wechselseitig 10,000 Mann

zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen, oder wenn die Kaiserin von der Crimm, Friedrich vom Rheine her bedroht werden sollte, jene 400,000 Rubel, dieser 480,000 Thaler Hilfsgelder zu zahlen. Der geheime Artikel dieses Tractates lautete: „In Erwägung, daß es im gemeinschaftlichen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherin aller Reußen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bliebe, und daß keine Familie sich des Thrones erblich bemächtigte; verpflichten sich besagte Majestäten gegenseitig auf die feierlichste Weise durch diesen geheimen Artikel, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlrechtes beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieser Art zurückzustoßen und übereinstimmend zu handeln (mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte), um die Verfassung und die Grundgesetze der polnischen Republik zu erhalten." Neben der Eigenmächtigkeit, mit der sich hier fremde Mächte in die innern Angelegenheiten eines Reiches mischten, geht aus diesem Bündnisse deutlich hervor, daß beide Mächte sich dazu verbunden hatten, die Anarchie und somit die innere Schwäche in Polen zu erhalten. — Friedrich machte sich auch verbindlich, zur Erhebung des Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron mitzuwirken. — Die Höfe von Wien und Versailles hatten schon durch eine Erklärung vom 16. März 1764 der Kaiserin von Rußland die ganze Wahlangelegenheit überlassen.

## Erste Theilung Polens (1772).

Das ehedem so mächtige Polen war von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Mängel seiner Verfassung gesunken. Auf mehr als 13,400 Quadratmeilen fruchtbaren Landes wohnten über neun Millionen Einwohner. Diese bestanden: aus einer Geistlichkeit, die aus Unwissenheit dem furchtbarsten Fanatismus huldigte, aus einem hohen und niedern Adel, der eine durch Reichthum und Ansehen herrschend, der andre durch Gewaltthätigkeit und durch Käuflichkeit, theils den großen Familien des Landes, theils den sich einmischenden auswärtigen Mächten freien Spielraum zur Willkür bietend. Der Adelige war auf seinen Gütern unumschränkter Herrscher, er zahlte dem Wahlkönige keine Abgaben, herrschte über Leben und Tod seiner Bauern, und hielt in seinem Hause eine Freistätte für alle Verbrecher. Nur der König, den er allein wählte, durfte über ihn richten,

ohne Vorladung und Geständniß der That ihn nicht gefangen nehmen ꝛc. Nur er konnte zu Staatsämtern gelangen, er allein war beinahe ausschließlich zum Gütererwerbe berechtigt. Diesem Adel unterthan waren sechs Millionen leibeigene Bauern. Neben diesen waren bloß die Kaufleute in den Städten Bürger. Außerdem wohnten eine Million Juden in Polen. Ein König, den der Adel wählte, stand an der Spitze des Reiches. Mußte so Polen wie die Republiken des Alterthums, sinken, weil ihm der wahre Kern, der sogenannte Mittelstand fehlte, so war seine Staatsverfassung ganz dazu geeignet, durch Getheiltheit der Interessen diesen Zustand der Dinge zu erhalten und zu verschlimmern. Die Grundgesetze des Staates waren: „Das Reich ist ein Wahlreich, und nie wird bei Lebzeiten des Königs sein Nachfolger gewählt. Zweitens: Wenn der König gegen die Gesetze handelt, oder die Privilegien der Nation verletzt, ist die Nation ihres Eides gegen ihn entbunden. Drittens: Alle zwei Jahre soll ein allgemeiner Reichstag sein, und jeder einzelne Landbote kann durch sein „Nie pozwalam (ich erlaube es nicht) alle Beschlußnahme aufhalten. Viertens: Nur der Adel, aus diesem aber auch jeder Einzelne, hat Stimme bei der Königswahl.“ Die beiden ersten haben sich in der Geschichte als unbrauchbar bewährt, die beiden letzten aber haben viel Unheil über das Land gebracht, besonders aber hatte jenes berüchtigte liberum veto Polen zum Gespötte und zur Verachtung der Mitwelt gemacht.“

Im Mai 1764 versammelte sich der polnische Reichstag, dießmal als Conföderation, welche in drängenden Fällen einen Bund mit unbegränzter Vollmacht bildete, und in welchem die Mehrheit der Stimmen entschied. 10,000 Russen waren zu ihrem Schutze, das heißt, zur Durchsetzung des russischen Willens, in Warschau eingerückt. Die Partei der Czartorinsky, der Verwandten des Stanislaus, ward nun gegen die mächtigere Partei der Radzivil von ihnen unterstützt. Sie entsetzten den Congreßfeldherrn und andere ihrer Würden, und besetzten die Stellen mit Gliedern aus der Familie Czartorinsky. Endlich rückten noch 120,000 Russen in Litthauen ein; die Radzivil Branicky ꝛc. führten einen förmlichen Krieg gegen sie, wurden aber bald besiegt, und Stanislaus Poniatowsky wurde auf der zum zweitenmale versammelten Conföderation am 7. September 1764 aus Furcht vor Rußland zum Könige gewählt. Der russische Gesandte Repnin und der preußische Gesandte Kaiserling herrschten nun in Polen. Die russischen Truppen blieben im

Lande. Nachdem die russische Kaiserin den Polen viele Vortheile abgedrungen, bot sich ihr ein neuer Vorwand, Polen zu verwirren und niederzuhalten. Zu den vielfachen unglückseligen Scheidungen und Privilegien in Polen, war seit dem 1. Februar 1717 nun auch noch das hinzugetreten, daß die ehemals den andern Einwohnern gleich gestellten Nichtrömisch-Katholischen ihrer Rechte beraubt worden waren. Man nannte diese Akatholiken, die der griechischen und protestantischen Kirche angehörten, Dissidenten (Andersglaubende). Bald nach der Thronbesteigung Poniatowsky's, forderten diese ihre alten Rechte wieder, die Kaiserin erfaßte diese Angelegenheit mit Lebhaftigkeit, um sich desto füglicher in die innersten Angelegenheiten des Staates einmischen zu können. Der Vorwand der Toleranz möchte wohl Niemanden täuschen, da selbst die Art, wie man diese Sache durchführte, deutlich zeigte, daß hier wiederum, wie schon so oft edle Zwecke unedeln Absichten zum Scheingrunde dienen mußten. Der polnische König, obgleich er sich dem Willen der Russen hierin geneigt zeigte, wurde dennoch von dem russischen Gesandten mit rücksichtsloser Verachtung behandelt. Den 1. September 1766 versammelte sich wiederum der polnische Reichstag, die Gesandten von Rußland, Preußen, England und Dänemark verlangten völlige Gleichstellung der Dissidenten mit den übrigen Einwohnern. Auch das Billigste wurde verweigert. Nun bildeten die Dissidenten und die Feinde des Königs unter dem Vorsitze Radzivils, und auf die Ermunterung Repnins, gemeinschaftlich den 23. Juni eine sogenannte General-Conföderation: überall war nun Mord und Blutvergießen. Stanislaus wendete sich an Rußland und bat um Hilfe. Den 5. October 1767 versammelte er einen außerordentlichen Reichstag, aber trotz der drohenden Macht der Russen in Warschau blieben die Polen bei ihrer Weigerung, die Dissidenten zu emancipiren. Repnin ließ nun die heftigsten Gegner dieses Antrages, die Bischöffe Soltyk von Krakau und Zaluski von Kiow, den Grafen Rzewuski, Woywoden von Krakau, und seinen Sohn nebst noch mehren andern in der Nacht des 13. October gefangen nehmen und einzeln nach Sibirien abführen. — Den 23. Juli 1767 hatte sich Friedrich noch enger mit Rußland verbunden. England sah, durch einige Handels-Vortheile von Rußland gewonnen, allem diesem ruhig zu. Nur die Franzosen suchten die Türken zum Kampfe gegen die Russen aufzuwiegeln und unterstützten die unzufriedenen Polen mit Geld. Diese, durch die schreiende Gewalt der fremden Macht zur Verzweiflung gebracht, und von den Geistlichen aufgeregt, bildeten nun überall

Vereine, besonders im März 1768 zu Bar in der Woywodschaft Podolien, nahe bei den Türken, die berühmte katholische Gegenconföderation. Sie eroberten Krakau, und nannten sich nun allein die Republik. Stanislaus rief die Russen zu Hilfe, und bald hatten diese die ungeordneten tapfern Schaaren der Conföderirten zerstreut und verfuhren nun mit unbändiger Grausamkeit gegen dieselben; sie verfolgten sie bis auf türkisches Gebiet und steckten die crimmische Stadt Balda in Brand. Dieß wurde nun das Signal zu einem neuen Kampfe.

Die auf Antrieb Frankreichs schon lange zum Kampfe sich rüstenden Türken erklären endlich den 30. October 1768 den Russen den Krieg. „Aber wie Friedrich bemerkt — diese Kriegserklärung war vorschnell, denn sie gaben im Grunde den Russen damit eine Warnung, sich während des Winters auf einen Angriff der Ottomanen im Frühlinge zu rüsten. Hätten sie ihre Kriegserklärung bis auf das kommende Jahr aufgeschoben, so hätte der Blitz in demselben Augenblicke gezündet, als man den Donner vernommen hätte.“ So unklug im Beginne, eben so unglücklich war der Verlauf des Krieges für die Pforte. Dennoch ward durch die Veränderung des Kriegsschauplatzes den Polen Gelegenheit gegeben, sich wieder zu erheben, und hie und da mit Vortheil zu kämpfen. Joseph II., Maria Theresia's würdiger Sohn, der den 18. August 1765 deutscher Kaiser geworden und Mitregent seiner Mutter war, erlaubte den Polen, sich auf seinem Gebiete in Ungarn zu sammeln, und von da aus nach Polen zu ziehen; denn Oesterreich insbesondere mußte das Kriegsglück der colossalen Macht Rußlands gefahrdrohend erscheinen. Die russischen Heere waren nemlich in die Moldau und Wallachei eingedrungen, und hatten hier die türkischen Heere, sowie im griechischen und schwarzen Meere die türkische Flotte nachdrücklich geschlagen. — —

Friedrich hatte sich zur Erstattung der vertragsmäßigen Hilfsgelder genöthigt gesehen, die er ungerne der Emporbringung seiner Staatskräfte entzogen sah. Friedrich selbst befürchtete, „daß sein Bundesgenosse allzu mächtig werde, und ihm mit der Zeit, wie den Polen Gesetze vorschreiben würde, eine Aussicht, die so gefährlich, als abschreckend war.“ Von nun an insbesondere entfaltete sich Friedrichs politische Gewandtheit in ihrer glänzendsten Thätigkeit. Kaiser Joseph II. hatte schon im Jahre 1766 eine Zusammenkunft mit Friedrich beabsichtigt. Aber Maria Theresia und Kaunitz fanden eine solche Zusammenkunft nicht genehm. „Der Kaiser fühlte

einigen Verdruß über diese Weigerung, und eröffnete dem Könige von Preußen, daß er schon Mittel finden werde, die Unhöflichkeit gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen." Das ungewöhnliche Kriegsglück der Russen näherte nun auch in ihrer politischen Stellung die sonst so Verschiedenes beabsichtigenden beiden Monarchen Friedrich und Joseph.

Den 25. August 1769 traf Joseph II. zu einem Besuche bei Friedrich in Neiße ein. Altes Cerimoniel ward hier unbeachtet gelassen. Der Kaiser fuhr geradeswegs zur Wohnung des Königs, der ihm entgegen ging, worauf beide Monarchen sich umarmten. Joseph sagte: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen," worauf Friedrich versetzte: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben." Der Kaiser erwiederte: „für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." Arm in Arm gingen alsdann die beiden Monarchen umher, und unterhielten sich mit den Manövern, die das preußische Heer ausführte. — Indeß konnte einer solchen Zusammenkunft die Politik nicht fremd bleiben, so wenig man sich auch den Anschein hiezu geben wollte. Der Kaiser bemerkte, daß er zwar, so lange seine Mutter lebte, sich nicht schmeicheln dürfe, hinlänglichen Einfluß zu erlangen, um seine Wünsche zu vollführen; daß jedoch bei der jetzigen Lage der Dinge in Europa, weder seine Mutter, noch er jemals zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Er schlug daher dem Könige vor, auf den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich, der damals nicht unwahrscheinlich war, strenge Partheilosigkeit in Deutschland zu beobachten; gleicherweise wurde verabredet, daß man sich jeder Einmischung bei unvorhergesehenen anderen Unruhen enthalten wolle. Den 28. August wurde dieser Vertrag unterzeichnet.

Während Friedrich, der sich so eng mit Rußland verbunden, sich dem heimlicheren Feinde desselben näherte, wohl wissend, daß es dennoch stets in seiner Macht liege, jeden seiner künftigen Schritte nach Willkür zu ordnen, betrieb er auch fortwährend seine freundschaftlichen Unterhandlungen mit der Pforte, deren Geneigtheit er sich trotz der den Russen gewährten Hilfeleistung erhalten hatte, und die er nun aus mehrfachen Gründen zu baldigem Abschlusse des Friedens bewegen wollte. Durch alle diese sich scheinbar durchkreu-

zenden Unterhandlungen, hatte er den russischen Hof keineswegs von sich abwendig gemacht, sondern er wußte durch eben diese und andere Bemühungen, sich demselben als treuen und unentbehrlichen Bundesgenossen darzustellen.

Man hatte die innere Staatsverfassung und die Religion benützt, um nach Willkür mit dem polnischen Reiche zu verfahren. Die fürchterliche Verheerung des Landes erzeugte Hungersnoth, und die aus den türkischen Provinzen eingedrungene Pest machte dieß unglückliche Land nun vollends zum Schauplatze des gräßlichsten Jammers. Die Pest gab nun dem Könige von Preußen Gelegenheit, zur Abhaltung derselben von seinem Staate einen Cordon längs der Grenze zu ziehen. Die preußischen Truppen mißhandelten die Polen, — und wie man sich bei Friederichs Regierungsweise wohl denken mag, nicht ganz ohne Wissen des Königs — auf die empörendste Weise. Die Oesterreicher, die Grenzstreitigkeiten berichtigen wollten, hatten nun ebenfalls auch wegen der Pest, Truppen an ihren Grenzen gegen Polen aufgestellt. — Die glücklichen Fortschritte der Russen gegen die Türken erregten immer mehr Besorgniß.

Den 3. Septemper 1770 machte Friedrich dem Kaiser Joseph einen Gegenbesuch zu Neustadt in Mähren *). Dießmal war auch

*) Der Fürst von Ligne, der im Gefolge des Kaisers war, hat in einer kleinen Schrift viele pikante Züge aus dieser Zusammenkunft zusammengestellt, die ein deutliches Bild von jenem vielgerühmten Conversationstalent und von der geistreichen Jovialität Friedrichs geben. Als man einst zur Tafel ging und nach dem noch nicht anwesenden Laudon gefragt wurde, sagte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er vor mir da. — Erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe; ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber.“ Als es einst ganz ungewöhnlich stark geregnet hatte, sagte der König: „Ihre guten Katholiken werden sagen: das kömmt davon her, wenn man einen Menschen ohne Religion bei sich hat. Was machen wir denn mit diesem verdammten König, der doch wenigstens ein Lutheraner ist. Denn ich glaube in der That, daß ich ihnen Unheil bringe. Ihre Soldaten werden gesagt haben, es ist endlich Friede und nun muß uns der verteufelte Mann doch noch zur Last fallen.“ — Von dem General Traun sagte er, dieser sei es, von dem er das Wenige, was er wisse, gelernt habe. Die österreichischen Grenadiere nannte er „würdig, die Leibgarde des Mars zu sein.“ Von den vielen Prinzen, die Friedrich hier sah, sagte er: „Alle diese Leute sind doch einerlei Schlages. Man muß die großen Häuser im Reiche pfropfen, die Bastarde darin sind mehr werth als die ehelichen Söhne.“ Friedrich hatte sich aus Galanterie in der

Kaunitz dabei, der in einer Unterredung mit Friedrich die Verbindung Preußens, als den einzigen Damm ansah, „den man der überströmenden Fluth (der russischen Macht), die ganz Europa zu überschwemmen drohe, entgegensetzen könne." Friedrich wollte es sich angelegen sein lassen, die im Entstehen begriffenen Mißverhältnisse zwischen den beiden Kaiserhöfen auszugleichen; denn dadurch hatte er sich sowohl seinen Bundesgenossen, als auch die Geneigtheit Oesterreichs erhalten, und vornemlich die Last eines allgemeinen Krieges, in welchen auch er mit verwickelt worden wäre, von sich abgewendet. Aber auch noch andere Ausgleichungen standen in der Fernsicht. — Während des Aufenthaltes in Neustadt traf ein Kurier aus Stambul ein. Die Pforte wünschte, die Höfe von Berlin und Wien möchten sich bei der Czarin verwenden, und einen billigen Frieden unterhandeln. — Bei dieser Versammlung hatte man jedoch schon den Ausweg gefunden, um alle die widerstrebenden Theile zu versöhnen; es war dieß das bis dahin in der Geschichte noch unerhörte Beispiel, ein zwischen mächtigen Nachbarn gelegenes Land unter sich zu theilen — die Republik Polen ward als Opfer hiezu ersehen. Noch von Neustadt aus schrieb Friedrich an seinen Gesandten, den Grafen Solms in Petersburg, und an die Czarin selbst. Diese aber, durch das übermäßige Glück ihrer Waffen gehoben, wollte nicht umsonst gesiegt haben. Sie forderte außer den beiden Carbardeien die Festung Asow und deren Gebiet, die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, und eine griechische Insel zur Niederlage für den Handel, auch die Unabhängigkeit des Crimmischen Tartarchans (welches so viel war, als ihn unter russische Herrschaft stellen), und den Besitz der Moldau und Wallachei auf fünf und zwanzig Jahre, zur Entschädigung für die verwendeten Kriegskosten. Solche Anträge hatte Catharina, die sich gerne als Wiederherstellerin des griechischen Kaiserthums dachte, gestellt.

Oesterreich schloß nun den 6. Juli 1771 mit der Pforte eine geheime Convention, wornach es derselben die von Rußland eroberten Provinzen wieder zu verschaffen, und Polens Unabhängigkeit und

---

österreichischen weißen Uniform gekleidet. Er schnupfte viel spanischen Tabak. Als er einmal seinen Anzug so gut er konnte, rein machte, sagte er zu dem neben ihm stehenden Fürsten von Ligne: „Ich bin für Sie nicht reinlich genug, ich bin nicht werth, würdig Ihre Farbe zu tragen." Daraus schloß ich — bemerkt hiebei der Erzähler — er würde sie, wenn es Gelegenheit dazu gebe, noch einmal mit Pulver beschmutzen.

Freiheit zu erhalten versprach. An den für die Rüstungen zu bezahlenden Hilfsgeldern erhielt Oesterreich von den Türken sogleich acht Millionen Gulden. Friedrich, der von diesem Bündniß Nachricht erhalten hatte, erklärte, daß, im Fall der Friede zwischen beiden Kaiserhöfen nicht zu erhalten wäre, er seinem Verbündeten beitreten werde. Er rüstete deshalb die ganze Reiterei, und er wußte das Gerücht von seinen Rüstungen hinlänglich allgemein zu verbreiten. Dieß sollte aber nur dazu dienen, um Rußland seine bundesgenössische Treue und Bereitwilligkeit zu bewähren, und um Oesterreich mit günstigerem Erfolge Vermittlungsanträge stellen zu können.

Weder die preußischen noch die österreichischen Truppen, die den Kordon gegen Polen gezogen, schonten mehr der Grenze. Oesterreich machte Ansprüche auf dreizehn zu der ungarischen Gespannschaft Zips gehörige Ortschaften, welche seit uralter Zeit an Polen verpfändet waren, auf welche man aber seitdem förmlich verzichtet hatte. Im December 1770 besetzten dessenungeachtet die österreichischen Truppen diese Ortschaften. — Um dieselbe Zeit war Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs, nach Petersburg gereist, um die Czarin zu gemäßigteren Friedensbedingungen mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich zu vermeiden. Als man zu Petersburg die Handlungen der Oesterreicher in Polen vernahm, äußerte die Czarin ihre Empfindlichkeit, da sie sich hier in Angelegenheiten zuvorgekommen sah, die sie allein lenken wollte. „Polen — sagte sie dann — scheine ein Land zu sein, in welchem man sich nur bücken dürfe, um Etwas zu nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Landes zueignen will, so hätten ja die Nachbarn das Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Worte erfaßte der Prinz, als zu seinen Planen vollkommen geeignet, mit umsichtiger Lebhaftigkeit. Er prieß dieß der Czarin, als das glücklichste Mittel, um sowohl aus den gegenwärtigen Conjuncturen Vortheil zu ziehen, und dabei dennoch einen neuen weitaussehenden Krieg zu vermeiden. „Sie können, sagte Heinrich, sich in den Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen würde, die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth sein dürften, als was den Türken zu nehmen sei. Ein Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden werden. Die Vergrößerung jenes auf Kosten Polens habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm osmanische Provinzen zugestehen wolle, bei deren Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oesterreichs in Collision kämen, daß aber

auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhalten müsse, erfordere die Billigkeit, welche selbst Oesterreich nicht verkennen würde, und die Behauptung des Gleichgewichts zwischen den beiden Mächten. Auch biete sich hier das Mittel dar, um den freundschaftlichen Wunsch zu befriedigen, welchen die Kaiserin bereits geäußert, den König für die Aufopferungen entschädigen zu können, mit der er die Pflichten seiner Allianz erfülle. Dieß könne am besten geschehen, wenn man einige Stücke von Polen mit dem preußischen Staate verbinde, und diesen dadurch noch fähiger mache, auch in der Folge sich als einen nützlichen Bundesgenossen Rußlands zu bewähren." Alsbald legte hierauf Prinz Heinrich der Kaiserin eine Karte von Polen vor, auf welcher die Theile, welche jede der drei Mächte sich zueignen konnte, angedeutet waren.

Als Prinz Heinrich seinen Bruder von der Bereitwilligkeit der Kaiserin, Polen zu theilen, benachrichtigte, meinte dieser dennoch, kaum daran glauben zu dürfen, daß der russische Hof die von ihm verbürgte dermalige Verfassung Polens, durch die ihm das ganze Land schon als Provinz anheimgefallen war, werde aufgeben wollen, um nun dieses Land mit andern Mächten zu theilen. Der preußische Gesandte, Graf v. Solms, erhielt daher Auftrag, die Gesinnungen des Petersburger Hofes noch mehr zu erforschen; es fand sich aber, daß selbst der Anfangs widerstrebende Premierminister, Graf Panin, nun dem Willen seiner Kaiserin beistimmte.

„Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oesterreich, daß es Frankreich einschläfere," hatte Catharina dem Prinzen Heinrich bedeutet. Dieses letztere übernahm nun Friederich. Kaunitz wollte die Besitznahme der dreizehn Ortschaften nicht als die Ursache der Theilung angesehen wissen. Friedrich aber erklärte dem österreichischen Gesandten in Berlin, daß Rußland nicht im Mindesten mehr ungehalten sei über die Besitzergreifung der Oesterreicher in der Gespannschaft Zips, und daß er als Beweis der Freundschaft ihnen rathe, sich nach Wohlgefallen in diesem Theile Polens auszubreiten; welches sie um so sicherer thun konnten, weil ihr Beispiel von den andern Nachbarmächten dieses Königreichs nachgeahmt werden würde. — Kaunitz aber versprach dem Könige die Truppen aus Polen zurückzuziehen, wenn die andern Mächte ein Gleiches thäten, und er rieth dem Könige, von dem, viele Verwicklungen nach sich ziehenden, Plane abzustehen.

Friedrich aber war bemüht, die Theilung Polens auf alle Weise zu fördern. Er glaubte mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß,

wenn nur einmal der russische und preußische Hof sich über den Theilungsplan vereinigt hätten, der wiener Hof bald beitreten müsse. Ohne dem wiener Hof daher eine nochmalige Eröffnung zu machen, berichtete Friedrich nach Petersburg, daß man, ungeachtet der Fürst Kaunitz sich bis jetzt nicht habe darüber erklären wollen, dennoch vorhersehen könne, er werde gerne die Hand dazu bieten, sobald die beiden übrigen Höfe über ihre gegenseitigen Absichten einverstanden wären. Es sei daher höchst rathsam, die Sache möglichst zu beschleunigen. Die durch ihn an den russischen Hof gelangten Nachrichten von den Rüstungen der Oesterreicher in Ungarn, in deren Darstellung Friedrich nichts verabsäumte, was seinem Plane einer baldigen Beschlußnahme förderlich wäre, machten die Czarin dem Könige und seinen Vorschlägen so geneigt, daß sie es ihm überließ, den Theilungsplan vollständig zu ordnen. Dieser ward alsbald eingeschickt. Friedrich verlangte Pomerellen, den Strich von Großpolen diesseits der Netze, das Bisthum Ermeland, die Palatinate Marienburg und Kulm, Rußland möge die ihm gelegensten Provinzen wählen, auch lud er nun Oesterreich ein, diesem Vertrage nach Gefallen beizutreten.

Aber während die Czarin hier gewinnen wollte, wollte sie ihre bedeutenden Ansprüche an die Pforte nicht aufgeben. Das mochte Kaunitz nicht zugeben, denn Rußland wäre durch den Besitz der Moldau und Wallachei ein zu gefährlicher Nachbar gewesen. Oesterreich betrieb daher eifrig seine Kriegsrüstungen in Ungarn, und auch Friedrich rüstete seine Macht zur Hilfe Rußlands. Aber Friedrich wußte die Czarin noch dahin zu bestimmen, daß sie zur Beruhigung Oesterreichs versprach, in dem Frieden mit der Pforte von allen Eroberungen zwischen der Donau und dem Dniestr abzustehen. Dagegen entsagte auch Friedrich einer Forderung, die den Abschluß des Theilungsvertrages verzögert hatte. Er wollte nemlich nicht nur den Hafen Danzigs, sondern auch die Stadt und Stadtgebiet sich zueignen. Da man durch diese Abtretung die Handelseifersucht Englands erregt, und das Interesse dieses Landes mit in die schon so verwickelten Angelegenheiten gezogen hätte, so nahm die Czarin hievon den Vorwand, daß sie die Abtretung dieser Stadt nicht zugeben könne, da sie ihre Verfassung garantirt habe. Friedrich trat endlich von seinen Ansprüchen zurück, um, wie er sagt, „eine so wichtige Unterhandlung, wegen eines Vortheils, der eigentlich nur weiter hinausgeschoben war, nicht aufzuhalten.“ — Den 17. Februar 1772 wurde endlich zu Petersburg der geheime Vertrag unterzeichnet, wonach

Catharina sich Alles das zueignete, was die Düna, die Drutsch und der Dniepr abschneiden. Friedrich erhielt das, worauf er Ansprüche gemacht, mit Ausschluß der Städte Thorn und Danzig. Außerdem garantirten sich beide Mächte ihre Besitzungen, und versprachen, gemeinsam Polen zur Abtretung zu zwingen, und sich im Fall eines Krieges mit Oesterreich gegenseitig kräftigst zu unterstützen.

Die Kaiserin Maria Theresia war zwar einem weitaussehenden Kriege mit den Russen abgeneigt, ihr Edelsinn verschmähte aber den Ausweg einer Theilung Polens. Kaunitz und Joseph II. aber wünschten das Reich zu vergrößern; dennoch aber ließ eine Theilung Polens die Auflösung des so künstlich geknüpften Bandes mit Frankreich befürchten. Doch endlich gelang es Kaunitz, die Bedenklichkeiten Maria Theresia's zu beschwichtigen und sich wegen Frankreichs zu beruhigen. Den 4. März 1772 ward zu Wien der Theilungsvertrag unterzeichnet, und obgleich Kaunitz seine Forderungen hoch gesteigert hatte, ward dennoch mit dem Abschluß eines allgemeinen Tractates von den andern Höfen nicht lange gezögert, da man die Einmischung fremder Mächte befürchten mußte. Erst den 5. August 1772 ward jedoch der Theilungsvertrag völlig berichtigt.

Als nun die Höfe einig geworden waren, schickte jegliche der drei verbündeten Mächte ein 10,000 Mann starkes Armeekorps nach Polen, welches sich in dem angesprochenen Landestheile ausbreitete. Während die Generale der drei Mächte in Warschau standen, und von den Ständen die Abtretung der besetzten Provinzen forderten, erschien zugleich ein Manifest: „daß die Drei verbundenen Mächte zu Verhütung ferneren Blutvergießens und zu Herstellung des Friedens in Polen, sich einverstanden hätten, gewisse unzweifelhafte Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen; daher sie einen Reichstag verlangten, der über die neuen Grenzen sich mit ihnen vergleichen möge.“ — Zugleich gaben die drei Mächte die sogenannten rechtlichen Ausführungen über ihre Ansprüche ein. Im Bewußtsein des in diesem ganzen Benehmen liegenden Hohnes, sagt Friedrich ausweichend: „Wir wollen hier die Rechte der drei Mächte nicht umständlich erörtern; es bedurfte in der That eines sonderbaren Zusammenflusses von Umständen, um die Gemüther bis auf diesen Punkt zu bringen und sie über die Theilung Polens zu vereinigen.“

Den 19. April 1773 ward zwar endlich ein Reichstag versammelt; aber nichts vermochte die ob so unerhörter Gewalt verzweifelten Polen, zur Rechtfertigung ihrer Schmach zu bewegen. Weder Geld, noch die Drohungen der Mächte und die Qualen der furcht-

bar mißhandelten angrenzenden Provinzen, konnte die Versammelten zur Einwilligung in die Abtretung bestimmen. Umsonst riefen der König und die Republik den Beistand aller europäischen Mächte an, umsonst stellten sie mit überzeugenden Gründen dar, daß unmittelbare Verträge, sowohl wie die Sicherung des eigenen Besitzstandes solche Hilfe erheischen. Niemand wollte der bedrängten Republik kräftigen Beistand leisten. Umsonst schwor der König von Polen dem englischen Gesandten, er werde sich eher seine rechte Hand abhauen lassen, als die Abtretung unterzeichnen — die Uebermacht siegte. Im Mai wurde endlich ein Ausschuß des Reichstages ernannt, aber auch dieser mochte das Unrecht nicht gut heißen, alle Strenge wurde gegen sie aufgeboten, man drohte mit der Theilung von ganz Polen, und der Ausschuß mußte endlich das unterzeichnen, was zu hindern ihm die Macht fehlte. Dennoch bestätigte erst den 13. April 1775 der Reichstag die Theilung.

Gleich hart wie die Zerstückelung des Landes, war nun die Umgestaltung der innern Verfassung des noch übrigen Polens, die die drei Mächte von ihnen erzwangen. Zwar wurden — damit man gleichsam über die Beweggründe der früheren Eingriffe sich selbst Lüge strafe — die Rechte der Dissidenten den Katholiken preisgegeben, aber die unheilbringenden Punkte der alten Verfassung sollten nicht nur beibehalten werden, sondern noch unheilbringendere neue wurden ihnen zugesellt; dem Adel wurde noch mehr Einfluß gegeben, das freie Veto erhalten, und die königliche Macht noch vielfach geschmälert.

So wurde Polen getheilt *) und seine gänzliche Auflösung vorbereitet. Rußland erhielt den größten aber am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren Antheil; Oesterreich den fruchtbarsten und einträglichsten, Preußen den kleinsten, aber am meisten bevölkerten Theil, der auch politisch für dasselbe von großer Bedeutung wurde, da es dadurch seine Staaten abrundete. Fünf Millionen Einwohner wurden verloren, an Rußland 1,500,000, an Oesterreich 2,500,000, an Preußen 860,000. — Dem Könige von Preußen war in dem abgeschlossenen Tractate der Bezirk von Großpolen diesseits der Netze, den Fluß entlang, zugestanden worden, so daß die Netze von nun

---

*) Man hat vielfach darüber gestritten, ob Friedrich der Urheber dieser Theilung war; aber die Frage kann als eine müßige betrachtet werden, „denn wer Böses aufnimmt und ausbildet, verdient wenigstens eben so viel Tadel, als wer Böses veranlaßt und vorschlägt," sagt ein preußischer Geschichtschreiber.

an die Grenze seiner Staaten bilden, und ihm der Fluß durchaus gehören sollte. Diesen Sinn mußte jeder Unbefangene in die Worte legen, Friedrich aber verstand unter dem, „der Fluß durchaus“ die Netze bis zu ihrem südlichen Ursprung mit Inbegriff ihres diesseitigen und jenseitigen Flußgebietes. Er breitete sich daher nicht nur gleich Anfangs auf dem linken Flußgebiete aus, sondern er rückte sogar nachher zweimal die Grenzen weiter, zuletzt bis tief herab in die Woiwodschaft Inowrazlaw, und besetzte noch einen Strich jenseits der Drewenga südlich von Thorn. Der zu diesen Geschäften gebrauchte v. Brenkenhof rückte auch eigenmächtig die Grenzen weiter, und ließ sich dann in dem so besetzten Lande, im Namen seines Königs huldigen, dessen Willen er wohl zu kennen schien. Umsonst boten die ob solchen fortgesetzten Hohnes tiefgekränkten Polen Waffenmärsche gegen diese Anmaßungen auf, umsonst baten sie jetzt bei ihrer Feindin, der Czarin, um Hilfe. Auch die Oesterreicher hatten durch ähnliche Erweiterungen ihres Ländertheiles die Polen stets mehr und mehr verwundet. Zwar ward nach einigen Jahren von Oesterreich sowohl, als von Preußen ein kleiner Länderstrich zurückgegeben, aber bei weitem nicht Alles, was man in fortgesetzter Willkür sich angeeignet. —

Frankreich allein hätte die Beraubung Polens hindern können und sollen. Der Premierminister Choiseuil hatte zwar Anfangs den Polen regelmäßig Subsidien bezahlt, auch hatte er den Plan, ganz Polen in eine Conföderation zu vereinigen; aber der österreichische Hof wußte ihn davon abzubringen. Der nachherige Minister Aiguillon, der in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war, kümmerte sich wenig um Polen. Der alte Ludwig XV. — von dem Friedrich sagt, „daß er sonst keinen Fehler hatte, als den, daß er König war“ — war immer mehr in Laster versunken, und während seine neue Geliebte, du Barry, es gleichsam darauf angelegt zu haben schien, alles noch übrige königliche Ansehen in Frankreich zu stürzen, ward durch die Theilung Polens das Königthum nicht nur verachtet, sondern auch verhaßt, wie sich dieß neben andern Umständen bald herausstellte.“ — „Die Theilung Polens ist ein ewiges Denkmal der Schwäche Ludwigs XV.“ sagte Graf Sebastiani als Minister in der französischen Deputirtenkammer im Jahre 1831! —

Den 21. Juli 1774 ward zu Keimardschè in der Bulgarei der Friede mit den Türken abgeschlossen. Europa schien nun von einer Krisis befreit zu sein, aber die Theilung Polens bedingte in der Folge ganz andere Erscheinungen, die in mancher Beziehung Maria

Theresia bei der Weigerung zu dem Theilungsplane wohl geahnt haben mochte. Sie hatte ihren Beichtvater um Rath gefragt, ihn wie weit die Theilung Polens wohl gerecht sei. Dieser schrieb deshalb nach Rom; das erfuhr Kannitz, und es war ihm leicht, das Orakel des heiligen Vaters nach seinem eigenen Willen zu gestalten. In einem Briefe an ihren Minister schrieb Maria Theresia: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte wo ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen unsere ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“ — Unter den Entwurf des Theilungstractas schrieb sie: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ — Durch das unerhörte Beispiel der Theilung Polens ward die factische Macht als Recht autorisirt, und somit ein Grundsatz anerkannt, der hernach in der französischen Revolution auf ganz andere Weise wirkte. Man hatte ein Beispiel gegeben, daß Gesetz und Recht nur so lange bestehen, als die Macht dazu fehlt, die Dinge anders zu gestalten. Wenn man aber seitdem die Verbindung der Politik mit der Moral die politische Quadratur des Kreises genannt hat, so ist dieß leider keineswegs ein bloß durch die neuere Geschichte gegebenes Problem, vielmehr wurden bei den größeren Begebenheiten der Geschichte fast immer die heiligen Zwecke der unheiligen Absichten mißbraucht, das Laster flüchtete sich in die Heiligthümer der Menschheit, weil es dort geborgen war. Die neuere Zeit aber hat den furchtbar gellenden Mißlaut in der geglaubten Harmonie der Dinge schreiender als je vernehmen lassen. Wer im vorigen Jahrhunderte an ein politisches Gleichgewicht glaubte, das die politischen Theile Europa's in ihrem Schwebepunkt zu erhalten vermöge, ward durch die Theilung Polens und die darauf folgenden Begebenheiten furchtbar enttäuscht. — Die höchste Sache der Menschheit wird es jedoch stets bleiben, die innern Nöthigungen der Moral so in Privat- und

Staatsleben einzuführen, daß sie auch äußere Nöthigungen — daß sie Gesetz werden; eine auf den Principien des Rechts und der Moral gegründete Constitution ist hiezu das Mittel für die innern Verhältnisse des Staates; die Auffindung eines solchen für die Verhältnisse der Staaten gegen einander, bleibt die Aufgabe des neuern Völkerrechts.

Friedrich mochte trotz seines Spottes, mit dem er die niedergedrückten Polen persönlich verfolgte *), dennoch die wahre Ansicht

---

*) Friedrich schrieb um diese Zeit ein Gedicht in sechs Gesängen mit
ner Zuschrift an den Papst unter dem Titel: „Der König der Con-
öderirten," worin er den Aberglauben und das Unglück der Polen ver-
pottet. Wenn wir gleich daraus das eigene Talent Friedrichs, aus
llen und jeden Begebenheiten Etwas für seine Muse zu gewinnen, und
adurch seinen nach allen Seiten hin thätigen Geist erkennen, so läßt
s sich doch kaum erklären, wie er an solchen poesielosen Versificationen,
ie noch zudem seinen Mangel an Edelsinn bekunden, Freude finden
nochte. Den 13. Nov. 1771 schreibt er an Voltaire: „— Um Ihnen
och auch von meinen übrigen Beschäftigungen Rechenschaft zu geben,
uß ich Ihnen sagen, daß ich, als kaum der Gebrauch der linken Hand
ieder in meiner Gewalt war, auf den Einfall kam, Papier zu verder-
en, nicht um das Publikum und ganz Europa, die hell genug sehen,
u unterrichten, sondern um mir selbst die Zeit zu vertreiben. Ich habe
icht Catharina's Siege besungen, sondern die Thorheiten der Conföde-
irten gegeißelt. Scherz ist einem genesenden Kranken angemessener, als
er Ernst des erhabenen Tones. Sie sollen eine Probe von diesem Ge-
ichte sehen. Es besteht aus sechs Gesängen, und ist schon vollendet;
enn eine fünfwöchentliche Krankheit ließ mir Zeit genug, um nach Be-
eben zu reinen und zu feilen. Zwei Gesänge, die ich für Sie abschrei-
n lasse, werden Ihnen lange Weile genug machen. „Ach! was ist der
ensch doch für ein unverbesserliches Geschöpf," werden Sie sagen, wenn
ie noch jetzt wieder Verse von mir sehen. Indeß, die Eroberung der
allachei, der Moldau und der Tartarei müssen in einem andern Tone
sungen werden, als die Thorheiten eines Krasinsky, Potocki und Oginsky.
a ich mir eine Art von Freiheit nehmen zu dürfen glaube, so habe
bei dieser Gelegenheit Gebrauch davon gemacht, und, da ich doch nun
n für allemal ein excommunicirter Ketzer bin, den Blitzen des Vati-
ns Trotz geboten. Machen Sie es auch so, denn Sie sind ja in dem-
ben Falle." Den 2. Jan. 1772: „Ich gestehe, daß es meine Pflicht
, Sie mit den Conföderirten, die ich besinge, bekannt zu machen; so
e Sie selbst die Anekdoten aus der Zeit der Ligue erzählt haben, um
er die Henriade alles nöthige Licht zu verbreiten. So mögen Sie denn
ssen, daß meine Conföderirten, zwar weniger tapfer als Ihre Liguisten,
er, nicht minder fanatisch, diesen an Verbrechen nicht nachstehen woll-
." Er spricht von der aus Patriotismus versuchten Entführung des

der Dinge hegen, und er ergriff bald die Gelegenheit um die ge-
kränkte öffentliche Meinung wieder mit ihm und seinen Handlunge
zu versöhnen.

---

Polenkönigs — dem er eigenmächtig ein religiöses Moment unterge-
ben zu haben eingesteht — als von der gräßlichen That eines unerhört
Königsmordes. „Ich habe mir noch mehr Freiheit genommen, fährt
dann fort, denn obgleich der Krieg noch fortdauert, so hat meine Ph
tasie schon Frieden geschlossen, da ich nicht gewiß wußte, ob ich, we
diese Unruhen ein Ende nehmen, nicht das Podagra wieder bekomm
würde. Aus dem dritten und vierten Gesang, den ich Ihnen zuschi
werden Sie sehen, daß sich unmöglich große Gegenstände unter so
Ungereimtheiten mischen ließen. Das Erhabne ermüdet zuletzt, aber
das Niedrigkomische lacht man. Ich glaube mit Ihnen, je älter m
wird, desto mehr müsse man sich aufzuheitern suchen. Wohl nichts
mir so reichlich Veranlassung dazu geben können, als die Polen
Montesquieu würde seine Zeit vergeudet haben, wenn er bei ihn
Theorie der Republiken oder der monarchischen Regierungsform ge
hätte. rc." Und Voltaire, der freie Philosoph, der Feind aller Re
und des Christenthums insbesondere, bringt nichts vor gegen
Sünde am Geiste der Wahrheit und Freiheit, er wünscht nur, daß
Türken (die er doch wohl als sogenannte Ungläubige nicht ve
konnte?) aus Europa vertrieben würden, seiner Kaiserin (wie er Ca
rina II. nannte) und Friedrich räth er wiederholt, dieses auszuführe
und Friedrich sieht sich gedrungen, ihm das Widersprechende seines U
nehmens vorzurücken. — Wie ganz anders erscheint dagegen d'Alemb
er rügt unverholen die Unwürdigkeit des von dem Könige verfertigten
dichtes, und daß er dann eine Denkmünze auf das wiedergewonnene
(Regno redintegrato) habe schlagen lassen, er spricht sein Gefühl für
Unglück der Polen aus, und wünscht: „daß durch Friedrich den Gr
den Conföderirten und den Dissidenten, den Türken und Russen, Eu
und Asien der Friede gegeben würde." Friedrich aber schreibt ihm
26. Jan. 1772: „Aus Ihrer Antwort sehe ich, daß es eine Meng
genstände gibt, die dabei gewinnen, wenn man sie aus der Ferne
Hiezu könnte man die Conföderation in Polen rechnen. Wir, die
Nachbarn dieser rohen Nation sind, die wir die einzelnen Glieder
die Häupter dieser Parteien kennen, wir halten sie blos des Verl
werth." In Bezug auf den geäußerten Wunsch schreibt er: „Si
den sich wohl ein, man mache eben so leicht einen Frieden zw
feindlichen Mächten als schlechte Verse, aber ich wollte es eher u
nehmen, die ganze Geschichte der Juden in Madrigale zu bringen,
drei Regenten, worunter noch zwei Frauen sind, gleiche Gesinnu
einzuflößen. Dennoch aber lasse ich mich nicht entmuthigen, un
mir wird die Schuld nicht liegen, wenn dieser Friede nicht so sch
Stande kömmt, als ich es wünsche. Wenn das Haus unseres Na
brennt, so muß man das Feuer löschen, damit es nicht das unsri

# Der baierische Erbfolgekrieg (1778).

Kaiser Joseph II. war schon als Mitregent seiner Mutter unabläßig thätig gewesen, seinen Thatendurst zu befriedigen. Von den Ideen der Zeit mächtig durchdrungen, hatte er sichs zum Lebenszweck gesetzt, durch Kräftigung und Bildung seiner Staaten die Pflichten der ihm gewordenen Stellung zu erfüllen. Friedrich charakterisirt ihn in einem Briefe an Voltaire vom 16. September 1770 folgendermaßen: „Ich habe in Mähren den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgelegt; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden; glüht vor Ruhmbegierde, und opfert seinen Ehrgeiz den kindlichen Pflichten auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und hat Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und Ihr Verdienst zu schätzen!" Friedrich war ihm das Vorbild, dem er nachstrebte, ohne doch wie dieser durch die Schule des Unglücks gegangen, und dadurch bedächtiger geworden zu sein; denn er suchte viele Ideen, die Friedrich zum Theil nur ausgesprochen, auch ins Leben einzuführen, trotz einer mächtigen Aristokratie und Geistlichkeit, die ihm weit mehr als Friedrich entgegenstanden. — Es mochte wohl Friedrich schmeicheln, einen solchen Nacheiferer gefunden zu haben, andererseits aber mußte ein solcher die unausgesetzteste Beobachtung erheischen. Von der innern Verwaltung der Monarchie hielt sich Joseph während den Lebzeiten seiner Mutter meist ferne, desto mehr beschäftigte sich sein Geist mit dem Militär und den äußern Angelegenheiten. Die Zustimmung zur Theilung Polens hatte er in Verbindung mit Kaunitz, trotz dem Widerstreben seiner Mutter, durchzusetzen gewußt. Die Vermehrung und Disciplinirung seines Heeres hatte seine stete Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, denn sein hoher Geist war auf eine mit Herrschermacht durchzusetzende Veränderung der innern und äußern Staatsverhältnisse gerichtet. — Baiern sollte das Schlesien des kaiserlichen Nacheiferers Friedrichs werden.

---

greife." — Ueber das Gedicht: der Krieg der Conföderirten, das seinen Platz neben dem Gedichte Palladion einnehmen mag, gesteht Friedrich gegen d'Alembert die willkürlichste Entstellung der Thatsachen.

Den 30. December 1777 war der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, gestorben, und mit ihm der bairische Zweig der Witelsbachischen Familie erloschen. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, hatte keine Kinder aus rechtmäßiger Ehe. Durch das Zureden der Geistlichen, und durch das Versprechen Oesterreichs, seine natürlichen Kinder zu versorgen, ließ er sich dazu bewegen, den 3. Januar 1778 die bessere Hälfte von Baiern an Oesterreich abzutreten. Karl Theodor hatte für seine Bereitwilligkeit den Orden des goldenen Vließes erhalten. Ohne die Einwilligung des nächsten Erben, des Herzogs von Zweibrücken abzuwarten, ließ nun Joseph gegen die Gesetze der goldenen Bulle, den unbegründeter Weise in Anspruch genommenen Theil besetzen. Der Kurfürst von Zweibrücken, der nicht mächtig genug war, sein Recht mit eigener Macht zu vertheidigen, war eben im Begriff, einen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, als der Graf Görtz, in der Eigenschaft eines Gesandten Friedrichs, heimlich zu München angekommen war, und den Kurfürsten bewog, gegen die Theilung seines Erbes zu protestiren, indem er ihm Unterstützung von Seite Preußens zusagte. Auch der sächsische Hof, der mit seinen Ansprüchen an Baiern bei dem Kaiserhofe kein Gehör gefunden, hatte sich an Friedrich gewendet. Im Namen Zweibrückens und Sachsens, und als Glied des deutschen Reiches, trat daher Friedrich für die Aufrechthaltung der ordnungsmäßigen Erbverhältnisse auf, und verlangte von dem wiener Hofe, daß die österreichischen Truppen aus Baiern abzögen. Nun würden Unterhandlungen eingeleitet. Der wiener Hof sah sich bewogen, seine Ansprüche auf Baiern geschichtlich zu begründen, aber es fehlte auch von der andern Seite nicht an Schriften, die die Unrechtmäßigkeit der von Oesterreich gemachten Ansprüche darlegten. Während in Amerika, England und Frankreich die Urrechte der Menschheit erforscht und verkündet wurden, hatten in Deutschland die Rechtsfreunde wieder einen Anlaß gefunden, um ihre Reichsaktenkenntniß zu darzulegen, vielleicht ahnend, daß es bald eine Zeit geben würde, wo all dieß schwerfällige Wissen unnütz sein werde. Mehr denn 288 Schriften erschienen über diesen Gegenstand.

Aber Friedrich war wie immer bereit, seinen Gründen durch die That Nachdruck zu verschaffen. Friedrich trat damals gerade in sein 66. Lebensjahr; die Folgen der im siebenjährigen Kriege empfundenen Sorgen und Beschwerden waren sichtbarer hervorgetreten, wie er dieß auch gegen d'Alembert und Voltaire fast in jedem Briefe aussprach; ja oft wuchs sogar sein körperliches Leiden bis

dem Grade, daß man sein Leben bedroht glaubte. Bald hatte sich jedoch stets wieder aufgerafft, und seine segensreiche Wirksamkeit dem Staate gewidmet, gerne hätte er daher jetzt einen Krieg rmieden, der sowohl für seinen Staat, als für seine Person von abſehbaren Folgen sein konnte. Aber seine Stellung und sein neres Pflichtgefühl forderten es anders. — Er wendete sich nun die auswärtigen Höfe, um ihrer Gesinnungen in der obschwebenden Angelegenheit gewiß zu werden. Frankreich, das schon so oft inen Einfluß auf die innern Angelegenheiten des deutschen Reiches eübt, und noch in letzter Zeit für Baiern in die Schranken getreten war, war nicht nur noch immer mit Oesterreich verbunden, sondern uch, da im Jahre 1770 Ludwig XVI. die österreichische Prinzessin Maria Antoinette geheirathet, durch Verwandtschaft beider Höfe noch ester an dasselbe geknüpft. Dessenungeachtet mochte man am Hofe zu Versailles, aus altem Hasse oder auch aus Nebenbuhlerei, die allzustarke Vergrößerung Oesterreichs fürchten. Auch war Frankreich durch eine Schuldenlast und sein Verhältniß zu den nordamerikanischen Freistaaten, welches das ganze Nationalinterresse in Anspruch genommen hatte, von einem so unpopulären Beistande Oesterreichs abgehalten. Unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens versagte man daher dem deutschen Kaiserhause seine Hilfe. Von hier aus durfte also Friedrich weder Beistand noch Widerstand erwarten. — England war durch die Angelegenheiten in Nordamerika vollkommen beschäftigt. — Rußland, obgleich preußisch gesinnt, und die Unternehmungen des Königs billigend, ward dennoch durch die Aufmerksamkeit auf die Türkei von unmittelbarem Beistande abgehalten. — Von den deutschen Mächten unter sich also sollte einmal wieder allein ihre Sache ausgekämpft werden.

Nachdem noch einige Unterhandlungen vergebens gepflogen worden waren, ordnete Friedrich die innern Angelegenheiten seines Staates, um sich ganz dem nun zu beginnenden Kriege widmen zu können. Den 6. April 1778 erließ er folgende Ordre an das Kammergericht: „Da Wir im Begriff stehen, von hier abzugehen, und die gegenwärtigen Conjuncturen Uns nöthigen dürften, eine Zeitlang abwesend zu bleiben, während dieser Abwesenheit aber wir Uns nicht wie sonst mit den Landesangelegenheiten beschäftigen können; so haben Wir befohlen: daß mit Berichten, Anfragen und Vorstellungen Unsere höchste Person während dieser Zeit weder von Collegiis, noch von sonst jemanden, behelliget werden solle, es sei denn, daß Wir in einem oder andern Fall ausdrücklich einen an Uns höchstselbst abzustatten-

den Bericht erforderten. Ihr habt Euch demnach nicht allein selbst darnach zu achten, und alle etwa an Unsere höchste Person abzustattende Berichte, an Unser Etats-Ministerium, unter der Adresse des Departements, zu welchem die Sache gehöret, zu richten, sondern auch sämmtliche unter Euch stehende Collegia und Gerichte gleichmäßig zn instruiren. In Ansehen der Criminalsachen haben wir verordnet, daß, wenn Todesstrafen erkannt werden sollen, deren Vollziehung während Unserer Abwesenheit ausgesetzet, und die dazu Condemnirte indessen zur sicheren Verwahrung, bis zu Unserer Zurückkunft, in die Festungen gebracht werden sollen; welches Euch gleichfalls hiermit zur Nachricht und Achtung bekannt gemacht wird." – Auch für die gleichmäßige Regulirung der Finanzangelegenheiten hatte Friedrich vorsorglich gearbeitet.

Nach der Musterung der Truppen bei Berlin, hielt Friedrich eine Anrede an die versammelten Generale: „Meine Herren, sagte er: die meisten unter uns haben von ihren früheſten Jahren an zusammen gedient, und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden; wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich mit einander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie eben so ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich ist jezt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, und die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über uns schwebende Ungewitter wo möglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jezt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und so hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen."

Den 6. April reiste Friedrich zu seinem an den schlesischen Grenzen stehenden Heere ab, während sein Bruder Heinrich mit einer Heeresabtheilung, die durch 18000 Sachsen unterstützt war, über Dresden nach Böhmen zog. Auch Kaiser Joseph hatte sich zu seinem Heere begeben, welches in wohlverschanzten Lagern an der mährischen und böhmischen Grenze stand. 400,000 Mann standen nun kampfgerüstet einander gegenüber, gegen 3000 Stück schweren Geschützes konnte Tod und Verderben nach allen Seiten hin verbreiten, rasche entscheidende Thaten wurden allerwärts erwartet; aber wieder begannen die Verhandlungen zwischen beiden Regenten, und zügelten den Muth der Soldaten, und spannten die Neugier des deutschen Vaterlandes. — Joseph war, trotz seiner schon längst vorbereiteten Rüstungen, dennoch durch den kaum geglaubten raschen Anmarsch Friedrichs überrascht worden; theils um Zeit zu gewinnen, theils um durch unblutige Uebereinkunft sein Ziel zu erreichen, begann er daher mit dem Könige unmittelbar zu unterhandeln. Den 13. April schickte er von Olmütz aus an Friedrich nach Schönwalde einen Vergleichsentwurf, in welchem er Friedrich vorschlug: „er möge die Gültigkeit des Vertrages zwischen Karl Theodor und Maria Theresia und die Rechtmäßigkeit der österreichischen Besitznehmungen anerkennen, und im Falle beide Theile es zuträglicher finden, das Ganze oder einzelne Landesstriche gegen bequemer liegende auszutauschen, keinem entgegen sein; dafür verspreche auch er, die Ansprüche des brandenburgischen Hauses auf die Fürstenthümer Anspach und Baireuth zu genehmigen, und einen beliebigen Tausch nicht zu hindern.“ — Joseph hatte einst scherzend geäußert, es sei am besten, wenn Oesterreich den Süden und Preußen den Norden Deutschlands sich zueignen; denn da die Theilung Polens durch die Uebereinkunft der Mächte zu Stande gekommen war, so konnte man leicht mit gleichem Rechte dasselbe über die kleinern Reichsfürsten verhängen *). Prinz Heinrich, der bei der Theilung Polens so thätig gewesen war, hatte auch diesen Plan mit Lebhaftigkeit ergriffen, und in der Folge nochmals aufzunehmen gesucht; aber Friedrich hatte überhaupt keine Neigung, in den Plan einzugehen, und namentlich in dem vorliegenden

*) Hat wohl Hr. Stuhr, der in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (Lemgo 1834. S. 237), die Theilung Polens mit so viel spreizender Sophystik vertheidigen will, an diese Consequenz nicht gedacht? oder suchte etwa das deutsche Reich mehr „den Halt seines Daseins in der Fülle der eigenen Kraft“ als die Republik Polen?

Falle wollte er, wie er sagte, sein gutes Recht nicht mit schle
gegründetem vermischen. Nun wechselten die beiden Monarch
noch mehrere Schreiben, es traten sogar Bevollmächtigte von bei
Seiten zusammen, die einen Monat lang unterhandelten, aber v
gebens. Von beiden Seiten erschienen daher abermals Rechtfe
gungs-Schriften über ihre Beweggründe und Absichten.

Unterdessen war ein Theil des Sommers erfolglos verstrich
Friedrich führte nun den 5. Juli das eine Heer über Nachod n
Böhmen und den 8. in ein Lager bei Welsdorf an der Elbe. D
kaiserliche Heer stand großentheils unter dem Feldmarschall Lau
und in zerstreuten Abtheilungen standen jenseits der Elbe
kaiserlichen Truppen; denn Joseph hatte noch immer geglaubt, d
es Friedrich mit dem Kriege keineswegs ernstlich meine, daß
Heere einander nur gegenüber stünden, um den gegenseitigen Bew
gründen mehr Kraft zu geben, daß man sich aber bei gegenseit
eingestandenen Vortheilen und Erwerbungen wohl noch immer gü
lich vergleichen könne. Durch den Einmarsch in Böhmen ward m
eines andern belehrt. Jetzt sammelten sich schnell die zerstreuten
kaiserlichen Truppen, die nun eine Kette bildeten, welche von König
grätz über Jaromirz, Schurz und Königinhofen, bis nach Hohenelbe
hinauf, durch die Verschanzungen der Natur und Kunst jedem An
griffe trotzen. Auch Prinz Heinrich mit den unter seinem Befehle
vereinigten Preußen und Sachsen hatte gegen den feindlichen Heer
führer Laudon wenig auszurichten vermocht.

Maria Theresia sah mit Kummer sich wieder in einen Krieg ver
wickelt. Sie ließ daher durch den Freiherrn von Thugut dem König
Anträge machen. Da diese jedoch schon längst vorgebracht waren, s
gab Friedrich unbefriedigende Antwort. Es erfolgte daher ein zwei
tes Schreiben, worauf der König seine Bedingungen dahin erläuterte:
„Oesterreich müsse Baiern gänzlich räumen, bis auf den Landstrich,
den, von Passau an, der Inn bis zum Einfall der Salza, und diese
bis zur salzburgischen Grenze einschließen, und zur Entschädigung
sollte es an Sachsen eine Million Reichsthaler für Pfalzbaiern be
zahlen, und dieser Summe die Herrschaften Mindelheim und Rothen
berg beifügen. Die durch Maximilians Tod erledigten Reichslehen
solle es der neu eintretenden pfälzischen Linie, und, nach deren Aus
sterben, der Zweibrücker verleihen, den Herzog von Mecklenburg mit
einem kleinen Lehen befriedigen, oder ihm das Recht, daß von den
Landesgerichten keine Berufung auf die Reichsgerichte weiter statt
finden dürfe (jus de non appellando), einräumen. Gegen Branden

urg müsse es sich verpflichten, dessen Anwartschaft auf die fränkischen Fürstenthümer anzuerkennen, und dem etwaigen Austausch keine Hindernisse zu setzen.“ Den 6. August traf die Antwort der Kaiserin hierauf ein, „daß sie erbötig sei, Alles was sie von Baiern und der Oberpfalz besetzt halte, zu räumen, und die übrigen Forderungen der Fürsten den Reichsgesetzen zur Entscheidung zu überlassen, wenn Friedrich sich verpflichte, auf Anspach und Baireuth ebenfalls für sich und seine Nachkommen zu verzichten, und dieselben einem nachgeborenen Prinzen zu überlassen.“ Nun unterhandelten die Bevollmächtigten beider Höfe wieder vom 13. bis zum 18. August im Kloster Braunau, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Während der vielen Unterhandlungen, und bei dem Vertheidigungssysteme, welches man dießmal genehm fand, waren wenige erhebliche Kriegsthaten vorgefallen. Die Mitte Augusts war schon vorüber. Da beschloß Friedrich endlich, aus seinem Lager bei Burkersdorf aufzubrechen, den Feind bei Hohenelbe zu umgehen und sich mit seinem Bruder, der bei Niemens stand, zu vereinigen. Aber verschiedene zusammenwirkende Umstände bestimmten den König selbst, das Unternehmen aufzugeben. — Indessen war das Jahr vorgerückt, der Mangel an Proviant ward in dem engen Bezirke, in dem eine so große Menschenmasse seit drei Monaten stand, fühlbar, verschiedene Krankheiten rafften Viele dahin, Desertionen wurden bei dem preußischen Heere immer häufiger. Endlich trat Prinz Heinrich und Friedrich den 14. September den Rückzug an. Friedrich bezog nochmals sein Lager bei Wildschütz und den 21. September noch ein neues bei Schatzlar. Den 15. October hob er endlich auch dieses auf, und ging über Landshut nach Schlesien, wenig vom Feinde beunruhigt, aber durch den Regen und die übergetretenen Bäche vielfachem Ungemache preisgegeben. — General Wurmser erwarb sich während des Winters, durch verschiedene Züge gegen die Preußen einen beträchtlichen Ruhm. Auch sonst wurde der kleine Krieg thätig geführt, und Bewegungen gemacht, die auf entscheidendere Thaten des nächsten Jahres hindeuteten, bis endlich der Friede allen diesen Unternehmen ein Ende machte. — Friedrich lebte während des Winters zu Breslau, wo er seine Aufmerksamkeit, neben den lebhaften diplomatischen Unterhandlungen, der deutschen Literatur und ihren Vertretern widmete.

Catharina II. förderte den Abschluß des Friedens durch eine nachdrückliche Erklärung, die sie nach Wien und Regensburg gesandt hatte, worin man verlangte: „daß den Fürsten des Reichs eine völlige

34 *

Genugthuung wegen ihrer Beschwerden und besonders wegen ihrer wohlbegründeten Klagen über den Einfall in Baiern zu gewähren; sonst sähe sich die Kaiserin von Rußland nothgedrungen, ihre Verbindlichkeit gegen Seine Preußische Majestät zu erfüllen, und für Dieselben das bundesmäßige Hilfskorps abzusenden.“ Auch der französische Hof ließ durch seinen Gesandten, von Breteuil, für den Frieden arbeiten. Kaunitz und Joseph waren dagegen, Maria Theresia wünschte ihn, die deutschen Reichsfürsten wollten ihre Interessen ausgeglichen haben, und so wurde endlich am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen unterzeichnet. In demselben war man übereingekommen, daß die Kaiserin sich dem bevorstehenden Anheimfall der Markgrafthümer Baireuth und Anspach an den König von Preußen, als Kurfürsten von Brandenburg, in keiner Weise zu widersetzen, verspreche, sie entsagt im Voraus den Lehnrechten, die sie über einige Theile dieser Länder ausübte. Den Kurfürsten von Pfalzbaiern spricht sie von der eingegangenen Verpflichtung frei, erkennt dessen Rechte an seines Oheims Maximilian gesammte Verlassenschaft, verleiht ihm die böhmischen Lehen in der Art, wie letzterer sie besessen hat, und wird den Kaiser ersuchen, ihm auch die erledigten Reichslehen in Baiern und Schwaben zu übertragen. Für sich und ihre Nachkommen erhält sie von dem in Anspruch genommenen Erbe den Länderstrich, den der Inn, die Donau und die Salza begrenzen, in welche Abtretung (von etwa 38 Quadratmeilen) der Herzog von Zweibrücken willigt. An Sachsen zahlt der Kurfürst von der Pfalz sechs Millionen Gulden Reichsgeld, in vier und zwanzig halbjährigen Fristen, und ertheilt ihm zugleich die Rechte an die Schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein, bisher Eigenthum der böhmischen Krone, nun vermöge getroffener Uebereinkunft, ihm zugehörig. Bei dem Kaiser wird man sich verwenden, daß er das Haus Mecklenburg von der Unterordnung seiner Gerichte unter die des Reiches entbinde.

Der ganze bairische Erbfolgekrieg, den Friedrich nicht als einen Krieg, sondern als einen Rechtshandel angesehen wissen wollte, war von ihm nicht mit jener Leichtigkeit und jenem anhaltenden Gleichmuthe geführt worden, welche die Thaten seiner fühern Tage bezeichnen. Zwar fehlte es nicht an mannigfachen Anlässen, wo er die ungeschwächte Kraft seines persönlichen Muthes *) und seines

*) Friedrich hatte sich eines Tages eine Ader schlagen lassen, desselben Nachmittags fiel eine so starke Kanonade vor, daß der König sich selbst

Scharfblickes bewähren mochte, dennoch war ihm der Mangel an entscheidenden Thaten unerträglich, zumal da seine körperlichen Leiden seine Laune nicht selten trübten, und er, ohne doch etwas Entscheidendes ausgeführt zu haben, von Mißgeschick aller Art die Reihen seiner Soldaten sich lichten sah. — Auch Kaiser Joseph kehrte in Mißlaune aus dem Kriege zurück, da er sich an entscheidenden Thaten gehemmt gesehen. Er verzichtete von nun an auf kriegerischen Ruhm, der ihn gleich Friedrich auf die Bahn der Herrschergröße hätte einführen sollen. — Die österreichischen Soldaten nannten den bairischen Erbfolgekrieg den „Zwetschkenrummel“ und die preußischen den „Kartoffelkrieg.“

So schmerzlich auch dem Könige der in diesem Kriege erlittene beträchtliche Verlust an Geld und Mannschaft sein mochte, so konnte ihm dennoch nicht entgehen, daß sowohl seine äußere Macht, durch Sicherstellung seiner Ansprüche für die Zukunft, gestiegen, als auch sein Ansehen in der öffentlichen Meinung der deutschen Nation dadurch bedeutend gehoben sei. Zwar hatte sich zur gerechten Besorgniß vieler deutschen Patrioten festgestellt, daß von nun an ohne die Einmischung Rußlands auch in Deutschland nichts abgethan werden dürfe; aber Friedrich war mit uneigennütziger Aufopferung für das unterdrückte Recht des Schwächern in die Schranken getreten, und die kleineren Fürsten mochten ihn als Schutz ihrer Gerechtsame und als Hort der deutschen Verfassung überhaupt betrachten, und sich vertrauensvoller an ihn anschließen. — Als nach Beseitigung vielfacher Einsprüche, endlich den 28. Februar 1780 auch das deutsche Reich förmlich dem Teschener Frieden beitrat, bewirkte Oesterreich, daß noch die Clausel hinzugefügt wurde, „es solle der Beitritt den Rechten des Reichs, dem Westphälischen Frieden und übrigen Grundgesetzen, auch irgend jemand an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend zu machenden Gerechtsamen, jetzt und künftig nicht zum Nachtheil gereichen.“ Obgleich Friedrich die Absicht dieser Clausel erkennen mochte, hielt er es dennoch nicht für nöthig, dagegen zu protestiren, da er wohl wußte, daß der wiener Hof sich von den Verbindlichkeiten des Friedens, wenn es die Verhält-

---

an Ort und Stelle begab. Die Ader sprang ihm hier auf und er stieg vom Pferde, um sich von einem anwesenden Compagniechirurgus verbinden zu lassen. Während dessen fiel eine Kanonenkugel ganz nahe neben ihm nieder. Der Chirurgus zitterte vor Schrecken, der König aber sagte lächelnd zu den Umstehenden: „Der muß noch nicht viele Kanonenkugeln gesehen haben.“

nisse gestatteten, wieder losmachen würde, und da er in dem Bewußtsein lebte, daß es ihm nie an dem Willen und der Kraft fehlen würde, jegliche Anmaßungen zu bekämpfen. — — —

Von kleineren Staatsangelegenheiten trug die eine dazu bei, Friedrichs Glanz noch mehr zu verbreiten, die andere denselben zu schmälern. Es war dieß ein Bündniß mit den Freistaaten Nordamerika und die gewaltsame Beilegung der Irrungen mit Danzig. Dem Wohlstande letzterer Stadt hatte nehmlich Friedrich seit der Besitznehmung von West-Preußen (wie der Preußen zugefallene Theil von Polen genannt wurde) vielfach geschadet. Die Bürger der Stadt, die sich auf alle Weise gehemmt und beeinträchtigt sahen, wehrten sich für ihr gutes Recht, und ergriffen Maßregeln dagegen. Dieß nannte Friedrich eine strafbare Beleidigung. Zuerst wurde nun wieder, in öffentlichen Schriften, wie in Unterhandlungen an den benachbarten Höfen, die Rechtmäßigkeit der gegenseitigen Maßnehmungen verhandelt. Aber Friedrich war der an Macht stärkere; er ließ die Schifffahrt auf beiden Seiten der Stadt sperren, und als sich die Bürger Danzigs seinen Ansprüchen dennoch nicht willfähriger zeigten, ließ er gegen die Mitte Octobers 1784 Truppen ausrücken, die die Stadt sperrten, und auf ihre Kosten unterhalten werden mußten. Aber die Bürger Danzigs waffneten sich im Vertrauen auf ihr Recht und wendeten sich an Polen und Rußland, Schutz gegen die Beeinträchtigungen durch den König nachsuchend. Die Bevollmächtigten der drei Höfe traten nun in Danzig zu Unterhandlungen zusammen, aber die Bürger Danzigs lehnten standhaft jede Unterhandlung ab, so lange die fremden Truppen auf ihrem Gebiete ständen. Friedrich räumte endlich im Januar 1784 die Stadt, die Unterhandlungen wurden nun mehre Monate in Warschau fortgesetzt, jedoch ohne Erfolg. Der russische Hof übernahm nun das Schiedsrichteramt, und unterem 7. Sept. wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, der durch bestimmte, wie absichtlich unbestimmt gelassene Ausgleichungen die Handelsvortheile der Preußen mehrte, und die der Bürger Danzigs schmälerte. Diese, ihre Selbstständigkeit wie ihren Wohlstand gefährdet sehend, weigerten sich dem Vertrage beizutreten, bis sie endlich im Februar 1785, aus Furcht vor noch größeren Nachtheilen, denselben anzunehmen für rathsam fanden. Erst nach Friedrichs Tode kam jedoch, im Verlauf neuer politischer Conjuncturen, die Stadt Danzig völlig unter preußische Herrschaft. —

Ungleich rühmlicher für Friedrich und die Bewährung seiner öffentlichen politischen Gesinnungen war ein im Jahre 1786 abgeschlossener

Handelstractat mit den neugegründeten Freistaaten Nord-Amerika's, da wir hier die Grundsätze der wahren Humanität von dem Monarchen, wie von der Republik öffentlich anerkannt finden. Nachdem in dem Vertrag festgestellt ist, daß bei etwa ausbrechenden Streitigkeiten zwischen beiden Mächten „überhaupt das ehemalige barbarische Strandrecht in Rücksicht auf die Unterthanen oder Bürger der beiden contrahirenden Parteien gänzlich abgeschafft sein soll“ bestimmt der Artikel 23 und 24: „Wenn ein Krieg zwischen den beiden contrahirenden Theilen entstehen sollte; so sollen die Kaufleute des einen der beiden Staaten, die in dem andern sich aufhalten, die Erlaubniß haben, noch neun Monate darin zu bleiben, um ihre Aktivschulden einzutreiben, und ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach welcher Zeit sie ungehindert abreisen und alle ihre Güter ohne alle Beeinträchtigungen mit sich nehmen können. Die Weiber und Kinder, die Gelehrten aus allen Faculatäten, die Ackerleute, die Handwerker, die Manufacturisten und Fischer, die nicht bewaffnet sind, und in Städten, Dörfern und unbefestigten Plätzen wohnen, und überhaupt alle diejenigen, deren Beschäftigung zum Unterhalt und zum allgemeinen Vortheil des menschlichen Geschlechts abzweckt, sollen die Freiheit haben, ihre respectiven Gewerbe fernerhin zu treiben. Sie sollen für ihre Person auf keine Art gefährdet, ihre Häuser oder Güter sollen nicht in Brand gesteckt, noch auf andere Art vernichtet, ihre Felder sollen nicht von feindlichen Armeen, in deren Hände sie durch die Kriegsereignisse fallen könnten, verheert werden; sondern wenn man sich in der Nothwendigkeit befinden sollte, Etwas von ihrem Eigenthum zum Gebrauche der feindlichen Armee zu nehmen, so soll ihnen der Werth dafür nach einer annehmbaren Schätzung gezahlt werden. Alle Kauffahrtei- und Handelsschiffe, die zum Austausch der Produkte verschiedener Gegenden gebraucht werden, und folglich bestimmt sind, die zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen, so wie zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens dienenden Sachen leichter zu verbreiten, sollen frei und ungehindert passiren können; und beide contrahirende Parteien machen sich verbindlich, keine Kaperschiffe zu erlauben, diese Art von Handlungsschiffen wegzunehmen oder zu vernichten, noch auf andere Art den Handel zu stören.“ — „Um das Schicksal der Kriegsgefangenen zu erleichtern, und sie nicht der Gefahr auszusetzen, in entlegene und rauhe Himmelsgegenden verschickt, oder in enge und ungesunde Wohnungen zusammengedrängt zu werden; so machen sich beide contrahirende Theile feierlich und vor den Augen der ganzen Welt gegenseitig verbindlich,

daß sie keinen jener Gebräuche befolgen wollen; daß die Kriegsgefan nen, die sie gegenseitig machen könnten, weder nach Ostindien, n nach einer andern Gegend Asiens, oder nach Afrika transportirt w den sollen; sondern daß man ihnen in Europa oder in Amerika, den respektiven Gebieten der contrahirenden Theile, einen in ei gesunden Gegend belegenen Aufenthalt anweisen, sie aber nicht finstere Löcher, in Kerker oder Gefängnißschiffe einsperren, daß n sie weder in Fesseln schmieden, noch knebeln, noch auf eine and Art des Gebrauchs ihrer Glieder berauben wolle: daß man ferner Offiziere auf ihr Ehrenwort in Bezirken gewisser, ihnen zu bestimm den Distrikte frei herumgehen, und ihnen bequeme Wohnungen weisen lassen, die gemeinen Soldaten aber in offene und geräum Cantonnirungsquartiere vertheilen wolle, wo sie hinreichend fri Luft schöpfen und körperliche Uebungen machen können, und daß m sie in eben so geräumige und bequeme Baracken einquartiren wo als die Soldaten der Macht, in deren Gewalt sie sich befinden, sie haben; und daß endlich den Offizieren sowohl als den gemeinen S daten täglich eben solche Rationen gereicht werden sollen, als die ei nen Truppen dieser Macht, nach Verschiedenheit des Ranges erhalten Den Betrag der Kosten ersetzt die andere Macht, nach der darüber gemachten Liquidation. Dabei soll es den beiden Mächten freistehen, einen Commissar an den Cantonnirungsörtern der Gefangenen anzus stellen, welcher dieselben besuchen, ihnen Douceurgelder von ihren Freunden und Verwandten einhändigen, und über den Zustand der selben von Zeit zu Zeit ihren Committenten Berichte in offenen Bri fen erstatten könne." — Obgleich dieser Vertrag, an sich von keine unmittelbaren Folgen, auch die Feuerprobe eines Krieges nicht e fahren hat, so mußte er dennoch den Beifall aller Menschenfreund erregen, die solche Grundsätze allgemein ausgesprochen und anerkan fanden. Dieser Vertrag, die letzte politische Handlung Friedrich und mehr Grundsätze als Thaten darbietend, wurde noch mehr ve herrlicht, da in anderer Weise große Handlungen, die das Interes Europa's näher berührten, denselben vorangegangen waren. — —

Gleiche Achtung, wie bei der durch seine Pflicht als Reichsstan gebotenen energischen Thätigkeit im baierischen Erbfolgestreite, erwarb sich Friedrich durch sein ruhiges Verhalten bei den Unruhen in Holland, wozu ihn scheinbar Familien-Verhältnisse nöthigen soll ten, und er bewährte den Grundsatz, daß persönliches Interesse sei ner Politik stets fremd bleiben mußten, daß er die Sache der Regen ten-Familien nicht mit dem Blute der Völker ausgekämpft wissen

wolle. — In den vereinigten sieben Provinzen bekämpften sich eine aristokratisch republikanische Partei, die sich an Frankreich und eine statthalterische, die sich an England anschloß. Die Generalstaaten (so nannte man die Versammlung der gewählten Abgeordneten) führten die Regierung. Lange Zeit war die Statthalterwürde — eine Art römischer Dictatur — völlig abgeschafft gewesen, Politik und Krieg drängten jedoch wieder vielfach dazu hin, und Wilhelm IV. von Nassau-Oranien wurde endlich unter englischem Einflusse zum Statthalter ernannt, womit er auch noch die Würde eines General-Kapitäns und General-Admirals verband, und diese Würden erblich für seine männlichen und weiblichen Nachkommen erhielt. Von nun an glaubten sich viele Niederländer ganz dem englischen Einflusse hingegeben, und den Versuchen, während der Minderjährigkeit Wilhelms V. die Statthalterwürde zu erweitern, eiferten die „Patrioten" (die Anhänger der republikanischen Freiheit) mit aller Macht entgegen. Bei dem im Jahre 1780 mit England ausgebrochenen Kriege, beschuldigte man den Statthalter nicht nur des Verfalls der Seemacht, sondern auch einer geheimen Begünstigung der Engländer. Auch bei dem mit Oesterreich drohenden Kriege ward die Vernachlässigung aller militärischen Anstalten sichtbar, und schwächte das Ansehen des Statthalters nicht wenig. Bei dem Kampfe Nordamerika's gegen die Engländer, in welchem alle Freunde der wahren selbstständigen Freiheit den ihrigen sehen mußten, erregte es allgemeine Erbitterung gegen den Statthalter, daß er den Einfluß und die Macht der freien vereinigten Staaten für England und gegen die neue Freiheit und Unabhängigkeit Nord-Amerika's mißbraucht habe. Die republikanische Partei suchte daher auf jede Weise die Macht des Statthalters zu schmälern, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen, und endlich die Statthalterwürde wieder ganz abzuschaffen. Der Statthalter wendete sich daher an Friedrich, als den Oheim seiner Gemahlin *), zur Erhaltung seiner Macht auf das Ansehen und die Hilfe dieses großen Verwandten rechnend. Der Prinz und die Prinzessin schrieben dringende Briefe an Friedrich, und stellten ihre traurige Lage mit den grellsten Farben dar. Der preußische Gesandte im Haag, von Thulemeyer, forderte nachdrücklich zu energischen Maßregeln auf, zumal da das Ansehen einer preußischen Prinzessin so sehr



*) Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter des Prinzen August Wilhelm von Preußen, ältesten Bruders des Königs, war seit 1767 mit dem Prinzen von Oranien vermählt.

gefährdet sei. Friedrichs Minister, von Herzberg (der bei allen Staatsangelegenheiten seine ausgebreiteten Kenntnisse und die Gewandtheit seiner Feder gezeigt hatte, da er für Friedrich die Deductionen seiner Rechte im siebenjährigen und baierischen Erbfolgekriege, bei der Theilung Polens rc. ausgearbeitet hatte), rieth auch jetzt, daß man drohen müsse, da ja der Statthalter mit der Tochter des preußischen Thronfolgers vermählt sei, auch sah er, daß es ihm hiebei an Material zu einer Staatsschrift, die Friedrichs Waffen begleite, nicht fehlen könne, und so suchte er mit allem Eifer eine Intervention in Holland zu betreiben. — Friedrich aber dachte anders. Zuerst mochte ihm wohl die Rechtlichkeit der Sache des Prinzen von Oranien nicht so unzweifelhaft erscheinen, vornehmlich aber vermied er es, Familien-Angelegenheiten mit Staatsangelegenheiten zu verwechseln. — Schriftlich versuchte er die Sache zu vermitteln, und als ihm die vereinigten Staaten erwiederten, daß es ihm an gründlicher Kenntniß der holländischen Verfassung fehle, sagte Friedrich lächelnd: „Die Leute haben nicht Unrecht, ich habe ja ihr Staatsrecht nie studirt.“ Dennoch versuchte er nochmals, den 29. Februar 1784 den vereinigten Staaten in folgendem Briefe Mäßigung zu empfehlen: „Wir kennen zwar — heißt es hier — die innere Verfassung des dortigen Freistaates nicht genug, und wir haben keine Absicht dieselbe zu beurtheilen, noch weniger zu tadeln; indessen, da es allgemein bekannt ist, daß die Generalstaaten, und also die gesammte Republik, durch die Kommission vom 4. Mai 1747, des jetzigen Erbstatthalter Herrn Vater, für ihn und seine sämmtliche Nachkommen beiderlei Geschlechts die Erbstatthalterschaft mit allen Rechten, Ehren und Vorzügen, welche damit verbunden und von den vorigen Erbstatthaltern besessen worden, ausdrücklich, unwiederruflich und vertragsweise aufgetragen; so scheint es doch unzweifelbar zu sein, daß diejenigen Vorrechte, welche der jetzige Herr Erbstatthalter und dessen Vorfahren wirklich besessen und ausgeübet, und zu welchen die anjetzo angefochten werden, so viel wir wissen, unstreitig gehören, demselben nicht willkührlich, einseitig, ohne seine Bewilligung und ohne Beiwirkung der ganzen Republik, am wenigsten aber von einzelnen Städten oder Landschaften de facto genommen und entzogen werden können, zumal wenn der Herr Erbstatthalter davon keinen Mißbrauch gemacht, wie wir uns von dessen bekanntem, rechtschaffenem Charakter versichert halten, und auch niemals dergleichen vernommen. Wenn auch zuweilen über dergleichen Rechte, oder über die Ausübung derselben ein Zweifel oder Irrthum entstünde; so scheint doch die natürliche Billig-

keit zu erfordern, daß solches von des Erbstatthalters Liebden bisher b[...] senes Recht, Ihro nicht gleich mit Gewalt genommen oder auch nur se[...] strirt werde, wie jetzo gemeiniglich geschiehet, sondern Sie müßten bi[...] bei dem Besitzstande, bis zu dem Austrag der Sache gelassen, und [...] Streitigkeit müßte mit dem Herrn Erbstatthalter entweder gütlic[...] oder rechtlich, so wie es die Verfassung des Staats mit sich bringt, aus- und abgemacht werden. — Wir können uns nicht vorstellen, daß Eure Hochmögenden, oder sonst ein wohlgesinntes Mitglied des Staats gesinnt sein sollte, die Erbstatthalterschaft wieder ganz abzuschaffen, oder sie so einzuschränken, daß nur die bloße Vorstellung einer eiteln Würde davon übrig bleibe. Hoffentlich wird vielmehr ein jeder einsehender Bürger des dortigen Staates sich dankbarlich erinnern, daß die ganze Republik vornehmlich durch den unerschütterten Muth, die außerordentliche Klugheit, und selbst durch das Blut der vortrefflichen Fürsten des Hauses Oranien-Nassau gestiftet, seit zwei Jahrhunderten erhalten und aus den größten Gefahren errettet worden; ja, daß selbst in den Zwischenzeiten, wenn man die Statthalterschaft zuweilen aufgehoben, die Republik sich leichter befunden, und durch innerliche Unruhen so zerrüttet und an den Rand des Verderbens gebracht worden, daß, um sie davon zu befreien, man immer wieder zu Wiederherstellung der Statthalterschaft Zuflucht nehmen müssen. Wir wissen zwar wohl, daß sie zuweilen abgeschafft worden, aus gewissen Besorgnissen für die öffentliche Freiheit; aber ohne zu untersuchen, ob selbige gegründet gewesen oder nicht, so kann eine dergleichen Furcht bei jetzigen Zeiten wohl nicht mehr mit Grund entstehen, da eine so gerechte und standhafte Politik in Europa die Oberhand gewonnen, daß alle Mächte auf die Erhaltung der andern wachen, und kein Staat mehr den gänzlichen Umsturz eines andern zugeben, viel weniger dazu beitragen wird. Wir würden der erste sein, der, wenn dergleichen in oder gegen Holland versucht werden wollte, dagegen arbeiten und streiten würde, wir können aber von dem Herrn Erbstatthalter und dessen nächsten Erben versichern, daß Sie gewiß niemals etwas gegen die Freiheit, noch sonst gegen das Wohl der Republik, womit das ihrige selbst ganz unzertrennbar verknüpft ist, vornehmen, noch einmal gedenken, sondern vielmehr die Erbstatthalterschaft und ihr hohes Amt jederzeit nach dem Sinne und dem System von Euren Hochmögenden und der vereinigten Republik führen, und sich niemals davon entfernen werden, worüber wir jederzeit gern und öffentlich die Gewähr leisten wollen. Wir können solches um so viel zuverlässiger thun, je mehr wir die edlen Gesinnungen und Grundsätze des

Herrn Erbstatthalters und seiner Gemahlin, wie auch derjenigen Kennen, welche sie ihren Kindern einflößen, und je mehr wir ihnen selbst bei jeder Gelegenheit anrathen, ihr ganzes Glück und Wohl auf der Freiheit, der Einigkeit und dem größten Flor der dortigen Republik und besonders auf einem vollkommenen Einverständniß mit Eure Hochmögenden zu bauen. Eben dieß erfordert das Verhältniß unseres Staats gegen den dortigen, und wie Eure Hochmögenden solche unserer Einsicht und vieljährigen Erfahrung wohl zutrauen werden, so hoffen wir, daß Sie die Vorstellungen, welche wir Ihnen anjetzt thun, bloß als eine Folge unserer wohlgemeinten und freundnachbarlichen Gesinnungen, wie auch des Antheils, den wir uns nicht entbrechen können, an dem Schicksal eines uns so nahe verwandten fürstlichen Hauses zu nehmen, ansehen, nicht aber dahin deuten werden, als ob wir uns in Ihre inneren Angelegenheiten mischen, und der sowohl erworbenen als befestigten Freiheit Ihres Staats zu nahe treten wollten. — Wie nun Alles, was wir bishero angeführet, so einleuchtend ist, daß es wohl nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein kann; so ersuchen wir Eure Hochmögenden inständigst und angelegentlichst, bei den dortigen Unruhen ernstlich in's Mittel zu treten, und solche standhafte Maaßregeln zu nehmen, daß zuvörderst die dort jetzt so gewöhnlichen und nachtheiligen Schriften sowohl gegen die Erbstatthalterschaft, als von beiden Seiten, durch welche die Verbitterung nur vermehrt und angeflammt wird, scharf verboten, unterdrückt und bestraft werden, da es denn in unsern benachbarten Landen ebenfalls sogleich geschehen soll, daß den Verfolgungen und persönlichen Beleidigungen des Herrn Erbstatthalters und derjenigen, die seine Freunde sind, nachdrücklicher und gesetzmäßiger Einhalt geschehe; daß jeder hervorkeimenden Neuerung, wie auch den natürlich daraus entstehenden Unruhen und Factionen möglichst vorgebeugt werde; daß man suche zwischen dem Herrn Erbstatthalter und denjenigen Personen, die ihm zuwider sind, eine Versöhnung und Einigkeit zu stiften; daß man den Herrn Erbstatthalter bei dem ruhigen Besitze aller Rechte und Vorzüge, die er bisher gehabt, ferner lasse, und ihm keine willkührlich entziehe, auch die bishero entrissene zurückgebe, künftig aber die Angelegenheiten des Staats mit ihm, so wie es die alte Verfassung desselben mit sich bringet, in Einigkeit und mit allerseitiger Zufriedenheit besorge und vollstrecke." — Dem Prinzen von Oranien selbst rieth der König im Vertrauen, sich über die Entziehung kleiner zweifelhafter Vorrechte hinwegzusetzen, und sich durch Edelmuth Achtung und Zuneigung zu erwerben. „Mit diesem — sagte er — wer-

den Sie gleich Ihren großen Vorfahren, von denen abzustammen auch ich mir zur Ehre rechne *), Ansehen und Einfluß in alle Geschäfte genug haben.“ Seiner Nichte rieth er, ihren Gemahl von leidenschaftlichen Rathgebern abzuhalten. „Nicht besser — sagte er — könne sie ihm zu Hilfe kommen, als wenn sie durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm die Herzen gewinne; nur diese Eroberungen schicken sich für eine geistvolle liebenswürdige Dame.“ — Solche Worte und Maaßregeln ließ Friedrich gegenüber von einem Staate anwenden, wo es ihm leicht gewesen wäre, durch die Furcht vor seinen Bajonetten anderes zu erzwingen, und es trug dieß nicht wenig dazu bei, gegen das Ende seines Lebens seinen Glanz und seinen Ruhm zu vermehren, so wie auch hierin den Contrast seiner Regierung mit der seines Nachfolgers herauszustellen. — Wie es Friedrichs hervorstrahlendste Größe ist, wodurch allein er fast einzig in der Geschichte der Kriegshelden dasteht, daß er auf seiner Siegesbahn inne zu halten wußte; so hat er auch sein so hoch gestiegenes Ansehen in dem europäischen Staatensysteme nie selbstisch zu Familienzwecken mißbraucht, oder sonst über die Maßen ausgedehnt, sondern auch hierin seine Mäßigung, die ihn so sicher zum Ziele führte, nie hintangesetzt. —

## Der deutsche Fürstenbund (1785).

Den 29. November 1780 war die Kaiserin Maria Theresia gestorben, die sich während ihrer vierzigjährigen Regierung allein von allen Selbstherrscherinnen der neuern Zeit, durch Edelmuth und Größe das unbefleckte Andenken ihres Ruhmes erhalten. Kaiser Joseph II., der schon seit siebzehn Jahren zwar als Mitregent, dennoch aber nicht als wirklicher Theilnehmer an den Staatsgeschäften, seine Ungeduld Großes und Gutes in rascher Thätigkeit zu schaffen, hatte bezähmen müssen, war ihr auf dem Throne gefolgt. „Maria Theresia ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt,“ schrieb Friedrich bei der Nachricht von dem Tode der Kaiserin an sein Kabinetsministerium; und er hatte richtig geurtheilt. Zwar in dem deutschen Reiche ließ sich nicht bald eine bedeutende Veränderung bewirken, denn die verrosteten Räder dieser Staatsmaschine ließen sich

---

*) Louise, die erste Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, von welcher der König abstammte, war eine Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien.

schwer in raschere oder veränderte Bewegung bringen. Deßhalb hatte sich aber auch die Thätigkeit des Kaisers mehr auf die innere Verwaltung seiner Erbstaaten und auf ein neues politisches Staatensystem, das seine Plane nach Außen begünstigen sollte, gewendet. Der ungeheure Anwachs der russischen Macht mußte auch Josephs Blicke dahin ziehen. Es war schon schwer, sich diesem mächtigen Koloß entgegenzustemmen, weit rathsamer war es daher, sich ihm widerstandslos zu nähern. Friedrich hatte im Jahre 1772 sein Bündniß mit Rußland wieder auf acht Jahre geschlossen. Im Jahre 1780 löste sich nunmehr dasselbe, und es wollte nicht gelingen, es wieder zu erneuern. Schon vorher war die Entfernung Rußlands von Preußen und seine Annäherung an Oesterreich bemerklich. Friedrich, der den Rest seiner Tage in Frieden zuzubringen wünschte, hoffte, daß der mit den Türken geschlossene Friede zu Kainardschi, in welchem alle Ansprüche der Russen befriedigt worden waren, nunmehr eine längere Friedensperiode bedingen werde. Ihm mußte der ungeheure Anwachs der russischen Macht gefährlich erscheinen, da dadurch sein bundesgenössisches Verhältniß zerstört würde. Auch bei der Czarin glaubte er Friedensgesinnungen voraussetzen zu dürfen, da sie nach so vielem Waffenruhme nun durch die innere Verwaltung ihres großen Staates sich eine bleibende Größe erwerben werde. Er ließ daher der Czarin den Vorschlag machen, daß zwischen der Pforte, Polen, dem russischen und dem preußischen Hofe eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes geschlossen würde, um im östlichen Europa die Ruhe, welche etwa Oesterreich stören könnte, zu sichern. Dieser Vorschlag brachte aber gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, da die Czarin und ihre Günstlinge Polen völlig zu unterjochen gedachten, und einen Frieden mit den Türken stets nur als Waffenstillstand angesehen wissen wollten. Der Antrag des Königs von Preußen ließ aber deutlich erkennen, daß man zu dem Lieblingsplane der Czarin, durch Beraubung der Pforte ein neues Staatensystem zu gründen, von dem Könige von Preußen wohl nie unterstützt, ja sogar nur gehemmt werden dürfte. Es trat eine Kälte zwischen den verbündeten Höfen ein, die trotz des freundschaftlich geistreichen Briefwechsels zwischen dem Könige und der Czarin, dennoch immer merklicher wurde. — Ganz andere Aussichten als am preußischen, waren dagegen am Wiener Hofe zu erwarten, da es hier nur darauf ankäme, den gemeinsamen Erbfeind Rußlands und Oestreichs gemeinschaftlich zu berauben. Wünschte man am russischen Hofe wegen der Pforte gemeine Sache mit Oester-

reich zu machen, so mußte man es im österreichischen Kabinette als gelegen ansehen, neben den andern Zwecken durch die Verbindung mit Rußland auch noch den zu erreichen, daß man Rußland von Preußen entferne und somit dieses seiner festesten Stütze beraube. Zwar verachtete Maria Theresia die Czarin Catharina, sowohl wegen der Art, wie sie den Thron erlangt, als auch wie sie sich auf demselben benahm, nichts desto minder aber wußten Kaunitz und Joseph die Annäherung beider Höfe zu bewerkstelligen. Noch bei Lebzeiten Maria Theresia's (im Mai 1780), besuchte Kaiser Joseph die Czarin zu Mohilow, einer Stadt am Dniepr, in dem Rußland zugefallenen Theile Polens, und hernach in Petersburg. Catharina eröffnete ihrem Gaste die Aussicht, daß, wenn ihr erlaubt würde, Constantinopel für sich zu nehmen, der Kaiser Joseph dagegen der alten Hauptstadt der Welt, Roms, sich bemächtigen könne. Dieß war die Lieblingsidee der Czarin, den Zustand der alten Welt so wieder herzustellen, daß ein östliches und ein westliches Kaiserreich gegründet würde. Indeß blieb man vorerst nur bei der allgemeinen Verabredung, daß man in einem etwa mit der Pforte ausbrechenden Kriege, sich auf Kosten dieser Macht vergrößern wolle. So gerne der Kaiser scheinbar auf diese Anträge einging, beschäftigte ihn dennoch der ihm weit näher liegende Entwurf, Baiern zu erwerben. Er suchte daher die Czarin zu dem Versprechen zu vermögen, sich der Ausführung seines Wunsches, trotz der im Teschner Frieden übernommenen Verbindlichkeiten nicht zu widersetzen, und Preußens Widerstand abzuhalten. Auch hierüber gab man sich gegenseitig Versprechungen, zumal da er der Czarin schmeicheln mußte, ihren Einfluß in die Angelegenheiten des deutschen Reiches zeigen zu können. — Von nun an war an keine wahre Verbindung Rußlands mit Preussen mehr zu denken, so sehr man auch Anfangs russischerseits den Schein desselben beibehalten wollte. Zwar schickte Friedrich bald nach der Abreise des Kaisers seinen Neffen und Thronfolger, den Prinzen Friedrich Wilhelm, nach Petersburg, um durch ihn, den für das preußische Staatsinteresse so wichtigen Bund zu erhalten; zwar wurde auch dieser mit allem Glanze und aller Feinheit der russisch-orientalischen Pracht empfangen und bewirthet, und er soll namentlich als Mann der Czarin mehr als Joseph gefallen haben; aber der alte Bund zwischen den beiden neuaufgekommenen nordischen Mächten konnte nicht mehr erneut werden.

Die kühnen Entwürfe Kaiser Josephs erregten bald nach dem Tode der Kaiserin, die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Mit einer bis

jetzt kaum für möglich gehaltenen durchgreifenden Schnelligkeit wurden verjährte Mißbräuche aller Art in Staat und Kirche abgeschafft; wie in seinem das Gute bezweckenden Streben manche altherkömmlichen Rechte, Privilegien ꝛc. als kleinlich erscheinen mußten, und er so die Hierarchie und Aristokratie seiner Staaten schonungslos verletzte, so mußte er auch in seinem Streben nach Außen manchem Bestehenden entgegentreten, und seine Plane stießen gegen das bestehende Staatensystem an. Er hatte von den vereinigten Niederlanden, auf den Grund eines alten Rechtes sich stützend, die Eröffnung der Schelde verlangt. Frankreich und Preußen traten zum Schutze der vereinigten Staaten auf, und er mußte von seinem Verhaben abstehen. — Der Kaiser erkannte nun, wie vereinzelt die Lage Belgiens, wie ganz eigenthümlich dessen Verfassung und seinen Planen widerstrebend sei. Der durch Friedrich vereitelte Plan, Baiern zu erwerben, wurde nun auf andere Weise in größerer Ausdehnung zu bewerkstelligen versucht. Rußland und Frankreich, die den Teschner Frieden verbürgt, mochten diesem Plane nicht widerstreben, da Ludwig XVI. die Wünsche seiner Gemahlin Marie Antoinette, und Catharina ihrer Unternehmungen gegen die Pforte wegen, willfahren mußte. Schon im Oct. 1784 hatte Friedrich von Zweibrücken aus Nachricht von dem neuen Unternehmen des Kaisers erhalten, die ihn seine Aufmerksamkeit noch zu verdoppeln bestimmte.

Im Anfange Januars 1785 wurde Friedrich von dem Herzoge von Zweibrücken benachrichtigt, daß bereits zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem Kurfürsten von Baiern abgeschlossen, und daß man durch den russischen Gesandten Romanzow, ihm selbst den Antrag habe stellen lassen: „daß das Haus Pfalzbaiern dem Hause Oesterreich ganz Ober- und Niederbaiern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach gänzlich abtreten möchte, dagegen des Kaisers Majestät, dem Hause Pfalz Ihre Niederlande, mit denen von der Republik Holland zu erwartenden Vortheilen, jedoch mit Ausschluß des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, unter dem Titel des Königreichs Burgund, abtreten, und dem Kurfürsten und Herzoge dennoch drei Millionen Gulden zu gefälligem, allenfalls vergnügendem Gebrauch auszahlen, sich aber alle Artillerie und alle Nationaltruppen, sowohl von den Niederlanden als von Baiern, und sogleich das Recht, in den Niederlanden nach Gutfinden negociren zu können, vorbehalten wollten, und sollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen: der Tauschhandel sollte unter der Garantie

von Frankreich und Rußland geschlossen werden, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen.“ — Der Tausch war, auch abgesehen von allen höhern Beweggründen, in jeder Beziehung unvortheilhaft. Das ganze neue Königreich Burgund betrug höchstens 759 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, Baiern dagegen 784 Quadratmeilen weit fruchtbarern Landes, mit 100,000 Einwohnern mehr; Baiern brachte, trotz seiner schlechten Verwaltung, sechs Millionen Gulden, während die Niederlande kaum die Hälfte trugen. — Vor Allem aber war die österreichische Erwerbung Baierns für das übrige Deutschland politisch gefährlich, da dadurch Oesterreich, den ganzen Donaustrom beherrschend, mit Schwaben und Vorderösterreich in Verbindung war und somit ganz Süd-Deutschland beherrschte.

Der Herzog von Zweibrücken, von dem man eine entschiedene Antwort binnen acht Tagen verlangte, erklärte unumwunden, daß er nie in eine Vertauschung seiner Erblande willigen werde. Er überschickte dem Könige eine an die russische Kaiserin gerichtete Denkschrift, worin er seine Beschwerden auseinandergesetzt hatte, die Friedrich dann durch seinen Gesandten, den Grafen v. Görtz, in Petersburg überreichen ließ, worauf die Czarin antwortete: „sie werde nichts zugeben, was mit der Verfassung des deutschen Reichs im Widerspruch stünde; sie betrachte den Teschener Frieden als ein so wesentliches Grundgesetz des deutschen Reichs, wie den westphälischen, und sei fest entschlossen, kraft ihr übernommenen Garantie, alle Bedingungen desselben unwandelbar aufrecht zu erhalten; sie habe aber nicht geglaubt, daß es gegen diesen Frieden sein könne, wenn sie, nach dem Wunsche ihres Verbündeten, dem Herzoge von Zweibrücken, einen ganz freiwilligen Tausch habe empfehlen lassen. Dieser habe dem Teschener Frieden um so gewisser nicht entgegen sein können, da ja schon ehemals im Rastadt-Badischen Frieden dem Hause Baiern ausdrücklich frei gelassen sei, dergleichen Tausch seiner Lande einzugehen; die Weigerung des Herzogs von Zweibrücken reiche aber hin, um den jetzt gemachten Tauschvorschlag ganz fallen zu lassen. Die Stände des Reichs hätten also keine Ursache, sich deshalb weiter zu beunruhigen, noch gegen den deutschen Kaiser sich mit Mißtrauen einnehmen zu lassen; sie könnte sich versichert halten, daß die russische Monarchie fest entschlossen sei, alle ihre im Teschener Frieden übernommenen Verbindlichkeiten treu zu erfüllen.“ Solche tröstliche Worte ließ die Czarin vernehmen, und es mochte, trotz aller Glimpflichkeit, dennoch hin und wieder eigenthümliche Gesinnungen der deutschen Patrioten erregen, sein Dasein jetzt auch von

der Kaiserin von Rußland verbürgt zu sehen. — Kaiser Joseph erklärte nun auch „er werde nie gewaltsam einen Austausch erzwingen“ vermied es aber zu erklären, daß er ganz davon abstehe; und ließ nun in Schriften Alles aufbieten, um die aufgeregten deutschen Reichsstände zu beruhigen. — Aber die bairische Angelegenheit, so wie manche andere Neuerungen des Kaisers im deutschen Reiche ließen Manchen für die Zukunft fürchten. Namentlich hatte der Kaiser durch die Erneuerung und weitere Ausdehnung eines bestrittenen Rechtes, der sogenannten Panis-Briefe (wodurch er um den Staat verdiente Männer in den Klöstern versorgen konnte), das Privat-Interesse mancher deutschen Reichsstände verletzt. —

Ganz Deutschland war damals in mehr als 300 größere und kleinere Gebiete abgetheilt, die alle auf eigenthümliche Weise regiert, dem Kaiser als Reichsoberhaupte wenig Macht übrig ließen. Die deutsche Reichsverfassung war in sich zerfallen, Joseph, der neues Leben in dieselben zu bringen gedachte, hatte allenthalben Anstoß gefunden, da er der vielfach sich durchkreuzenden Rücksichten nicht stets achten konnte. Der Kaiser bestrebte sich endlich, in dem Bewußtsein, daß die römische Kaiserwürde zum bloßen Titel herabgesunken sei, so viel als möglich von dem deutschen Reiche zu seinen Erbstaaten zu schlagen. Vielfach ward daher in Deutschland der Wunsch rege, durch irgend ein Mittel das Bestehen des deutschen Reichs ohne große Veränderungen fortzuerhalten und dem Kaiser, der seiner Verpflichtungen als Reichsoberhaupt nicht zu gedenken schien, Schranken zu setzen. Auch Friedrich hatte zu dem Ende eine Verbindung der Fürsten Deutschlands für rathsam gehalten, und mit allem Feuer der Jugend erfaßte der greise König den schon oft genährten Plan. Er theilte seine Ideen hierüber seinen Ministern Finkenstein und Hertzberg mit. Im November 1784 ward hierauf ein von letzterem vorgelegter Plan vom Könige gebilligt. „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände — argumentirte dieser Entwurf — welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte, und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nemlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reichs in ihrem Wesen und Bestand zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen

verbinden sich diese Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundenen, als auch jede anderen Reichsstände, bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche und mögliche Mittel zu erhalten, und gegen jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben, und sich Alles, was einem jeden nützlich oder schädlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathschlaget und beschlossen, auch die Erledigung der Rekurse befördert werde. Ferner dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, redlichen, tapfern Männern besetzt sein mögen. Wenn Jemand, wer er auch sei, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andere Glied des Reiches, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säkularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlichen Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Tractaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte; so verbinden sich die vereinten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei seinem Besitzstande, und das gesammte Reich bei seiner in dem westphälischen Frieden, der Wahlkapitulation und den Reichsschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besondern Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten.“

Diesem ganz nach dem Plane des Königs ausgearbeiteten Entwurfe zufolge, wurden die preußischen Gesandten an den Höfen des Reichs beauftragt, die Gesinnungen der Reichsstände über eine solche Verbindung zu erforschen; und zu seiner Freude erfuhr Friedrich, daß man sich fast überall zu demselben geneigt fühle. Um doch die Verdächtigungen und Abmahnungen des von der Sache benachrichtigten kaiserlichen Hofes zu entkräften, und um durch die

einzelnen Einsprüche der kleinereren Reichsstände die Ausführun nicht zu sehr zu verzögern, sollte zuerst zwischen den drei mächti sten deutschen Reichsfürsten der Vertrag geschlossen werden, dem al dann die übrigen beitreten konnten. Nach den vorläufigen Erörteru gen begannen daher den 29. Juni 1785 die Conferenzen zwisch den beiden preußischen Kabinetsministern, und dem hannöverisch und sächsischen Gesandten. Ein in schonenderen Ausdrücken, u nicht so unmittelbar gegen den Kaiser abgefaßter Entwurf wu zu Grunde gelegt, und schon den 23. Juli wurde der von den Bevollmächtigten unterzeichnete Tractat dem Könige vorgelegt. D wesentlichen Bestimmungen desselben waren: „Die drei Kurfür wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben, in solcher die Befestigung des Reichssystemes, nach den Reichsgesetzen zu unveränderlichen Augenmerk nehmen und zu dem Ende ein vollkom menes Einverständniß unterhalten, sich Alles, was jedem schädli oder nützlich sein könnte, mittheilen und darüber rathschlagen; – sie wollen sich kräftigst dahin bearbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Rekurse erlediget und all unerhebliche Weiterungen und Willkürlichkeiten vermieden werden; – desgleichen wollen sie für Erhaltung der Reichsgerichte bei gesetz mäßiger Ordnung, und für Beförderung einer ganz unparteiischen Rechtspflege wachen; — auch dahin sich verwenden, daß die Reichs kreise in ihrer Consistenz, Integrität und Verfassung in keiner W verletzt werden; — vorzüglich wollen sie mit allem Nachdruck dahi sich bearbeiten, daß sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Lande und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Successions-Verfa sungen unbeschwert und ungekränkt belassen, und dabei auf kei Weise beunruhiget werden. Sollten die sich verbindenden Kurfü sten bemerken, daß in dem einen oder andern Stücke der Reichsver fassung und den reichsständischen Gerechsamen entgegen gehandelt oder etwas dagegen beabsichtiget würde; so wollen sie sich sofort i ihren Maßregeln vereinigen und solches zu hintertreiben suchen, un über die etwa weiter erforderlichen, kräftigen und wirksamen Maß regeln sich unter einander verstehen, und selbige mit allem Nachdruc und möglichster Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand ohne Unterschied der Religion, soll dieser Verbindung beizutreten ein geladen, und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen wer den." — Bald traten nun die Herzoge von Braunschweig, Gotha, Weimar, Zweibrücken, Meklenburg, die Markgrafen von Anspach und Baden, der Landgraf von Hessenkassel, der Bischoff von Osnab

brück, und die Fürsten von Anhalt, später auch der Kurfürst von Mainz, dem Bunde bei. — Die übrigen bedeutenderen, weltlichen und geistlichen Fürsten, die Herzoge von Württemberg und Altenburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Kurfürsten von Köln und Münster, waren theils durch ihr Verhältniß zu Oesterreich oder Rußland, theils durch anderweitige Rücksichten von dem Bunde abgehalten.

Friedrich hatte, als er die Idee eines deutschen Fürstenbundes auszuführen gedachte, namentlich den schmalkaldischen Bund (1531) im Auge gehabt. In den jetzigen Umständen aber war ein solcher Bund entweder ein überflüssiger und zweckloser oder ein gegen den Kaiser und also auch gewissermaßen mittelbar gegen die deutsche Reichsverfassung gerichteter. Ersteres durfte man nicht zugeben, letzteres nicht eingestehen. War der Bund bloß zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung, so mußte es lächerlich erscheinen, sich selbst sein Dasein zu garantiren; daß er aber auf außergewöhnlichem Wege die Reform der deutschen Reichsverfassung bezwecke, das konnte weder Friedrichs Absicht sein, noch durfte er eine solche gestehen. Diese Beweisführungen mußten also zur mächtigen Waffe werden, die die österreichischen Schriftsteller gegen Friedrich gebrauchen konnten. — Friedrich selbst mußte gewiß fühlen, daß die deutsche Reichsverfassung ihrem unausbleiblichen Ende nahe sei. Hatte er ja selbst dazu beigetragen, indem er aus der deutschen Macht Preussen eine europäische schuf, und er dadurch nicht geringe Collisionen seiner Verhältnisse als deutschen Reichsstandes und als europäischer Macht hervorrief; hatte er ja selbst die alte Reichsverfassung dadurch mit zerstören helfen, daß er dem neuen Geiste der Zeit den Weg nach Deutschland eröffnete, der früher oder später die alten Fesseln des Feudalfaches ꝛc. sprengen mußte. Aber so revolutionär wie sein erstes Auftreten war, so conservativ war gegen das Ende seines Lebens sein Handeln und Denken. Der alte Spruch des Königs Hiskia: „Wenn nur Friede in meinen Tagen ist,“ mochte auch bei ihm zum Grundsatz geworden sein. Er sah, daß es sich fortan nur darum handle, ob Preußen oder Oesterreich in Deutschland die Hegemonie habe, das Alter hatte ihn bedächtiger gemacht, er wollte nimmer seinen Ruhm und das Bestehen seines mit so vieler Mühe und Aufopferung gegründeten Preußens auf die Spitze des Schwertes setzen; er benützte daher die Stimmung im deutschen Reiche, um dessen Fürsten mit sich zu verbinden, er machte sich zum Beschützer einer Verfassung, die er nicht selten zur Zielscheibe seines

Witzes und Hohnes gemacht hatte. Das mochten wohl manche scharfsichtigere Patrioten, die aber den dermaligen Zustand zu erhalten trachteten, fühlen; sie hätten deshalb lieber einen Bund der kleineren Reichsstände unter sich, mit Ausschluß Preußens und Oesterreichs gewünscht, jetzt aber tröstete man sich, daß durch Friedrichs Beitritt dem Bunde mehr Nachdruck, und durch seine in der bairischen Erbfolge-Angelegenheit bewiesene Rechtlichkeit, auch mehr Schutz und Sicherheit gewährt sei. So verschieden daher auch die Meinungen über den sogenannten deutschen Fürstenbund waren, und so wenig auch die Weitersehenden Deutschland dadurch vor der in ganz Europa sich zeigenden Umgestaltung der Dinge geschützt glauben mochten, so erkannte man dennoch, daß für den Augenblick eine, wenn auch künstlich erzeugte, Ruhe davon zu hoffen sei, Grund genug für Viele, in dem neuen Bunde das Meisterstück der Politik zu erkennen, und seinen Stifter zu lobpreisen *).

Durch seine letzten politischen Thätigkeiten, durch die Stiftung des Fürstenbundes, sein Benehmen bei den Unruhen in Holland, den Tractat mit Nordamerika, hatte Friedrich die Aufmerksamkeit und nicht selten auch die Bewunderung Europa's wieder auf sich gezogen. Nicht ganz gleiche Zufriedenheit und Behaglichkeit mochte wohl ein großer Theil von Friedrichs Unterthanen in der letzten Periode seiner Regierung empfinden; manche scharfe Seite seines Charakters traten mehr hervor, sein Streben, den errungenen Lorbeer gegen jegliche Laune des Zufalls zu wahren, erzeugte eine stete unnatürliche Anspannung der Staatskräfte, die zu dem Ende angeordneten Institute erschienen immer drückender; aber dennoch waren viele Bessere des Landes von einer ungeheuchelten Liebe zu der Person des Königs beseelt, an dessen ruhmvollen Thaten sich ein jeder einen Theil gerne zueignen mochte, dessen unausgesetztes Streben dem allgemeinen Besten galt, der zuerst der Freiheit des Gedankens huldigte, und der vornehmlich durch seine persönliche Kraft dem preussischen Staate eine Macht und eine Stellung erworben, die das Hochgefühl jedes einzelnen Bürgers befriedigen konnte, da bei steter

---

*) Die beiden Hauptschriften für den deutschen Fürstenbund sind die von Dohm und J. v. Müller. Ersterer, von erhebenden patriotischen Gefühlen durchdrungen, glaubt an eine frische Wiedergeburt des deutschen Staatslebens, weil er sie hofft; letzterer aber schraubt sich mehr gewaltsam auf einen historischen Höhepunkt, den er durch den Schluß des Fürstenbundes gewonnen zu haben vorgibt: Dohm schreibt mehr als deutscher Biedermann, Müller mehr als Sophist und geistreicher Advokat.

Fortbildung dadurch die Gelegenheit gegeben sein mochte, einst mit mehr Rücksicht auf persönliche Selbstständigkeit und Freiheit eine gleiche Stellung zu behaupten. —

Friedrich hatte von seinem Vater an Land gegen 2,300 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern erhalten. Er hinterließ ein Gebiet von 3,600 Quadratmeilen, in welchem der Flächeninhalt des Ackerlandes, das man aus Dämmen und Brüchen gewonnen, auf mehre hundert tausend Morgen, die Zahl neu angelegter Dörfer und Meiereien sich über fünf hundert, die angesiedelten Familien auf zwei und vierzig tausend, und die gesammte Einwohnerzahl auf volle 6,000,000 belief. Das Heer seines Vaters war 76,000 Mann stark gewesen, das von ihm hinterlassene betrug an 200,000 Mann. 16 Festungen, deren vier, Schweidnitz, Glatz, Silberberg und Graudenz er theils neu erbaut theils verbessert hatte, waren zu Schutz und Vertheidigung geeignet. Gegen 7,000,000 Thaler betrugen die Einkünfte Friedrich Wilhelms, das Staatseinkommen Friedrichs betrug 28,000,000 Thaler. Als er zur Regierung kam, betrug der königliche Schatz 8,700,000 Thaler, als er starb, nach der mäßigsten Schätzung, 72,000,000. — Aber von weit größerem Interresse als die bloße Begründung einer neuen europäischen Macht in dem preußischen Königreiche war der von Friedrich in demselben eingeführte Geist, der, — einige Abweichungen abgerechnet — der Geist der Zeit. Nur dadurch, und wenn Preußen in der betretenen Bahn fortfuhr, mochte es seine in materieler Hinsicht untergeordnete und geschraubte Lage vergessen machen, daß es die idealen Kräfte des in der Zeit wirkenden Geistes sich zugesellte, nur dadurch mochte die Erhebung Preußens zur europäischen Großmacht in der That von welthistorischem Interesse für den Entwicklungsgang der Menschheit werden. —

## Friedrichs Privatleben und Einfluß auf Literatur und Cultur seiner Zeit.

**Der Charakter Friedrichs, in dessen Bildungsgange wir schon zwei Stadien bemerkt haben, erreichte während der beiden letzten Perioden auch ein drittes. Zwar wäre es ganz unhistorisch, genau abmarken zu wollen, wann diese und jene Seite des Charakters sich herausstellte, zumal da auch die übrigen Seiten deshalb dennoch**

noch nicht völlig verschwinden; nichts desto minder läßt sich aber behaupten, daß, wie Friedrich vor seinem Regierungsantritte meist zu den stillen Freuden der Meditation sich hingeneigt fühlte, und wie er sich dann ein geräuschloseres Leben und Wirken zugedacht haben möge; wie dann unmittelbar vor und nach seinem Regierungsantritte diese Neigungen mit der neuerwachten Liebe zum Kriegsruhm in Collision kamen, wie er alsdann in seiner Regierungsweise mit sich selbst in Widerstreit gerathen mußte, da Friedrich, an sich so zu sagen eine Art von kleiner Republik, als Regent die unumschränkteste Herrschaft übte, und aus Grundsatz zu üben sich bemühte, sich gleicherweise in der letzten Zeit aus allen diesen Elementen eine Art von Bizarrerie und menschenfeindlichen Unmuthes entwickelte, ohne daß die alten Elemente von Güte und Begeisterung für das Große und Edle rc. ihre Selbstständigkeit ganz aufgaben.

Es ist betrübend, am Ende der Laufbahn großer Männer so oft zwei Erscheinungen wahrnehmen zu müssen, die das Gefühl der Verehrung und Bewunderung für dieselben sehr zu mindern geeignet sind. Oft finden wir den in der Jugend kühn Anstrengenden, der die angebornen Bande des Geistes, wie die auferlegten Bande menschlicher Willkür freudigen Muthes zu durchbrechen gedachte, im höhern Alter freiwillig sich beugend unter das Joch willkürlicher Satzungen, die man theils für die göttliche ausgibt, theils zu solchen umzustempeln gedenkt. Wir finden den frühern muthigen Kämpfer gegen die Despotie des Aberglaubens und der äußern Gewalt, der sich jetzt einhimmeln läßt, sei es in einer höhern Sphäre des politischen Lebens oder des mystischen Scheinlebens, auf der andern Seite finden wir wieder Männer, die von früher Jugend an das, was sie als groß und gut erkannt, mit aller Macht ihres Geistes und der ihnen gewordenen Stellung auszuführen sich bestrebten, die den Schmerz der Menschheit und die Last der sie beengenden Fesseln mitempfanden, und Freiheit und Freudigkeit unter ihnen zu befestigen gedachten, diese Männer finden wir oft dem Ziele ihres Lebens von verfehltem Lebenszwecke sprechend, alle die Waffen ihres Geistes nicht mehr gegen die Unterdrücker, sondern gegen die unterdrückte Menschheit selbst kehrend, die keines bessern Looses werth sei. Sei es nun, daß das warme Herz vor dem Eishauche des Lebens erstarrt, sei es, daß bittere Erfahrungen am Siege des Guten verzweifeln machten, sei es, daß das Streben solcher Männer, oft ohne ihr Wissen, sein Ziel erreicht, und einer neuen, ihnen fremden, Bewegung Platz machen mußte, oder sei es endlich, daß eine

Selbstgefälligkeit, die die Menschheit deßhalb geringschätzt, weil sie sich nicht nach den individuellen Ueberzeugungen eines Einzelnen formen läßt, — der Grund solcher Umwandlung des Charakters ist die Thatsache, daß wir die greisen Heroen der Geschichte so oft als Menschenverrächter wiederfinden, bleibt für den, der an wenig Grosses und Gutes glaubt, eine betrübende Erfahrung. Auch bei Friedrich finden wir, namentlich in der letzten Periode, jene Menschenverachtung, wenn man gleich stets dabei bemerken muß, daß die hohen Eigenschaften seiner innersten Natur keineswegs dadurch ganz verdrängt wurden, sondern auch in dieser Periode sein Wirken für das Wohl seiner Unterthanen in ununterbrochener Fortdauer blieb. Dennoch gab Friedrich seine übeln Begriffe von der Moralität der meisten Menschen nicht selten zu erkennen. Durch seine Jugenderfahrungen, und durch seine Bemerkungen als vorsichtiger Regent, glaubte er sich zu der Ueberzeugung berechtigt, daß niedrige Leidenschaften und grobe Selbstsucht, die Haupttriebfedern menschlicher Handlungen seien, und daß der Eine nur mehr, der Andere minder die grellen Farben seiner Handlungen zu übertünchen verstehe. Von diesen Grundsätzen geleitet, und durch seine Regierungsweise gewöhnt, alle und jede Individualität im Staatsleben zu erdrücken, beurtheilte er dann die Menschen meist nach den Ständen, denen sie angehörten, und glaubte sie der Laster, zu denen ihr Stand sie verleiten konnte, meist auch theilhaftig. Nur für den Militärstand hatte er ein günstiges Vorurtheil: nicht als ob er diesen Stand der Laster weniger fähig glaubte, sondern weil er denselben näher kannte, und ihm also zur Berichtigung seines allgemeinen Vorurtheils mehr Gelegenheit gegeben wurde; theils wollte er auch durch persönliche Auszeichnung diesen Stand, der die Hauptstütze seines Staates bildet, heben. Friedrich wollte es stets nur als Ausnahme gelten lassen, wenn er von jemanden erfuhr, daß er den Verführungen seines Standes widerstanden habe, ein Vorurtheil, das am wenigsten des freien Denkens Friedrich würdig sein konnte, das jedoch — einzelne Härten und Verletzungen abgerechnet — wenig Einfluß auf seine Regierungsweise hatte.

Nach dem Vorgange des Helvetius — der in seinem Buche „über den Geist“ den Selbstsuchtsgeist seiner Zeit consequent zu dem Geiste der Menschheit machen wollte — hatte Friedrich im Jahre 1770 einen Versuch, „die Selbstliebe als ein Princip der Moral“ festzustellen, ausgearbeitet. Als er diese Abhandlung an d'Alembert schickte, schrieb er den 4. Januar 1770: „Statt Kinder zu liefern,

liefere ich schlechte Abhandlungen für die Akademie, wovon Sie hier Probe sehen. In der Hauptsache glaube ich, werden Sie ziemlich meiner Meinung sein. Ich folge meinen Ideen, und glaube sie darnach berechnet zu haben, wie sie zum Wohl der Menschheit beitragen, und wie unsre Priester zu deren Annahme überredet werden können. Ich sehe mich genöthigt, diese zu schonen; wenn nur das Gute bewirkt wird, was liegt daran, durch welche Mittel man es befördert?" — Ein ebenfalls von Friedrich abgefaßtes „Gespräch für den jungen Adel," worin neben dem Princip der Selbstliebe, noch die geschichtlichen Erinnerungen, als besondere Motive zu guten Handlungen gebraucht werden, versäumt es in gleicher Weise, das reine abstracte Selbst von der Person und ihren Zufälligkeiten schärfer zu sondern. Indem nun aber so der Egoismus die Triebfeder aller Handlungen, und die Moral zum bloßen Ergebniß der Convenienz gebracht wurde, mußte jede höhere Lebens- und Weltansicht verschwinden, und eine öde und klägliche Stimmung sich der Be-kenner dieser Lehre bemeistern. Mit diesem Selbstliebeprojekte aber — obgleich man zu Friedrichs Ehre sagen muß, daß er seinem aufgestellten Grundsatze nicht stets treu blieb — und mit dem Grundsatze nur stets den Zweck im Auge zu behalten, weniger bekümmert um die Mittel und Motive zu demselben, steht eine Seite in Friedrichs Charakter in Verbindung, die am meisten Schatten auf denselben wirft. Friedrich hatte schon frühe das Talent besessen, die eigenthümliche Tüchtigkeit eines Jeden, der in seinem näheren Umgange war, genau zu erkennen. Ihm war es daher meist nur darum zu thun, die Seite, von der aus er einen Jeden nach seiner Weise benützen konnte, zu beachten, unbekümmert um die andern Seiten und Triebfedern in demselben. Bei Voltaire gestand er später selbst, daß er es mit ihm nur darauf anlegte, um sich durch ihn eine geistreiche Unterhaltung zu erwerben. Bei vielen andern, über die er dieß nicht aussprach, mochte er dennoch wohl in gleichem Falle sein. Dadurch aber, daß er die moralische Seite des Menschen in den Hintergrund stellte, beraubte er ihn seines eigentlichen Adels, machte ihn sich zur Maschine, durch die er blos das Nützliche be-zweckte, gleichviel wie und von wem es geschehe. So ersprießlich für allgemeine Zwecke — wie wir oben ausgeführt — eine solche Stellung der Menschen gegeneinander sein mag, wo das Gute nicht mehr von dem bloßen inneren Triebe der Menschen abhängen mag, sondern wo es als äußere Nöthigung, sei es durch augenscheinliche Nützlichkeit oder Gesetz, erscheint, so verliert doch dadurch das Ver-

hältniß des einzelnen Menschen gegenüber von dem andern, dadurch alle edlere und tiefere Bedeutung. — Wenn Friedrich von seinen Unterthanen sagte: „Sie mögen räsonniren, was sie wollen, wenn sie nur bezahlen," so sprach er damit sowohl ein unlauteres Bewußtsein seiner Herrschermacht, als auch eine unedle Verachtung der Menschen aus, da die öffentliche Meinung wohl noch mehr, als das bloße öffentliche Wohl zu berücksichtigen ist. Den 26. März 1775 schreibt er an Voltaire. „Ich habe die sieben Dialoge (über die Theilung Polens) gelesen, und habe sehr dabei gelacht; hin und wieder sind Grobheiten und abgeschmackte Plattitüden darin; aber auch wirklich witzige Einfälle. Uebrigens werde ich mich mit diesen Sykophanten in keinen Federkrieg einlassen; man muß sich nach dem richten, was der Cardinal Mazarin sagte: „Mögen die Franzosen doch siegen, wenn sie uns nur schalten lassen."

Ein Hauptgrund aber, warum Friedrichs Bizarrerie und eigenwilliges Mißtrauen sich gegen das Ende seines Lebens öfter und schroffer herausstellten, ist der Mangel an allem Familienleben. Der während des siebenjährigen Krieges erfolgte Tod seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, hatte ihn mit tiefer Trauer erfüllt, sehr betrübte ihn nun der Tod des jungen Prinzen Heinrich Karl, welcher der Sohn seines ältesten Bruders August Wilhelm war. Die glücklichen Anlagen dieses Prinzen hatten ihm besondere Neigung erworben, desto schmerzlicher empfand nun der König den frühzeitigen Tod eines hoffnungsvollen Prinzen, wie er dieß auch in einer auf ihn abgefaßten Lobrede, die er in der Academie vorlesen ließ, aussprach. Von seiner Gemahlin lebte Friedrich stets ganz entfernt, auch kam diese, so lange er lebte, nie nach Sans-Souci. Mit seinen Geschwistern lebte er nur wenig zusammen, und besonders machten die frühen Ausschweifungen des Thronfolgers ihm denselben zuwider. Traulicher Briefwechsel mit entfernten, und geistreiche Unterhaltung mit anwesenden Gleichdenkenden, mochte wenig Ersatz bieten für das entbehrte Familienglück. Freundschaft in der wahren und vollen Bedeutung des Worts konnte und wollte sich Friedrich nicht gestalten, weil er dieß seiner Regentenpflicht zuwider glaubte, da ihn die Geschichte belehren mochte, daß gerade die unbelauschten Augenblicke der rücksichtslosen Hingebung und Entäußerung seiner selbst oft von Günstlingen benützt wurden, um den Regenten gewisse beliebige Eindrücke beizubringen. Eine stete Sorgfalt aber sollte ihn gegen solche wahren und ein innigeres freundschaftliches Verhältniß unmöglich machen. Jene Sorgfalt aber mußte aus

seinem Mißtrauen gegen die Menschen und ihre Bestrebungen nothwendig entstehen. Nur durch stete Arbeitsamkeit für seinen Staat und für das Wissen konnte er seinen Geist in Gleichmuth und Heiterkeit erhalten. „Vielleicht — schreibt er den 7. Sept. 1776 an Voltaire — gibt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verleumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen, als sie es wünschen. Ludwig XIV. und XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nur 36 Jahre am Ruder; vielleicht brauche ich, wie sie, das Privilegium zum Leben, und ich bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Körper und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich stets wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode Niemanden vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen.“ — In dem steten regen Leben Friedrichs waren wenig Veränderungen vorgegangen, selbst Krankheiten konnten ihn wenig hindern, seine Berufspflichten zu erfüllen. — Da er die Vorderzähne verlor, mußte er das Flötenspiel aufgeben. — An seinen Hunden hatte Friedrich fortwährend die größte Freude, und widmete ihnen die genaueste Sorgfalt und Pflege. Ein schmerzlich bizarrer Zug ist es, daß er nicht neben seinen Ahnen, sondern neben seinen Hunden begraben sein wollte, man hat aber eine solche Verewigung seiner Menschenverachtung mit Recht unterlassen. — Als der König einst in einer Unterredung mit dem bekannten Aesthetiker Sulzer fragte, wie es mit den unter seiner Leitung stehenden Schulen gehe, antwortete dieser: Seitdem man auf Rousseau's Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an, besser zu gehen. — „Ach, mein lieber Sulzer — erwiederte Friedrich — Sie kennen die verfluchte Race, zu der wir gehören, nicht genug.“

Als ein Erklärungsgrund für solche Menschenverachtung muß hier noch angeführt werden, daß Friedrich in der That sich oft in den wohlgemeintesten Einrichtungen und Gesetzen furchtbar getäuscht sah. Die Besteuerung fremder Waaren hatte den Betrug, die karge Besoldung der Menge Beamten hatte vielfach Treulosigkeit erzeugt. Die erleichterten Ehescheidungen, die mildern Gesetze gegen Unkeusch-

helt ꝛc. hatten vielfaches Uebel nach sich gezogen. Als ihm Carmer ein Edikt zur Beschränkung der sich stets mehrenden Ehescheidungen vorlegte, sagte Friedrich: „Gern gebe ich einen Finger meiner Hand, wenn ich die Sitten wieder so rein machen könnte, wie sie unter meinem Vater gewesen sind.“ — Wenn sich dann sein Unmuth gegen das Verderbniß der Zeit, als man doch zu allen Zeiten mehr oder minder empfunden haben wollte, kehrte, mochte er sich wohl gerechtfertigt glauben.

Aber die so oft berührte Menschenverachtung Friedrichs hatte, wie schon bemerkt, die edleren Züge seines Charakters keineswegs ganz in den Hintergrund gestellt. Unzählige, wahrhaft große Handlungen bezeichnen seinen Lebensgang bis zu seinem Ende, ein wahrhaft kindliches Gemüth erfüllte ihn, wenn er so oft den Bedrückten Schutz und Hilfe, dem Verarmten ein Retter in der Noth wurde. — Ein schöner Zug ist die liebevolle Behandlung seiner alten Kriegsgefährten. Der tapfere Reitergeneral Seidlitz, der den 7. November 1773 starb, hatte zwar durch seinen unbeugsamen, ritterlichen Geradsinn sich mit dem Könige entzweit, und starb auf seinem Landgute. Fouqué dagegen erhielt bis an seinen Tod (1774), die aufmerksamsten Beweise von Friedrichs Achtung und Geneigtheit. Der tapfere Ziethen (der den 26. Januar 1786 starb), wurde durch die schmeichelhaftesten Briefe Friedrichs erfreut, und stets von ihm mit der huldvollsten Aufmerksamkeit behandelt *). — Gleiche Achtung und Dankbarkeit bewies Friedrich noch vielen andern verdienten Kriegshelden und andern Lebensgefährten.

Auch fremde Bekannte und verdiente Männer wußte Friedrich durch sein geistreiches und liebevolles Gespräch, wie durch hilfreiche Unterstützung für sich zu gewinnen. Der ältere Graf Segür schildert einen Besuch bei Friedrich folgendermaßen: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abge-

*) Als der 85jährige Ziethen den 25. December 1784 in dem Parolesaale auf dem Schlosse erschien, umarmte ihn Friedrich, ließ ihm einen Stuhl bringen und sagte: „Mein lieber alter Papa Ziethen, sey er sich doch,“ ein Benehmen, wodurch Friedrich sich die Verehrung aller Anwesenden erwerben mußte. — Einst schlief der greise Held an des Königs Tafel ein: „Laßt ihn schlafen — sagte Friedrich — der hat lange genug für uns gewacht.“ —

nutzt wie sein Körper, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein seltsames und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer, als alle andere Menschen. — Wenn man einigermaßen an den Umgang mit der großen Welt gewöhnt, einige Erhabenheit im Denken hat, kann man ohne alle Verlegenheit mit einem Könige sprechen; einem großen Mann naht man sich nicht ohne Furcht. Friedrich war übrigens in seinem Privatleben genügsam, ungleich, ziemlich launenhaft, vorgefaßten Meinungen zugänglich, häufig spöttisch, oft epigrammatisch gegen die Franzosen, sehr angenehm für den Reisenden, den er begünstigen wollte, auf eine boshafte Weise pikant für den, gegen den er eingenommen war, oder für die, welche, ohne es zu wissen, den Moment, sich ihm zu nähern, schlecht gewählt hatten. Mir waren glücklicherweise die Umstände günstig." — Die Schöpfer und Bildner einer neuen Zeit suchten Friedrichs persönlichen Umgang, da sie wohl erkennen mochten, von welcher Bedeutung ein König für die Freiheit gewesen sei, der selbst für die Erleuchtung und Aufklärung arbeitend, den genialen Männern gleichen Strebens durch das Ansehen seiner Stellung einen vielfach bedeutenderen Einfluß in der gesammten cultivirten Welt verschafft hatte.

In steter und lebhafter Anregung blieb jedoch Friedrich durch den ununterbrochenen Briefwechsel mit d'Alembert, den er als seinen Anaxagoras, und Voltaire, den er stets als den glücklichen Einsiedler von Ferney pries. Viel und oft benachrichtigen sich die alternden Freunde der Wissenschaft über körperliche Leiden, und ermahnen sich gegenseitig zum Stoicismus; dann aber verbreitet sich ihre schriftliche Unterhaltung über alle Fragen des Tages und der Ewigkeit. Friedrich, um seine Grundsätze mit seinen Handlungen zu versöhnen, mußte sich als von der Heilsamkeit der reinen Monarchie durchdrungen, darstellen. Mit Unwillen und Mißbehagen mußte er daher die Richtung der von ihm so sehr begünstigten Oppositions-Literatur bemerken, die die Grundfesten des damaligen politischen Systems zu erschüttern drohten. Wo das Bewußtsein der Menschenwürde, der Selbstständigkeit und Freiheit erwachte, mußten diejenigen, die sich als willenloses Werkzeug der Willkühr eines Monarchen hingeben, zuerst die volle Verachtung treffen. Daß die erworbenen Heere „gedungene Henker," ihre Anführer, „Räuberhäuptlinge" genannt

wurden, mußte bei Friedrich wohl noch anderes als die bloße Versöhnung solcher Tiraden, wie er es nannte, erzeugen. Zwar war Friedrich der Sache der Freiheit nie, auch wenn er sein System dadurch angegriffen sehen mochte, wahrhaft entgegen; immer aber glaubte er, daß die Menschheit zu einer politischen Emancipation noch nicht fähig sei, bevor sie sich von dem Joche des Aberglaubens befreit hätte; daß dieses aber nur gleichzeitig, und das eine aus dem andern entstehen könne, wollte er nicht zugeben. — Es mag daher von Interesse sein, Friedrichs Ansichten über die Begebenheiten, die am Vorabende der großen Revolution in Frankreich sich ereigneten, zu hören. Ludwig XVI. mußte dem Geiste der Zeit, der in Nordamerika so ruhmvoll gesiegt, nun auch in Frankreich wenigstens insofern huldigen, daß er die anerkannt freisinnigen Männer, Türgot und Malesherbes, in das Ministerium berief. Journale und Bücher verkündigten den Triumph der Philosophie und Humanität über Aberglauben und Despotismus. Im Namen des Königs erklärte Türgot, daß die Salzsteuer, die Frohnden und Feudallasten verschwinden, daß volle Handelsfreiheit ertheilt, Gewissensfreiheit gestattet, und viele Klöster aufgehoben werden sollen ꝛc. Der Sieg der Freiheit und Humanität schien nun unaufhaltsam eingeleitet. Den 3. August 1775 kündigt Voltaire dem Könige dieß Ereigniß mit den Worten an: „Sehen Sie hier den Anfang einer großen Revolution.“ Hierauf antwortete Friedrich den 13. August: — „Ich wünsche Ihrer Nation Glück, daß Ludwig XVI. seine Minister so gut gewählt hat. Die Nationen, sagte einer im Alterthum, sind nur dann glücklich, wenn die Weisen Könige sind. Sind Ihre Minister zwar nicht ganz und gar Könige, so haben sie doch eben so viel Ansehen. Ludwig XVI. hat die besten Absichten von der Welt, aber vor nichts muß man sich mehr fürchten, als vor jener Pest der Höfe, die ihn zu verderben suchen wird. Er ist sehr jung, und kennt die mannigfache List und feinen Kunstgriffe nicht, welche die Hofleute anwenden werden, um ihn nach ihrer Willkühr zu lenken, damit sie ihren Eigennutz, ihren Haß oder ihre Ehrsucht befriedigen können. Von seiner Kindheit an ist er in der Schule der Fanatiker und Schwachköpfe gewesen, und es steht daher zu befürchten, er werde nicht Entschlossenheit genug haben, das mit eigenen Augen zu prüfen, was man ihn anbeten gelehrt hat.“ — Den 8. September. — „Ich kenne die Herren Türgot und Malesherbes nicht; sind sie wahre Philosophen, so stehen sie an ihrem Platze. Zu Staatsgeschäften braucht man weder Vorurtheile noch Leiden-

schaften; die einzige, die man haben darf, ist die Liebe zum allgemeinen Besten. So dachte Marc Aurel, und so muß jeder Monarch denken, der seine Pflicht erfüllen will. Ihr junger König wird von einem sehr stürmischen Meere hin und her geworfen. Er bedarf der Energie und des Geistes, um sich ein durchdachtes System zu entwerfen und dasselbe zu behaupten. Maurepas ist von Jahren belastet, und wird bald einen Nachfolger erhalten. Man muß abwarten, auf wen dann die Wahl Ihres Monarchen fallen, und ob das alte Sprichwort sich bewähren wird: Wie der Mann, so der Freund."– Ihrem Vorgänger Bayle und Ihnen gebührt ohne Zweifel die Ehre, daß die gegenwärtige Revolution in der Denkungsart der Menschen bewirkt worden ist. Aber offen gestanden, fehlt noch Etwas an ihrer Vollständigkeit: die Frömmlinge haben ihren Anhang und man wird sie nur durch überlegene Macht besiegen. Die Regierung muß das Urtheil fällen, aufgeklärte Minister können viel dazu beitragen; aber doch ist der Wille des Souverains unumgänglich nöthig. Gewiß wird es mit der Zeit dahin gekommen, aber weder Sie noch ich werden diese so sehr gewünschte Begebenheit erleben." — In dem Briefe vom 30. April 1776 urtheilt Friedrich als König, und erklärt dabei, daß er der constitutionellen Monarchie zugethan gewesen wäre, wenn er ihre Vorzüge besser gekannt, und wenn ihn nicht eine gewisse Menschenverachtung an einer solchen Erkenntniß gehindert hätte. — „Ludwig XVI. — schreibt er — erregt meine Aufmerksamkeit sehr. — Das Parlament hätte seinem Monarchen, statt ihm lächerliche Gegenvorstellungen zu machen, vielmehr für seine Edicte Beifall geben sollen. Aber es besteht aus Menschen, und die Unzulänglichkeit unserer Vorzüge ist bei den Berathungen ganzer Versammlungen noch sichtbarer, als in den Entschlüssen einzelner Personen. (?) Wenn das Menschengeschlecht nicht überhaupt Alles mißbrauchte, gäbe es keine bessere Einrichtung, als eine Versammlung, die das Recht hat, den Regenten über Unbilligkeiten, die man zu begehen im Begriffe ist, Vorstellungen zu machen. In Frankreich sieht man, wie wenig diese Versammlung an das Wohl des Staates denkt. Türgot hat in den Papieren seiner Vorgänger sogar das Verzeichniß der Summen gefunden, die Ludwig XV. aufwenden mußte, um seine Parlamentsräthe zu bestechen, damit gewisse Edicte eingetragen würden. Da Ihre Landsleute von der Anglomanie befallen sind, so haben sie den Engländern auch in dem Tadelnswürdigsten, was bei ihnen stattfindet, in der Bestechbarkeit nachgeahmt." — Als aber Türgot und Malesherbes durch Hofkabalen

aus dem Ministerium verdrängt wurden, und man, durch Aufrechthaltung der mittelalterigen Barbarei, mit den in die Nation eingedrungenen Ideen der Zeit und ihren Wortführern in immer schneidenderen Widerspruch gerieth, schrieb Friedrich den 10. Juli 1776 an Voltaire: „Wir haben hier auch erfahren, daß einige französische Minister entlassen worden sind, und ich wundre mich keineswegs darüber. Ich stelle mir Ludwig XVI. als ein junges Lamm vor, welches von alten Wölfen umgeben ist. Er ist sehr glücklich, wenn er ihnen entgeht. In Frankreich würde selbst ein Mann, der schon alle Uebung in der Regierungskunst besäße, viel zu schaffen haben; man würde ihn belauern, ihn durch hinterlistige Winkelzüge verführen und zu falschen Schritten verleiten lassen. Es ist also ganz natürlich, daß ein junger Monarch ohne Erfahrung sich von dem Strome der Kabalen und Intriguen fortreißen läßt. Dennoch aber glaube ich nicht, daß Voltaire's Vaterland in unserer Zeit wieder das Asyl und der letzte Zufluchtsort des Aberglaubens werden wird. Man hat in Frankreich zu viel Kenntnisse und zu viel Geist, als daß die Geistlichkeit mit ihrer abergläubischen Barbarei solche Abscheulichkeiten sollte begehen können, wie in den vergangenen Zeiten so sehr häufig stattgefunden haben. Herkules bezwang den Nemäischen Löwen, und ein starker Kämpfer, Voltaire mit Namen, trat die Hyder des Fanatismus unter seinen Fuß. Täglich entwickelt sich in unserm Europa die Vernunft stärker, und selbst die stupidesten Länder empfinden ihre Erschütterungen. Nur Polen nehme ich hiervon aus, die andern Staaten schämen sich der Albernheiten, wozu der Irrthum die ehemaligen Einwohner hingerissen hatte. Oesterreich, Westphalen, selbst Baiern, suchen einige Lichtstrahlen auf sich hinzuleiten. Sie und Ihre Werke haben diese Revolution in den Köpfen bewirkt. Der Mauerbrecher des wahren Witzes hat die Bollwerke des Aberglaubens, die Bayles gute Dialektik nicht niedereißen konnte, eingestürzt. Genießen Sie Ihres Triumphes."

Einen großen Theil dieses Triumphes darf man aber gewiß auch Friedrichs Verdiensten zuschreiben, da sowohl seine eigenen Schriften, mehr aber noch die bis jetzt ungewöhnliche Art, wie er als König die Männer von Genie behandelte, dem Geiste freier und ungehinderter Forschung und Aufklärung die Bahn gebrochen.

Der unermüdliche und vielumfassende Geist Friedrichs war durch Kränklichkeit und Mißgeschick mannigfacher Art keineswegs niedergehalten, sowie durch die gehäuften Berufsgeschäfte im Innern wie in den äußern Staatsverhältnissen noch nicht genugsam beschäftigt.

Die häufige Lectüre der neuesten wie der ältern Erzeugnisse der Literatur erhielten bei ihm eine stete Frische und ein zum Kampfe bereiter Sinn. Die Polemik Friedrichs, wenn auch im Einzelnen jetzt gegen das neue Streben und für das reinmonarchische Princip, war an und für sich schon eine Erscheinung, die dem Geiste der Zeit huldigte, es mußte schon als ein halber Sieg betrachtet werden, daß ein König, nicht auf die Macht seiner Bajonette trotzend, sondern frei und alles königlichen Ansehens entkleidet, sich hinauswagte auf den Kampfplatz der Ueberzeugungen, dort mit allen Waffen des Geistes den Sieg für sich zu erfechten; denn nur wo jedem der Kampf für seine Sache gestattet ist, darf man den endlichen Sieg des Guten hoffen. — Auch in dieser Periode sind es zuerst wieder historische Schriften, denen Friedrich seine Muse widmete. Die mehrerwähnte „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ wurde in den ersten Jahren nach dem Hubertsburger Frieden vollendet. „Ich hatte das Gemälde der zwei Kriege entworfen — beginnt die Vorrede — welche wir in Schlesien und Böhmen geführt haben; es war das Werk eines Jünglings, und eine Folge jener Schreibsucht, welche in Europa eine Art von ansteckender Krankheit geworden ist. Seit dem Frieden des Jahres 1746 hatte ich der Geschichte entsagt, denn die politischen Streitigkeiten, wenn sie zu keinem Endzwecke führen, verdienen eben so wenig Aufmerksamkeit, als die kleinen Zänkereien der Gesellschaft, und einige Züge von der innern Verwaltung eines Staats liefern noch nicht hinlänglich Stoff zu einer Geschichte. Aber der Krieg, welcher im Jahre 1756 ausbrach, änderte meinen Entschluß. Er war mit so viel Kunst und List vorbereitet worden, und die Anzahl der Feinde, welche in demselben gegen uns fochten, war der preußischen Macht so überlegen, daß mir ein so wichtiger Gegenstand des Andenkens der Nachwelt wohl werth schien. In dieser Absicht setzte ich dem Ende eines jeden Feldzugs die Nachrichten von den Begebenheiten auf, welche in demselben vorgefallen waren, und die mir noch frisch im Andenken lebten. Da aber diese Kriegsthaten sehr genau mit der Politik verbunden waren, sah ich mich genöthigt, auch auf diese meinen Plan auszudehnen. Zwei Hauptgegenstände bezweckte ich mit diesem Werke, erstens, der Nachwelt in deutlichen Beweisen darzulegen, daß es nicht von mir abhing, diesen Krieg zu vermeiden, und daß die Ehre und das Wohl des Staates mich verhindert haben, unter andern Bedingungen, als unter welchen derselbe zu Stande gebracht wurde, einen Frieden zu schließen; zweitens, wollte ich alle Kriegsbegebenheiten so deutlich

und genau als möglich darstellen, um eine authentische Nachricht zu liefern, welche vortheilhafte oder nachtheilige Lagen sich in den Provinzen finden, in welchen der Krieg stets wird geführt werden, wenn das Haus Brandenburg mit dem Hause Oesterreich Zwistigkeiten auszugleichen haben wird.“ Nachdem er nun den Gebrauch seines Werkes für Kriegskundige auseinandergesetzt, und von sklavischer Nachahmung früherer Versuche abräth, „da nie zwei Menschen sich in einer völlig gleichen Lage befunden,“ sagt er: „Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, gewissenhaft der Wahrheit treu zu bleiben, und unparteiisch zu sein; denn Unwille und Haß bei einem Schriftsteller belehrten Niemanden; es ist Schwachheit und selbst Feigheit, wenn man von seinen Feinden nichts Gutes sprechen, und ihnen die verdiente Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen mag. Habe ich gegen meinen Willen mich von dieser selbstgegebenen Vorschrift entfernt, so wird es die Nachwelt verzeihen, und mich, wo ich Tadel verdiene, verbessern. Was ich zu dem Gesagten noch hinzufügen könnte, wäre überflüssig, und vielleicht könnte ein Werk wie dieses, das nur von Wenigen gelesen zu werden bestimmt ist, jeder Vorerinnerung entbehren.“ — Die in der Erzählung der siebenjährigen Kriegsbegebenheiten eingeflochtenen Ansichten und Schilderungen Friedrichs können den Charakter dieses Werkes genugsam darlegen. Im Ganzen aber vermißt man hier jene Frische und Lebendigkeit, die Friedrich in der Erzählung seiner ersten Kriegsthaten darlegte. Man erzählt, einer von den Lieblingshunden Friedrichs habe das vollständige Manuscript zu diesem Werke vom Schreibtische in das Kamin geworfen, wodurch dasselbe großentheils verbrannte. Friedrich bearbeitete dasselbe zum zweitenmale, aber mit geringerer Sorgfalt und mit eilender Feder.

Ein zweites, ungleich minder wichtiges historisches Werk — woraus in dem Verlaufe dieses Werkes ebenfalls Bemerkungen entnommen sind — sind die „Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, die die innere Verwaltung, die Theilung Polens und den bairischen Erbfolgekrieg behandeln. Friedrich schließt die Vorrede zu diesem, gleichfalls für die Nachwelt bestimmten Werke, worin er die darin behandelten Vorfälle summarisch zusammenfaßt, mit den Worten: „Ich habe in meinem Leben Niemanden betrogen, viel weniger werde ich die Nachwelt betrügen.“ Was Friedrich hier erzählt, ist meist historisch treu, dennoch weiß er durch manche allgemein gehaltene Bemerkungen über manche mißliche nähere Erörterung hinweg zu schlüpfen.

Von größerer Bedeutung für die Bewegungen des Zeitgeistes sind jedoch Friedrichs philosophische Schriften; wie: die Prüfung des Système de la nature, die Beurtheilung des Versuches über die Vorurtheile, die durch ihn veranstalteten Auszüge aus Bayle's Dictionnaire, und aus Fleury's Kirchengeschichte; der Versuch über die Selbstliebe ꝛc. So mannigfache und so augenscheinliche Irrthümer auch diese Schriften enthalten mögen, so oft auch die damaligen französischen Philosophen den Weizen von dem Unkraut zu sondern vergaßen, und beide miteinander ausjäteten, so kam doch dadurch eine Bewegung in das erstarrte Leben des Geistes, dessen Nutzen schon jetzt unverkennbar war, zumal da es dem gründlichen Sinne der deutschen Nation vorbehalten schien, auch hier die Grenzen festzustellen.

Mehr aber noch als Friedrichs eigne Schriften — die, wenn sie auch die beinahe unglaublich vielseitige Thätigkeit seines Geistes bekunden, dennoch oft der Genialität ermangeln — wirkten die Schriften der durch ihn zu größerer Bedeutsamkeit gehobenen Männer. Voltaire war ganz der Geist der Zeit, den er nur auf eine geniale Weise auffaßte und aussprach. Seine frivolen Schriften sind gleichfalls aus dem damaligen Leben gegriffen. Die mittelalterigen Formen in Staat und Kirche waren in sich schon morsch und zerfallen, das Leben war aus ihnen gewichen, da trat Voltaire, mit jenem so seltenen gesunden Menschenverstand, und jener noch seltenern Gabe, diesen auf eine wirksame Weise geltend zu machen, auf. Voltaire hatte Geist genug, um das Ungöttliche zu zerstören, wenn auch nicht den, um das Göttliche zu erhalten, und die Zeitgenossen von dem Drucke erstorbener Formen belastet, wendeten sich freudig dem kühnen und geistvollen Manne zu. Die „englischen Briefe" wurden das Signal zu einer ganz neuen Literatur; alle gegen das Alte ankämpfenden größern und kleinern Geister schlossen sich an Voltaire an. Wie Friedrich in ein näheres Verhältniß zu Voltaire getreten war, so suchten auch die Czarin Catharina, viele deutsche Fürsten und Fürstinnen mit Voltaire in Correspondenz zu treten, zumal da es sein System und seine Sinnesart wohl zuließ, daß man Dinge verspottete und verachtete, durch die man das Volk doch stets gängelte, die aber auf der andern Seite wieder einen Dünkel geben mochten, wodurch man sich über die Tendenzen des sogenannten blinden Haufens auch geistig erhaben fühlen mochte. Voltaire wirkte zunächst auf Aesthetik und Religion. Seinen Skepticismus trug er mit unübertroffenem Scharfsinn und Witze vor, nicht in wiss

senschaftlicher Form als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, er wirkte für das Leben und nicht für die Schule, einzelne frappante Bemerkungen über Leben und Treiben der Menschen, die sich leicht im Gedächtnisse erhalten, schärften den Blick des Publikums und lehrten über das Leben und seine Beziehung selbstständig urtheilen. Sein Genie, weniger mit Schöpferkraft als mit leichter Ergreifung seiner Zeit begabt, suchte seiner Zeit kein höheres Moment unterzulegen, sondern das ihr in der That zu Grunde liegende vollkommen darzulegen; Philosophie und Geschichte wurden dazu angewendet, um dieß herauszustellen. Der überaus fruchtbare Geist Voltaire's verschaffte ihm so während und nach dem siebenjährigen Kriege eine Art Patriarchen-Würde in der europäischen Bildung. Was Voltaire für die Aesthetik und Religion, das ward Montesquieu, unabhängig von den Machthabern der Zeit, für die Politik. —

Unter den Schriftstellern, denen Friedrich theils zu einiger Bedeutung in der Literatur und zu vorübergehendem Einflusse auf die Gesellschaft verhalf, oder denen er, bei den Verfolgungen, die sie in ihrem Vaterlande erlitten, Schutz gewährte, müssen de Prades, La Baumelle, und La Mettrie, Darget, d'Argens und Helvetius noch genannt werden. Wie Friedrich die Oppositions-Literatur dieser Männer in Deutschland begünstigte, so daß die Neuerungs-Ideen zuerst von Deutschland nach Frankreich übergingen, und von dort aus wieder zu uns kamen, ebenso hatten sich in Paris, gegenüber von der retrograden Bewegung der Regierung, eine Art von Associationen gebildet, die die neuen Bestrebungen in sich concentrirten und ausbildeten. Wie meist die Gesellschaften in Alexandrien, so erlangten nun einige Pariser Salons eine welthistorische Bedeutung. Wer irgend, auch in Deutschland, Anspruch auf Geschmack und Bildung machen wollte, wallfahrtete nach Paris, um dort von Diderot, d'Alembert und Andern das neue Evangelium predigen zu hören, andere hielten sich Correspondenten, um über Jegliches, was dort gemeinschaftlich berathen und entworfen wurde, sowie über jede Schrift, die von dort ausging, baldigst Nachricht zu erhalten. Die große „Encyklopädie" vereinigte die Kräfte aller der Feinde des Christenthums und der damaligen Weltlage überhaupt, sie sollte die Bibel in der neuen Epoche der Weltbildung werden. Die Jesuiten suchten zwar die ganze neue Literatur zu verderben und zu verdammen, aber noch ehe ihr Orden auseinander gesprengt wurde, war das Streben nach Emancipation des Geistes im Volksleben erwacht. Voltaire's und Anderer Werke waren in tausendfacher

Gestalt, selbst mit Kostenaufwand, von ihren Freunden verbreitet worden, und hatten eine Bewegung im Geiste der Nationen erzeugt, die nimmermehr aufzuhalten war.

Friedrich muß unter den Beförderern dieser Literatur obenan stehen. Nur drei Männer sind es, denen er seine Beistimmung entzog, Diderot, Rousseau und Raynal, obgleich es die beiden ersten waren, die auf die Bildung Deutschland's den mächtigsten Einfluß übten, der erste seiner größern Popularität und Sentimentalität, der zweite seines höhern idealen Strebens wegen, das dem deutschen Volksgeiste mehr zusagte. Diderot's breite Geschwätzigkeit über seinen trost- und sinnlosen Atheismus war Friedrich zuwider, Raynal, der in seiner Geschichte der beiden Indien Freiheit und Humanität zum Princip gemacht, Rousseaus Ideen von einem Urzustande der Menschheit, sein erhabener Republikanismus und seine rücksichtslose Sprache gegen jede Bevorrechtung eines Menschen, mochten Friedrich nicht zusagen. Ueberhaupt stand Rousseau ganz vereinzelt da, gegenüber den Encyklopädisten. Zwar war er Anfangs mit ihnen zusammengetroffen, weil auch er eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle der morschen mittelalterigen setzen wollte, aber bald mußte die Erkenntniß hervortreten, daß ihre beiderseitigen Bestrebungen auseinandergingen, denn für Rousseau war die Tugend nicht bloßes Erzeugniß der Gesellschaft, er glaubte und verkündete eine Ewigkeit der Tugend, und gewann sich die Herzen Aller, die für die Freiheit begeistert, sie mit dem Adel des menschlichen Geistes nicht erkaufen mochten. Rousseau, der Plato der neueren Zeit, der gerade Gegensatz der Encyklopädisten, da er, tolerant gegen Irrthümer, nur intolerant gegen Laster war, Rousseau wirkte durch seine Schriften lange in der Familie auf Vereinfachung und Veredlung, bevor er wie später in der Revolution im Staatsleben wirkte. In Deutschland namentlich bewirkten Rousseau's Ideen vielfach Großes und Gutes, während die Schriften der Encyklopädisten in ihrer Weise zur Entladung von veralteteten Vorurtheilen und Formen anregten. Europa war eine Nation geworden durch die Bewegung, die dasselbe durchdrang, der Weg zu einer freien Durchbildung war eröffnet, die Neigungen und Tendenzen weltlicher und geistlicher Machthaber konnten die Verbreitung des Lichts nicht nach Willkür mehr lenken, oder gar ganz hindern. Wie das Christenthum den ganzen Zustand und die innere Bildung des sinkenden römischen Reichs umgewandelt, so haben die von Frankreich ausgegangenen Lehren, auch wenn sie von den Deutschen umgestaltet worden sind,

eine allgemeine Veränderung bewirkt, in deren Entwicklungsgange wir noch begriffen sind. — —

Man hatte sich durch den unermüdeten Fortbau an dem neuen Systeme allzuweit von den Meinungen der großen Menge entfernt. Es war nun ein schwieriges Problem, wie die neuen Ideen jetzt in ihrem ganzen Umfange oder theilweise unter die Volksmenge einzuführen wären, ohne daß man eine Auflösung aller bestehenden Ordnung der Dinge zu befürchten habe. Für den vollständigen Skepticismus der Encyklopädisten und seine Consequenzen blieb dieß die schwierigste Frage, da sie weder, wo man anfangen noch wo man aufhören konnte oder sollte, bestimmen konnten und der Zweifel in die eigenen Grundsätze, ein schwankendes, wenig selbsteigenes Wirken erzeugen mußten. „Ihr Frankreich — schreibt Friedrich den 29. September 1775 an Voltaire — wurde von den Römern, den Saliern, den Franken, den Engländern und dem Aberglauben unterjocht. Alle diese Eroberer haben Gesetze gegeben, dadurch ist Ihre Rechtspflege ein Chaos geworden. Wollte man gehörig reformieren, so müßte man einreißen, um dann wieder aufzubauen; wer dieß aber unternähme, hätte die Gewohnheit, die Vorurtheile und das ganze Volk gegen sich, da dieß an den alten Gebräuchen hängt, ohne ihren Werth beurtheilen zu können, und in der Meinung steht, es sei gleichviel, ob man diese antaste, oder das Reich umstürze. Sie billigen wahrscheinlich die Verfassung Pensylvaniens, wie sie zur Zeit ist. Sie besteht jetzt seit einem Jahrhundert; wenn noch fünf oder sechs vorübergehen, wird man sie nicht mehr kennen. Es steht fest, daß Unbeständigkeit zu den ewigen Naturgesetzen gehört. Wenn auch Philosophen eine Regierungsform gründeten, würde sie doch das gleiche Schicksal haben. Sind denn die Philosophen stets vor Irrthümern sicher gewesen? Haben sie selbst nicht manche verbreitet, wie Aristoteles seine Lehre von den Substanzen, Plato seinen Galimathias, Descartes seine Wirbel, Leibnitz seine Monaden? Was könnte ich von den paradoxen Ideen sagen, mit denen Jean Jaques (wenn man den anders unter die Philosophen rechnen kann) Europa bewirthet hat, und die dennoch einigen ehrlichen Hausvätern den Kopf so verwirrt haben, daß sie ihren Kindern Emils Erziehung geben? Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich, daß die Menschen, trotz ihrer guten Absichten und der Mühe, die sie anwenden, doch nie in irgend Etwas zur Vollkommenheit gelangen werden.“ — Solches Räsonnement mochte in der That manche an unmittelbarem Wirken für ihre Ideen abhalten, andern, die sich in philosophischer

Erhebung über die Tendenzen der großen Menge gefielen, zum bloßen Vorwande dienen.

Für die Entfernung religiöser Vorurtheile und veralteter Dogmen glaubte Friedrich, daß die nächste Bemühung der Freidenker verwendbar sei. „Sie behaupten mit Recht — schreibt er den 9. März 1776 an Voltaire — daß die Christen die gröbsten Plagiate an den Fabeln, die man schon vor ihnen erfunden hat, begangen haben. Die Jungfrauen will ich Ihnen noch hingehen lassen, da die Maler durch sie zu einigen guten Gemälden veranlaßt worden sind; aber Sie müssen doch gestehen, daß weder eine alte, noch überhaupt irgend eine Nation je eine schrecklichere und gotteslästerlichere Ungereimtheit geglaubt hat, als die, man esse seinen Gott. Dieses Dogma in der christlichen Religion empört am meisten, beleidigt das höchste Wesen am stärksten, und ist der höchste Grad von Unvernunft und Wahnsinn. Freilich ließen die Heiden ihre Götter eine ziemlich lächerliche Rolle spielen, da sie ihnen alle Leidenschaften und Schwachheiten der Menschen zuschrieben. Die Indianer lassen ihren Samonocodon in's Fleisch kommen; nur immerhin. Aber keine Nation aß doch die Gegenstände ihrer Anbetung. Den Aegyptern war es nicht erlaubt, ihren Gott Apis zu verzehren; doch die Christen machen es mit dem Beherrscher des Weltalls so." — Friedrich zog selbst in einigen witzigen Schriften gegen die Theologie zu Felde; er hatte die Taktik und die Taschenspieler-Künste der damaligen Theologen — die leider auch noch die mancher heutigen sind — erlauert. Den 26. März 1780 schreibt er an d'Alembert: — „Ich habe jetzt einen Doctor der Sorbonne bei mir, der mir Unterricht in theologischen Absurditäten gibt, in welchen ich zusehends gelehrter werde; ich habe gelernt, was die innere und äußere Intention ist; merkwürdige Dinge, wovon sie nichts wissen, ein so großer Philosoph Sie auch sein mögen; er hat mich Formeln voll unbegreiflichen Unsinns gelehrt, von welchen ich in dem ersten theologischen Werk, welches ich schreiben werde, Gebrauch zu machen denke. — Ich bin mit einem halben Hundert der allerspitzfindigsten und allerfeinsten Distinktionen versehen, die vorzüglich geeignet sind, die deutlichsten Wahrheiten in Dunkelheiten zu hüllen; ich strebe nun nach nichts geringerem, als einmal Doctor der Sorbonne zu werden" ꝛc. Aber das Werk der Aufklärung sollte in der That begonnen werden, und es galt eine genaue Feststellung der Ansichten und Zwecke, es galt nicht mehr ein bloßes witziges Spiel mit den in der öffentlichen Autorität geheiligten Dingen, das nur den amüsirte, für den diese

Dinge schon längst nicht mehr da waren, den in der That Befangenen aber eines solches Verspottes des ihm Heiligen wirkungslos an ihm vorübergehen und verachten ließ.

Für das Jahr 1780 hatte Friedrich, auf d'Alembert's Vorschlag, durch die Akademie der Wissenschaften die Preisfrage aufstellen lassen: „Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich sein, sie bestehe nun darin, daß man zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt?“ — Drei und dreißig Beantwortungen, von denen zwanzig die Frage verneinten, dreizehn sie theils mit, theils ohne Einschränkung bejahten, waren eingegangen, und der Preis wurde zwischen der besten Abhandlung von der verneinenden und der besten von der bejahenden Art getheilt. Die Aufgabe darf aber wohl nicht als ein bloßes wissenschaftliches Problem, sondern als eine Zeitfrage angesehen werden. „Sie legen mir in wenig Worten eine Frage vor — schreibt Friedrich den 3. April 1770 an d'Alembert — die ich aber unserem löblichen altdeutschen Herkommen gemäß, nicht anders als in einem dicken Folianten würde beantworten können. Wie? mein theurer Anaxagoras, sehen Sie nicht, in welche Untersuchung ich mich nothwendig einlassen müßte, um diesen Gegenstand völlig auseinander zu setzen? Doch ich will mich nach Möglichkeit kurz fassen, um Ihnen Genüge zu leisten. — Wenn wir uns in den ersten Tag der Welt versetzen, und Sie fragen mich dann: Ob es nützlich sei, das Volk zu betrügen? so werde ich: Nein! antworten; denn da Irrthum und Aberglaube noch unbekannt sind, so muß man sie nicht einführen, ja man muß sogar ihr Aufkommen verhindern. Wenn ich die Geschichte überblicke, finde ich zwei Arten von Betrug: Dem Aufkommen des einen diente der Aberglaube zum Fußschemel, der andere aber konnte, vermittelst einiger Vorurtheile, dazu dienen, den Geist des Volkes zu einem Privatvortheil zu lenken. Zur ersten Klasse dieser Betrüger gehören: Die Bonzen, die Zoroaster, die Numa, die Muhammed rc., diese gebe ich Ihnen sehr gerne preis. Die zweite Klasse besteht aus den Politikern, die, zum größten Vortheil der Regierung, ihre Zuflucht zum System des Wunderbaren nehmen, um die Menschen zu lenken und sie williger zu machen. Dazu rechne ich den Gebrauch, den man in Rom von den Augurien machte, deren Beistand oft so höchst nützlich war, um die Volksempörungen, welche unternehmende Tribunen erregen wollten, aufzuhalten oder zu stillen. Ich kann Scipio den Afrikaner nicht

wegen seines Umganges mit einer Nymphe tadeln, durch welche er sich das Vertrauen seiner Kriegsvölker erwarb, und im Stande war, so glänzende Thaten auszuführen; ich tadle Marius nicht wegen seiner alten Martha, nicht den Sartorius, daß er ein Reh mit sich führte. Alle die es mit einem großen gemischten Haufen von Menschen zu thun haben, müssen, um sie zu einem bestimmten Zwecke zu leiten, ihre Zuflucht bisweilen zu Täuschungen nehmen; und wenn sie solche dem Publikum aus den Gründen aufbürden, die ich eben angeführt habe, so halte ich sie nicht für strafbar. Anders aber verhält es sich mit dem groben Aberglauben. Dieser ist eine von den schädlichen Pflanzen, welche die Natur in dieser Welt gesäet hat, und welche sogar mit dem Charakter des Menschen innig verwachsen ist. Errichtete man eine zahlreiche Kolonie von Ungläubigen, so bin ich moralisch gewiß, daß nach Verlauf einer gewissen Anzahl Jahre, man ganze Gattungen von Abergläubigen daselbst aufwachsen sehen würde. Dieß System des Wunderbaren scheint nun einmal für das Volk bestimmt. Eine lächerliche Religion schafft man ab, um eine noch ungereimtere dafür einzuführen. Man bemerkt zwar Veränderungen in den Meinungen; der Götzendienst wird aber stets durch einen neuen ersetzt. Es ist, meiner Ansicht nach, gut und nützlich die Menschen aufzuklären; Bekämpfung der Religionsschwärmerei ist Entwaffnung des grausamsten und blutgierigsten Ungeheuers; laut wider die Mißbräuche der Mönche zu reden, gegen jene Gelübde, die den Zwecken der Natur so zuwiderlaufen und der Bevölkerung so sehr entgegenstehen, das heißt wahrhaft seinem Vaterlande dienen. Aber ich glaube doch, daß es unklug und sogar gefährlich wäre, wenn man jene Nahrungssäfte des Aberglaubens, die man öffentlich den Kindern austheilt, um sie nach dem Willen ihrer Väter damit zu nähren, ganz vertilgen wollte. Die Reformation machte, wie Sie wissen, eine große Veränderung; allein welch ein Blutvergießen, welch Menschenwürgen, um nur einiger Glaubensartikel entbehren zu dürfen! und welche Wuth würde die Menschen ergreifen, wenn man sie alle abschaffen wollte! Es wäre in der That ein reizender, einziger Anblick, ein Volk zu sehen, ohne Irrthum, ohne Vorurtheil, ohne Aberglauben und Schwärmerei; aber es steht in den hundert Weissagungen des Nostrodamus geschrieben, daß man es nicht eher entdecken wird, als bis man ein Volk ohne Laster, ohne Leidenschaften und ohne Verbrechen wird gefunden haben. Sie und die andern großen Lichter dieser dunkeln Welt werden Strahlen der Vernunft ausbreiten, um die Welt zu

erleuchten; aber was wird geschehen? Einige Gelehrte werden sagen: sie haben Recht; die Bonzen des Landes werden Lärm schlagen; eine zahllose Schaar Schwachköpfe wird hermetisch die Ritzen ihrer Höhlen verschließen, damit ja nicht Ihr Tageslicht, weder sie noch die Bewohner ihrer Schlupfwinkel blende; und die Welt wird blind bleiben. In diesem Jahrhundert hat die Philosophie mehr Muth gewonnen, und sich mit mehr Stärke ausgedrückt, als je; Aber worin bestehen denn nun die Fortschritte, die sie gemacht hat? Die Jesuiten sind vertrieben, werden Sie sagen. Ich gebe es zu, allein ich kann, wenn sie es verlangen, beweisen, daß hiermit nur Eitelkeit, geheime Rache, Cabalen und Eigennutz Alles gethan haben. Dagegen führe ich Ihnen an: der an Cidas verübte Justizmord, Sirvens Verfolgung, die grausame Geschichte zu Amiens, die Hexen, die man noch öffentlich in Rom verbrennt, die lächerlichen Streitigkeiten der Schweizer über die Unendlichkeit der Strafen, die theologische Wuth der holländischen Priester gegen Professoren, welche lehrten, die Tugend sei für die Menschen hinreichend, und den jetzigen polnischen Krieg, der eine Art von Religionskrieg ist. O mein lieber Anaxogoras, der Mensch ist ein Thier, das nicht zu bessern ist, und mehr nach sinnlichen Eindrücken als nach Vernunft handelt. Indeß habe ich für dieß Thier einen Katechismus verfertigt, den ich Ihnen hier schicke."
Den 22. Sept. 1777 ermahnt d'Alembert nochmals den König, der Akademie die Aufgabe zu stellen. „In der französischen Akademie — bemerkt er dabei — haben wir diese schöne Aufgabe nie gewagt; weil, zum Unglück der Vernunft, die zum Concurs eingeschickten Abhandlungen von zwei Doktoren der Sorbonne censirt werden müssen; und es unmöglich ist, was Vernünftiges zu schreiben, wenn man mit solchen Leuten zu thun hat." — Friedrich nimmt hievon Anlaß, den 5. Okt. 1777 nochmals seine Ansichten hierüber folgendermaßen auszusprechen: „Befragen wir die Sekte der Akataleptiker, so müssen wir zugeben, daß der größte Theil der Wahrheiten dem Blick der Menschen unerforschlich ist, daß wir uns gleichsam in einem dicken Nebel von Irrthümern befinden, der uns das Licht auf immer entzieht. Was kann denn ein Mensch — außer einigen mathematischen Wahrheiten — versichert sein, seinesgleichen nicht zu täuschen, da er selbst getäuscht worden ist? Jeder Mensch, der mit Vorsatz das Publikum, um eines Vortheils willen oder aus einer ihn selbst betreffenden Absicht, hintergehen will, ist unstreitig strafbar; aber ist es nicht erlaubt, die Menschen zu täuschen, wenn man es zu ihrem Besten thut? Zum Beispiel, eine Arzenei, die dem

Kranken zuwider ist, zu überzuckern, damit er sie einnehme, weil sie das einzige Mittel ist, ihn gesund zu machen? oder den Verlust einer Schlacht geringer vorzustellen, um nicht eine ganze Nation muthlos zu machen? Oder endlich ein Unglück oder eine Gefahr zu verhehlen, die Jemanden zu sehr rühren könnte, wenn man ihm geradezu ankündigte, um Zeit zu gewinnen, ihn darauf vorzubereiten? Ist die Rede von der Religion, so geben alle Nachrichten, die vom Alterthume auf uns gekommen sind, zu erkennen, daß sich der Ehrgeiz ihrer bediente, um sich empor zu schwingen. Muhammed und so viele andere Sekten bestätigen diese Wahrheit. Ohne Zweifel waren sie strafbar; bedenken Sie aber andererseits, daß es wenig Menschen gibt, die nicht furchtsam und leichtgläubig sind, und die sich selbst eine Religion würden gemacht haben, wenn man ihnen keine verkündigt hätte. Daher fand und sah man beinahe auf der ganzen Oberfläche unsrer Erdkugel eingeführte positive Religionen. Sobald diese Wurzel gefaßt haben, verlangt das Volk, daß man sie verehre; und wehe denen, die ihm den Irrthum benehmen wollten: weil nur sehr wenig Menschen einen wichtigen Verstand besitzen. Dieß hindert aber nicht, daß nicht jeder Philosoph den Fanatismus bekämpfen müsse; denn dieser Wahnsinn erzeugt Greuel, Verbrechen und die verwerflichsten Handlungen."

Es konnte also dem zweifelerfüllten französischen Encyklopädismus, der die verdeckten Abgründe oft nicht ahnte, es nicht gegeben sein, diese Frage zu lösen. In Deutschland hatte sich aber, bei dem verständigeren Theile der Nation, nach dem Vorgange des großen Kant, der Encyklopädismus in den Kriticismus umgestaltet. In den leichtfertigen Bestrebungen der Encyklopädisten hatte man den eignen Geist und die Stufe der Bildung auf der man stand, an die Stelle des freien Menschengeistes überhaupt gesetzt, eine nur geglaubte neue und höhere Stufe der Bildung mußte das ganze Wesen des Encyklopädismus in sich auflösen; alle Autorität war gefallen, die Vernunft allein blieb Richterin über alles Natürliche und Uebernatürliche. Der für die errungene Freiheit empfängliche Theil der Nation erkannte bald den lockern Grund, auf dem das Gebäude des Encyklopädismus errichtet war. Dem Wesen der Vernunft und ihren ewigen Gesetzen galt daher die gründliche Forschung der Deutschen, und auf diese ewigen Grundgesetze menschlicher Vernunft, wie sie an sich und wie sie im Leben sich kundgibt, sollte das Gebäude der neuen Bildung errichtet werden. — Der Frage, ob man in allen Fällen und überall aufklären dürfe, mußte die deut-

sche Philosophie die: Was ist Aufklärung? nothwendig voraus-
schicken.

In dem Jahrgange 1783 der Berlinischen Monatschrift — die unter der Redaction von Gedike und Biester viel dazu beitrug, vorurtheilsfreie Begriffe gründlich und populär zu verbreiten — äußerte der Oberkonsistorialrath Zöllner, daß die Frage, was ist Aufklärung, so wichtig sei, als die: was ist Wahrheit und also, ehe man aufzuklären beginne, beantwortet sein müsse. Im September-Hefte 1784 erschien daher ein Aufsatz Mendelssohns, „über die Frage: was heißt aufklären?“ — „Bildung — heißt es hier nach der kurzen Einleitung — zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen, auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objektive); auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenem, Neigungen, Triebe und Gewohnheiten in diesen (subjektive). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Kultur wird demselben beigelegt; so wie einem Grundstücke desto mehr Kultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt werden, dem Menschen nützliche Dinge hervorzubringen. Aufklärung hingegen scheint sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (objektiv) und Fertigkeit (subjektiv) zum vernünftigen Nachdenken, über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maaßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in den Bestimmungen des Menschen. Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen. — Die Bestimmung des Menschen läßt sich eintheilen in die Bestimmung des Menschen als Mensch, und Bestimmung des Menschen als Bürger. — Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen als Mensch nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist folgendes in Erwägung zu ziehen. Die Collision kann entstehen zwischen wesentlichen oder zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit wesentlichen oder mit außerwesentlichen zufälligen Bestimmungen des Bürgers. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürger, hört die Staatsverfassung auf zu sein; ohne die außerwesentlichen bleibt sie in einigen

Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe. Unglückselig ist der Staat, der gestehen muß, daß in ihm die wesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten können, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie niederzubeugen, und beständig unter dem Drucke zu erhalten! — Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen; so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen die Ausnahmen geschehen, und die Collisionsfälle entschieden werden sollen. — Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicherweise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen; so wird der tugendliebende Aufklärer mit Behutsamkeit und Vorsicht verfahren, und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist die Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich in's Heiligthum. Allein demungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch Gebrauch von Mißbrauch scheidet ꝛc." So weit Mendelssohn.

Kant beantwortete dieselbe Frage weitläufiger im Decemberhefte derselben Monatsschrift. „Aufklärung — sagt er — ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." — „Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter allem, was nur

Freiheit heißen mag: nämlich die, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen, räsonnirt nicht! Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt, räsonnirt, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt; aber gehorcht!" — Er geht nun näher auf die Bedingungen und den Gebrauch der Aufklärung ein, und sagt alsdann am Schlusse: „Wenn denn nun gefragt wird, leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen, jetzt im Ganzen genommen, schon im Stande wären, oder darein auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs." —

Wie man die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege das Jahrhundert Ludwigs XIV. genannt hatte, so nannte man jetzt die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege das Jahrhundert Friedrichs des Großen; und in der That konnte Friedrich gewissermassen als der Ausgangspunkt der neuen Zeit betrachtet werden, nicht sowohl, weil er die neue Bildung selbsteigen hervorrief, und sie nach seinem Begehren zustutzte, sondern weil er, die Hemmnisse ihrer Entwicklung hinwegräumend, sie sich ihrer innern Natur gemäß selbst entwickeln ließ. — Friedrich, der die zügellosen Schriften seiner Umgangsgenossen in Berlin drucken ließ, konnte wohl an eine Censur nicht denken, wenn gleich auch hier durch dienstfertige Herrendiener, wie durch Zeloten manche Inconsequenzen mit unterlaufen mußten. — Die politische Schriftstellerei war mehrfach beschränkt, obgleich Friedrich Ausfälle gegen seine Person meist leicht hinnahm *).

---

*) Der oben angeführte Grund mag hiebei mehrfach gewirkt haben. Als einst Friedrich zur Zeit der Kaffeeregie durch eine Straße Berlins ritt, bemerkte er einen Volksauflauf. Er schickt seinen Begleiter hin, um dessen Ursache zu erfahren. „Sie haben etwas auf Ew. Majestät angeschlagen," war die Antwort. Friedrich ritt näher hinzu, und sah sich selbst

Digitized by Google

Friedrich hatte in Preußen allen verfolgten freien Denkern ein Asyl eröffnet. Lange nachwirkende Forschungen wurden begonnen, und die gewonnenen Resultate wurden in vervielfältigter Gestalt in's Leben übergetragen. Die errungene Freiheit der Forschung konnte der Theologie nicht ferne bleiben, obgleich hier die größten Hindernisse im Wege standen. Einige Theologen suchten ihre encyklopädischen Grundsätze hinter eine moderne Bibel-Exegese zu verstecken, freier und rücksichtsloser hervortretend, suchten die Erscheinung der verschiedenen Regionslehren, Dogmen ꝛc. auf ihren wahren historischen Standpunkt zu stellen, und bekannten offen, daß wenn diese Erscheinungen ihre Bestimmungen und Zwecke erreicht, es nothwendig sei, daß sie in den neuen Bestrebungen aufgingen, daß der neue Geist der Zeit sich nicht ohne Betrug und Nachtheil seiner selbst in die alten Formen zwängen lasse, sondern daß der jederzeit neue Geist sich auch eine neue Form bilde. Ein großer Kampf begann, und selbst die Frommgläubigen, die sich starr an die alten Formen anklammerten, konnten die Forderungen der Geschichte und der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht mehr ganz ignoriren, sondern mußten sich mit denselben zu versöhnen suchen. — In der Politik gewannen die Grundsätze Montesquieu's, Rousseau's und Beccaria's immer mehr Einfluß.

Auch die schöne Literatur war in Deutschland mit kraftvoller Nationalität erstanden. Friedrich hatte eine Wiedergeburt derselben gehofft und auch in der letzten Zeit geglaubt. Der Widerstreit, in den er mit der Encyklopädisten-Literatur gerathen war, ließ ihn dieß wünschen, obgleich er nicht einsehen konnte, daß dieß bereits geschehen sei. „So sehr ich auch mein Vaterland liebe — schreibt er den 24. Juli 1775 an Voltaire — so kann ich doch bis jetzt nicht sagen, daß es ihnen mit der schönen Literatur gelingt. Es gebricht ihnen an zwei Dingen, an einer guten Sprache und an Geschmack. Der Deutsche ist zu weitschweifig, und in guter Gesellschaft spricht man französisch. Einige Magisterchen und Professoren sind nicht im Stande, der Sprache jene Feinheit und Leichtigkeit zu geben, die sie nur im Umgange mit der großen Welt erwerben

---

auf dem Bilde, wie er in kläglicher Gestalt auf einem Fußschemel saß, und mit einer Kaffeemühle zwischen den Beinen emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgehaltene Bohne auflas. „Hängt es doch niederer — rief der König — daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen.“ — Unter allgemeinem Jubel riß man nun das Bild herunter.

können. Dazu kömmt noch die Verschiedenheit der Dialecte; jede Provinz hat ihren eigenen, und es ist noch nicht entschieden, welcher den Vorzug verdient. Besonders fehlt es aber den Deutschen an Geschmack; sie können bis jetzt die Schriftsteller aus dem Jahrhundert des Augustus noch nicht erreichen. — In der Geschichte würden sie ja nicht den kleinsten Umstand übergehen, so unnütz er auch wäre. — In der dramatischen Kunst ist bis jetzt noch kein Meisterstück vorhanden. Die besten Werke haben sie noch im Fache des Staatsrechts. — Aber wo ein Leibnitz geboren wurde, können auch noch mehre seiner Art erstehen. Ich werde die schönen Tage meines Vaterlandes nicht erleben; indeß sehe ich voraus, daß sie möglich sind." — Den 8. September desselben Jahres schreibt er: „Sie behaupten mit Recht, daß unsere guten Deutschen erst die Morgenröthe ihrer Kenntnisse erblicken; die schönen Wissenschaften stehen jetzt bei ihnen auf demselben Punkt, auf welchem sie in Frankreich unter Franz I. standen. Man liebt sie, strebt nach ihnen, und sie werden von Fremden zu uns verpflanzt. Der dreißigjährige Krieg ist für Deutschand schädlicher gewesen, als man auswärts glaubt. Man mußte mit dem Ackerbau beginnen, dann zu Manufacturen und Handel übergehen. Wenn diese festbegründet sind, entsteht Wohlstand, dem der Ueberfluß, ohne welchen die Künste nicht gedeihen können, folgt. Die Musen erheischen, daß der Fuß des Parnassus vom Pactolus bespült werde. Erst muß man zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann. Athen that es den Spartanern in Wissenschaft und Kunst zuvor. In Deutschland wird man erst dann den guten Geschmack finden, wenn die griechischen, römischen und französischen Schriftsteller emsig studirt werden. Zwei oder drei gutbegabte Männer werden dann die Sprache bestimmen, sie ihrer Barbarismen entledigen, und die Meisterstücke der Fremden in ihrem Lande naturalisiren. Ich für meine Person werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem ersten Entstehen etwas beigetragen; aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Dritttheile seines Lebens von unaufhörlichen Kriegen geplagt ward, oder die Uebel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte, und überdieß zu einem so großen Unternehmen viel zu geringe Talente besitzt?" — Diese letzte Aeußerung mag einigermaßen die wenige Sorgfalt für das Erwecken einer deutschen National-Literatur erklären, stets wird es jedoch Friedrich zum Vorwurf gereichen, daß er noch immer deutsche Literatur von sich entfernt haltend, dennoch nach den Ein-

drücken, die er in seiner Jugend erhalten, noch immer jetzt die ganze deutsche Literatur leichtfertig beurtheilte.

Friedrichs Augenmerk, das in der letzten Zeit mehr auf deutsche Literatur und Bildung gerichtet war, veranlaßte ihn sogar zur Ausarbeitung einer Schrift über dieselbe, die er im Jahre 1779, als er im Winterquartire zu Breslau war, vollendete. Diese Schrift schließt zwar mit den Worten: „Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es gerne sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Gunst, die unsern guten Schriftstellern zu Theil wird, von einem Ende Europens zum andern sich verbreitet.“ Wenn man aber bedenkt, daß diese Schrift kurze Zeit vor des großen Lessings Tode ausgearbeitet und ausgegeben wurde, wenn man bedenkt, daß ein König, der wenig Deutsch kannte, in französischer Sprache über deutsche Literatur und Sprache schrieb, der die neueste Literatur nicht kannte, und dennoch den Franzosen ein absprechendes Räsonnement hier bot — wenn man dieß Alles zusammennimmt, und noch dazu das rege Leben in der deutschen Literatur und den aufkommenden Haß gegen die oberflächlich selbstgefälligen Franzosen rechnet, so mag man den Eindruck dieser Schrift in Deutschland ermessen.

Alle deutschen Schriftsteller hatte Friedrich von seinem näheren Umgange fern gehalten, einen Ramler, der der Horaz des preußischen August sein wollte, nicht minder, als einen Lessing, der frei und selbständig seine Bahn vollendete *). Je weniger aber die deutsche Muse genöthigt war, die Livree irgend eines Fürsten zu tragen, um so freier und ungehinderter bewegte sie sich. Lessing und Klopstock wurden, jeder nach seiner eigenthümlichen Weise, die Schöpfer einer

*) Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß Friedrichs ganzes Leben, seine Thaten wie seine Neigungen, mittelbar zum Wiederaufleben der deutschen Literatur beitrug. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt — sagt Göthe — kam durch Friedrich den Großen, und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Mehr als mittelbar aber, konnte Friedrich nie Einfluß auf die deutsche Literatur üben.

In seinem Gedichte: „Die deutsche Muse,“ sagt Schiller:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.“

neuen deutschen National-Literatur, beide vom wahren Geiste des griechischen Alterthums erfüllt, doch Klopstock mehr zugleich in die altgermanische Denkweise heruntersteigend, und die durch das Christenthum gewonnenen Ideen in poetischer Form darstellend; Lessing dagegen mehr als sondernder scharfer Kritiker, und in seinen poetischen und prosaischen Produkten mehr das Allgemein-Menschliche hervorhebend. Lessing hatte zwar in seiner „Minna von Barnhelm" das erste deutsche National-Lustspiel aufgestellt, und strebte überhaupt, deutsche Literatur und Bildung in eigener Selbständigkeit zu schaffen, dennoch aber begann schon er die deutsche Literatur zur Welt-Literatur auszubilden. An die beiden Hauptrichtungen dieser Männer schlossen sich eine große Anzahl ewig verehrungswürdiger Männer, wie Herder, Mendelssohn, und viele andere an. Journale und Zeitschriften besprachen die materiellen, mehr aber noch die geistigen Interessen der deutschen Nation. „Die allgemeine deutsche Bibliothek" und andere, konnten bei der fast unbeschränkten Preßfreiheit in Preußen die Angelegenheiten frei und rücksichtslos behandeln, viele Streitigkeiten der Literaten erregten die Aufmerksamkeit und schärften das selbstständige Urtheil des Publikums. Von Preußen aus und durch das von seinem Könige befolgte System ward so die geistige Wiedergeburt der deutschen Nation angeregt. Der Zeitraum nach dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, wurde zu einer der schönsten Perioden in der deutschen Geschichte.

Während aber die deutsche Literatur immer mehr an Selbstständigkeit, Würde und Ausdehnung gewann, erhielt sich gleichwohl eine nicht unbedeutende Richtung unter den deutschen Schriftstellern, die der frivolen Philosophie und der Poesie der Encyklopädisten huldigten. Als der geistreichste unter denselben muß Wieland angesehen werden, der auch für diese Richtung ein eigenes Journal „der deutsche Merkur" begründet hatte. Von den verschiedensten Seiten ward nun der Kampf gegen diese Richtung wie gegen Gallomanie überhaupt geführt. Als einer der namhaftesten Kämpfe gegen die nach Form und Inhalt verfehlte französische Poesie, kann eine Kritik der Poesies diverses in dem zweiten Jahrgange, der seit 1759 von Nicolai, Lessing, Mendelssohn und andern herausgegebenen „Briefe, neueste Literatur betreffend," betrachtet werden. Diese Kritik — deren Verfasser Mendelssohn ist — beurtheilt die Gedichte Friedrichs zwar mit der nöthigen Rücksicht, aber mit einer feinen Ironie, die sowohl den unpoetischen Gegenstand, als auch die unphilosophische Richtung trifft. Ueberhaupt kehrte sich die in Opposition und Kritik

erstarkte deutsche Literatur immer heftiger gegen die Verirrungen der damaligen französischen Philosophie und Poesie. Göthe, in der ersten und kräftigen Periode seines Lebens, als er noch nicht in höfisches Vornehmthun zurückgezogen, sich über die Tendenzen der Zeit erhaben dünkte, und nur Allem, was ihn beweihrauchte, Beifall zulächelte; der junge Göthe — der mächtig einzuwirken begann auf deutsche Kunst und deutsches Leben, der gegen Wielands Ungeschmack wie gegen Bahrdts Afteraufklärung den siegreichen Kampf bestanden — trat in seinem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" gegen manche Verirrungen der damaligen deutschen Poesie und Wissenschaft, wie gegen die damalige Politik, und also gegen Friedrich und das preußische System auf. Wie er Herders bunte Ideologie des Orients in dem „Lichter weg" ꝛc. des Marktschreiers, die nichtssagenden Leiergedichte mancher kunstgerechten Poeten in dem Marmotte, den Schulreformator Basedow, der sich einbildete, daß sich Alles machen ließe, in dem gutmüthigen Mardochai, und Andere in verschiedenen scharfen Zügen persiflirt und karrikirt, so hat er in Friedrich, der als Ahasverus, Haman, der als Hertzberg oder d'Argens oder als beide zugleich vorgestellt wird, die ganze preußische Regierungsweise mit unübertroffener Schärfe angegriffen. Zwar hat Göthe später dieses Produkt verändert, und manche allzuanstößige Stelle gestrichen, aber auch in seiner veränderten Gestalt ist die Richtung gegen das preußische System sichtbar. Es mußte Göthe wie alle besseren Köpfe der deutschen Nation empören, Alles bloß zur äußern gesetzmäßigen That gemacht zu sehen, wo jede innere selbsteigene Willensbestimmung negirt wurde, daß die Menschheit gleichsam wie eine Wachtparade einexercirt, und dadurch jede Individualität erdrückt wurde. Die Zeit selbsteigener Schöpfung und Gesetzgebung in Staat, Wissenschaft und Kunst war gekommen, und Friedrichs Bestimmung war erfüllt. — —

## Friedrich's Tod.

Viele seiner Kriegesgefährten hatte Friedrich nach und nach dahin sterben sehen müssen. Auch die Reihen seiner Vertrauten lichteten sich allmälig. Der Tod des ihm ganz ergebenen Marquis d'Argens (den 26. December 1771) betrübte ihn sehr. Friedrich selbst sah stets wohlgemuth dem Tode entgegen, und äußerte hiebei nur den Wunsch, daß er, ehe er zu seinen Berufspflichten unfähig würde, bei guten Kräften plötzlich sterben möge. „Nicht jeder hat das Glück, unsterblich zu sein, wie Sie — schreibt er den 5. December 1775 an Voltaire. — Unser guter Patriarch bleibt stets derselbe. Ich hingegen habe schon einen Theil meines Gedächtnisses, die geringe Imagination, die ich habe, und meine Beine nach dem Ufer des Cocytus geschickt. Das schwere Gepäck geht voran, bis dann die ganze Armee folgt. Dieß ist eine Disposition der Arriere-Garde, der die Herren Fequieres und St. Germain ihren Beifall nicht versagen würden.“ Den 8. April 1776: — „Nun zu mir armen

Achilles, der ich indeß weder an der Ferse noch an den Knien und Händen unverwundbar bin. Madame Gicht spazirt nach und nach durch meinen ganzen Körper, und hat mir wieder eine gute Lection in der Geduld gegeben. Nur mein Kopf ist von Anfällen verschont geblieben. Gegenwärtig habe ich mich von dieser Harpye scheiden lassen, und ich hoffe wenigstens auf einige Zeit von ihr befreit zu werden. — Die Jahre müssen unsern zerbrechlichen Mechanismus wohl zerstören, da sie Alles vernichten. Meine Festung ist schon unterminirt. Ich vertheidige nur noch die Citadelle, und überlasse die Außenwerke der überlegenen Gewalt, die durch einen gut veranstalteten Sturm bald mit mir fertig sein wird." — So ließ sich Friedrich durch die Beschwerden des Alters nicht niederdrücken, sondern überwand dieselben mit einem echt stoischen Heldenmuthe. Den 30. Mai 1778 starb nun auch Voltaire, und Friedrich schrieb im Winterlager eine Lobrede auf ihn, die er in der Academie vorlesen ließ. d'Alembert war nun noch der einzige, dem Friedrich in Traulichkeit sich bisweilen ergießen mochte, als auch dieser den 29. October 1783 starb.

Den 8. Januar 1769 hatte Friedrich sein Testament aufgesetzt, das folgendermaßen lautet. „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen zu regieren ich die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in der Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europens den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachläßigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen. — 1) Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die ihn mir geliehen, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt, und will

auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sans-Souci oben auf den Terassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege, oder auf der Reise sterben; so begrabe man mich am ersten besten Orte, und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sans-Souci an den bezeichneten Ort bringen. — 2) Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenäle, alle von mir eroberten und ererbten Länder, alle Kronjuwelen, die Gold- und Silber-Service, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten 2c. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volks angewendet werden darf. — 3) Wenn es sich nach meinen Tode zeigen würde, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille. — 4) Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, der ihr zur Residenz angewiesen werden könnte, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims, und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebührt. — 5) Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen, und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates stets als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem Privat-Vortheil verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen. — 6) Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahle.“ In achzehn Artikeln bestimmt er

hierauf die Geschenke, die er seinen Verwandten machen will, und fährt dann fort: 25) „Ich empfehle meinem Thronerben, mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn auch besonders für diejenigen Offiziere, die in meinem Gefolge gewesen sind, Sorge zu tragen, daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, von Krankheiten niedergedrückt, im Elende verkümmere. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben. — 26) Ich empfehle demselben auch meine geheimen Secretäre, sowie alle Diejenigen, welche in meinem Kabinete gearbeitet haben. Sie besitzen Gewandtheit in den Geschäften, und können ihm bei seinem Regierungsantritte über viele Dinge Aufschluß geben, wovon nur sie Kenntniß haben, und wovon selbst die Minister nichts wissen. — 27) Auf gleiche Weise empfehle ich ihm, Alle die mich bedient haben, sowie meine Kammerdiener. Ich vermache für Zeysig, in Rücksicht seiner ausgezeichneten Treue, 2000 Thaler; und 500 Thaler für meine Garderobediener; und ich schmeichle mir, man werde ihnen ihre Pensionen so lange lassen, bis man sie anderwärts schicklich versorgt hat. — 28) Einem jeden Stabsoffiziere von meinem Regiment und von Lestwitz, wie auch von der Garde du Korps vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unserer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unsere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden sind. Jedem Soldaten von diesen vier Bataillonen vermache ich zwei Thaler, und eben so viel einem jeden von der Garde du Korps. — 29) Sollte ich vor meinem Tode noch ein von mir eigenhändig geschriebenes und unterzeichnetes Codicill beifügen; so soll es mit diesem Testamente gleiche Kraft und gleiche Gültigkeit haben. — 30) Stirbt einer meiner Legatarien vor mir, so ist das Legat vernichtet. — 31) Sterbe ich auf einem Feldzuge, so ist mein Universalerbe nicht gehalten, die Vermächtnisse auszuzahlen, bis nach hergestellter Ruhe. Während des Krieges hat Niemand das Recht, Etwas zu fordern. — 32) Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Der Zufall, der in dem Schicksale der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt: und darum, daß man König ist, ist man nicht besser, als die übrigen. Ich empfehle allen mein Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben, und nicht zu vergessen, im Nothfall

ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern. — Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o! möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern. — 33) Den regierenden Herzog Karl von Braunschweig ernenne ich zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens. Von seiner Freundschaft, Aufrichtigkeit und Redlichkeit erwarte ich die Vollziehung desselben.“

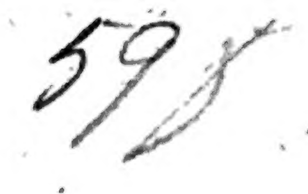
Mit ruhiger Zuversicht und einzig in dem Bewußtsein der stets erfüllten Pflicht verlebte Friedrich das Ende seiner Tage. In der gewohnten Ordnung, mit demselben Nachdruck und derselben Genauigkeit besorgte er alle Regierungsgeschäfte, und erheiterte dann wieder seinen Geist durch geistreiche Lectüre. Trotz der wiederholten Anfälle des Podagra, und anderer körperlicher Leiden, unterzog er sich alljährlich den mühevollen Revüereisen. Im August 1785 trat er, ungeachtet seiner sichtlichen Körperschwäche und der Abnahme der Kräfte, die Reise zur schlesischen Revüe an. Sechs Stunden lang war er bei heftigem kalten Regen in seiner gewöhnlichen Kleidung zu Pferde. Diese starke Erkältung zog ihm ein heftiges, doch bald vorübergehendes Fieber zu. Als er nach Potsdam zurückgekehrt war, wurde er von einem heftigen Stickflusse befallen, der jedoch gleichfalls durch schnelle Hilfe bald gehoben wurde. Ein heftiges Podagra verhinderte ihn darauf, den Potsdamer Herbst-Manövern anzuwohnen; er gab jedoch die Dispositionen zu denselben im Zimmer. Von dieser Zeit an zeigten sich mannigfache Körperleiden, innere Beängstigungen, Unruhe und Schlaflosigkeit bei Nacht, häufiger unwillkürlicher Schlaf bei Tage. Im Februar 1786 zeigte sich Wassersucht, sowohl in der Brust als dem Unterleibe und den äußeren Theilen; Friedrich konnte sich jedoch nicht davon überzeugen, daß er von dieser Krankheit befallen sei. Da er es im Bette liegend nicht mehr aushalten konnte, brachte er die letzten sechs Monate ununterbrochen auf einem Lehnsessel sitzend zu. Im April fuhr er nach Sans-Souci, wo er auch noch einige Spazierritte machte. Da ihm sein Leibarzt Selle seine Krankheit für unheilbar erklärt hatte, ließ Friedrich den hannöver'schen Leibarzt, Zimmermann, kommen. Auch dieser fand

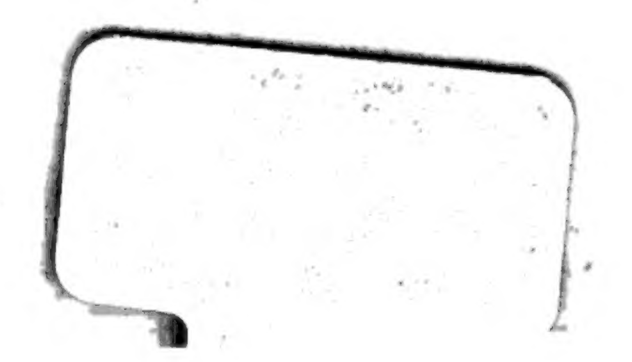
die Krankheit unheilbar, gab jedoch Mittel zur Linderung; Friedrich, der die Kunst der Medicin überhaupt geringschätzte, konnte es nie über sich gewinnen, die gebotene Diät zu beobachten. — Täglich ließ er — wie in den gesundesten Tagen — seine Kabinetsräthe vor sich kommen, und ordnete Alles. Er hörte nicht auf zu regieren, als am Tage vor seinem Tode. — Den 17. August 1786 Morgens um zwei Uhr verschied er. Selbst Fürst Kaunitz sagte bei der Nachricht von seinem Tode: — „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren." —

5859230B

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google